# Ironie des Lebens.

Novelle

von

Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

*Erster Theil.*

Wien.

Bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. P. Bellinger.

# Vorwort.

In der Vorrede beabsichtigte der Autor, sich seinem Leser vorzustellen, und erwartet dann, selbst wenn das Buch mißfallen sollte, nur den schonenden Ausspruch eines Bekannten. Ich hege eigentlich nicht geringe Abneigung gegen Vorreden. Dennoch will ich jezt mit einer beginnen, die theils zu meiner Entschuldigung, theils zum Verständnisse des Buches beitragen soll. Sie möge den Thatbestand, der dem Leser vorgelegt wird, ergänzen, das Endurtheil aber bleibe ihm allein und völlig überlassen.

Jahrelang trug ich die Aufgabe des vorliegenden Buches im Kopfe. Mag die Liebe in ihrer Veranlassung und Entstehung willkürlich und unbedeutend erscheinen, ihr Verlauf wird ernster, ihre Folgen und Wirkungen sind oft großartig und erhaben. Sie entscheidet mehr oder weniger über das Glük, über die Richtung jedes Einzelnen, und auch auf die Geschike der Gesammtheit

übt ſie nicht ſelten unverkennbaren Einfluß. Wie manche große That der Geſchichte bedurfte eines von ihr begeiſterten Willens; in der modernen Zeit hat ſie ſich zwar größtentheils in das Privatleben zurükgezogen, aber ihre negativen Nachwirkungen ſind nicht zu überſehen, und nach ihrem kurzen Aufſchwunge ſcheint ein nicht geringer Theil der Helden des Tages wie geöffnete Flaſchen zu verrauchen. Das Weſen der Liebe ſtellt ſich in unberechenbaren Widerſprüchen dar; ihr Aufwand an Blüh'n und Duften iſt oft nicht mehr als eine prächtige Phraſe, die einen kurzen gemeinen Trieb koſtbar verhüllt, — oft aber wieder hat ihr Samenkorn Anſpruch auf himmliſche Abkunft. Ich verſuchte ihre Phaſen aufzugreifen, die Geſchichte ihrer Entwikelung zu verfolgen, und ſo einen Beitrag zu ihrer Auslegung zu bereiten. Bald fand ſich ein paſſendes Gerüſte von Thatſachen, der Vorwurf war der Ausführung werth, und der Verlauf des Werkes verſprach nebſtbei Anregung zu vielſeitigen Gedanken und Betrachtungen.

Endlich im Vorfrühlinge des Jahres 1835. begann ich in ländlicher Abgeſchiedenheit das Werk. Faſt unwillkürlich wurde die Natur, das Landleben der Hintergrund desſelben, manche landſchaftliche Gemälde ſind getreue Abriſſe damaliger Umgebung. Vieles fügte die Phantaſie, der Wunſch hinzu, und unbeſchadet des Hauptganges

der Novelle ſollte das Bild eines glüklichen Landaufenthaltes in edler Geſellſchaft vorgelegt werden.

Unter ſolchen Verhältniſſen ſchritt das Werk raſch vorwärts und ſchon im Sommer desſelben Jahres waren ſieben Kapitel daran geſchrieben. Sie bilden die erſte Abtheilung der Novelle und runden ſich einigermaßen zu einem Ganzen. Eine Doppelheirat bot einen füglichen Ruhepunkt, und das dritte Paar war bisher kaum erſt aus dem Hintergrunde der Nebengruppen hervorgetreten. Die Geſchichte dieſer ſieben Kapitel verlief im kurzen Zeitraum eines einzigen Landaufenthaltes; die Fortſezung verlangte einen bedeutend längeren. Es galt die Schikſale der Vermählten nach der Trauung zu entwikeln, und nebſtdem die Fortbildung jenes dritten Paares zu beobachten. Der Frühling der Liebe ſtand am Ende dieſes erſten Theils in voller überſchwänglicher Pracht; der Leſer ſollte ihre Fluren auch im Herbſte betrachten und ihrer Ernte beiwohnen.

Der weitere Plan des Buches war damals bereits ausgebildet; die Liebe ſollte den zwei vereinten Paaren nur herbe Früchte tragen, und das Dritte, dem allein ihr Glük noch möglich war, früh und für immer getrennt werden. Meine damalige Weltanſicht erkannte die Liebe als eine Ironie, die ſich das Leben gegen unſer Herz erlaubt; doch wie groß auch ihr Irrthum diesſeits ſein

mochte, ſie durfte nur über die Gränzen der Endlichkeit flüchten, um Antheil an ewiger Wahrheit zu gewinnen. Dieſe Andeutung ſchien mir genügend um den Schluß der Novelle zu beruhigen.

Um dieſe Zeit beſchwerte ſich Dr. E. B., der gütige Beurtheiler mehrer meiner Novellen, daß man am Ende der meiſten in ein Thal Gethſemane blike, und mein geehrter Freund Dr. H., dem ich den Plan der vorliegenden Novelle mittheilte, warnte mich vor dem zerriſſenen Ausgange, der den Eindruk des Werks für Viele ohne milde Verſöhnung laſſen würde. Ich hatte Zeit genug, über dieſe Winke nachzudenken, denn jahrelang ſezte ich die Feder nicht mehr an die Fortſezung.

Berufgeſchäfte nahmen meine Zeit in Anſpruch, geänderte Lebenverhältniſſe verlangten größere Aufmerkſamkeit, und vielfache ernſte Studien und Reiſen gleichen Entzwekes hielten mich vom begonnenen Werke entfernt. Ich ward unterdeſſen faſt um ſo viel älter, als es die Perſonen meiner Novelle im Verlaufe derſelben werden ſollten; es konnte ſomit auch an Erfahrungen und Erlebtem nicht mangeln. Die Thatſachen gehören nur den geſchloſſenen Blättern eines Tagebuchs an, aber die Reſultate blieben nicht ohne Einfluß auf meine Weltanſicht. Als ich mich endlich in den erſten Monaten des laufenden Jahres entſchloß, dieſe Novelle, ſo gut es noch ge-

hen mochte, zu beenden, war ich ein Anderer als ich beim lezten Kapitel des erſten Buches geweſen war, und nur mühesam fand ich Anknüpfpunkte an damalige Stimmungen. Unterdeſſen hatte ich aber auch beſchloſſen, den früheren Entwurf nach dem Rathe meiner Freunde abzuändern. Die Entwikelung der Geſchichte paßte jezt vielleicht weniger zum Titel, den ich ſtehen ließ, und jedenfalls veranlaßte die nöthig gewordene längere Fortſpinnung der Ereigniſſe eine andere Darſtellung derſelben. Ich durfte mich jezt nicht mehr mit gemächlicher Auslegung, mit gleichmäßiger ſtätiger Durchführung des Einzelnen befaſſen, ich war gezwungen, oft nur Umriſſe zu geben und Zwiſchenräume zu überſpringen oder durch allgemeine Betrachtungen nach Möglichkeit zu verdeken. Das zweite Buch der Novelle mußte mehre Jahre in ſich ſchließen.

Aber überdies wurde die endliche Ausführung noch durch vielfache Hinderniſſe gehemmt, durch ungünſtige Störungen unterbrochen. Ich vermochte faſt nie jene freie Stimmung zu gewinnen, die zur Hervorbringung eines Kunſtwerkes nothwendig iſt, und nur dem feſten Entſchluſſe, das Werk zu beenden, gelang es, ungeachtet ermüdender Mißlichkeiten, endlich damit zu Stande zu kommen.

Indem ich dies Buch den Leſern übergebe, verkenne ich nicht, daß der Grundton der zweiten Abtheilung von der erſten unverkennbar abweicht, daß die Ausfüh-

rung nicht gleichmäßig fortſchreitet, und daß man manchen Einzelnheiten die müde Stimmung des Verfaſſers abmerkt.

Geringes Bedenken erregt mir die vorherrſchende Mode des literariſchen Geſchmakes, die faſt nur pikante Flugſchriften begünſtigt und ſelbſt dem Gedichte die Wappnung der Parteien aufdringt. Die lezte Lehre dieſes Buches: werdet wiſſender und frommer und tugendhafter! iſt der Friedenruf, der den Fortſchritt der Welt verbürgt, den die Edlen aller Meinungen gewiß nicht anfechten werden.

Trieſt, im Herbſte des Jahres 1840.

# Erſtes Buch.

# Erſtes Kapitel.

Die Sonne eines Frühlingnachmittags glühte. Ueber den Bergſteg fielen die Schlagſchatten des Schwarzwaldes; im Geſträuche zwitſcherte das Geſchlecht der Meiſen und eine klare Bergquelle ſprang geſchäftig über den Weg. Nebenan ſchwoll der köſtlichſte Raſen, das Harz der Tannen duftete und die Blüten des Wieſenwuchſes; der Waldplaz war ſtill wie eine einſame Inſel und außer den einfachen Lauten der Natur kein Ton zu vernehmen. Aber bald änderte ſich die Szene: Schellengeläute ertönte, mit Geſprächen wechſelnd, es kam näher, und bald bog ein ſchöner fröhlicher Zug, auf Mäulern und Eſeln reitend um die Eke des Schlehengebüſches. Die Karavane erſchien abenteuerlich in der ſtillen Natur. Ein ſchöner junger Mann führte ſie an; ſein knappes Kleid war von dunkler Farbe, mit off'ner Bruſt, wie es reiſende Künſtler vorzugweiſe belieben; über lichtbraunen Loken ſaß das Sammetbarret und eine Laute hing an ſeiner Seite. Er ſchien einem alten Minneſänger nicht unähnlich; in ſeinem Auge glühte der Strahl der Begeiſterung und feuriger Jugend. Ein blühender Hagroſenzweig trieb als Gärte ſein Maulthier zur Eile. An ihn ſchloſſen ſich ungefähr zwanzig Perſonen verſchiedenen Alters

und Geschlechtes: schöne heitere Kinder, einige Männer, der Mehrzahl nach aber Frauen. Es waren einige sehr schöne Köpfe darunter; vor Allen mußte ein halbwüchsiges Mädchen das Auge fesseln. Sein Wuchs war zart und lilienhaft, schlank und edel erhob er sich, und nur das Haupt senkte sich ein wenig wie die Krone der eben genannten Blume. Es stand in dem schönen Alter, da der geheimnißreich sich bildende Busen, die fromme Reinheit der Färbung, das wachsende Ebenmaß der Glieder die Vollendung der Kindheit darstellt und die nahe Jungfräulichkeit ankündet. Alle Personen des Zuges waren phantastisch geschmükt und die Thiere mit Blumengewinden, Bändern und Schellen behängt. Den Zug beschloß ein kleines graues Männchen; es hatte die Farbe seines Leibefels so glüklich getroffen, daß es mit diesem ein Kentaur zu sein schien. Sein Gesicht trug Spuren verwischter Schönheit, deren zurükgebliebene Züge jedoch das Leben, die Erfahrung, Leidenschaften und vielleicht die eigenthümliche Weltanschauung des inwohnenden Geistes seltsam verwirrt hatten; der Mund lächelte fast beständig und schien doch nie froh: dazwischen stand eine schöne, edel geformte Adlernase, die aber mit dem Zwiespalte des Gesichtes auch nicht zu versöhnen vermochte. Der Kopf glich dem eines gefallenen Engels; aber überraschen mußte, daß dieser Kopf reiche, flammenrothe Haare trug; dies Spiel der Natur war aus keinem Zuge des Gesichtes zu erklären, es stellte sich als ein pikantes Bonmot des Zufalls dar. Wer diese Bergwanderer seien, war aus dem Anblike allein nicht leicht zu errathen. Mit reisenden Künstlern, seien es Schauspieler oder Seiltänzer, trugen sie einige Aehnlichkeit, doch erschien manches

Geſicht zu bequem, zu ernſt und bedächtig; — man hätte ſie für eine galante Zigeunerbande halten können, aber die weiße Färbung der Damen widerſprach der egiptiſchen Abkunft; — mindeſtens erſchienen ſie als Abenteurer, als intereſſante Wanderer des romantiſchen Italiens oder Spaniens. Die Wahrheit lag jedoch näher, es waren gute Deutſche, und der Ausflug, den die Familie von Erbach veranſtaltete, ging auf die ſchöne, ihrem Sommeraufenthalte nahe liegende Alpe. Die junge Frau mit dem heiteren Zuge der Befriedigung ehelicher Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit im Antlize war die Baronin, der ſechsjährige Knabe an ihrer Seite ihr Erſtgeborner und der Mann mit dem edlen klugen Blike ihr Gatte. Der Maler Adlerherſt führte den Zug, ein akademiſcher Freund des Grafen Adolph, und das Mädchen mit dem Blumenwuchſe war Julie, die jüngſte Tochter des befreundeten Hauſes von Schwangau. Der Magiſter Irrwiſch, der Hofmeiſter des Grafen Leander, beſchloß den Zug. Die Rede wechſelte anmuthig und heiter, ohne mit einzelnen Erörterungen zu beläſtigen. Scherz und Geſang gaben, klug und mäßig vertheilt, der Unterhaltung höheren Reiz. — Der Wald war durchſchritten; man kam zu einer Bergwirthſchaft; ein Wagen mit friſchgemäh'tem Heu beladen fuhr eine Weile vor der Geſellſchaft, die ſich am Dufte desſelben erquikte. Bald darauf kam man zur hochgelegenen Wallfahrtkirche. Ueber die Kuppe, auf der ſie ſtand, gingen im Munde des Volkes manche Hexenſagen; das Kirchlein war mit hohen Mauern umgeben, es ſchien in der That, als ſollten ſie das Heiligthum gegen die böſen Geiſter vertheidigen. Ein Gewitter war im Anzuge, die ſieben Gleken des Schiefer-

thurms läuteten. Wirklich schien das fromme Mittel nicht ohne Wirkung, die Hagelwolken zogen schonend vorüber.

Nun gelangte der Zug in die eigentliche Alpenwelt. Der Holzwuchs wurde gedrükter; Heidekraut und Gestripp nahm seine Stelle ein, daneben aber standen die schönsten Alpenwiesen. Eine Wendung des Weges bot den lezten Ausblik über eine weite reizende Landschaft. Die röthere Färbung des sinkenden Tages glimmte schon in den Tiefen.

Schönes deutsches Vaterland! rief der Maler in hoher Entzükung und hielt sein Maulthier an. Wirklich war die Aussicht wunderbar schön. Das herrlichste Seitenthal stellte sich dem Anblike dar, in der heitern Färbung standen einzelne Wäldchen, reizend wie Nachtigallbüsche, dazwischen lagen in buntgewürfelten Feldern die Güter der Menschen und ihre Wohnungen, denen die Ferne jeden Mangel, den der Eigenthümer fühlen mochte, benahm und nur den neidwerthen Ausdruk des Stillebens ließ. Keine Heerstraße lief durch das ländliche Gemälde, der blaue umwaldete Fluß nahm ihre Stelle ein und bewegte sich gemächlich in der anmuthigen Umgebung. Die Aussicht in die zur Seite liegende Hauptfläche des Landes verdekte ein Nebengebirge.

Die Karavane hielt; jede der Damen fand sich berufen, ihrem feinen Sinne für Naturgenuß Luft zu machen, und der beifälligen Ausrufungen war kein Ende. Des Magisters Leibthier ging einen schwachen Paß; eben als Fräulein Rosalie in hohem Pathos über die Schönheit der Natur sich zu ergießen anfing, kam es erst bei der übrigen Gesellschaft an. Es blieb aus freiem Willen stehen, strekte den blumengezierten Kopf in die blaue Luft hervor und fing

in der wohlbekannten Weise der Esel sehr vernehmlich zu wiehern an. Halb unwillig, halb zum Lachen aufgeregt, wendete die Gesellschaft die Blike auf das Thier. Die Damen kreischten, die Empfindsamen wollten es durch Wehen mit den Tüchern zum Schweigen bringen, und nur die Kinder jubelten entzükt. Es ließ sich aber durch nichts irre machen und schrie so viel es vermochte. Der Magister hörte ernsthaft und wohlgefällig zu und streichelte ermuthigend seine Mähnen.

So finde ich denn endlich, mein liebes Vieh, den unumstößlichen Beweis dafür, daß du einen feinen, aber auch tiefen Geschmak an der schönen Natur besizest; zwar ich habe nie daran gezweifelt, aber uns ist es auch um die anderen Leute zu thun, nicht wahr, mein guter Junge? Und warum sollte ein Esel nicht fein fühlen, Hochansehnliche? Sind seine langen Ohren nicht gleichsam Fühlhörner, mit denen er um sich wittert, — Sensitiven, sechste Sinne?! Oder wollten sie das Wesen nach der Gestalt beurtheilen und den inwohnenden Geist übersehen?! Sollte man eben nur damals klug sein, wenn man Platons Hahn ohne Federn ist, und sollte die graue bescheidene Tracht meines Freundes nothwendiger Weise jeden Esel zu einem Esel stämpeln? Endlich was für ein Vorurtheil haben sie gegen die Gestalt eines Esels? Ich wollte, ich trüge sie, wenigstens Hufe, um mich beschlagen zu lassen, statt meine schlechten Waden in gute Strümpfe zu versteken. Ein Esel ist diesfalls besser versorgt, als wir: er hat vier Füße, längere Ohren und einen Schweif. Als ich jünger war und noch mehr wünschte, hätte ich am liebsten einen Esel zu meinem Eleven gehabt, oder doch zu meinem Hofmeister.

Ich möchte dir gern brüderlich die Hände drüken, Graurok wenn du nicht Hufe hättest; aber laß deinen Muth nicht sinken ob der Verachtung der Welt. Worauf gründet sich diese? — eigentlich nur auf deinen Namen; hießest du Zebra oder Giraffe, man trüge Moden nach dir. Drum schlag' ich hiermit feierlichst vor, dich von nun an Distelfink zu nennen; denn dann ist's gut und du bist bei Ehren.

Aber ich habe sichere Beweise, daß sie dich dennoch lieben, mein Fink; ja die Liebe zu dir liegt verblümt im Egoismus der modernen Zeit, — du bist ihr Stier Apis, ihr goldnes Kalb. Darum führten sie auch den berühmten Prozeß um den Schatten des Esels, und hatten vergessen, daß sie sich selbst im Lichte standen. Deine antike Einfalt ist edel und rührend; während ich dich lobe, Fink, frißest du gelassen den Kranz von den Ohren deiner Gevatterin, der schlimmen Liese. Ich hätte Gelegenheit, hiervon einen neuen Beweis für deine ästhetischen Studien zu nehmen, allein ich schweige; dein empfindsamer Blik in diese romantische Gegend, der laute Beifall, den du hierbei aussprachst, genügen mir. Ueberhaupt spreche ich mehr zur Bekehrung der Hartgläubigen, als um dir und deines Gleichen das Wunschwerthe eurer Existenz zu deduziren; dein Selbstbewußtsein stellt es in's beste Licht. Wann ist je ein Esel ein Mensch geworden, und wie oft umgekehrt?! O gewiß, ihr fühlt euch, und habt auch euren Kastenstolz, — und sollte es nicht auch unter den Eseln Bevorrechtete geben, wie in den beiden Königreichen Tsi und Lou, und Weise und Dichter? Vielleicht, mein edler Freund, bist du ein Matador, ein Mandarin unter den Eseln, und ich sollte mit dir auf keinem so vertrauten Fuße stehen. Doch genug — ha —

und sieh', du scheinst zu wissen, wie viel auf irdisches Lob zu halten ist!

Der Esel beging eine Unart, vielleicht die einzige, deren ein Esel fähig ist; der Magister ließ ihn die Gärte führen; da es an dieser Stelle eben fortging, sprengte der Hengst in einen Galopp ein, Irrwisch verschwand alsobald hinter der Wendung.

Der Abend malte das Thal nur noch schöner, aber die verlorne Stimmung war nicht mehr zu finden. Man lachte und bemerkte über den Esel, über die Natur und den Magister dies und das, warf noch ein paar entzauberte Blike auf die vorher bewunderte Landschaft und sezte endlich trillernd, pfeifend und scherzend den Weg fort. Die Kinder hatten den Magister bereits im Triumphe begleitet. Der Weg wurde steiler, die Lust und Lebendigkeit verlor sich allmälig, und Jeder war bemüht die Beschwerde des Weges auf's bequemste zu bestehen. Eine einsame alte Birke stand am Wege, ihre hängenden Zweige bewegten sich im Abendlüftchen und bedekten und verhüllten einige Namenzüge, die in die weiße Rinde geschnitten waren; neben der Birke lag ein Felsenstük, dessen bemoos'te Fläche für ein paar Menschen Plaz hatte. Man ließ die Thiere abermals ein wenig verschnaufen. Die Sonne fing eben hinter den Abendbergen zu versinken an, zu ihren Füßen lagen geballte Wolkenmassen, besiegte Titanen; sie waren unkräftig erlegen; Phöbus-Apollon stellte den purpurnen Fuß auf ihren gekrümmten Naken und stieß sie vor sich in die Tiefe. Lange goldene Strahlen liefen über den Himmel und in Osten errötheten zarte, vorher kaum sichtbare Gewölke. Es war die wunderbar süße Stunde des Abends.

Unten über die Thäler zog seine geheimnißvolle Dämmerung und die Ferne verschwand; die Alpe schien ein grüner Betschamel, in die heiligen Lüfte entrükt, und der Gebetruf des Abends ging keinem Herzen verloren. Einzelne Töne eines Alpenhorns ließen sich in der Ferne hören und näher sang nun eine Sennin ein rasches Lied. Man hatte länger verweilt als man gewollt, und überrascht sah man nun kaum mehr den Weg, der gemacht werden sollte. Aber der Alpenwirth hatte die Ankunft der Herrschaft gewußt und seine vier rüstigen Knechte entgegen gesendet; sie brachten Harzfakeln mit. Bald waren diese entzündet und vertheilt; im wohlthuenden Gefühle völliger Sicherheit wurde der Weg fortgesetzt. Die vier Bursche begannen eine Alpenweise, und drehten und unterdrükten die Stimmen so eigenthümlich und seltsam, daß sie oft nur wie ferner Wiederhall tönten. Dazwischen erzählte Adlerhorst den Kindern seltsame Mährlein; den Kleinen schauderte die Haut, wie die winzigen Bergelfen um sie hüpften und humpelten, und Tannenhauser vom grünen Walde sang. Der Maler, dessen lebendige Phantasie selbst durch diese traumhaften Fabeln erhöht und erglüht war, schien unerschöpflich, und Irrwisch schrekte mit grasslichen Frazen, machte alle Thierstimmen nach und glich selbst dem boshaftesten Gnomen. Endlich kam man am Alpenhofe an; kaum einige Schritte darüber lag die Kuppe. Man stieg von den Thieren, die in den Stall gebracht wurden, besah die innere reinliche Einrichtung des Hauses, fand Alles unerwartet und vortrefflich, und beschloß endlich, da die Nacht nicht kühl und unfreundlich war, bis zum kurzen Schlafe die Zeit im Freien zu verbringen.

Man ging auf die Wiese vor dem Hause; die Finsterniß der Nacht verbarg alle Gegenstände; wäre die Luft nicht so rein und frisch gewesen, daß sie wie ein unbekannter Balsam in die Lungen eindrang, man hätte die Stelle eben so leicht für eine Thalwiese halten können. Unter den Füßen bog sich das Gras, die hohen Schwaden desselben erhoben sich schnell wieder; an der Seite stand einzelnes Gesträuch und ein überhangender Fels, der in seiner gebogenen Vertiefung eine für die Gesellschaft passende Grotte bildete. Hier nahm man Plaz; die Knechte machten auf einer tauglichen Stelle ein großes Feuer, da die Damen darauf bestanden selbst und im Freien die Mahlzeit zu besorgen; die Felswände sammelten die Lichtstrahlen, es war in der Höhle hell wie in Vulkans Werkstätte und ein langer greller Lichtstreif fiel über die Wiese hinaus. Die Feuerwärme war in der kühlen Nacht nicht unwillkommen. Die Damen hatten schnell ihre Kleider geschürzt und die Aermel aufgestreift; in blanke Pfannen wurde nach Bedürfniß Wasser, Milch und Wein gegossen und kochte bald lustig auf; die Wangen der Damen schienen im Strahle und durch die Hize des Feuers mit Purpur übergossen, die kleinen zarten Hände rührten sich in allerliebster Thätigkeit, und die zierlichen, in reinem Ebenmaße gebildeten Köpfe, die schlanken grazienhaften Leiber standen im seltsamsten Gegensaze mit den Riesenschatten, die sie auf den Wiesflek hinaus und über die unebenen Felswände warfen. Sechs Klafter lange Gebilde mit diken ungestalteten Köpfen, unendlichen Nasen und Spinnenarmen huschten fliegend um das Feuer. Draußen weideten einige Saumthiere am erleuchteten Streifen, und die Kinder trieben die

Schellen, sprangen und jubelten. Der Maler war den Fels hinauf geklettert und erschien jezt über der Gruppe. Er sezte sich auf die äußerste Spize, spielte die Laute und begann mit seiner vollen Stimme eine spanische Romanze. Heiter überrascht blikten die Damen empor; er saß auf der schmalen Kante, deren Unterlage durch einen tiefern Vorsprung in vollem Schatten lag; nur seine Gestalt war vollkommen beleuchtet und schien in dunklen Lüften zu schweben. Die Damen konnten sich eines leichten Schauders nicht enthalten und mahnten ihn zur Behutsamkeit; er aber, der weder Furcht noch Schwindel kannte, raffte sich nur noch mehr erregt empor und tanzte in wunderbaren keken Sprüngen auf den Felskanten. Als er immer verwegener umher gaukelte und das Lied lauter und heller sang, ergriff zuerst die muthigsten unter den Damen und endlich alle eine schwindelnde wilde Lust; sie ließen ihr Geräthe liegen, faßten sich an den Händen, fügten, was sich an bunten Bändern und Tüchern vorfand, dazwischen, und drehten und wirbelten im tollen Reigen um die Feuerstelle, während sie mit heller Stimme den Refrain seiner Romanze wiederholten. Die Kinder jubelten, und auch die Männer, die vorher unter dem Sternenhimmel gewandelt hatten, waren über den Lärm in die Grotte zurükgekehrt.

Es ist köstlich, es ist einzig! rief Amalie aus, als nach mehren Minuten schwindelnd und erschöpft die Mädchen vor dem Feuer niedersanken; was würde der Hofmarschall sagen, wenn er ein Duzend seiner Elevinen ohne Handschuhe und Tanzpas in der Hexenküche wirbeln gesehen hätte.

Er bekäme, dächt' ich, den Wadenkramf, wenn dieser abgenähte Wolle ergriffe, den Polipen im Herzen, wenn

es ihn vor Ungeziefer und Insekten nicht ekelte, Kopfkraiß. wenn seine Lage sie erlaubte; jedenfalls würde er aber seine feinen Hände über der Perüke zusammen schlagen und für den nächsten Hofball keine Karte senden.

O laßt uns doch den Hofmarschall und den Ball a la comme il faut vergessen; bemüht euch, liebe Freundinen, nur ein klein wenig zu verwildern und als jeunes sauvages zurük zu kehren; bis zur Vollkommenheit der Hottentottin und der Otaheitin werden wir es doch niemals mehr bringen.

Schade, daß Stella nicht hier ist; ich sah sie vor wenigen Monaten im Kloster; sie ist ganz Schwung und Begeisterung, glühende Phantasie und hohe Schwärmerei — eine geborne Poetin.

Albertine nüzt uns aber doch mehr; ohne sie wäre jene Brühe wahrscheinlich nichts weniger als schmakhaft, und diese Bowle keineswegs gehörig. Ja, ja, liebe Albertine, du allein rettest heute unsere Ehre.

Die Angesprochene, die sich unter den Damen bei weitem am ruhigsten und stillsten benommen hatte, lächelte freundlich und warf bedächtig verschiedene Gewürze in einen Topf. Sie schien den vorhergehenden Aufruhr überhaupt nicht gebilligt zu haben und machte den Lärm nur aus sanfter Freundlichkeit, aus Mangel eigenen Willens mit. Sie war des Herrn von Schwangau älteste Tochter und mit der jüngsten zugleich der Familie Erbach auf das Land gefolgt, während die Eltern erst in einigen Tagen erwartet wurden. Sie war ein hübsches Mädchen, gefällig von Gesicht und Formen; nur war der Wuchs etwas fleischig und die Färbung nicht lebhaft.

Liebe Freundin, wenn die Gesellschaft darum nicht schlechter daran sein soll, daß wir statt der Bauernfamilie die Küche übernommen haben, so bitte ich einstweilen alle ähnlichen Ausbrüche der Begeisterung beiseite zu sezen, und euer Herz zwischen Topf und Tiegel zu theilen. Die Pfanne mit dem bereits erhizten Wasser haben wir bei unserem Hexenkotillon umgestürzt, die Essenz für den Punsch ist auch noch nicht gemischt, und ich fürchte, die Herren, die nun wohlgefällig unsere Launen ansahen, werden verdrießliche Gesichter schneiden, wenn es bei der luftigen Ergözlichkeit bleiben sollte.

Wie gesagt: Martha und Magdalena! während jene mit dem Balsam aus dem Morgenlande die Füße des Meisters salben und die Worte des Lebens anhören würde, sorgst du nicht minder lobwerth für die Bedürfnisse des Leibes.

Wenn mir die Damen einen Vergleich erlaubten, fiel der Magister ein, so wüßt' ich einen, der vielleicht eben so gut paßte und unsere Julie nicht ausschlöße. Ich würde Stella mit dem Feuer, Julie mit der Luft, und sie, mein Fräulein, mit der Erde vergleichen. Stella leuchtet bis zum Blenden, glüht bis zum Versengen; Julie ist zart, blau wie der Aether; — denken sie sich Rosenwolken, Düfte und Sterne hinein — und sie, Schäzbarste, stehen uns armen Menschen am nächsten, als solider lachender Boden mit freundlichem Grün, Blumen und Frucht.

Ihre Parallelen, Lieber, sind meist von der Art, daß ich auch für diese, obwol ich mit ihr zufrieden sein sollte, nicht zu danken getraue; sie haben wol das Gewürme und Ungeziefer nicht vergessen und die Behauptung, daß endlich doch alle Erde nur Staub und Moder sei.

Sind ſie ein Salamander, lieber Adlerhorſt? fragte Amalie; — ſonſt nehmen ſie ſich vor Stella in Acht: der Magiſter hat ihnen ihr Schickſal verkündet.

In meinem Namen liegt der Beruf in die Sonne zu ſchauen, in meinem Herzen die Kraft mich am Feuer nur zu läutern; endlich ſpielen ja auch Muken und Käfer im Sonnenſcheine, und Asbeſt ſchmilzt im Feuer nicht.

Stella kann wirklich ein ungewöhnliches Weſen geworden ſein, begann der ernſte Adolph; vor zehn Jahren ſah ich ſie das lezte Mal, ſie ging damals in ihr achtes; ſchon das Mädchen zeigte Anlagen, die Außerordentliches verſprachen, eine Individualität, die unmöglich gleich der Menge ſich entfalten konnte. Ihr Körper war zart und fein, als wäre er aus Blüten und Mondenſcheine, ihre großen ſchwarzen Augen wurden manchmal bis zu einem unheimlichen Schimmer erhoben. Ich glaubte damals mit Bedauern dem Kinde im Stillen nur ein kurzes Leben weisſagen zu dürfen. Von frohen Spielen ſchlich ſie ſich ſo ſchnell als möglich davon, und oft fand man ſie weinend, doch nicht traurig, in einſamen Laubgängen des väterlichen Gartens. Ihre Nerven fühlten jede Wetteränderung tagelang voraus, ein grauer Himmel machte ſie matt und bang, ein nahendes Gewitter ſteigerte ſeinen Eindruk bis zu wirklichem Fieber. Aber wie eine Blume entfaltete ſie ihren Kelch bei unbewölktem ſonnigem Himmel; da fiel ſogar ein Schein von Luſtigkeit auf ihre Bewegungen, und ohne andere Urſache war ſie den Tag heiter und fröhlich. Als Kind von noch nicht vier Jahren ging ſie einmal an der Hand ihrer Bonne in die Kaſtanienallee des väterlichen Schloſſes. Wie ſie wiſſen, ſteht am Ende derſelben im Baſſin eine Venus

aus weißem Marmor. Das Mädchen schien zu erschreken, wurde aber sogleich wieder unbefangen, winkte dann mit den Händen und machte endlich einige freundliche Knire. Die Kindfrau, die einige Schritte zurükgeblieben war, fragte nach der Ursache; das Mädchen sah sie verwundert an und fragte nun ihrerseits, ob sie denn nicht gesehen habe, wie die schöne Frau dort aufgestanden und ihr entgegen gegangen sei, und meinte, sie habe sie doch grußen gemußt; auch sei das schöne Weib sehr freundlich und liebreich gegen sie gewesen. Die Bonne schalt sie eine kleine Träumerin und wies mit dem Finger auf das Standbild, das ruhig wie immer im kleinen Weiher sich befand. Das Mädchen entgegnete ärgerlich', das sehe es wol, die Dame sei ja wieder zurükgekehrt. Die alte Frau erklärte ihr nun, so gut sie es selbst wußte, daß es nur eine regungloſe Statue aus unbelebtem Steine sei, die eine heidnische Göttin vorstelle. Das Mädchen aber schmollte dagegen, sie habe ja die warme weiße Hand gefühlt, und der laue Hauch des Athems sei über ihre Wangen gestreift, als die Frau sie küßte, auch habe sie über Herzweh geklagt. Die Geschichte wäre längst vergessen, ja gar nie beachtet worden, wenn nicht eben am nächsten Morgen Onkel Schwangau an der linken Seite der Statue einen bedeutenden Riß, gerade an der Stelle entdekt hätte, unter der bei uns Menschen sich das Herz befindet. Wie dieser Bruch entstehen konnte, blieb Allen unbegreiflich. Die Figur war aus körnigem, soliden Marmor, und auch kein äußerer Grund ließ sich dafür entdeken. Ich könnte ihnen mehre Beispiele erzählen, wie oft und seltsam Stella als Kind mit Pflanzen, Thieren, ja mit völlig leblosen Gegenständen simpatisirte und im

unbegreiflichen Wechselverhältniß zu stehen schien. Dabei war ihre Phantasie unbändig; sie behauptete häufig Gebilde zu sehen, von denen Niemand eine Spur entdeken konnte; sie fürchtete sich aber vor keiner solchen Erscheinung und schien zu ihrem Anblike bevorrechtet. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal erschrak, als ich sie in einem dunkeln Gange von mir weggehen sah, und je weiter sie ging, immer deutlichere und häufigere Funken von ihren Haren aufknistern sah. Mit Bangigkeit erfullte es mich und ihre Aeltern, so oft ihre kleinen Gespielinen in Gelächter und Jubel ausbrachen, wenn Nähnadel oder andere geringe Eisentheile an ihren Fingern wie an einem Magnetsteine hängen blieben und herum hüpften. Sie bekam einen leichten Schwindel davon, und ertrug überhaupt Metall nur ungern in ihrer Nähe. Es ist wahr, dies Alles läßt sich zur Noth durch elektrische und magnetische Zustände und Einflüsse erklären, bleibt aber doch höchst sonderbar. Auch ihr Gemüth war ungewöhnlich. Damals schon brach jedes ihrer Gefühle voll und einzig hervor ohne Beschränkung, ohne Fessel. Ihre Affekte griffen auch ihren Körper an; sie litt häufig an Herzklopfen und Krämpfen. Das Seltsamste dabei war, daß sie zwar die Regeln unserer Religionlehre sehr gut auswendig lernte, aber für die schöne Bedeutung, für das Wahre, Erhebende derselben durchaus keinen Sinn zu haben schien. Auch von der Götterlehre der Alten wußte sie Vieles auswendig, und ihrem Wesen schien die dichterische Fabel derselben angemessener als die einfache Geschichte und Lehre des Kristenthums. — In dem eben Erzählten lag der Grund, warum ihr Vater mit ihr, als sie noch ein Kind war, fast durch ein Jahr Reisen unternahm; er führte sie durch den Süden

Europas, ohne daß in ihrer körperlichen und phisischen Verfassung die erwünschte Aenderung erfolgte. Die Aeltern, die die Religion als die Grundlage jeder Erziehung, insbesondere der weiblichen erachten, gaben nun Stella in das Kloster zu *, wo viele adelige Fräulein erzogen werden.

Gleichwol, unterbrach Adlerhorst seinen Freund, scheint es mir bei der zarten reizbaren Anlage der Baronesse sehr gewagt gewesen zu sein, ihre Erziehung einem Kloster anzuvertrauen. Sollten die dämmerigen Gänge des Konvents, die träumerischen Schatten des Klostergartens ihre vorherrschende Einbildkraft nicht bis zur Ueberschwänglichkeit gesteigert haben, — sollte die Einsamkeit des abgeschiedenen Lebens ihre krankhafte Empfänglichkeit, die reizbare Heftigkeit ihres Herzens nicht noch vermehrt haben, — und endlich ist es nicht leicht zu befürchten, daß der Pomp der kirchlichen Gebräuche, die Stille der Zelle so wie der Aufwand des Gottesdienstes voll Orgelton und Weihrauchwolken ihren Sinn zu religiösem Fanatismus, zu bigotter Schwärmerei hinlenkten, oder — so nahe liegen sich die Extreme — für immer von dem echten Heiligthume des Kristenthums entfernten?

Sie ist beiden Klippen glüklich entgangen, berichtete Herr von Erbach; sie ist zwar nicht fromm wie unsere Julie, hat aber für eine Dame von Welt Religion genug. In der That, Stella ist ein höchst interessantes Wesen. Ihre Gesundheit und ihre nervöse Stimmung wurde fester und ruhiger, jene Anfälle, von denen eben erzählt wurde, und die sie ihrer Umgebung häufig entfremdeten, verschwanden, und nur selten erscheint ein schwacher Nachklang, der mehr dazu dient, den Antheil, dessen sie sich beim ersten Anblike

bemeiſtert, zu feſſeln und zu erhöhen. Ihr elfenhafter Wuchs, ihre ſchönen feinen Züge werden durch den innern Gehalt nur noch gehoben. Ihre Phantaſie hat noch immer den hohen Schwung der Genialität, ihr Gefühl noch immer die angeborne Glut; nur die märchenhaften Auswüchſe haben ſich verloren. Dabei muß man auch die Erziehung, die ſie im Kloſter genoſſen hat, muſterhaft nennen; ſie zeichnet, ſingt, ſpielt Harfe und Flügel vortrefflich und macht auch Verſe.

Ei da ſizen wir ja im Schooße Fortunens, begann der Maler, und dieſe Landſaiſon verſpricht die ſchönſte Zeit meines Lebens zu werden. Sie, Herr von Erbach, der biedere deutſche Mann mit der vortrefflichen Gemahlin und den ſchönen Kindern, unſer edler Freund Adolph, die ruhige verſtändige Albertine, Julie, dieſe keimende Perle, und alle Menſchen, die uns hier umgeben, ſind ſo trefflich, ſo gehaltvoll, — und nun künden ſie noch Gäſte an, welche die frohеſte Erwartung erregen!

Wir ſagten nicht zu viel; an Schwangau und ſeiner Gattin werden ſie ein in jeder Beziehung ehrenwerthes Paar treffen; von Stella erfuhren ſie nur Wahres, und Albertinens Verlobten, den Kammerherrn Abel, ſo wie den Eleven des Magiſters, den talentvollen Grafen Leander erwarten wir auch noch.

Ein herrlicher Kranz! rief der Maler; nur eine Furcht ſteigt in mir auf, — ob ich ſeiner würdig ſein und ſo viel Edlem und Werthvollem mit meinem Scharflein genügen werde.

Erbach und Adolph drükten ihm wohlwollend die Hände.

Wahrlich, es gibt kein Daſein, das der menſchlichen Natur angemeſſener wäre, begann Adlerherſt von Neuem, als das auf dem Lande in edler gebildeter Geſellſchaft. Es manaelt heut' zu Tage nicht an Fond im Geiſte und Herzen, aber der ſogenannte feine Ton wirft ſeinen bunten Sand wie in franzöſiſchen Ziergärten ängſtlich darüber. Wir gehen noch immer in Reifröken, Schnürmiedern, engen Schnabelſchuhen und gepuderten Toupets, mit Schnallen, Jabots und Degen, und tragen Larven vor den Geſichtern oder doch Schminke, Schönpflaſterchen und derlei Lügen; wie ſollen wir darunter unſere wahren treuen Geſichter erkennen, unſere Herzen durch die viele Watte ſchlagen hören? Wir belächeln die Chineſen, wenn wir von ihren hundert Komplimenten, von den ſchwulſtigen erheuchelten Redearten ihrer Sitte hören, und die eigenen haben doch nichts voraus als für uns die Angewöhnung. Das Gefühl darf an unſerer Konverſazion keinen Antheil haben; aber auch im Felde des Verſtandes iſt ihr das Thema, die Materie genommen oder doch ſo beſchränkt, wie vor Jahrhunderten den Juden die Rechte des Bürgerthums. Man ſoll geſcheit reden, aber ohne Stoff, intereſſant, doch ohne Wahrheit; daher kommt es, daß die beſten Köpfe der Geſellſchaft aus dem Reiche der Materie in das der Formen hinüber flüchten: ſie reden die dummſten Dinge, aber ſehr klug; der Inhalt ihres Geſprächs iſt ein Nichts, die Form eine zierliche Arabeske; nicht, was ſie denken, — was ſie fühlen, dürfen ſie verlegen. Was geht das die feine gepuzte Geſellſchaft an, vor der ſie ſtehen? Sie will unterhalten ſein, ohne Antheil zu nehmen, Antheil nehmen, ohne mit Thatſachen geqnält zu werden. Die einzige Scheidemünze, die

ihr wohlklingt, iſt Witz, und dem es daran mangelt, der beläſtigt die Andern mit verrufenem Papiergelde, mit falſchen Wechſeln.

O laſſen ſie dem armen Thonklumpen, Menſchen, die mühſame theure Laſur, ſiel der Magiſter ein; vergeſſen ſie nicht die koſtſpieligen Feuer, durch die er laufen muſte, bis er Artefakt wurde, die vorſichtige Arſenikvergiftung, bis er glänzte. Mein Freund, bedenken ſie, daß ein Kleid ohne Menſchen nicht Alles iſt; was ſollte aber erſt ein Menſch ohne Kleid ſein?

Wir kennen ſie, erwiederte Erbach; ihre Rede iſt die Verneinung, durch die dunkle Folie heben ſie die Wahrheit. Ich bin überzeugt, daß Adlerhorſt's Anſicht Niemand mehr billigt als gerade ſie.

Auf dem Lande, fuhr Adlerhorſt fort, ſind wir hinter der Kuliſſe, wir legen die Maske ab, die Rede verliert den hohen deklamatoriſchen Ton, und der Quell der Natur wäſcht endlich ſelbſt den Auftrag von den Wangen. Die ſchönen geräumigen luftigen Wohnungen mit der Ausſicht auf Berg und Thal verwiſchen bald die Erinnerung an Salone und Kabinete; wohin das Auge blikt, wo man den Fuß hinſezt, iſt Natur; die ſchöne Einſamkeit und ihre hohen Genüſſe ſtimmen jeden nicht ganz verkrüppelten Menſchen auf den urſprünglichen Ton der Menſchheit. Eitelkeit, Prunkſucht, Ambizion entſchwinden, der Geiſt beſchäftigt ſich wieder mit den wahren Intereſſen der Menſchheit, wie eine lang verſiegte Quelle dringt das Gefühl hervor, zuerſt nur in einzelnen Thautropfen, aber allmälig bricht es durch das verwitterte Geſtein, und endlich rauſchen die freien göttlichen Waſſer. Die edle Rede des Menſchen

findet wieder Ohr und Herz, das Affengekrächze und Papageiengeschnatter wird unerträglich, und die Wahrheit, die Verständigkeit, die Herzlichkeit treten in ihre heiligen Rechte. Auch die Leute in der Stadt belieben ja manchmal die Natur zu genießen. Man ladet eine elegante Gesellschaft, Postzüge, Gigs, Landauer und Kabriolets versammeln sich im zierlichsten Staate, ein Paar Kavaliere sprengen an der Seite, betreßte Bediente sizen am Ehrenplaze, und die Damen sind ländlich gepuzt mit Strohhüten und grünen Schleiern. Die Empfindsamste trägt wol gar einen Hut à la bergère. Nachdem man so viel Staub geschlukt als eine Reisedose Tabak faßt, steigt man bei jener Ruine, an diesem Pachthofe oder gar an einer Quelle in prachtiger Wildniß ab. Man reinigt enthusiastisch die Lorgnetten, puzt sich die Kleider zurecht und fühlt sublim. Der schwarze Hohlspiegel wurde nicht vergessen; in ihm präsentirt sich die Natur unübertrefflich Eine Kröte hüpft, — die Damen kreischen, Kavaliere zeigen ihren Heldenmuth. Man lustwandelt fünfzig auch hundert Pas, hält dann Sieste, — die Unternehmerin läßt bewirthen. Es schmekt ganz einzig, das kleine Hündchen produzirt seine Künste, — es ist zum Erstaunen. Die Sonne sinkt, nun wird noch eine passende Stelle aus einem Dichter zitirt und dann zurükgefahren.

Sehr wahr, fiel Erbach ein, die Monate hier auf dem Lande erfrischen mich wieder für das matte Stadtleben. Sie werden sehen, Freund, wir leben unter glüklichen Konstellazionen. Die Natur um uns ist schön, die Gesellschaft gebildet. Wir finden uns freundlich zusammen, heute in Schwangau, morgen bei mir; auch an anderer erwünschter

Nachbarschaft fehlt es nicht. Wir machen Ausflüge und einsame Spaziergänge. Jeder Schritt führt über frischen Rasen, die schönste Stelle wird unser Ziel. Zwang und Schein ist aus diesem Kreise verbannt. Man verliert sich nach Belieben von der Gesellschaft. Vor acht Uhr wird gefrühstükt, um Zwölf oder Eins das Mittagmahl genommen, um Neun soupirt; wer nicht, erscheint ist entschuldigt, wir warten auf Niemand. An Lektüre fehlt es nicht. Jeder lieſt was er will; auch Reißbret und Palette liegen bereit, obwol wir nur Dilettanten sind. Für die Flöte und Guitarre gibt es einsame Lauben, aber auch im Gesellschaftsaale befinden sich diese Instrumente und ein Flügel. Will man Konversazion, dort findet man sie; man lieſt vor, doch das Auditorium ist nur ein freiwilliges; man spielt und singt, wer nicht hören will, geht fort. Produkzionen sind untersagt; unser Bravoruf ist ein Seufzer, eine Thräne. Im Stalle stehen immer zwei Reitpferde gesattelt, der Wagen ist schnell angespannt, die Vorstehhunde haben gute Witterung, und auf dem See steht ein geräumiges Fahrzeug. Dabei mangelt aber auch die ernste Beschäftigung nicht; uns Männer interessirt die Oekonomie im Großen; Wasserleitungen werden angelegt, Baue betrieben, Plane gezeichnet und Verbesserungen versucht. Die Damen führen das Regiment im Detail: Schafschur, Milchwirthschaft, Obstpflege, Bienenzucht. Wir leben bukolisch, lieber Adlerhorst, aber zufrieden, ja — glüklich.

Die glükseligen Inseln tauchen auf, das längst versunkene Atlantis, rief Adlerhorst. Wie danke ich ihnen, Baron, daß sie mich gleich nach meiner Rükkunft auf

heimatlichen Boden durch ihre Einladung wieder zum Patrioten machen. Alle Denkmäler und Prachtsaulen des Alterthums, alle großen Erinnerungen der Vergangenheit verlieren ihren Reiz vor diesem Kleinbilde aus der Geschichte der Menschheit, vor diesem reizenden Stilleben. Ich habe das Glük der Häuslichkeit, den Zauber eines freundlichen gesicherten Beisammenlebens noch nie genossen. Unter drükenden Verhältnissen verschmachtete ich die Kindheit, meine Aeltern starben, meinem bösen Onkel entlief ich; der Stern der Kunst, der unaustilgbare Beruf zu ihr rettete mich vom Wege der Gemeinheit; ich fand Gönner und bald meine eigene Kraft. Ich habe seitdem das Schönste in der Kunst gesehen; ihr danke ich das erhebende Bewußtsein, menschlich, edel zu leben. Sie führte mich auch in diesen freundlichen Kreis.

Der sie herzlich willkommen heißt, fiel Erbach ein. Da unser Freund Adolph als Verwandter des Hauses ohnedies bei Schwangau wohnt, so dürfen sie meine Einladung nicht abschlagen, sie müssen bei uns bleiben. Sie können ja hinüber gehen, reiten, fahren, wie es ihnen beliebt, und mit Adolph waren sie schon seit Rom beisammen.

Wer wollte sich einem so freundlichen Wunsche entziehen?

Der Sommer wird heuer schöner werden wie jemals; auch waren wir hier noch nie in so zahlreicher hoffnungsvoller Gesellschaft versammelt. Wir wollen die Gunst des Geschikes nicht entschlüpfen lassen.

Am Schiksale liegt es eigentlich selten, begann Graf Adolph, wenn der Mensch nicht glüklich oder zufrieden ist. Die Keime auf dieser Erde ist gut eingerichtet,

aber wir zerstören die schönsten Institute oder benützen sie doch nicht.

Es ist wahr, fuhr der Maler fort, wir stehen noch weit von der Stufe, die der Menschheit bestimmt ist. Sklaverei und Leibeigenschaft sind nothdürftig abgeschafft, aber der Mensch wird noch häufig entwürdigt. Eine gleichmäßige Vertheilung der Güter, ruhiger Genuß, während Dampf- und andere Maschinen uns den Schweiß des Angesichts ersparen, läßt sich nicht ausführen und noch weniger erhalten; aber gleichwol gäbe es ein Mittel, die Menschheit ihrem irdischen Höhenpunkte näher zu führen.

Man sollte echte feine Merinoswidder aus dem dritten Himmel verschreiben, meinen sie, unterbrach ihn Irrwisch, und die schlechtwolligen allmälig abschaffen, und so die ganze Race hinauf stimmen. Es geht nicht, Freund; die Kost hier unten ist zu grob, die nächste Generazion fiele wieder struppig und zottig aus.

Dieses Mittel, fuhr der Maler in seiner Rede fort, ist Anerkennung des ursprünglichen eingebornen Menschenwerthes. Jede andere Nachhilfe bleibt Flikerei, — so tief liegt das Uebel. Man lerne sich und jeden Menschen schäzen, weil er ein Mensch ist; man entledige jeden von der Last, die nur dem Thiere zukommt, — keiner trage sie. Arbeiten muß der Mensch: jede Arbeit, die ihm sein Verhältniß zur Erde auferlegt, ist edel, keine schimpflich und gemein. Läßt sich keine Ausgleichung der Güter denken, so ist die der Arbeit ausführbar, und diese würde allmälig auch den Besiz gleichmäßiger vertheilen. Jeder arbeite, aber auch jeder sei ein Mensch. Er denke, er fühle, er handle. Dem Taglöhner muß zu dieser dreifachen Thätigkeit Zeit bleiben:

er darf nicht zehn Stunden im Tage schaufeln und Lasten tragen, fünf bis sechs genügen. In der Blöße des Körpers, im Gefühle des Hungers vergißt man die Würde des Menschen zu leicht; diese fünf Stunden müssen ihm besser bezahlt werden. Er muß anständig, genügend leben können, und so Jeder, der arbeitet; dann wird dem Reichen die Lust vergehen, hundert Menschen um seiner Launen willen in das Joch zu spannen; — will er es noch, so wird er bald arm werden und sein Gelüste nicht lange befriedigen können. So hört der Luxus auf, aber die edle Würde des Menschen steigt. Nur die wahren naturgemäßen Bedürfnisse sollen befriedigt werden, aber auch kein Mangel den Menschen drücken. Der Werth der menschlichen Arbeit im Verhältnisse zu Allem, das die Natur allein leistet, muß vielfach steigen. Wir sollten Alle wie ehrliche wohlhabige Pächter oder Gewerbleute leben; es gäbe keinen Krösus mehr, aber auch keinen Bettler. Die Summe des Nazionalreichthums dürfte sich verringern, aber die des Menschenwerthes unendlich zunehmen. Wir wären Alle — Menschen, nicht mehr Arme und Reiche.

Du schwärmst, Eduard, sprach Adolph, als er eine Pause machte; aber was du sagtest, ist doch so schön, so edel.

Sie malten Utopien, bemerkte der Magister, es liegt im Paradiese, — und in ihre beste Welt taugten doch weder Träge noch Fleißige. Diese schafften um des Gewinns willen von früh bis spät, jene legten sich nach den fünf Stunden lässiger Arbeit aufs Ohr und schnarchten. Was machten sie ferners mit Krüppeln und Blödsinnigen? Ihre Kunst und jede käme auch nicht weit, wir wohnten wieder in Lehmhütten und trügen endlich Schaffelle.

Die Mahlzeit war bereitet, die Damen nöthigten zum Zulangen. Man gehorchte gern. Alles mundete vortrefflich und endlich dampfte der Punsch in den Gläsern. Selbst die Damen verschmähten heute den Glühtrank nicht. Man neckte sich und scherzte, und die thauigen Lippen, die glänzenden Augen verriethen hier und dort ein leichtes allerliebstes Räuschchen.

Man wollte morgen vor Sonnenaufgang wach' sein und beschloß nunmehr schlafen zu gehen. Die Felsenrotunde wurde verlassen, das herrlichste Schauspiel stellte sich dar. Es war die schönste Sommernacht und Vollmond. Der Himmel stand ohne Wolken und voll blaßer Sterne, der Mond groß und tief in Osten; aber da unten lag ein zweiter Himmel, eine blaue unendliche Tiefe. Wenn man länger hinab schaute, schien sich allmälig in unermeßlicher Ferne ein duftender Boden zu bilden, und leichteste Nebel ließen sich sehen; auch die hellen Ränder der Gebirge konnte man nun ausnehmen. Der Sehnsucht bot sich eine doppelte Unendlichkeit. Die Kuppe, auf der sie standen, schien wie ein Riesenschiff in den Lüften zu schweben. Die Hütte, das Gebüsch, das verlöschene Feuer, das nur mehr schwach glimmte, aber schwarz und voll rauchte, schwankten wie Zauberbilder. Die Gesellschaft jubelte über den prächtigen Anblik.

Der Magister stand abseits; noch entfernter sah er Julie knien; sie hatte die reinen Hände gefaltet und betete. Der Mond beleuchtete ihr junges furchtsames Antlitz.

Das wird ein prächtiger Sonnenaufgang werden! rief Fräulein Amalie entzükt.

Haben sie schon einen gesehen? fragte der Magister.

Nein, mein Herr, und ich glaube, Wenige aus uns; deſto überraſchender und genußreicher wird der morgige für uns werden.

Wenn die Sonne nur nicht tükiſch wird und morgen gar nicht aufgeht.

Da müßte ſie ihnen gleichen.

Man hat Beiſpiele von totalen Sonnenfinſterniſſen: — und warum könnte nicht eben morgen der jüngſte Tag kommen? Der Fall iſt gewiß nicht unmöglich. Ein Jahrtauſend und kein Jahrtauſend mehr! Wir ſtehen an der Neige des zweiten. Achthundert und ſo und ſo viel Jahre leben wir bereits ohne Aſſekuranz. Statt aufzugehen könnte die Sonne morgen für ewig verlöſchen, und mit Mond und Sternen zu ihren Füßen fallen. Weltbrand erwekte ſie und Heulen und Zähnklappern.

Pfui, mein Herr, ihre Phantaſie taugt nicht für Damen: ſie könnten Bußpredigten halten, obwol ich an der Bekehrung zweifle.

Erbach mahnte ans Schlafengehen, damit man den herrlichen Sonnenaufgang nicht verſäume oder nur faul und übernächtig angaffe.

Wann ſteht ihr morgen auf? fragte Amalie die Sennin.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang.

Um welche Zeit iſt dies?

Um vier Uhr, denk' ich.

Das iſt prächtig. Höre, Liſe, wek' uns ja gewiß um vier Uhr auf, aber ja nicht ſpäter: du ſollſt ein Stük Geld bekommen, wenn es gewiß erſt vier iſt.

Man ging in die Hütte. Sie enthielt außer der Küche eine einzige große Stube mit einer bis zur Hälfte laufenden

bretternen Zwischenwand. Die Magd und die Knechte mußten sich heute in dem Stalle behelfen. Am Boden war frisches Heu gestreut; die eine Hälfte nahmen die Damen ein, die andere die Manner. Man zog nur den entbehrlichsten Theil der Ueberkleider aus, und Jeder machte sich, so gut es ging, das Lager. Das Heu duftete, durch die offenen Fenster schaute der blaue Nachthimmel und der Mond warf lange helle Streifen hinein. Nun fingen die Bewohner der Sennhütte am Alpenabhange ein Lied an. Der Gutherr hatte es so angeordnet. Die Entfernung benahm dem Gesange jeden Fehler und trug nur die reinen Töne herüber. Jezt verstummte er. Der Hauch der Nacht athmete über die Erhizten. Einzelne redeten noch; die Bilder des verflossenen Tages klangen nach. Erst nach Mitternacht schliefen sie ein. Die Ermüdung und der Punsch sendeten einen schweren betäubenden Schlummer voll Träume.

Der Magister erwachte der erste; seine Uhr wies wenige Minuten vor vier. Langsam und leise erhob er sich von dem Lager und schlich an den Herren und Damen vorüber; schadenfroh sah er die schlafrothen Gesichter; der Athem erhob sich bei diesem und jenem der Schlummernden bis zu unliebsamem Baßgange. Behutsam öffnete Irrwisch die Thüre und verschloß sie wieder eben so leise. Er schüttelte das Heu von den Kleidern und Haaren, und wusch Gesicht, Brust, Hände und Arme in klarem Wasser. Die Alpenluft floß wie ein balsamischer Strom über seine Glieder, die Sterne gingen aus und die Dämmerung des Morgens übergoß allmälig den Himmel. Im fernen Hochthale läutete eine Kirchglocke den englischen Gruß; das lange Gras vor der Hütte stand voll Thaues, die Büsche wie gebadet.

Liſe rannte jezt aus dem Stalle im ſchmuzigen Unterrokе, ſie wollte ins Haus.

Was willſt du thun, Liſe? rief der Magiſter ſie etwas barſch an.

Herr mein! die Herrſchaft aufkriegen.

Liſe, Liſe! iſt's jezt vier Uhr? Auf der Oswaldus-kirche unten läutete es vor einer Viertelſtunde Taganbruch, und hier auf meiner Uhr, wenn du anders die Ziffern kennſt, iſt eine Viertelſtunde über Vier.

Jemine, ich glaube ſelbſt, s'iſt Vier vorbei. Die Luft im Stall iſt bleiern, und geſtern gab uns die Gnädige heiſſen Wein mit Zuker, das hat uns drein gebracht. Sie krauete ſich hinter den Ohren im zerrauften Haare, wollte aber gleichwol wieder in's Haus.

Liſe, wohin?

Sagt's ja, ſie aufweken, wie die Mamſell geheißen.

Wie hat die Mamſell befohlen?

Sollt' ſie weken ja gewiß um vier Uhr und nicht ſpäter.

Dumme Liſe! und wie viel iſt's nun?

Eine Viertelſtunde d'rüber.

Um vier Uhr, — ja nicht ſpäter! hat ſie geſagt; haſt du's gemerkt, alberne Magd? — ja nicht ſpäter! Willſt du den zweiten tollen Streich machen? Die Mamſell iſt ſchlimm; wär' ich nun nicht hier, hätteſt du Eines weg.

Liſe glozte ihn an: Wollen die Frauenzimmer nicht, wie ſonſt die andern, die Sonne aufgehen ſehen?

Ihr ſeid ſchreklich dumm am Lande! Glaubſt du, die Sonne ginge in der Stadt nicht auch auf? Wegen des Schnaks werden wir zu euch gekommen ſein!

Ja was wollen ſie denn hier?

Fledermäuſe wollten ſie fangen, das war's; die fliegen juſt in der Dämmerung; kennſt ſie nicht die großen Beſtien, die dem Vieh das Blut ausſaugen und auch ſchlafenden Menſchen?

Je, je! —

Fliegen die noch? — Nein. — Alſo laß' ſie ſchlafen; die hätten dich ſchön angeſchnauzt. Treibt euer Vieh fort, aber ſtill, daß ſie ja nicht wach werden. Verſtehſt, Liſe, und da haſt du etwas auf ein neues Zopfband.

Schön Dank, ſchön Dank! knirte die Sennin und ſchlich in den Stall zurük. Still und ſchweigend trieben ſie das Vieh aus, und der Hirt ſtieß heute nicht ins Horn, und die Blechgloke des Stiers war umwikelt.

Der Magiſter ſtieg vollends auf die Kuppe. In den Thälern lag noch Nebel, Wolken ballten ſich unter ihm ein weites Meer, als hätte es eben Pharao's Heer verſchlungen. Nur die fernen blauen Bergſpizen ſtanden ſtill und heiter. Ueber dem Himmel zog ein ſilbener Schimmer aus Oſten herauf. Der Morgenſtern glänzte mitten darin. Irrwiſch zog ſein Lieblingsbuch, den Homer aus der Taſche; er ſchlug es von vorne auf. Er wuſte, daß ihn jedes Blatt entzükte, jede Stelle dieſes unendlichen Basreliefs. Er blättert: er ſieht den um Briſeis erzürnten Achill; — Thetis taucht gleich dem Nebel aus den Tiefen des grauen Meeres auf; — Dardaner und Argiver kämpfen und die Götter ſelbſt miſchen ſich in die Feldſchlacht; — Hektor nimmt von Andromache Abſchied. — Iſt Achill ein menſchlicher Gott, ſo iſt Hektor ein göttlicher Menſch! — Patroklus fällt. Achill's Wuth bezähmt ſeinen Zorn. Er jagt Hektor drei

Mal um Ilium. Hektor ſteht; Achill trifft ihn am Halſe. Hektor iſt todt, wird nach den Schiffen geſchleift. Die Leichenſpiele des Patroklus ſind prächtig! — Hektors Leichnam beſtaunen die Griechen. Apoll ſchüzt ihn vor Verſtümmelung; Achill gibt ihn endlich an Priamus. — — Er hatte bis ans Ende geblättert; vor ſeinem Geiſt liefen die Bilder weiter: Achills Fall, Iliums Ende.

Und warum kannſt du nicht mehr ſolche Menſchen zeugen, nahrungspreſſende Erde? Haben deine Grundpfeiler die Kraft verloren, ihren Fußtritt zu tragen, deine Kräuter die Geſchiklichkeit, ſie zu ernähren? Sie wieſen ihre Fehler wie ihre Blöße, — beide waren edel; ihre Kraft der ſtreitenden Götter werth, ihre Schönheit der liebenden.

Die roſenfingrige Eos trat jezt aus dem Thore des Morgens; junge Horen ſpielten auf goldenen Gewölken und die Pferde des Sonnengottes ſchüttelten die feurige Mähne. Nun rollte der Wagen; Phöbus-Apollon erſchien göttlich ſchön, verjüngt im Bade des Okeanos. Oben am Bogen des Himmels lag der gewaltige Zeus weit und gemächlich, und lächelte dem ewigen Sohne. Aber ſein ammoniſcher Athem blies durch die Lüfte und die Nebel der Nacht flohen ſcheu an den Gürtel der vertriebenen Mutter. Ha! der Adler, der dort aufſteigt, er iſt der Vogel des Kronion, ewige Blize tragend, und den Götterknaben Ganimed.

Sollt' ich nicht Julie weken? fragte der Magiſter ſich ſelbſt, — nein, nein, ſie mag immerhin ſchlafen; Kinder ſchlafen ja gerne, und frühes Aufſtehen macht ihr wol Kopfwehe.

Die Sonne war vollends aufgegangen; die Berge ſtanden in violettem Purpur, in turiſchem, zwei Mal

getränktem; die Lüfte waren klar und vergoldet und die Erde lag göttlich darunter. Der Abhang der Alpe stieg im vollen jungen Grase wie der Pfad der Hoffnung hinunter. Weiter entfernt weidete Hornvieh, die Thäler unten stellten sich dar, schön wie die Bilder eines Kaleidoskopes. Darunter fuhr die Sonne auf, glühend, strahlend und blendend, die lezten Nebel stiegen ihr nach wie Opferrauch. — Der Magister dachte an die Sonnenanbetung bei vielen Völkern und fand sie nicht nur verzeihlich, sondern sogar natürlich. Steigt sie nicht allbesiegend, majestätisch und prächtig wie ein Gott! Warum sollte der Mensch vor ihr nicht in den Staub sinken; — bleibt sie nicht ewig der schönste Göze der Welt?!

Er wandelte auf der Alpenflur weiter; hinter dem Felsen war ein Plazchen voll Blumen. Hier schien Zeus einst sich zu Here zwischen goldenen Gewölken gelagert zu haben; Krokos, Hiazinthen und Veilchen verkündeten die Spur seiner Liebe. Der Magister irrte umher; endlich begann er einsam den Rükweg.

Die Gesellschaft schlief noch länger als eine Stunde. In Amaliens Kopfe spukten schwere Träume; eine finstere Nacht ballte sich um sie, der Boden zitterte wie ein Erdbeben, es war der Ruf der Posaune, die der Magister blies: richtig es war Weltuntergang, Sonne und Sterne stürzten vom Firmamente, das Meer brauste schlammig und dunkel auf wie ein Schwefelpfuhl, und auf einem feurigen Kometenschweife ritt Meister Urian. Nun loderte in allen Enden helle Flamme auf, der Weltenbrand rollte näher — ein unendliches Flammenmeer. Urian und der Magister schrieen und jubelten um die Wette; nun strekte

ſich die ſchwarze Kralle des erſteren nach ihr aus; ſie ſchrie, fuhr empor, riß die Augen auf: es loderte vor ihr und das ſchwarze, gehörnte Antliz drohte. Sie kreiſchte noch ein Mal laut auf; die volle hohe Sonne leuchtete ihr wie ein Glutmeer durchs Fenſter entgegen und ein ſchwarzer Bok mekerte den Morgengruß.

Der Teufel, der Teufel! ſchrie das Fräulein, halb noch vom Traume erſchrekt, halb im Muthwillen des Wachens.

Die Schläfer um ſie fuhren aus den Träumen. Sie rieben ſich ſchlaftrunken die Augen. Mit dem Sonneaufgange war's vorbei.

Der Magiſter hatte recht, begann Amalie wieder, die Sonne geht für uns heute nicht mehr auf.

Wo iſt der Magiſter? riefen ein paar Stimmen. Wo iſt er?! antworteten ein paar andere.

Er iſt fort, begann Erbach; ich wette, den Streich hat er uns geſpielt, und die dumme Liſe trägt nicht mehr Schuld als ihre Dummheit erheiſcht.

Der abſcheuliche Irrwiſch! ſchrieen die Damen.

Daß er Wurmſamen eſſen müßte! wünſchte Amalie.

Man verließ, zwiſchen Aeger und Gelächter getheilt, die Stube, und ging hinaus Nachleſe zu halten. Die Sonne war zwar ſchon längſt aufgegangen, aber der Anblik blieb noch unendlich reizend. Purpurne Strahlen ſchoſſen in die blaue Tiefe hinunter, und Nähe und Ferne leuchteten im Glanze des Morgens und des Frühlings. Es war noch Alles ſo ſchön, daß man dem Magiſter vergab. Erbach wies auf nicht ferne größere Genüſſe, da die Alpe, auf der ſie ſich befänden, kaum dieſen Namen verdiene. Man

bewunderte noch lange und trank ſodann friſche Milch zum Frühſtüke. Ein Gebüſch, das nicht weit von der Hütte ſtand, trug weiſſe Blütenſträuße. Man brach die ſchönſten und wand ſie um die Strohhüte.

Froh und befriedigt wurde der Rükzug begonnen.

# Zweites Kapitel.

Adlerhorſt erwachte; ſein Zimmer lag gegen Oſten. Die Sonne war eben aufgegangen, und ihre Strahlen fielen auf die ſeinem Bette entgegenſtehende Wand. Ihr friſcher Glanz und die Morgenluft, die durch's offene Fenſter drang, ſtrichen ſchnell die Nebel des Schlafes von ſeiner Stirn: er ſprang ans Fenſter, und ſein Geiſt hätte vor Vergnügen mit den Lerchen aufſteigen mögen. Die Ausſicht, die er genoß, ſtellte ſich in dieſer frühen Stunde am lieblichſten dar. An dieſer Seite des Schloſſes lag ein Feld, deſſen Größe ungefähr fünfundzwanzig Joche betrug; die Erde war friſch aufgepflügt, ſie lag dunkel und fruchtſchwanger. Durchſichtige zitternde Dünſte ſtiegen aus ihr empor; ſie war noch die nahrungspreſſende wie zur Zeit Homer's. Kein Weg, kein Fußſteig führte über dieſes Feldſtük. Dieſer Grund war unentweiht. Gerade daran ſchloß ſich in der Ebene ein mehr als halbwüchſiger Föhren- und Fichtenwald, herrlich geſchont, mit ſchlanken, durchaus gleichen Bäumen. Bewachſene Anhöhen bedekten die übrige Ausſicht und der blaueſte Frühlinghimmel lag darüber. Der Wald ſchien ein Zauberhain aus ſingenden Bäumen; goldene Streiflichter fielen durch, und alle Be-

ſchlechter der Vögel ſangen mit der Inbrunſt des Morgens und Frühlings. Die klaren tiefen Töne der Amſeln ſchlugen durch, und der ſüßzärtliche melancholiſche Finkenruf ſchien der eigenthümliche Ton des Frühlings. Die Lerche taumelte in den Lüften und hob ſich und ſank mit ihren Tönen, und die unbekannten Chorſtimmen waren nicht minder lieblich als die der Schlöſänger. Rechts lief Feld und Wald um die Ecke, links ſprang nahe über den Wirthſchaftgebäuden eine Felſenkuppe empor, auf der die Ruine des alten Schloſſes unter Schutt und Gebüſchen lag. Stieg man den Burgweg nur ein wenig empor, ſo ſah man über dem Walde auch noch das Schloß Hohenſchwangau mit den lachendſten Fluren. Der Siz der Herren von Erbach war vorher das nun verfallene Schloß; das gegenwärtige Wohngebäude hatte der Großohm des Freiherrn gerade darunter in die Ebene gebaut. Es bildete ein großes Viereck, das einen weitläufigen Hof einſchloß; an drei Seiten liefen die Zimmer herum, die nördliche war im Innern noch unausgebaut. Das Gebäude ſtand im neuen Geſchmake aufgeführt; von der Kinderſtube bis zur Kapelle war für jedes Bedürfniß, für jeden Wunſch der Bequemlichkeit und des Luxus geſorgt. Die Zimmer waren hoch und geräumig, elegant dekorirt und eingerichtet. Flügelthüren verbanden ſie, und jedes zweite hatte wieder den eigenen Ausgang auf den mit koſtbaren Steinplatten bedekten Gang. Im Hofraume ſtand unter einem chineſiſchen Dache der Brunnen. Südlich vor dem Schloſſe lag der Garten. Laubgänge, ein köſtlicher Hügel und ein Springbrunnen, der mit ſeinem Waſſerſtrahle faſt die Höhe des Hauſes erreichte, bildeten die Zierde desſelben; ein in

großartigen Verhältnissen angelegter Buchengang führte in ein schattiges Waldhaus. Nördlich reihten sich die zahlreichen Wirthschaftgebäude aneinander; fast durchaus neu und zwekmäßig gebaut, standen sie unter ihren hellen Ziegeldächern mit dem Schlosse in fröhlichem Verhältnisse, und bildeten ein Ganzes, das von Wohlhäbigkeit und weiser Anordnung zeigte. An dieser Seite herrschte das löbliche Treiben der Landwirthschaft; die Ställe waren voll des schönsten Musterviehs, spannlange Ferkel liefen zwischen dem zahlreichen Federviehe umher. Die Hühner, die Tauben, die Enten und Truthähne hatten ihre eigenen Schläge und Behältnisse. Der schneeweiße Haushahn mit dem hohen Schopfe und den prächtigen Schwanzfedern krähte unter seinen Favoritinen, und der Pfau schlug den goldenen Reif auf azurblauem Grunde. Rüstige Mägde und Knechte besorgten eben die Fütterung des Viehes, einige spannten schon die Stiere ans Joch, und der Hirt trieb die feinwolligen Schafe aus.

Nur an der Seite, die der Maler bewohnte, herrschte Stille und Ruhe. Er lag im Fenster, sein Geist flatterte mit den Lerchen, schoß auf den Sonnestrahlen empor; sein Herz badete sich in Frühlingluft. Er war trunken vor Lenzlust und lächelte ohne Unterlaß; die Sonne und die Luft brüteten einen Schwarm Gedanken aus; das junge Gezieser wühlte und kroch erst bunt und verwirrt durch einander, aber bald entfaltete dieser und jener schöne morgenrothe goldbestaubte Flügel; sie erhoben sich und gaukelten alle im Sonnestrahle. Waren es Schmetterlinge, Kolibri, kleine Elfen oder Genien, — man wußt' es nicht; sie schnitten kluge Menschengesichter, und waren doch närrisch wie junge Vögel.

Einen tiefen Athemzug machte Adlerhorſt, und einen, und noch einen; er erhob ſich, öffnete ſein Felleiſen, brachte dichte glatte Leinwand hervor, maß, ſchnitt und ſpannte ſie ſorgfältig auf einen großen Rahmen. Nun legte er alle Farben aus und ſah recht ſehnſüchtig auf Palette und Pinſel; er hätte ſie in den Frühlingäther, in das Sonnengold tauchen und eine Rieſenwand mit den Bildern ſeiner Phantaſie bemalen mögen, und dann hintreten vor die ſtaunende Menge und ſagen: Seht, Kinder, das iſt mal der Frühling; fünfundzwanzig Jahre hab' ich ihn umſonſt gebeten, und Tauſende vor mir ihr ganzes Leben, diesmal iſt er mir glüklichem Sterblichen geſeſſen; — gerade ſo lang iſt ſeine Naſe, um kein Haar länger, um keines kürzer, — dies hier iſt ſein Götterkinn, — dies ſeine blendende Schulter, — hier der goldene Strom ſeiner Loken, — dies der Mund, unter deſſen Athem die Blumen ausſproſſen, deß Lächeln die Todten wekt, — ach, und dies hier ſind ſeine Blike. Es flimmerte vor ſeinen Augen, Blumengewinde wehten, Farbenflammen ſprühten und dazwiſchen ſtanden Antlize Seliger. Er rieb und miſchte die Pigmente mit zitternden Händen, und ſein Auge verlor ſich wieder in den blauen Himmel vor dem Fenſter. Er fing nun an, den Grund auf die Leinwand aufzutragen; er glaubte, daß er, wenn ſchon Alles vorbereitet geweſen wäre, jezt ſein Meiſterſtük geliefert hätte; aber er war noch nicht zu der dem Künſtler beim Hervorbringen ſo nöthigen Faſſung, Ruhe und Umſicht gekommen, und ſelbſt, wenn die Leinwand gehörig grundirt, die Kreiden geſpizt, Farben und Pinſel beſtens zur Stelle geweſen wären, hätte er ſeiner innern Begeiſterung keine Geſtalt zu geben vermocht. Zu bedauern

ist es, daß der Künstler gerade in der feurigsten Stunde der Begeisterung am wenigsten zu leisten vermag, daß das Mechanische, das Technische so große Ansprüche an ihn machen, und so viele kalte Ueberlegung, schlaue Klugheit verlangen. Wenn der Künstler Hand an das Werk legt, muß er sich die Offenbarung der Begeisterung nur wie ein vergessenes Traumbild mühsam zurük rufen und in der Erinnerung die erblaßten Farben künstlich auffrischen. Deßwegen sehen so viele Gebilde der Kunst wie altbakenes Brot aus, wie Tafelabhub, den man für die Kinder nach Hause bringt; deßwegen ist der Künstler selbst gewöhnlich am mindesten mit seiner Hervorbringung zufrieden, weil er das Urbild des Schattenrisses mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren den Gesang der himmlischen Heerscharen gehört hat. Wem Gott auch nur im brennenden Dornbusche erscheint, der erblindet für eine Weile. Semele sah den göttlichen Zeus in seiner ursprünglichen Gestalt, und sein Glanz hüllte sie in die ewige Nacht.

Adolph kam. Die Stunde der Inspirazion war für Adlerhorst vergangen; er trug die Tinte des Grundes nun bedächtiger auf, die Arbeit ging auch schneller, und er fühlte nur noch sein Herz in angenehm gesteigerter Stimmung. Adolph half ihm die Staffelei gehörig stellen und das Tabouret mit den Farben ordnen. Adlerhorst war über die Lage des Zimmers um so erfreuter, da er meistens nur in den Morgenstunden zu malen pflegte, und gerade in diesen hier der günstigsten Beleuchtung genoß. Er trug Adolph mehre Pläne zur Ausführung vor und war entzükt, wenn er bedachte, wie gut seine Bilder gelingen müßten, wenn er nun jeden Morgen, durch die

warme goldene Sonne in liebliche Bruthize verſetzt, malen würde.

Die neueſte Malerei hat einen bedeutenden Fortſchritt gemacht, verſetzte Adolph; ja ich möchte behaupten, erſt ſie habe ſich für immer vom Handwerke losgelöſ't und als Kunſt geſichert, und zwar dadurch, daß ſie als Goldfolie für jedes Gemalde eine durchſcheinende Weltanſicht verlangt. Selbſt in den beſten Zeiten der Kunſt ſezten die Meiſter ihr ganzes Augenmerk auf eine ſorgfältige Anordnung, auf naturwahre korrekte Ausführung; ob aber die urſprüngliche Auffaſſung, die Idee des Bildes ein Vorwurf der Kunſt ſei, darum kümmerten ſie ſich wenig. Ein Lorenz in Oel geſotten, ein Bartholomäus, der ſeine eigene Haut präſentirt, iſt ein Gegenſtand des Ekels, des Erbarmens, aber nicht der eines Kunſtwerkes.

Da möchte ich dir nicht völlig Recht geben. Sollte das rührende Vertrauen, die heilige Zuverſicht im Auge des Märterers nicht genug der reinſten tiefſten kriſtlichen Weltanſchauung enthalten? ſollte das Antliz, das bereits der ewigen Welt angehört, das lächelnd in die geöffnete Glorie des Himmels ſchaut, während der Körper unter den heftigſten Qualen abſinkt, das Verhältniß zwiſchen Endlichem und Unendlichem nicht deutlicher, klarer kund geben, als die ſentimentalſte Kompoſizion moderner Meiſter?

Man ſieht, daß du Maler biſt, und ich ärgere mich, daß du doch nicht Unrecht haſt; aber auch ich hab' es nicht. Ich glaube mit ein paar Einwürfen ſchlage ich dich ſo ziemlich aus dem Felde. Der eine wäre, daß die alte Schule ihre beſten Stoffe eben aus dem Kriſtenthume genommen hat, und daß die meiſten ihrer anderen jeder

ursprünglichen Anschauung entbehren; der zweite, daß das Kristenthum nur drei Gattungen von Kompoſizionen erlaubt: Kriſtus, oder das Göttliche das Irdiſche heiligend, — die Apoſtel, Märterer, Heiligen, oder das Irdiſche zum Göttlichen aufſtrebend, und Maria, die Unbefleckte, Erbſündloſe, oder Gottheit und Menſchheit im ſchönen, nie geſtörten Gleichgewichte. Aber ſeid ihr im Stande, dieſe drei Aufgaben zu löſen? oder ſollen wir mit Simbolen der göttlichen Abſtammung zufrieden ſein, mit Heiligenſcheinen, mit feurigen Zungen, mit ſchwebenden Tauben? — Alle Geſchiklichkeit im Malen des Nakten, im Faltenwurfe der Gewänder, Richtigkeit der Zeichnung und Trefflichkeit des Kolorits erſezen den Mangel der Idee nicht. Daher machen die Bilder der alten Meiſter, die als Muſter der Kunſt angeführt werden, häufig jenen Eindruk nicht, den die Anordnung und Ausführung verdiente. Sie waren ſehr geſchikte Handwerker, aber ſchwache Künſtler. Ihr Neuen geht ihnen diesfalls vor. Du ſollſt mir vor Allen Recht geben, Adlerhorſt, denn gerade du biſt in tiefen poetiſchen Kompoſizionen ein Meiſter. Ich brauche nach dem Beiſpiele nicht lange zu ſuchen, da haſt du es ja ſelbſt ſchon an der Wand. Kann es eine lieblichere rührendere Erfindung geben: Die Gegend iſt Moorgrund, Blumen ſtehen darin, endlich Schilf, das einen Tümpel verkündet, der wahrſcheinlich tief genug iſt, um den Einſinkenden für immer zu bedecken. Wie ſorglos ſchreitet das kleine liebliche Mädchen weiter, das Blumen pflükt und ſich über die vielen Vergißmeinnichte freut, die an dieſer Stelle blühen; wie zart und unſchuldig lächelt das Angeſicht, das es umwendet, während das feinſte blendende Knie ſichtbar wird.

Das Körbchen ist voll, aber das Kind hat noch immer nicht genug von den schönen Blumen; es hat nakte Füßchen, die Strümpfe und Schuhe mögen hinter jenem Gebüsche liegen, es sinkt in den weichen Boden ein, es hebt das gelbe Kleidchen sorgfältig bis über die Waden auf, und will nur noch diese Blume, und dann diese, und dann jene — und nur noch jene; von einer Gefahr hat das junge Herz keine Ahnung; aber das kleine Hündchen ist klüger, es folgt ängstlich dem Mädchen, dessen Gespiele es ist, es bellt, es zerrt an seinem Kleide. So steht die Sache am Bilde; wir kennen den Ausgang nicht, hoffen aber doch, daß dem lieben Mädchen kein Leid geschehe. Kann es eine lieblichere zartere Komposizion geben, ist das ganze Bild nicht ein reizendes Gedicht?

Man kann nicht verkennen, daß du Dichter bist, lieber Adoph! Du dringst auf Vorwalten der Grundidee, des poetischen Prinzips, und willst mich durch das Lob meiner leichten Skizze bestechen; aber ich habe noch zu viel deutsche Redlichkeit, um für ein kleines Trinkgeld meine Herren und Meister zu verrathen. Auch ich lobe die poetische Folie, aber was nüzt sie, wenn darüber elender Trödel hängt, sentimentale Farbenlappen? Der eigenthümliche Kern der Malerkunst liegt in der Naturwahrheit der idealisirten Darstellung, in der richtigen Zeichnung, in der ächten Farbengebung. Jene Meister schufen Gemälde, nicht illuminirte poetische Gedanken; betrachte ihre vortrefflichen Farben, — wie wahr, wie sprechend, wie harmonisch! und das herrliche Helldunkel, diese Poesie des Kolorits! Die Gruppe ist jahrelang bedacht, von jeder Falte weiß der Meister den Grund anzugeben. O könnten wir diese stille Lieblichkeit,

diese Reinheit und Kraft des Stils erreichen! Daß ich's dir nur sage, die neuen Ueberschwenglichen verderben die Kunst: Die Malerei soll Poesie, diese Musik werden; der Maler soll lirische Sentimentalität auf die Leinwand bringen, der Dichter jubelnde und seufzende Töne in den Versen anschlagen; dieser bedarf kein Zeitwort mehr, — schöne Ausrufungen, glänzende Epitheta thun es allein; jener zertreibe die Farben in Nebel und Duft; — er soll die Seufzer verliebter Mädchen malen, die Träume der Wahnsinnigen, die Herzschläge der —

Der Bediente fragte, ob er das Frühstük herüber bringen sollte.

Adolph nahm Adlerhorst am Arme und führte ihn in den Gesellschaftsalen. Herr von Erbach, seine Gattin, die beiden Kinder und Magister Irrwisch saßen um die silberne Kaffeemaschine und begrüßten die Freunde. Der Jäger Philipp, ein altes Erbstük, stopfte Pfeifen und bot seinem Herrn bereits die sorglichst vorbereitete, während die Dame den beiden Freunden den Kaffee einschenkte. Alles was Einem dieser schöne wohlwollende Mund, diese feine weiße Hand anbot, mußte trefflich bekommen. Frau von Erbach hatte eines jener edlen Gesichter, die insbesondere der Schmuk englischer Damen von Stande sind, und die wir schon auf den Kupferstichen dieser Nazion, noch mehr in der Wirklichkeit mit Vergnügen betrachten. Die Fenster des Saals waren geöffnet, die Morgenluft strich herein; in der Mitte führte eine Glasthüre auf einen Altan, der mit Blumen besezt war, und über den der Springbrunnen heraufstrieb. Erbach hatte in den neuesten Zeitungen geblättert. Die kleine Tochter saß artig unter den Erwach-

senen, Hänschen galoppirte durch das Zimmer auf einem Stekenpferde und kommandirte, und das jüngste Kind lächelte am Arme der Wartfrau. Adlerhorst erzählte das Gespräch über Malerei, das sie im Zimmer geführt hatten. Man sprach noch Manches darüber; das Resultat ging beiläufig dahin: Beide hätten Recht, aber nur zusammen; auch ein Gemälde dürfe der ästhetischen Grundidee nicht entbehren, aber Anordnung und Ausführung bedürfe vorzüglichen Fleißes. Erbach äußerte bei dieser Gelegenheit, daß er die Landschaftmalerei deßwegen nicht besonders liebe, weil der Maßstab zu sehr verkleinert werde, während die menschliche Gestalt in Gemälden meistens ihre eigenthümliche Größe behaupte. Thiermalerei gefalle ihm nur, wenn die Thiere beiläufig auf diese Weise vorgeführt werden, wie es in der Fabel geschieht.

Der Magister nahm diesmal am Gespräche ernsten Antheil und entwikelte im Abschweifen desselben einen Gedanken, der besonders bei Adolph großen Beifall fand. Die antike und romantische Schule, meinte er, scheinen sich in der bizantinischen zu vereinen. Der kristliche Kultus wurde im morgenländischen Rom in Zeustempeln getrieben, die Kreuzfahrer brachten die Begriffe der Ehre, romantischer Liebe in die verschwindenden Zustände, zwei Zeitalter vermischten sich. Dorische Säule und gothischer Spizbogen einen sich zu einem Baue; Maria wird zur morgenländischen Isis, und die heilige Ruhe der Kunst geräth in heilige Sehnsucht. Wie jeder Uebergang steht sie darum auch der verschwindenden und der folgenden Schule nach. Göthe scheint in der Fortsezung und insbesondere im Zwischenspiele zum Faust diese Ansicht dadurch aussprechen zu wollen, daß

er diesen mit der griechischen Helena zusammen führt. Der Schauplaz dieses Theils der Dichtung, so wie die Beigaben desselben weisen darauf, und Euphorion ist das erstgeborne Kind Beider.

Frau von Erbach nahm mit der, gebildeten Damen eigenen schnellen Fassunggabe am Gespräche Theil, und verlieh ihm jene leichte heitere Grazie, die es unter Männern so leicht verliert. Alle gingen nach dem Frühstüke ihren besondern Neigungen nach. Irrwisch begab sich in die Bibliothek, die Dame zur Leitung des innern Hauswesens; sie stekte nebstbei ein Taschenbuch zu sich, um es in einer Gartenlaube zu durchblättern, wohin ihr Töchterchen, das sie striken lehrte, sie begleiten sollte; ihr Gatte führte die beiden Freunde durch die zum Gute gehörige Meierei. Die Knechte arbeiteten mit den Gespannen auf den Feldern, weiter seitwärts legte man einen unbrauchbaren Teich troken. Im Dorfe befand sich auf Kosten der Herrschaft ein Schulhaus im Baue. Es wurde für zwei geräumige Unterrichtzimmer und für die bequeme Wohnung des Lehrers und eines Gehilfen gesorgt, und auch auf ein kleines Gärtchen nicht vergessen. Der Dachstuhl war eben fertig, ein Tannenkranz wehte am Giebel, die Ziegel zum deken lagen bereit. Der Freiherr ordnete Alles selbst, sah überall mit Umsicht nach. Die wenigen Leute, die man jezt während der Arbeitzeit im Dorfe erblikte, waren reinlich gekleidet und hatten ehrliche frohe Gesichter. Alle grüßten den Herrn zutraulich, der ihnen wieder freundlich dankte und sie um ihre Wirthschaft befragte. Die Kinder waren gewaschen und liefen nicht in wüstem Lärm durch die Gasse. Ungestaltete blöde Menschen sah man gar nicht. Nun gingen sie in den Wald. Er war

in neunzig Holzschläge getheilt, von denen immer der älteste jedes Jahr abgestekt und verwendet wurde. Diese Ordnung hatte der Vater des jezigen Besizers eingeführt, und ungefähr dreißig Jahrgänge standen schon in jahrweiser Abstufung vom schmächtigen Anfluge bis zum halbwüchsigen Gehölze. Der Waldpfad führte aufwärts. Der Freiherr wies nach Hohenschwangau hinüber.

Während ich und die Nachbaren unsere Burgen seit kürzerer oder längerer Zeit bereits verlassen und uns in der Tiefe angesiedelt haben, wohnt unser alter Freund noch immer im alten Schlosse, das die Väter seit Jahrhunderten bewohnt haben. Aber wie ritterthümlich es auch aussieht, so entbehrt man im Innern doch keine Bequemlichkeit, zu der wir uns seit den lezten Jahrzehenden verweichlicht haben. Schon sein Großvater verstand einen großen Theil des Innern so geschikt zu überbauen, daß man über die jezige Wohnlichkeit der Burg in Erstaunen geräth, und unser Freund hat die Einrichtung der Gemächer auf das anmuthigste beendet. Während der eine Flügel dem Geschmake der Vorzeit gewidmet bleibt, kann der andere den Vergleich mit den elegantesten Salons vortheilhaft bestehen.

Hohenschwangau lag sehr malerisch da. Adlerhorst sezte sich auf die am höchsten Punkte des Waldweges angelegte Bank, zog sein Taschenbuch heraus und zeichnete das Schloß. Der Baron und Adolph gingen weiter. In den Heken sangen Amseln, Wildtauben girrten unsichtbar in den Wipfeln und ein Eichhörnchen sprang über den Weg. Sie begingen den größten Theil des Besizthums, das zum Gute gehörte, und kamen erst gegen Mittag durch den Garten nach Hause. Der Baron vermuthete seine Gemahlin in der Laube zu

treffen, er schlug den Weg dahin ein. Wirklich saßen Aurelie und ihr Gesellschaftfräulein unter den Epheuwänden und stikten an einem Teppiche; auf den mit Rasen belegten Stufen hokten die Kinder und spielten mit den Blumen; Emmeline wollte einen Kranz binden, der kleine Hans reichte ihr wohlgefällig die Blumen zu; doch konnten die Kinder mit dem Werke nicht zu Stande kommen. Adlerhorst war einen Augenblik früher angelangt; er wies sein Portefeuille; die Skizze, die er eben vollendet hatte, sah recht lieblich aus, die Freunde so wie die Damen lobten, der Maler hatte aber mit ein paar Baumstudien seine Freude und pries selbst die Genauheit derselben.

Als es Mittag läutete, lud Aurelie die Gesellschaft zur Mahlzeit und bemerkte, sie habe im Sommerhause deken lassen. Der Graf reichte ihr den Arm, Erbach machte Adlerhorst aufmerksam, daß sie diese frühe Eßstunde eingeführt hätten, um an den nachmittäglichen Ausflügen nicht gehindert zu sein. Das Gartenhaus war der kühlste liebste Aufenthalt von der Welt. Um es treken zu erhalten, stand es um ein paar Stufen erhöht; eine Gruppe alter Nußbäume breitete die kaum erst entfalteten Blätter darüber; durch die offene Thüre sah man auf den Hauptgang und den Bassin, durch die Fenster auf Blumenstände.

Die Bedienten trugen die Speisen, Irrwisch kam mit ihnen und brachte selbst zwei dunkle Flaschen unter dem Arme. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zu tragen.

Wer sie so sieht, rief ihm die Baronin entgegen, muß sie für einen Erztrinker halten.

Heute will ich's auch sein, Verehrteste, versezte er, und während sich die andern niederließen, zog er den Kork

aus einer der beiden Flaschen, schenkte Jedem etwas in das Kristallglas und brachte den Toast aus: Der Frühling! Alle stießen an; er aber schlang Emmelinens Kranz um das Glas, erhob es hoch und goß es draußen über den Rasen.

Ihm gebührt die erste Libazion, und nun auf fröhliches Genießen seiner Freuden! Er schenkte sein Glas das zweite Mal voll, stieß an und trank es bis auf den lezten Tropfen aus.

Das Mahl wurde heiter und fröhlich genossen; hier aß man nicht, um den Magen zu stopfen und das Leben zu fristen, sondern um in angenehmer Befriedigung eines heitern, nicht unedlen Triebs das Dasein auf den Sonnepunkt lieblichen Genusses zu erheben. Man aß eigentlich nicht, man genoß, und selbst der Ernstgesinnte konnte nicht umhin, sich dem naiven Vergnügen an den schmakhaften Speisen, am reinen Weine zu überlassen. Man hielt ein harmonisches Mahl. Der feine Ton der heutigen Welt raubt den Menschen ein angebornes heiteres Vergnügen, das am Essen; man erklärt es für gemein und bestrebt sich, Gleichgiltigkeit daran zu affektiren und endlich wirklich zu erlangen. Die Hausfrau bemüht sich, elegante Speisen aufzusezen, das schmakhafteste Erzeugniß wird gehakt, zerquetscht, durchrührt, gefärbt, und die Kunst besteht darin, keines in der ursprünglichen Gestalt, keines erkennbar aufzustellen. Die Gäste nehmen vorsichtig davon heraus, durchwühlen es schwerfällig, kosten behutsam oder schlingen es hastig hinunter, bekritteln das Mahl oder haben sich den Magen verdorben. Die ursprüngliche Freude am Essen, das kindliche Vergnügen desselben haben wir uns selbst geraubt; wer sie noch zeigt, erscheint gemein und fehlt gegen

die gute Sitte. Iſt es nicht rührend zu leſen, daß Agamemnon den Ajax Telamonius für den Kampf mit Hektor mit dem zarten Rükenſtüke eines gebratenen Stiers belohnte?

Ein Jäger kam von Schwangau mit einem Billete ſeines Herrn. Es lautete kurz ſo: Wir ſind angelangt. Um drei Uhr Stelldichein bei der Grafenlinde. Die Antwort fiel zuſagend aus.

Das iſt ein ariſtokratiſcher Baum, bemerkte der Maler.

Sein Diplom kam hoch zu ſtehen, entgegnete etwas minder heiter geſtimmt der Baron.

Der Magiſter ſprang auf und rannte in den Garten.

Wußt' ich's doch gleich, fuhr Erbach fort, dein Vetter, lieber Adolph, hat den Ort nicht gut gewählt.

Adlerhorſt war über das Gewicht, das einer ſcheinbar gleichgiltigen Sache beigelegt wurde, befremdet und blikte den Baron neugierig an.

Bei Gelegenheit werden ſie das beinahe unheimliche Bewandtniß der Sache erfahren, ſprach der Freiherr, ſich zu ihm wendend.

Da thuſt du Unrecht, fiel ihm ſeine Gemahlin in die Rede. Adlerhorſt lebt in unſerem Kreiſe, in dieſer Gegend; ſoll er ſich darin heimiſch und vertraut finden, ſo iſt es nöthig, ihm eine Geſchichte, von der wir alle wie aus ſtillſchweigendem Uebereinkommen jahrelang nicht mehr ſprechen, ſo bald als möglich zu erzählen. Hören ſie denn: Leanders Vater, Graf Altberg, war ein kleines wunderliches Männchen, deſſen Geiſt in jeder Hinſicht vorzüglich gebildet war; er hatte in der Mathematik, Phiſik, Geſchichte und

Philoſophie Kenntniſſe, die allgemein anerkannt und bewundert wurden, auch ſprach er mehre alte und neue Sprachen ſehr geläufig. Daran erinnere ich mich natürlich nur vom Hörenſagen, wol aber ſchwebt mir ſeine Geſtalt und ſein ſeltſames Weſen noch immer vor. Er hatte ein volles Geſicht und kurze runde Glieder, aber dabei doch die gröſte Gelenkigkeit von der Welt; ſeine Hände fochten lebhaft herum, ſeine Beine hüpften und tänzelten ſpringfedrig und ein rabenſchwarzer Strauß kleiner aufgelöster Lökchen ſtieg über die niedere Stirn. Graf Altberg war der lezte ſeiner Familie; gleichwol hatte er einen ſo groſſen Abſcheu vor dem Heiraten, daß es den Anſchein gewann, ſein edles Geſchlecht ſollte mit ihm erlöſchen. Dieſe Scheu vor der Ehe war eine der mannigfaltigen Bizarrerien, mit denen der Graf behaftet war. Endlich als er faſt vierzig Jahre alt geworden, kehrte er ganz unerwartet aus Neapel mit einer wunderſchönen ſechzehnjährigen Gattin zurük. Sie ſoll die Tochter eines gänzlich herabgekommenen Edelmanns geweſen ſein und übertraf alle Forderungen, die man gewöhnlich an weibliche Schönheit zu ſtellen pflegt. Aber nur wenige ſehr vertraute Freunde und die nothwendigen Diener bekamen die ſchöne Gräfin zu ſehen. Altberg hielt ſie unter dem Vorgeben, daß ſie Geſellſchaften haſſe und die rauhe Witterung Deutſchlands ſcheue, in einem gemieteten Landhauſe drüben am Gebirge. Der Park wurde geſperrt und ſeine Diener erhielten die ſtrengſten Befehle, jeden Beſuch abzuweiſen. Er ſelbſt erſchien nur ſelten in der Welt und lachte Jedem, der ihn wegen der ſchönen Gräfin und ſeiner Eiferſucht gegen ſie aufzog, geheimnißvoll höhniſch in das Geſicht. Bald ſagte er bei ſolchen Gelegen-

heiten, ſie ſei ſelbſt noch häßlicher als er, bald, er ſei gar nicht verheiratet, bald, er müſſe ſeinen Schaz wie ein Zauberdrache bewachen. Mit ſolchen und ähnlichen Späßen verſuchte er die wahren Verhältniſſe zu verdeken; dennoch ſchienen ihm derlei Anſpielungen widerwärtig und auch er zog ſich gänzlich von den Leuten zurük. Der Arzt, der in dringenden Fällen auf das gräfliche Schloß gerufen wurde, verſicherte vertrauten Freunden, daß die junge Gräfin eine überaus reizende Dame, daß ihr Knäblein aber vollends ein Wunder der Schönheit ſei. Dieſer Sohn iſt Leander. Graf Altberg mochte ein paar Jahre auf dem Pachtgute gelebt haben, als ſich aus Laune plözlich die zwei Prinzen von ** auf ihr nahes Jagdſchloß zogen. Xaver, der ältere Bruder, war als Wüſtling bekannt, und auch der jüngere, Roderich, obwol damals kaum achtzehn Jahre alt, ſoll am geraden Wege geweſen ſein, ſeinen Bruder darin zu erreichen. In der Geſellſchaft der Prinzen wurde einmal von der ſchönen Gräfin aus Neapolis geſprochen, und wie ſie alle Frauen des Landes an Schönheit weit übertreffen ſolle. Die Prinzen machten leichtfertige Späße und rühmten ihr Glük in galanten Abenteuern. Ein Jagdjunker bemerkte, daß im vorliegenden Falle jeder Glükſtern unmächtig ſei, und der Arzt, der ſich zufällig in der Geſellſchaft befand, betheuerte, er wolle denjenigen für den glüklichſten Ritter der Minne erachten, der ihm den Ring mit dem roſenfarbenen Rubin, den die Gräfin nie vom Finger lege, weiſen würde. Der Arzt beſchrieb den Ring genau; ein engliſcher Edelmann trug hierüber eine hohe Wette an, [illegible] die beiden Prinzen ungeſäumt eingingen. Die Ausſicht, den närriſchen Grafen zu prellen, machte ihnen unſäglichen Spaß, und

beide schmiedeten die geschicktesten Pläne dazu. Der Graf, der jeden Besuch ablehnte, mußte bei den beiden Prinzen eine Ausnahme machen. Aber auch dies half ihnen wenig, sie bekamen seine Gattin nicht zu sehen. Endlich ging das Gerede, einer aus ihnen, es wurde nie bestimmt, ob Xaver oder Roderich, sollte in verschiedenen Verkleidungen Zugang in das Haus des Grafen gefunden und endlich dessen Gattin auf diese Art gesehen haben. Seine Erwartungen sollten weit übertroffen worden, und er in heißer Sehnsucht, in glühender Leidenschaft für sie entbrannt sein. Sie versuchten nun, den Grafen in ihren Zirkel zu ziehen, seine Diener zu bestechen. Was kaum nur Folge einer thörichten sündhaften Laune war, wurde nun mit der Anstrengung der verbrecherischen Leidenschaft ausgeführt. Durch den übertriebenen Preis, den sie boten, wußten sie Altberg aus seinem Pachtschlosse zu verdrängen, gewannen aber dadurch nichts; er hatte bald ein ähnliches nebenan gefunden und die Gräfin wurde in einem mit Gardinen verschlossenen Wagen dahin geführt, er selbst begleitete denselben zu Pferde. Altberg liebte seine Gattin über Alles, er ließ es ihr nie an der geringsten Bequemlichkeit fehlen, trachtete ihre Wünsche an den Augen abzulauschen, und erfüllte jeden, nur nicht den nach Freiheit, wenn sie anders diesen je gehegt hat. Das Betragen der Prinzen kam ihm bald verdächtig vor, und er entbrannte in glühender Eifersucht, die endlich wol sogar in Mißhandlungen seiner Gattin übergegangen sein mochte, denn die Diener hörten oft verworrenen Lärm in ihren Gemächern, und der Graf kam dann roth und erhizt aus denselben. So verging einige Zeit. — Wie es möglich wurde, wußte Niemand, genug

— Prinz Xaver zeigte nach mehren Wochen wirklich den Ring mit dem blaßrothen Rubin dem Lord, der Doktor erkannte ihn als den der Gräfin, und der Prinz trug ihn gleichsam als Siegzeichen. Um diese Zeit fuhr noch einmal eine Kutsche in der Nacht aus dem Hause des Grafen, wohin, mit wem — wußte außer dem alten Jäger, der Kutscherdienste versah, Niemand. Auch diesmal soll der Graf den Wagen zu Pferde begleitet haben, und erst nach drei Tagen zurükgekehrt sein. Die Domestiken erschraken über sein verstörtes Aussehen. Die Kutsche aber kam nicht wieder. Die Dienerschaft hätte nicht gezweifelt, daß die Gräfin darin gewesen sei, wenn der Koch nicht wie vorher Auftrag bekommen hätte, für ihren Tisch zu kochen, so wie der Gärtner, den täglichen Blumenstrauß zu liefern. Der Jäger, der wegen des Vorzuges, den ihm der Graf jederzeit bezeigte, von den Dienern kaum als Ihresgleichen betrachtet wurde, schnurrte Jeden, der um die Gräfin zu fragen sich unterstand, giftig an, und mit der Duenna der Gräfin, einer Stokwälschen, aus der sich vielleicht etwas hätte herausbringen lassen, verstand keiner zu sprechen. Sie schien nun besonders verstört; der Graf war den ganzen Tag eingeschlossen, und wurde nur dann der übrigen Dienerschaft außer Konrad sichtbar, wenn er wie gewöhnlich den Blumenstrauß abholen kam. Er war aber völlig ein anderer als zuvor; er schlich nur, und seine vollen Wangen sanken ein. Wie erschrak der Gärtner, als er am zweiten Tage sah, daß der Graf den Blumenstrauß, der diesmal vorzüglich schön geordnet war, noch im Flur, wie in einem Anfalle von Wahnsinn zerriß und heftig mit den Füßen trat. Am dritten Tage war ein fürchterlicher Auf-

lauf im Schlosse des Grafen. Dieser war verschwunden; auch von der Gräfin, die sich noch dazu, wie man wußte, in guter Hoffnung befunden hatte, von dem zweijährigen Knaben und der wälschen Kammerfrau war nichts zu sehen. Konrad selbst schien von dem Grunde dieser Ereignisse nichts zu wissen, er schrie nur immer um den Grafen, er lief mit Thränen in den Augen überall im Schlosse, dann in der Gegend umher, ihn zu suchen. Endlich fand man unter der großen Linde am Strome drüben einen Degen mit unverkennbaren Blutspuren und in der Bucht darunter lag ein Hut, den die Brandung ausgespühlt hatte. Konrad erkannte den Hut alsogleich für den seines Herrn, den Degen wollte aber Niemand früher gesehen haben. Weitere Spur fand man vom Grafen keine mehr. Mit diesem geheimnißvollen Ereignisse schien ein zweites nicht minder gewaltsames in Verbindung zu stehen. Prinz Xaver sollte vom Pferde gestürzt sein, wo und wie, wußte Niemand, aber gewiß war es, daß er dabei sein Leben verloren hatte; er lag am zweiten Tage auf der Bahre. Seine Leiche wurde in das Erbbegräbniß abgeführt. Roderich verließ zugleich diese Gegend für immer. Welches Aufsehen diese Begebenheiten gemacht haben, können sie sich denken; ich war damals ein junges Mädchen, und träumte drei Nächte nur von Mord und Blute. Man erzählte heimlich von Duellen, Meuchelmord. Andere wollten wieder den Prinzen durchaus noch als lebend wissen und behaupteten, er sei mit der schönen Gräfin entflohen.

Die Gerichte nahmen sich der Sache an; Konrad und mehre Personen wurden eingezogen, nach einiger Zeit aber wieder entlassen. Man behauptete, ein dem Prinzen ver-

wandter Hof habe die Unterdrükung dieſes Kriminalpro-
zeſſes bewirkt, und noch bis gegenwärtig hat Niemand von
den Ausſagen der damals Verhafteten oder überhaupt vom
eigentlichen Verlaufe jener entſetzlichen Begebenheit etwas
Beſtimmtes erfahren. Graf Altberg galt für einen ſehr rei-
chen Mann, deſſen Vermögen in Staatspapieren und barem
Gelde beſtanden haben ſollte; nach ſeinem damals ver-
muteten Tode fand man jedoch nichts davon vor. Alle
Zahlungen waren berichtiget und für jeden Diener wurde
ein Jahrgehalt von des Grafen gewöhnlichem Wechsler
ausbezahlt. Er hatte dazu Ordre und Anweiſung erhalten,
wuſte aber nichts Weiteres vom Grafen. Die Einrichtung
des Hauſes war nur gemietet. Von der Familie kam Nie-
mand mehr zum Vorſcheine außer des Grafen Sohne. Ein
weitläufiger Verwandter Altberg's und deſſen vertrauteſter
Freund, der im entfernten Warſchau wohnte, machte bei
den hieſigen Gerichten die Anzeige, daß ihm ein wälſches
Weib den jungen Grafen ſammt den Dokumenten über
ſeine Geburt bald nachdem hier die Kataſtrophe mit der
Familie eingetreten war, überbracht und ſich alſogleich
unter irgend einem Vorgeben entfernt habe, dann aber nicht
mehr ausfindig gemacht worden ſei. General Witte, ſo hieß
der Verwandte, ließ nun den Knaben bei ſich erziehen;
den Magiſter Irrwiſch verſchrieb er hiezu von einer deutſchen
Univerſität. Vor ein paar Jahren ſtarb auch der General,
hinterließ über alle Erwartung ein ungeheures Vermögen,
deſſen Adminiſtrazion den Behörden anheimgeſtellt, und
von dem dem jungen Grafen ein ſehr bedeutendes Jahrgeld
bis in ſein zwei und zwanzigſtes Jahr ausgeſezt wurde.
Aber es ſcheint, als gefalle es dem Schikſale den geheim-

nißvollen Schleier noch immer nicht aus dem Leben des jungen Grafen zu ziehen; am zwei und zwanzigſten Jahrtage ſeiner Geburt ſollte das Teſtament des Generals erſt eröffnet werden, und er iſt dann vielleicht einer der reichſten Erben im Lande, oder ein Bettler. Erſt vor kaum mehr als einem Jahre zog ſich der Magiſter mit Leander, deſſen Erziehung nach der Anordnung des Generals bis zum zwei und zwanzigſten Jahre ihm völlig überlaſſen bleibt, in dieſe Gegend. Leander erſcheint durch das Geheimniß, das ſeine Kindheit wie ein finſteres Geſpenſt umhüllt, eben ſo intereſſant als durch ſeine Perſönlichkeit liebenswürdig; an Irrwiſch haben wir einen höchſt verſtändigen Geſellſchafter gewonnen, deſſen beißende Laune ſich in ſcharfen Gegenſäzen gefällt, deſſen Humor, wenn er nicht zu ſehr ins Bittere abirrt, die Gewöhnlichkeit der geſelligen Verhältniſſe auffriſcht. Leander weiß von jenen Ereigniſſen nichts und kümmert ſich in der heiteren Unbefangenheit erſter Jugend wenig um das Teſtament, das in einigen Jahren eröffnet werden ſoll.

Adlerhorſt fand die Geſchichte ſeltſam und romanhaft. Man ſtand von der Tafel auf und verließ den Pavillon.

Sie ſind heute doch von der Partie? fragte der Baron den Magiſter, der in der Allee auf und ab rannte.

Daß ich nicht wüßte, verſezte Irrwiſch verdrießlich, und nahm eine ſtarke Priſe; ſie kennen meine Furcht vor Geiſtern. Könnte es nicht dem höchſtſeligen Grafen belieben, auf einem feurigen Roße mitten durch die Geſellſchaft zu fahren?

Ei laſſen ſie den alten längſt vergeſſenen Sonderling ruhen, und kommen ſie mit; ſie wiſſen ja, wie ſehr wir Alle ſie lieben.

Ho, ho! so dürft ihr mir nicht kommen, kreischte Irrwisch, und machte ein paar tolle Sprünge; ihr apellirt an die Thränendrüse, wenn ihr den Prozeß mit dem Kopfe verliert, das ist hasenfüßig — meine aber tüchtig plombirt, ho, ho! Damit sprang er in seltsamen Sätzen die Allee hinunter.

Bald darauf ritt Irrwisch aus dem Schlosse, um seinen Zögling aus der nahen Stadt, wohin er von einer Fußreise zurükgekehrt sein mußte, abzuholen. Leander wünschte vor ein paar Tagen mit einem wandernden Botaniker eine weitere Bergreise zu unternehmen, was ihm Irrwisch auch erlaubt hatte. Dem Magister war es recht, wenn Leander sich abhärtete, auch liebte er es, ihn dann und wann ganz seinem eigenen Willen zu überlassen.

Als die Familie Erbach zur Linde kam, war die Gesellschaft aus Hohenschwangau gerade vor einigen Augenblicken eingetroffen. Alle begrüßten sich in alter Freundschaft, nur den Maler präsentirte Vetter Adolph dem Herrn und der Frau von Schwangau. Der alte Freiherr gehörte zu jenen Personen, deren Karakter unverkennbar in der äußern Erscheinung hervortritt. Der wohlgenährte, obgleich nicht fette Wuchs, die klaren Augen, die hohe Stirn, welche sparsame ergrauende Haare umgaben, endlich der angenehme wohlwollende Mund bezeichneten ihn offenbar als einen Mann von hellem Verstande, reinem kräftigen Willen und edlem leidenschaftlosen Gemüthe. Er begrüßte den Maler mit biederer Einfachheit, eben so auch seine Gemahlin, eine Dame, welche den Anspruch zu gefallen aus freiem Willen aufgegeben hatte, deren Gestalt und Benehmen aber edel und anmuthig erschien. Unter der Linde

liefen Raſenbänke, die Bedienten des Grafen Abel hatten auch ſonſt noch für Tiſche und Stühle geſorgt, man ſezte ſich in den breiten Schatten. Der Kammerherr Abel, Albertinens Verlobter, befand ſich in peinlicher Lage; Albertine hatte ſich unbedachter Weiſe auf eine Raſenbank geſezt; umſonſt gab er ihr wiederholte Winke und machte ſie auf die Fineſſe aufmerkſam, mit der er für anſtändige Unterkunft geſorgt hatte; ſie lehnte den eleganten Jagdſeſſel ab, den er ihr anbot und auf dem ein allerliebſter zielender Amor geſtikt war; der Kammerherr ſah ſich nun in neuer Verlegenheit; neben Albertine war ein Plaz auf der Raſenbank leer, während die Seſſel nur in einiger Entfernung angebracht werden konnten. Liebe und Anſtand, Wunſch und Bedenklichkeit ſtritten in ſeinem Buſen, aber der kleine Amor hatte zu brav getroffen. Herr von Abel näherte ſich mit unterdrüktem Schauer der Raſenbank, prüfte mit Vorſicht die Feuchtigkeit des Graſes, kreiſchte empört über eine darüber kriechende Raupe, und rief heftig um ſeine Diener. Der Büchſenſpanner und zwei Bediente ſtürzten erſchrekt herbei, der erſtere erhielt von dem Grafen den Auftrag; geſchikt ſchnippte er das Ungeziefer weg, Abel ſprengte Kölnerwaſſer aus ſeinem Etui, und ſezte ſich herzhaft an Albertinens Seite. Im Gefühle des Opfers, das er ihr gebracht hatte, warf er einen Blik zärtlicher Liebe auf ſie; ſie lächelte ihn gutmüthig an und befahl das Bakwerk herum zu reichen. Sie hatte die vorige Szene überſehen; Abel ſchwankte ob er hierüber nicht gekränkt ſein ſollte. Er wurde es nicht. Graf Abel war ein ſchöner Mann, nur litten ſeine Züge an einiger Mattheit; er trug nach der Sitte ſeines Hofes einen gewaltigen

Schnurbart, den er, sobald er etwas Imponirendes sagte, zu streichen und zu drehen pflegte.

Zufällig war das Gespräch auf die Liebe gekommen. Adolph hatte eine Weile geschwiegen; nun stieg eine schöne Röthe in sein Gesicht und er begann: Wer das Dasein, die Heiligkeit der Liebe leugnet, der leugnet auch das Gottes. Das einzige Gefühl, das keine Selbstsucht kennt, das den Geist von den Banden der Erde erlöst und das Herz unter die Sterne versezt, dieses Gefühl kann nicht blos feinste Zukung unserer Nerven, zarteste Wallung raffinirter Säfte sein! Den Beweis in klaren Worten hinzustellen, vermag ich freilich nicht, aber in Tönen könnte man es vielleicht, in Melodien und Akkorden. Die heiligsten Säze des Lebens sind ja eben nur Postulate unserer Vernunft, und dieser das unserer gesammten Humanität. Hebt den Saz auf, und der Mensch ist gemein wie das Thier. Warum nähren wir dann unsern Leib, warum stärken wir uns durch Schlummer? ist die Gesellschaft, in die wir uns des Abends verfügen, auch nur des Schürzens unseres Halstuches werth? oder leben wir für die Menschheit? wenn der Mensch für sie nur lebt, wofür lebt sie selbst? Aber das sogenannte Glük der Liebe zu verlangen, sind wir kaum berechtigt; wer liebt, ist ja schon gesegnet, — Trennung, Tod sind Chikane dieser Erde, die Liebe selbst die können sie nicht anfassen und vertilgen!

Ja, fiel Adlerhorst ein, ich habe noch nicht geliebt; aber wenn ihre heiligen Schauer mich einst überkommen wie eine Lavine aus Glut und Feuer, wenn der verschlossene Krater des Herzens aufflammt und aufbraust, dann lebe wohl du stilles Haus des Lebens, seine Flammen

ſchlagen praſſelnd in deine Sparren, und wenn Alles dahin iſt und zu Aſche, dann lodert ſie erſt rein und himmliſch in ihre Heimat.

Nur das Herze nie bezwingen,
Wie es will ſo laßt es geh'n,
Alles ihm zum Opfer bringen
Und als Bettler jubelnd ſteh'n!

Holla, ſtille, ſtille, rief Baron Schwangau dazwiſchen, ihr tollen Leute, habt ihr denn von der Sicherheitpolizei Lizenzen zum Schwärmen? Heut' zu Tage ſchwärmen ja ſonſt nur Bienen und Müken und in ſchlechten Jahren Heuſchreken. Ihr habt da einen elenden Schnikſchnak vorgebracht, und ich bin nur froh, daß meine kluge Albertine Braut iſt, und Julie euch nicht gehört hat; der Magiſter würde euch den Kopf zurecht ſezen. Ihr legtet mir oft kalte Verſtändigkeit zur Laſt; wolle Gott ihr behaltet Recht bis an mein ſeliges Ende! Was iſt denn die Verſtändigkeit? — Die Kunſt, die Verhältniſſe, wie ſie ſind, zu erkennen, und zu handeln, wie es dieſen zukommt. Sollten wir einen Kieſel für einen Diamanten, einen Kibiz für einen Greif, einen Froſch etwa für eine Diana halten? ſollten wir Oel ins Feuer ſchütten, Geld in das Meer ſenken, auf einer Säbelſchneide ausreiten? Nein, Kinder, laßt mir mein Bißchen Verſtand noch die Jahre bis zur Grube, und Gott ſegne euch auch damit, auf daß es euch wohl gehe. Stille! ſo angenehm mir die Heirat zwiſchen unſerm verehrten Kammerherrn und Albertinen iſt, ich gäbe etwas darum, wenn ſich die Leutchen ganz gleichgiltig, wenn ſie ſich unausſtehlich wären!

Verzeihen ſie, cher papa, begann der Kammerherr, ich muß geſtehen euch, ich haſſe die Konvenienzheiraten;

man soll sich nie ohne Liebe vermählen; aber damit bin ich auch einverstanden, verlieben soll man sich nie ohne raison. Weiß Gott, meine gnädige Baronesse, wie ich sie liebe! Er stand auf und küßte dem Fräulein die Hand.

Brave, lieber Kammerherr, lachte Schwangau, so laß' ich's mir noch gefallen; das heißt die Liebe als Brodwissenschaft treiben.

Adolph und Adlerhorst schwiegen einen Augenblik; dem letztern schwebte ein Zug von Verachtung um den Mund. Das Gespräch wurde bald heiterer fortgesetzt.

Der Magister, begann Erbach, äußerte diesfalls einmal einen sonderbaren Einfall. Wie die Blumen blühe der Mensch nur ein Mal. Ist die Blume verblüht, so welkt sie, ihr Frühling ist dahin; drum sollte der Mensch nie lieben, um die Kraft des Blühens durch sein ganzes Leben zu erhalten. Dies sei das Geheimniß der ewigen Jugend. Ein Mensch, der liebt, verrauche wie eine offene Flasche.

Aber Heiraten darf er doch, fiel Schwangau ein; wohin käme es sonst mit dem menschlichen Geschlechte, wo wären wir selbst? Der Magister hat übrigens vollkommen Recht; darum heirate der Mensch ohne Neigung, — im glüklichsten Falle, gegen seine Neigung. Hat der Verstand den Kuppler gemacht, so schlägt die Partie gewiß gut an. Versteh'n sie mich wohl, ich meine nicht, daß der Verstand nur die gesellschaftlichen pekuniären Verhältnisse prüfen müsse, nein, auch die persönlichen. Beide Leute müssen gesund sein, nicht häßlich, der Mann so seine zehn Jahre älter; sie müssen geraden Menschenverstand haben, er etwas von den Wissenschaften verstehen und sein Brod verdienen können, sie häuslich, fromm und arbeitsam sein:

beide müssen ein heiteres gutes Gemüth besizen, nicht zänkisch, eifersüchtig, gallhaft, heftig, starrköpfig sein; — gebt diesen Leutchen nur noch hinlängliches Einkommen, und ihr sollt sehen, wie mein Heiratrezept anschlägt. Sie sehen täglich gute Eigenschaften an einander, sie lernen sich achten, sie erkennen ihre gegenseitige Hilfe und werden sich unentbehrlich; — dann wenn eure verliebten Leute schon längst erkaltet, ja sich unerträglich geworden sind, dann liebt sich erst mein Paar, — wenn ihr mir anders euer hochpathetisches Vokabel gönnt und ich es anwenden mag, — und diese schöne Achtung, diese wahre Treue und innige Anhänglichkeit dauert bis ans Grab.

Der Baron hatte am Ende wärmer als gewöhnlich gesprochen, er hatte die Hand seiner Gattin gefaßt und lächelte sie mit ruhiger Zufriedenheit an. Nicht wahr, wer sollte es glauben, daß wir Beide einander, als wir uns heirateten, nicht nur gleichgültig waren, sondern daß ich den Ehestand im Allgemeinen und sie mich verabscheute? Werde nur nicht roth, Sophie; nun ist es ja nicht mehr so, und wir Beide, hoff' ich, sind recht glüklich. Die Vergangenheit gereicht uns nur zur Ehre und den jungen Leuten da unsere Geschichte zur Auferbauung. Die Eltern hatten uns, ohne daß wir es wußten, für einander bestimmt. Ich kehrte von einer Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien zurük, die bisherige Lebenweise, meine Ansichten ließen mich den ehelosen Stand für den wunschwerthesten halten; meine Freunde bestätigten mich in dieser Meinung. Ein unverheirateter Mann erschien mir als König der Schöpfung, frei, ungebunden im Willen, unbeschränkt im Handeln, mit der goldenen Schale der Wünsche an den

Quellen des Genusses. Einsamkeit, Jagd, Reisen schienen mir die größten Vergnügungen. Ich war acht und zwanzig Jahre alt, da machte mir mein Vater den Vorschlag, mich mit Sophie zu verehelichen; — ich verwarf ihn; er befahl, er drohte mit Enterbung, ich blieb unerschüttert; endlich bat der alte Mann, da gab ich nach. Sophie mißfiel mir nicht, ich hatte nichts in der Welt gegen sie, nur die Ehe an und für sich kam mir vor wie eine Mausfalle. Ich warb gleichgiltig um sie; dem Befehle der Eltern gehorsam gab sie mir die Hand. Blaß trat sie mit mir zum Altare, mit schlecht unterdrükten Thränen folgte sie in das Brautgemach. Erst später hörte ich von Sophien selbst, daß sie damals einen liefländischen Edelmann von sehr schönem Aeußern und ansehnlichen Glukgütern mit allem Feuer der ersten Leidenschaft liebte, daß sie am Tage unserer Vermählung im väterlichen Schlosse trostlos die Hände um das Fenstergitter des Söllers klammerte, und daß Kawinski ihr geschworen hatte, noch in dieser Nacht seinem Leben ein gewaltsames Ende zu geben. Dies geschah nicht; er ging in die Welt. Wir standen kalt neben einander; sie erfüllte streng ihre Pflichten als Hausfrau, ich war männlich und ernst. Aber wie erstaunten wir, als unser Zustand keineswegs so unleidlich war, als wir gemeint hatten; ich konnte auf die Jagd gehen, Ausflüge machen, Einsamkeit genießen; — aber bald zog es mich in immer kürzeren und kürzeren Zwischenräumen in die Nähe meiner Gemahlin; wenn Sophie am Divane saß und arbeitete, wenn sie auch nicht aufsah, nicht redete, war mir am behaglichsten im Zimmer. Ihre Atmosphäre schien mir im Winter wärmend, im Sommer labend. Auch Sophiens Thränen blieben aus, der stumme

Schmerz wich, ihre Augen wurden klarer, ihr Mund gewann bald ein heiteres Lächeln. Sie ſtand einem wohlhäbigen Hausweſen vor, kleine Sorgen hielten ſie in fortwährender Thätigkeit, das Gelingen ihres Wirkens erfreute ſie. Die Diener folgten ehrerbietig ihrem Winke, ſie ward hochgeachtet von Allen, die unſer Haus beſuchten, und ihr Gatte dankte ihr aufrichtig für die geräuſchloſe Leitung des Hauſes, für die heitere Lage, deren Schöpferin ſie war, für die kleinen verſteckten Aufmerkſamkeiten, die ſie ihm heimlich und faſt ſchüchtern erwies. Es war noch kein Jahr vergangen, und wir ſanken uns an Albertinens Wiege ſo edel fühlend, ſo innig in die Arme, als es wenige Paare am Hochzeitabende thun. Wir leben ſehr glüklich und ſind vollkommen mit einander zufrieden. Kawinski hat Sophie bald vergeſſen, lebte mit Buhldirnen und Maitreſſen, hat ſeine Habe in Saus und Braus verſchwendet, ließ ſich in politiſche Ränke ein und iſt nun in Sibirien in der Verbannung.

Der Freiherr ſchwieg, auch die Andern. Jedem in der Geſellſchaft bot die einfache Geſchichte genugſamen Stoff zum Nachdenken. Adlerhorſt und der Maltheſer waren eine Streke hinausgegangen. Sie ſtanden nun auf einem Felſen, an deſſen Fuße der Strom vorbei floß; er war ſonſt überall blau und ſtill, nur hier im Buge ſchoß er zornig über Klippen und brandete wild gegen den Felſen. Die Wogen heulten unten, und ſchäumten und ſprizten im weißen Giſchte. Sie ſtanden eine Weile ſtill.

Und wie haſt du deine Liebe verloren, Adolph? fragte endlich Adlerhorſt ernſt.

Verloren? — nein, Eduard, Dina iſt nur geſtorben, aber meine Liebe nicht.

Adlerhorſt drükte die Hand des Maltheſers und ſah ihm mit einer Thräne ins Antliz. Der goldne Abendhorizont war ſeine Folie, ſein Antliz ruhig wie das eines geſchiedenen Geiſtes. Adlerhorſt fiel die Geſchichte des unglüklichen Grafen Altdorf ein, der wahrſcheinlich hier geendet hatte; ein ſeltſamer Schauer überkam ihn plözlich, ihm war als träte ſein böſer Genius vor ihn.

Er eilte zur Geſellſchaft zurück; dieſe brach eben auf. Man beſchloß gemeinſchaftlich durch den Wald bis zu einem Hofe zu gehen und ſich erſt dort zu trennen. Der Abend war ſehr ſchön. Graf Abel bot Albertinen den Arm, und trällerte ein franzöſiſches Liedchen. Er fühlte heute äußerſt ſublim; bei der Stelle:

O ma charmante!
Ecoute ici
L'amant, qui chante
Et pleure aussi.

lächelte er ſchlau und ſchielte auf das Fräulein. Als ſie in die Ebene kamen, erſchien rechts in einiger Entfernung ein Reiter; wie der die Geſellſchaft anſichtig wurde, ließ er die Zügel ſchießen, ſprengte über Wurzeln und durch Geſträuch und ſezte zulezt über einen beträchtlichen Zaun ſo nahe an der Geſellſchaft, daß die Damen erſchrekt aufkreiſchten. Glühend im ganzen Geſichte, mit feuerſprühenden Augen ſprang der junge Menſch vom Pferde, gab ihm mit der Gärte einen leichten Schlag und ließ es frei laufen. Jede ſeiner Bewegungen athmete Kühnheit und natürliche Grazie. Graf Leander glich einem jugendlichen Antinous, befreit von den Mühſeligkeiten der Erde; der Schwung ſeiner Glieder, das Spiel ihrer Bewegungen zeigte, wie die gelindeſte Anſtrengung, die anmuthigſte Leichtigkeit den ſchön-

ſten Erfolg hervorbringen kann; ſeine Loken glichen flüſſigem Golde, ſeine Lippen ſchienen in Ambroſia getaucht. Sein korſiſches Pferdchen wieherte ausgelaſſen und ſprang geſchikt in tollen Säzen durch die Geſellſchaft. Der junge Graf hatte ſeine Freude daran, wie bald hier bald dort eine Dame ſich erſchrekte. Nun ſprang das Pferdchen gerade gegen Julie; ſie blieb ſtill, aber erblaßte und faltete die Hände über der Bruſt. Leander war im Augenblike bei ihr, faßte den Korſikaner am Zügel, ſtreichelte ſeine Mähne und ließ ihn dann wieder los, worauf er gleichmäßig neben der Geſellſchaft herlief, wie ein wohlgezogenes Hündchen.

Haben ſie ſich gefürchtet, Julie? fragte Leander. Das Mädchen lächelte ihn ſtill und freundlich an; das weiße Kleidchen ſtand ihm ſo wohl, und die großen Augen blikten ſo kindhaft und doch ſo ſüß. Leander erzählte Julien ſeinen Ausflug nach den Seen, auf die Gebirge. Ueber den großen See war er eine Stunde lang geſchwommen, — Juliens Herz ſchlug furchtſam; über die Klippen des Bergwaldes ſprang er wie eine Gemſe, — ſie blikte ſcheu an ihm hinan. Aber an den Seen war es wunderſchön, und das Gebirge ſchien die blauen Lüfte zu tragen; die Welle ſchmeichelte himmliſch um die Glieder, der Waſſermann lokte bethörend aus der Tiefe, und hoch über den Thälern blühten Genzianen, Anemonen und roſenrothe Alpenvergißmeinnichte. Leander erzählte ihr ſüß und leiſe wie in tauſend und einer Nacht, halb ſprachen ſie klug wie große Leute, halb ſcherzten ſie wie Kinder. Nun kam die Geſellſchaft zur ländlichen Hütte, ein Brunnen ſtand vor ihr. Zwei Kinder ſpielten in der Erde. Das kleine Gärtchen ſtand voll Grünſpeiſe, in einem hölzernen Troge blühten auch einige Nelken.

Hinter dem Hauſe ſpaltete der alte Bauer Holz. Leander wollte zuerſt, da er bemerkte, wie er ſchon erhizt und müde war, die Hake ſtatt ſeiner ergreifen, dann aber, als er es hartnäkig und lächelnd ablehnte, gab er ihm heimlich die die kleine Barſchaft, die er bei ſich trug. Ein Theil der Geſellſchaft ſezte ſich auf einige liegende Baumſtämme; man wollte hier eine Weile ausruhen. Julie war durſtig, der Kammerherr und zukünftige Schwager hieß ſeinen Bedienten Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfen und bot es ihr galant.

Als ſie es aber wegen dumpfen Geſchmaks nicht genießen konnte, ſchimpfte er auf das alberne Bauervolk, das Einem mit ſeinen Brunnen zuerſt Durſt, dann aber mit der ſtinkenden Pfüze darin Ekel errege. Als die Geſellſchaft aufbrechen wollte, kam Leander gelaufen und brachte Julien friſches Waſſer; er hatte es in einem Jagdbecher, den er meiſtens bei ſich trug, aus einer Waldquelle geholt. Man trennte ſich; ein Theil kehrte nach Hohenſchwangau, der andere auf das Erbach'ſche Schloß zurük. Leander war unter Jenen. Vorher wurde noch die Uebereinkunft getroffen, Stella am Tage ihrer Rükkehr aus dem Kloſter gemeinſchaftlich entgegen zu fahren.

Adlerhorſt ging mit Erbach. Dieſer Jünglingknabe, begann jener, wäre ein unſchäzbares Studium für Maler; ich habe nie die menſchliche Geſtalt in allen Gelenken und Muskeln ſo entwikelt, und doch noch ſo rein, harmoniſch und unverdorben geſehen.

Ich begreife, wie intereſſant ihnen als Künſtler ſeine Erſcheinung ſein muß, da ſie auf uns Alle ſo angenehm einwirkt. Dieſem ausgezeichneten Aeußern entſpricht aber auch ſein Geiſt, ſeine vollkommene Ausbildung. Sie werden

über den ſcharfen klaren Verſtand dieſes ſechszehnjährigen Jünglings, über ſeine ſchönen Kenntniſſe erſtaunen.

Dann iſt Leander in jeder Hinſicht ein Günſtling des Schikſals, ein Geſegneter der Natur.

Es iſt wahr, dieſe hat viel für ihn gethan, aber ſein Erzieher kaum weniger. So bizarr und launenhaft das Aeußere des Magiſters iſt, ſo edel iſt ſein Kern, ſo konſequent die vorſorgende Liebe, die er dem jungen Grafen bezeigt. Vorzüglich hat er, ſeit er ihn in die Pflege übernahm, für deſſen phyſiſche Erziehung geſorgt. Er lernte mit fünf Jahren ſpringen, mit ſieben ſchwimmen, mit neun tanzen, mit zwölf reiten und voltigiren, mit vierzehn fechten, jeder Muskel ſeines Körpers wurde frühzeitig ſeiner Beſtimmung gemäß angewendet, an ſeinem Körper iſt keine vernachläſſigte Fiber, kein vergeſſenes Band. Irrwiſch wollte ihm dadurch einen geſunden ſtarken Körper, das erſte Organ eines heiteren glüklichen Lebens ſichern.

Sehr wohlgethan, in der That! Wie viele Menſchen welken aus Verweichlichung frühzeitig dahin, oder ſchleppen einen ſchwächlichen ſiechen Körper herum, deſſen Thore für die Freuden des Lebens geſchloſſen ſind. Ein kräftiger gewandter Körper kann keinen unedlen ſchwachen Geiſt, kein hipochondriſches ſieches Herz beherbergen. Sein Geiſt kann ungebildet aber nie kraftlos, ſein Herz wild aber nie ſchlecht ſein. Der ſcharfſinnigſte Verſtand findet den Weg zur Zufriedenheit, zum Glüke viel ſeltener und ſchwerer, als ein wohlgebildeter geübter Körper.

Aber Leanders Geiſt ſteht dem Körper nicht nach. Auf eine einfach ſchöne, tief ergreifende Weiſe hat der Magiſter ihm die Erkenntniß Gottes eingeflößt, und hierum das

Gebäude des Wiſſens mit tiefer Umſicht aufgeführt. Leander iſt ein ſcharfſinniger Mathematiker, in allen Theilen der Naturkunde gründlich unterrichtet. Die griechiſche Sprache ſpricht er ſchön und geläufig; nun lernt er Geſchichte, Logik und die neuern Sprachen; Philoſophie, Staatswiſſenſchaft und das Kunſtfach bleiben der Folgezeit vorbehalten. Irrwiſch will den Grafen zum verſtändigen edlen glüklichen Menſchen erziehen, und gewiß wird es ihm gelingen; nur die Einwirkung einer Anſicht des Magiſters auf ihn fürchte ich: Irrwiſch iſt aus Grundſaz die Liebe gleichgiltig, die Ehe verabſcheuungwerth.

# Drittes Kapitel.

Schwangau's Wagen fuhr auf der Straße nach **, auf welcher Stella kommen sollte; Adolph und Adlerhorst begleiteten ihn zu Pferd. Im Wagen saßen nur die beiden Eltern, um die erwartete Tochter beim Zurükfahren aufnehmen zu können, die zwei andern Töchter und Frau von Erbach sollten in der Equipage des Kammerherrn mit diesem nachkommen, da Stella erst Abends erwartet wurde. Im Hause des Barons war heute sehr früh gespeis't worden, schon um Mittag trieb er zur Fahrt. Das Antliz der Baronin trug jenen Ausdruk der edelsten Freude, den nur mütterliche Zärtlichkeit den Zügen des Weibes zu verleihen vermag. Schwangau hatte an der einen Seite der Weste unten zwei Knöpfe leer gelassen, und bemerkte es noch immer nicht; einen größeren Beweis der innern Bewegtheit konnte ein Mann kaum ablegen, der so sehr an Ordnung gewohnt war, wie eine Genfer-Uhr, und so zuverlässig wie ein Rechnungerempel. Aber der heutige Tag war im Kalender seines Lebens mit rothen Lettern gedrukt, und dabei stand ein vergoldeter Stern als Notabene.

Die Erziehung der Tochter war beendet; sie kehrte für immer aus den Mauern des Klosters in die Arme der

Eltern. Schwangau's Bruſt zitterte heimlich, er fühlte ſich unbemerkt den Puls und ſchüttelte leiſe den Kopf über die Ungeduld, die ſeiner Meiſter geworden war. Er trug ſelten ſein Gefühl zur Schau; die Bewegung, die er heute nicht verbergen konnte, war eine um ſo koſtbarere, faſt rührende Erſcheinung. Adolph erinnerte ſich bei ſeinem Anblike des Teiches Bethesda, zu dem manchmal ein Engel hernieder ſtieg und ſeine ſtille Flut ſegenbringend bewegte.

Die beiden Eltern ſprachen wenig, die Augen der Mutter wurden manchmal feucht wie von Abendthau; Schwangau zählte in der Stille wiederholend von Eins bis Fünf, um ſich zu beruhigen, verfiel aber immer wieder in hundert frohe Gedanken und ſchalt ſich endlich ſelbſt, daß er nicht mehr Fünf zählen könne. Die beiden Freunde ritten an der Seite. Die heiße Tagzeit fiel nicht ſehr beſchwerlich, da die Straße durch Wäldchen und Auen lief.

Man mochte eine Stunde am Wege geweſen ſein, als man zu einer Bauerſchenke gelangte, vor der ſich der Weg theilte. Es war verabredet worden, hier den zweiten Wagen zu erwarten; auch mußte man auf dieſer Stelle überlegen, auf welcher Straße man den Weg verfolgen ſollte; die links war um ein paar Stunden länger, aber eben und gut gebahnt, die rechts ein ſteiniger Waldweg. Schwangau entſchied beſtimmt für die erſte. Man ſtieg hier aus und ſezte ſich vor das Haus, ſo gut als es die Dürftigkeit der Anlage geſtattete. Es wurde kühle Milch gebracht, doch fühlte Niemand Neigung davon zu genießen. Schwangau entdekte eine Fliege in der Milch, die wol erſt auf dem Tiſche hinein gekommen ſein mochte; er ſchob das Ablehnen der Erquikung auf dieſe Unreinlichkeit und zankte die

Wirthleute gutmüthig aus. Er war innerlich froh, einen Ablenker ſeiner Gedanken gefunden zu haben.

So wollt ihr Gäſte loken, ihr einfältiges Volk? — ei ja! die wären euch recht, aber eure Würze taugt beſſer für Nachtigallen und Grasmüken. Euer Getränk wird auch darnach ſein, — und da gleich neben dem Hauſe die Entenpfüze, — ſollen wir hier Waſſerkur brauchen? — woher eure Mineralquellen fließen, verſchweig' ich, man riecht ja den Schwefel dabei, wenn es dies angenehme Grunzen nicht ohnedies verriethe. Ei, ei, ihr ſeid ein Volk! Wie, was! und ſo haltet ihr das kleine Ferkel da? ob's ein Bub' oder ein Mädel iſt, laß' ich dahingeſtellt, — das lernt wol da drinnen ſchwimmen? Komm' her, du junger Friſchling, komm' her, und damit ich dir einen Kuß mit Ehren geben kann, wollen wir erſt zum Brunnen hinüber gehen; wart', ich will dir den Pelz waſchen.

Er führte das Kind an der Pfüze vorbei, lehrte es behutſam auftreten, um den Unrath zu vermeiden. Adolph und der Maler ritten unterdeſſen auf der linkſeitigen Straße zu einer nahen Anhöhe, von der man das Land ein paar Stunden weit überbliken konnte; ſie hatten ein gutes Taſchenperſpektiv zum Rekognoſziren mit. Der Baron ſchöpfte nun ungeſäumt am Brunnen, und wuſch und troknete abwechſelnd das Geſicht und die Hände des Kindes, bis ſeine blonden Haare und rothen Baken unverſtellt zum Vorſcheine kamen. Dazwiſchen brummte er ohne Unterlaß: iſt das Erziehung, ihr Leute, glaubt ihr, das wächſt vom Unflathe? — ja, daß Gott erbarme; dieſe blauen Augen, wenn mir recht iſt, habt ihr noch nie geſehen. Nu, nu, aber wartet! Alle Sonntage bringt ihr mir den Kleinen auf das Schloß

hinüber, verſteht ihr? ich eure Herrſchaft befehle es euch. Iſt der Knabe gewaſchen und geſäubert, ſo bekommt er jederzeit einen blanken Pathengroſchen, — wenn nicht, ihr den Büttel über den Hals. Dem Kinde war es ein paar Male recht weinerlich geworden, aber die Predigt des alten Herrn hatte immer die Thränen unterdrükt; nun hob er es empor, küßte es und ſtekte ihm ein Stük Geld in die Hand.

Weißt Martin, halt' dich ja recht nett und reinlich, ſieh'ſt du, ſo wie ich; da ſchau' her, die blanken Hände und Wangen, die ſaubern Füße. Behaglich ſtrekte er den rechten vor, und ſah wohlgefällig auf die weißen Strümpfe, die gewichſten Schuhe und das makelloſe Nankinbeinkleid. Armuth iſt keine Entſchuldigung für Unreinlichkeit, auch alte Fähnchen können geflikt und gewaſchen ſein. Haſt du dich gleichwol beſchmuzt, oder ſiehſt du ein anders Kind beſudelt, ſo geh' zu deinen Eltern und bitt' ſie, daß ſie euch zum Brunnen führen, und ſag', der alte Herr zu Hohenſchwangau drüben zürnte gewiß, wenn er euch ſo ſähe. Die Bauerleute ſchauten und hörten ganz verblüfft zu; der Knabe lächelte, als der Alte ihm nun freundlich die Haare aus dem Geſichte ſtrich.

Da rollte ein Wagen um die Waldeke neben dem Hauſe, er hielt: Stella lag der Mutter in den Armen, ehe noch Tante Stiftfräulein mit der ſteifen Seidenrobe aus der Kutſche zu gelangen vermochte. Hoho! ſchrie der Vater, und ſprang, ohne ſich nur einen Augenblik zu beſinnen, durch die Entenpfüze in die Arme der Tochter. Eltern und Kind konnten ſich nicht genug an der gemeinſamen Umarmung erlaben. Stella's ideale Schönheit war überraſchend, ſie ſchien eine jugendliche Pſiche; unter den langen

dunklen Wimpern ſtrahlten die ſchwarzen Augen in Glut und Schwärmerei, die zarten Wangen hatte die Freude des Wiederſehens mit ſeinem fliegenden Roth bedekt, und der ſchlanke Wuchs ſchien von leichten Schmetterlingflügeln getragen. Ihr ſchwarzes Haar hing in hundert kleinen Loken über die edle Stirn und den lilienweißen Naken.

Die beiden Reiter bemerkten erſt im Zurükkehren, daß der Wagen bereits angekommen ſei.

Schwangau lachte Adolph aus. Sie ſprengten heran und ſprangen von den Pferden.

Stella eilte auf den Maler los und bot ihm lebhaft die Hand, ſie hielt ihn für den Vetter. Dieſer, deſſen Geſtalt weit weniger Gefallendes an ſich trug, gab ſich ſcherzend zu erkennen. Adlerhorſt hielt ihre Hand, die er geküßt hatte, noch einen Augenblik in der ſeinen. Stella entzog ſie ihm und wendete ſich erröthend zu Adolph. Der Maler wurde vorgeſtellt.

Der Bauerknabe war während dieſes Auftritts vor dem alten Herrn geſtanden und ſchien ungeduldig auf die Gelegenheit zum Reden zu warten. Nun trat eine Pauſe ein, er ſchritt mit ſicherer Miene zu ihm und langte nach ſeiner Hand: komm' mit mir. — Wohin Bürſchlein? — Der Vater ſoll dich zum Brunnen führen. — Und weßwegen? — Er ſoll dich waſchen, dann will ich dir einen Kuß geben. — Der alte Herr warf erſt bei dieſem Anlaſſe einen Blik auf ſeine Geſtalt, wurde im höchſten Grade betreten und folgte alſobald willig. Die zierlichen Strümpfe waren bis zum Knöchel beſchmuzt und das Beinkleid hatte verſchiedene unliebliche Fleke. Nun wurde die Geſellſchaft auf den Vorgang aufmerkſam und lachte herzlich über den

Alten, der gegen Stella herüber brummte: ſchämen ſollſt du dich, Mädchen, daß du einen ſolchen Vater haſt. Der Bauer ſäuberte ſo viel es möglich war, der Kleine ſtand dabei und ſah ernſthaft zu. Willſt du mich jezt küſſen, kleiner Spizbube? fragte der Baron, als ſie fertig waren, und er des Bauern Sonntagſtrümpfe angezogen hatte. Ja! Der Bube hielt Wort.

Was wollen wir noch länger hier bleiben, rief der Vater fröhlich; laſſet uns unſere liebe Wiedererworbene heim führen, in das Neſt, dem ſie ſo früh entflogen. Eine kleine Streke davon kam ihnen Abels Wagen entgegen; die Begrüßungſzene wiederholte ſich. Die groſſe Verſchiedenheit der drei Schweſtern fiel Adlerhorſt jezt, da ſie beiſammen waren, merkwürdig auf. Albertine mit den blonden Haaren, den blauen Augen, mit dem vollen ſtarken Wuchſe bot das Bild eines ruhigen leidenſchaftloſen Gemüthes. Stella's Geſtalt ſchien von innerm Feuer durchglüht, die ſchnell wechſelnde Farbe ihrer Wangen, der ſchmachtende Glanz ihrer Augen bezeugte, daß ihre Nerven wie Saiten der Windharfe jedem Hauche innerer Gefühle und äußerer Ergebniſſe ausgeſezt waren; Juliens Haare waren röthlichbraun, ihre Farbe zartblaß, jede ihrer Bewegungen zaghaft und ſcheu, im weißen Kleide glich ſie einer ſchlank aufgeſchoſſenen Lilie, die den Kelch kaum halb geöffnet hat, ihr Wuchs trug noch etwas Kinderhaftes an ſich, — aber jedes Auge, das ſie theilnehmender betrachtete, mußte den Wunſch geſtehen, dieſes zarte Weſen im vollen Glanze des nahen Mai's zu ſeh'n.

Als ſie die Kuppe, über der Hohenſchwangau liegt, auf der ſchnekenförmig gewundenen Straße erreicht hatten,

lud der Schloßherr die Gesellschaft zum Absteigen ein; er bot Stella den Arm und übernahm das angenehme Amt eines erklärenden Führers. Er ermangelte nicht der Tochter zu bedeuten, daß das steinerne Wappen, das über der Wölbung des Thores stand, schon über vier Jahrhunderte diese Stelle schmükte, und daß es bereits ihr Ahnherr Kuno der Rothbart, der die Veste erbaute, aufgestellt hatte. Der Burghof mit dem steinernen Brunnen, den weitläufigen Ställen und der geräumigen offnen Knappenhalle, hatte ein alterthümliches Aussehen, das der gegenwärtige Besizer um keinen Preis verwischen wollte. Die Doppelstiege war breit und hochgewölbt, und man konnte bei diesen mittelaltrigen Andeutungen die heitere Wohnlichkeit und wohlthuende Eleganz der Gemächer, in die sie führte, nicht vermuthen. Gleichwol gab es unter diesen einige, die dem äußern Ansehen des Schlosses mehr entsprachen, und diese waren es eben, die sich der Vorliebe des Schloßherrn erfreuten. Darunter gehörte der mit Marmor ausgelegte und mit den Portraits der Familie ausgehängte Eintrittsaal, das Zimmer mit den Leinwandtapeten, wo zwischen breiten Vergoldungen grüne Chinesen saßen und sich den Bart strichen, während Mandarine aus Porzellan bei jeder Berührung tiefsinnig den Kopf schüttelten, dann das Zimmer mit den vier Jahrzeiten, wo der Frühling à l'enfant frisirt erschien, und der Winter Harbeutel, Chapeaubas und Degen trug, aber die Hände in einem Muffe. Das Leibzimmer des Barons war jedoch ein grünes Jagdkabinet, das mit den Emblemen Dianens verziert war, gegen Osten lag, und vor dessen Fenster hundertjährige Lerchenbäume standen, die am Abhange wuchsen. Der erste

Strahl jeder Morgenſonne fiel durch die zarten Lerchenbüſche in dieſes Kloſet und der Wind rauſchte durch dieſe Wipfel, wie durch rieſige aufgeſchürzte Maſte. Den Garten und den Weinberg, den erſt er ſelbſt am ſüdlichen Abhange angelegt hatte, verſprach der Baron der Tochter am nächſten Tage zu zeigen. Er blieb in dieſem Kabinette; die Mutter übernahm die Tochter und wies ihr ihre Gemächer und Schränke, worauf ſie ihr beim Einräumen und Ordnen beiſtand. Die Abendtafel war zahlreicher beſezt als gewöhnlich. Als ſich die Damen zurükzogen, machte der Hausherr den Vorſchlag, auf der Plateforme unter Stellas Fenſter ihr eine Serenade zu bringen. Der Vorſchlag wurde vergnügt angenommen und bald tönte das ſchöne Lied:

Ave maris stella!

aus vier kunſtreichen Männerkehlen. Stella öffnete leiſe das Fenſter und horchte auf den prächtigen Kanon. Der Nachthimmel war rein, ohne Wolken, der Mond ſcheinte nicht, aber Millionen Sterne überdekten ihn und die Milchſtraße ſtand wie ein Heiligenſchein an der Stirn der Frühlingnacht. Kein Lüftchen ging, nur der Geſang ſchien unendliche Schwingen über das Thal zu breiten. Je länger das Auge auf eine Stelle des Himmels ſah, deſto mehr Sterne erwachten in der geheimnißvollen Tiefe. Stella's Träume wandelten unter Sternen. Sie glaubte unter den Sängern Adlerhorſt's hohe Geſtalt zu erkennen, dieſe ſchöne, volle Tenorſtimme ſchien ihm anzugehören. Nun verſtummte der Geſang, Stella lehnte ſchweigend im Fenſter und ſchaute in die Sterne; dort tönte das Lied fort, aber ſchöner, erhabener, und alle Welten ſchienen die heilige Mitternacht zu feiern.

Schwangau mochte keinen ſchönen Tag ungenüzt vorüber gehen laſſen. Am erſten Tage ſchon wollte er Stella einen ſchönen Punkt der Umgebung zeigen, und wählte dazu eine ſchattige Waldgegend, deren düſteres ſchwermüthiges Gepräge dem romantiſchen Sinne der Tochter am angemeſſenſten ſchien. Auf engen Waldpfaden kam man zwiſchen uralten Tannen und Kiefern, in deren Wipfeln ein nie unterbrochener Luftzug ſauſte, zu einem von Bäumen eingeſchloſſenen Plaze, auf dem einzelne Felsſtüke zerſtreut umher lagen.

Der Fuß des Wandernden ſtrauchelte hier über abgefallene Nadeln und Wurzeln, während ſich die Gedanken unwillkürlich in traumhaftes Sinnen verlieren, die kleinen zwitſchernden Maiſen ſchienen heimlich zu rufen, als wüßten ſie zarte Waldgeheimniſſe auszuſchwäzen, und der gedehnte eintönige Pfiff der Waldvögel tönte melancholiſch durch die Einſamkeit. Der Boden dieſes Plazes war mit blühendem Waldgraſe und weichem Mooſe, zwiſchen dem rothe glänzende Beeren und bunte Schwämme ſtanden, bedekt, auch die Felſen mit dünnem Grün, blauen Gloken und ſeltſamen Schlingpflanzen bekleidet. Der alte Herr hatte Freude an der Ueberraſchung, mit der die Geſellſchaft dieſen ſtillen Grund betrat, aber das Beſte hatte er noch vorbehalten. Er führte ſie durch das wüſte Geſtein, und nach einigen Wendungen lag ein kleiner Waldtümpel vor ihnen. Die Quelle, die ihn füllte, ſchlich ungeſehen zwiſchen Moosblüten durch die Felſen, ſein Waſſer war dunkel und ſtill, hohe Felſen umragten ihn, auf deren übergebogenen Spizen einzelne Föhren ſtanden. Was dieſen Plaz aber vorzüglich auszeichnete, war der ſeltſame Wiederhall, den die Fels-

wände gaben. Wenn man hier über das Waſſer ein Wort laut ſprach, ſo blieb es zuerſt darauf einige Augenblike ganz ſtill, dann aber riefen die Felſen gegenüber leiſe doch vernehmlich das Wort zurük; der Ton ſchwamm über das Gewäſſer und brach ſich in dem gegenüberſtehenden Geklüfte das zweite Mal, bis er endlich jenſeits wieder wie ein Seufzer erſtarb. In jener Grotte ſchien Echo zu ſchlafen, und durch den Ruf des Beſuchers gewekt, noch halb träumend über das Waldwaſſer zu ſchweben, bis ſie drüben wieder in ſüßen Schlummer verſank. Die Geſellſchaft hörte nicht auf, ſich an dieſem Naturſpiele zu erfreuen. Adlerhorſt's klangvolle Stimme bewirkte den ſchönſten Erfolg; ihm ſchien die Nimphe am freundlichſten zu antworten. Ein neues Vergnügen nicht ohne Anklang des Wunderbaren entſtand für die Geſellſchaft, als, während Stella des Malers Namen hinüber rief und er von Felswand zu Felswand ſäuſelte, ein Adler ſich aus den Klüften erhob und über der geheimnißvollen Stelle, von der Sonne prächtig beleuchtet, ſchwebte. Die Geſellſchaft ſchaute einen Augenblik ſtumm vor Ueberraſchung, wie zu einem Vorzeichen auf den Adler, dann aber brach jedes Glied derſelben in die ſeinem Charakter angemeſſenen Ausrufungen aus. Stella blieb ſtill, ſie hatte unwillkürlich zuſammengeſchaudert.

Die Geſellſchaft vertheilte ſich nach Belieben.

Am Stamme einer alten Eiche hing ein Muttergottesbild und ein verwelkter Kranz darüber. Julie unternahm, an deſſen Stelle einen friſchen zu flechten. Leander ſtand ihr bei. Dieſer Plaz bot eine Menge wilder Blumen. Der Kranz wuchs ſchnell, und Leander wußte immer ſchönere zu

bringen. Nun sollten den Schluß die schönsten bilden. Es ward lange gesucht und keine für würdig befunden; endlich entdekte Julie über dem Rande einer Klippe in einer feuchten Kluft große blaue Glokenblumen. Ohne daß sie die Schwierigkeit, ja Gefahr, mit der sie erlangt werden mußten, bedachte, äußerte sie den lebhaften Wunsch sie zu besizen.

Leander maß mit einem Blike die Tiefe, und ohne sich länger zu besinnen kletterte er hinunter. Vergebens suchte Julie ihn nun abzuhalten; während sie noch hoffte, ihn von dem Wagnisse zurük zu bringen, sprang er schon von Klippe zu Klippe. Mit verhaltenem Athem sah sie ihm nach; die Steine waren feucht und schlüpfrig, es war die äußerste Vorsicht nöthig. — Nun glitschte sein Fuß; noch hielt er sich einen Augenblik an einem Gesträuche; dieses brach und er fiel eine beträchtliche Streke hinunter. Julie sank auf die Knie; das todtenbleiche Antliz neigte sich matt über die gekreuzten Hände. Sie konnte nicht schreien, ein schmerzhafter Krampf hielt ihr den Athem in der Brust, alles Blut im Herzen zurük. Ihr einziger Gedanke war eine inbrünstige Anrufung Maria's. Da war ihr, als sähe sie die Mutter Gottes im Abgrunde schweben, der ihr weit schauerlicher vorkam, als er wirklich war; diese fing den Jüngling in ihren Armen auf, stellte ihn sanft auf den Boden und gab ihm die Glokenblumen. Julie strekte die Hände gegen die Mildlächelnde, die in ihrem blauen Mantel, der sich wie eine dünne Wolke dehnte, entschwebte.

Als sie die Augen wieder aufschloß, eilte ihr Leander entgegen; er war auf einem bequemeren Wege aus dem Abhange heraufgekommen und bot ihr lächelnd den Glokenblumenstrauß dar.

blumenſtrauß. Sie faßte ſchweigend ſeine Hand und lenkte ihre Schritte zur Heiligenblende, wo ſie gläubig für Leanders Rettung dankte. Thränen der Freude floßen über ihre Wangen; der Jüngling ſtand ſtill und verwundernd an ihrer Seite.

Bald war das Gnadenbild mit einem friſchen Kranze geſchmükt; eine blaue Gloke trug aber Julie vor der jungen, kaum erſt aufquellenden Bruſt.

Was verſteht ihr denn eigentlich unter eurer Ironie? begann die Baronin von Erbach im Verlaufe eines Geſprächs über die neuere Literatur, das die Geſellſchaft am Weiher gelagert führte; in euren Reden kommt das Wort Ironie in der lezten halben Stunde ſchon ſo oft vor, daß es billig iſt, daß ihr uns dieſes Schemen, das uns Damen nach halber Entlarvung immer wieder entſchlüpft, klar und unverholen vor Augen ſtellt. Ich geſtehe ohne Anſtand, daß ich zwar ſtets einen Begriff von Ironie zu haben glaubte, daß mir dieſer aber, je öfter ihr eben davon ſprecht, immer ſchwankender wurde.

Ironie, antwortete der Maler nach kurzem Beſinnen, iſt jene Darſtellungweiſe, da man durch Lob — Tadel, durch Tadel — Lob auszudrüken bemüht iſt; ſie iſt eine Redefigur, durch die man überhaupt im Hörer oder Leſer das Gegentheil deſſen, das zu behaupten man ſich den Anſchein gibt, hervorbringen will. Jean Paul nennt ſie den Ernſt des Scheins, ſie kann aber eben ſo gut der Schein des Ernſtes heißen.

Ich würde weiter gehen, fiel Adolph ein; die Angabe der Ironie als eine Redefigur iſt zwar ſehr ſcholaſtiſch und anerkannt, aber ich möchte ſie lieber als Auffaſſungweiſe

erklären, wenn ich nicht fürchten sollte, sie mit dem Humor grenzlos zu machen. Ironie wäre dann der gute Erfolg, der die schlechte That scheinbar belohnt, der üble der guten, — die Sünde gegen die poetische Gerechtigkeit, die aber den billigen Sinn des Lesers durch Verlezung stärkt, — ein auferbauendes Aergernißgeben. Ironie wäre es, wenn der Erfolg dem Laster huldigt, wenn dieses die Tugend zertritt, — Ironie, wenn der Irrthum heilbringend erscheint und die Wahrheit vernichtend. Diese Ironie läge im unendlichen, im unerfüllbaren Gegensaze alles Endlichen gegen das Ewige, in jenem Gegensaze, der die ganze sichtbare Welt nicht die Kraft eines kleinen Gedankens erreichen läßt.

Diese Entwikelung scheint meiner Ansicht nicht entfernt zu stehen, begann der Magister; eure poetische Ironie weiß ich wenig zu erklären, aber die des Lebens ist mir deutlich. Sie ist der schöne reizende Aufwand unserer Hirngespinste, das bunte goldglänzende Gewand einer Seifenblase; — die Ironie der Natur ist der Frühling, diese Pracht ohne Gränzen und ohne Gehalt; die Weinrebe, der Waizen blühen nur still und ungesehen, die Rose aber trägt dann eine Dornfrucht. Wozu diese tausend Blumen ohne Erfolg, die tausend Lieder ohne Text, die tausend Farben ohne Zeichnung? Die Ironie des Wissens ist der Glaube und die Hipothese, die des Wollens der edle Entschluß, — die Ironie des Lebens ist die Liebe! Wozu der tolle morgenländische Pomp um das gemeine Geheimniß unsrer Genesis? Lernt von den Thieren die kluge Oekonomie eurer Triebe, die Redlichkeit des Zugeständnisses eurer Absichten! Wer die hohe Schwärmerei einer ersten Liebe sieht, das Wonnebeben, die Jubelthränen der taumelnden Herzen, der macht

ſich gefaßt, daß die glänzende Szene jezt und jezt hinter Roſengewölke entſchwebe, aber nicht auf die gemeine Verſenkung ins Brautbett.

Sie ſehen die Sache doch etwas zu proſaiſch an, Magiſter, fiel Schwangau ein; nach ihrer Anſicht ſollte die Sonne wol als ein ſchwediſcher Ofen aufgehen, unſere Früchte und Geſäme eine Henne ausſizen, und die jungen Leute in den Hundtagen eingeſperrt werden. Man hat mir nie den Vorwurf poetiſcher Ueberſchwänglichkeit gemacht, aber in ihrer Welt halt' es der Gott-ſei-bei-uns aus.

Wie können ſie ihr den wahren gediegenen Werth abſprechen? Uns bliebe echtes begründetes Wiſſen, inniges ſtilles menſchliches Wollen und die Kunſt. Dieſe gibt ihre Gebilde nicht wie die Liebe ihre Illuſionen für Wirklichkeit; auf dem Rahmen des Gemäldes, am Sokel der Natur ſteht geſchrieben: ich bin Schein, dafür nimm mich an. Der Menſch muß in den ihm zugemeſſenen Gränzen bleiben. Wachsflügel tragen nicht weit, und das Feuer des Prometheus iſt die zweideutigſte Illuminazion eines Töpfers. — Ja ich gehe weiter, ſcheint nicht unſer ganzes Leben nichts als eine durchgeführte Ironie, — ein mit blühenden Wangen, üppigen Gliedmaßen ausſtaffirtes Gerippe, — ein ſchwacher trüber Geiſt, der in bunten Ueberſchwänglichkeiten berauſcht geht? Gleicht der Tod als Hanswurſt, wie ihn jener alte Maler vorſtellt, nicht eben dem Menſchen am meiſten?

Wie, mein Herr, fiel Stella ein, — ſie war während der Rede des Magiſters blaſſer geworden, — ſie klagen den unſchuldigen Frühling an? Soll denn Alles auf der Erde

einen Vortheil, einen Gewinn für Mund und Gaumen tragen, oder von keinem Werthe sein? Gewiß der Mensch ist zu einem Dasein bestimmt, das über diese Welt hinaus reicht; er kann es noch nicht begreifen und fassen, aber in der schönsten Zeit des Jahrs, im Frühlinge geht dessen Ahnung wie ein Engel über die Erde. Der Duft der Rose, der Liederschwung der Nachtigall, die Träume des Herzens erzählen uns Ammenmärchen von Jenseits, damit wir seiner nie ganz vergessen. Und sollte sich nicht noch Vieles rechtfertigen lassen, das sie so eben hart beschuldigten? Doch ich breche ab, und verzeihen sie mir diese geringe Entgegnung; ein Mädchen sollte seine Gedanken wol nur schüchtern für sich behalten. Sie war roth geworden und schwieg.

O hätten sie fortgefahren Fräulein, begann der Maler, auch die Liebe hätte verdient, von ihnen gegen diesen harten Mann in Schuz genommen zu werden, die Liebe — dieser Frühling des Lebens, diese Geistererscheinung aus Jenseits! Ihre Spekulazion geht nicht auf ihr Glük. Was geht es sie an, daß ein irdischer Trieb, wie ein Schatten an ihrer Seite hinläuft; in einem edlern Leben, wenn die Weltensonne in unserm Zenithe steht, wird auch dieser Schatten verschwinden, und sie ganz heilig sein. Adlerhorst hatte Stella's Hand ergriffen, die sie ihm nicht entzog; sein Blik brannte in den ihren.

Die Gesellschaft begann den Heimweg.

Adlerhorst ging an Stella's Seite; das lezte Gespräch bot noch so viele anmuthige Seiten, es fortzuspinnen, daß die beiden jungen Leute den Faden unmöglich abbrechen mochten. Die glühende Rede des Malers machte Stella

immer kühner, ſie enthüllte ihre innerſten Gedanken, und Adlerhorſt bebte vor Entzüken, in einer Mädchenſeele ſo edle hohe Anſichten zu treffen. Sie begriffen nicht, daß der Weg ſchon zurükgelegt ſei, als ſie beim Schloſſe ankamen.

Adlerhorſt ſchlief nicht ſo gut, als die Ermüdung eines beträchtlichen, nicht ſehr bequemen Ganges erwarten ließ; ſein Geiſt befand ſich in jener lebhaften Spannung, in die man nur nach Erlebung eines wichtigen Ergebniſſes zu gerathen pflegt. Er dachte an hundert verſchiedene Gegenſtände, Erinnerungen wurden wach, bewußtloſe Gedanken der Zukunft umgaukelten ihn, ſeine Phantaſie ſchwebte auf goldenen Wolken. Als er nach ein paar Stunden ſpäten Schlafs erwachte, nahm er raſch ſeine Mappe und eilte in den Wald hinaus. Der Waldtümpel mit den Felſengruppen war ihm in ſeinen Träumen ſo lebhaft vorgeſchwebt, daß er, obwol ſonſt nur ein Freund von hiſtoriſchen Kompoſitionen, ſich innerlich genöthigt ſah, dieſes Landſchaftgemälde darzuſtellen. Sinnend ging er durch den Wald, der dem ſingenden des Mährchens glich; goldne Sonnelichter und helle grüne Schatten ſpielten um ſein Haupt. Seinen Geiſt wärmte künſtleriſche Schöpferluſt, ſeltſame reizende Staffagen ſeines künftigen Gemäldes tauchten in ſeiner Phantaſie empor. Nun war er bei dem ſtillen Waſſer angelangt. Felſen und Bäume beſchatteten es, nur ein dünner Sonneſtrahl fiel glänzend durch. Er durchirrte das Labirint dieſer Felſen und ſuchte mit prüfendem Blike die günſtigſte Stelle. Endlich fand er ſie auf mäßiger Höhe; der Stamm eines gefällten Baumes bot einen bequemen Siz,

ein blühendes Gebüſch umgab ihn wie eine Laube, und vor ihm lag der einſame Ort in der vortheilhafteſten Stellung ausgebreitet. Wilde Tauben girrten in den nahen Bäumen, und in der tiefen Stille der Umgebung konnte er das Waſſer niedertröpfeln hören, welches das Felſenbeken füllte. Er begann mit förderndem Eifer, gütige Waldgeiſter ſchienen ihm beizuſtehen, in einer Stunde war der gröſte Theil der Umriſſe beendet; er ſezte aus und ließ ſein Auge ſich an den ſtillen Reizen des Ortes ergözen. Die Oberfläche des Waſſers warf nicht eine Luftperle, die Waldrebe rankte ihre krauſen ſaftigen Blätter phantaſtiſch am Felſen hinan, und über dem weißen Stamm der Birke hingen zarte Maienzweige. Der Schatten der Umgebung war ernſt und feierlich, im durchdringenden Sonneſtrahle ſpielten fliegende Käfer und Sonneſtäubchen. Gegenüber liefen die Felſen in einen geheimnißvollen Trichter zuſammen, den Gebüſch und Blumen umgaben; in jener Grotte ſchlummerte Echo. Da rief's leiſe Adlerhorſt's Namen, und an den Felſen hüben und drüben lispelte es ihm nach. Die Stimme war ſüß und furchtſam, die ſcheue Nimphe ſelbſt ſchien ihn gerufen zu haben. Ein ſüßer Schauer durchbebte den Maler; einen Augenblik ergab er ſich der ſüßen Täuſchung, dann aber neigte er ſein Haupt lautlos auf die Seite und lauſchte durch das Gebüſch. Stella ſtand im weißen Morgenkleide unten am Fuße der Felſen; ſie glaubte ſich in tiefer Einſamkeit, und ihr Blik ſtarrte, in Gedanken verloren, in den blauen Himmel, der über den Felſen ſtand. Eine ſelige Empfindung ſank auf die Bruſt des Malers; athemlos ſchaute er, wie in einem Traume, auf

die holde Erſcheinung. Das Schönſte der Erde und die Ahnung des Himmels ſchien ihm in ihr vereinigt und die Verheißung der Zukunft in dieſer Stunde zu liegen. Stella bog ſich zum Waſſer nieder, ſie tauchte ihren Alabaſterarm hinein, und ſchaute dann in die ſtille Tiefe. Noch einige Augenblike verweilte ſie, dann verſchwand ſie hinter den Bäumen.

# Viertes Kapitel.

Seit Stella's Ankunft hatte das Leben in der Burg neuen Schwung erhalten. Die Zahl der Gäste vermehrte sich und der Glanzpunkt der ländlichen Gesellschaft war nicht mehr im Erbach'schen Schlosse.

Stella besaß eine wunderbare Stimme zum Gesange; sie hatte nicht jene Fülle und Gewandtheit, die die Kehlen unserer ersten Sängerinen, besonders der italienischen auszeichnet, aber sie war durchaus ergreifend und in einigen mittelhohen Tönen von rührender Wirksamkeit; dabei mußte ihr Vortrag jederzeit hinreißen, — er war Sprache des innersten Gemüths. Sie sang sehr gern, aber trug doch eine gewisse Scheu davor; auch hielten sie ihre Eltern meistens davon ab, weil ein einziges etwas längeres Lied gewöhnlich genügte, ihr einen Anfall der Migräne zuzuziehen. Oft, wenn sie sang, rollten ihr, während ihr Antlitz heiter blikte, wie vor innerem Weinen, Thränen über die Wangen. Das Lied, das sie am meisten liebte, war:

Einsam wandelt dein Freund im Frühlinggarten,
Mild von lieblichem Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaide!

In der spiegelnden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildniß,
Adelaide!

Adlerhorst glaubte die heilige Zäzilia zu hören; Alle brachen in einen Beifallsturm aus, als sie endete; er hatte die Hände leicht gefaltet und starrte verzükt auf die Sängerin. Diese ließ sich den Abend nicht mehr in der Gesellschaft sehen.

Albertinens Geburttag kam heran. Man bedachte wie dieses Fest zu begehen sei. Abel bot sich aus, ihm die Erfindung und Anordnung zu überlassen; er lächelte geheimnißvoll, und man willfahrte. Der Kammerherr pries sein Glük, als am bestimmten Tage der blauste Himmel jedes Unternehmen im Freien so sehr zu günstigen schien. Er rükte erst beim Mittagmahle näher heraus, daß man bis zum Wildparke fahren werde, und dann sich seiner Leitung überlassen müsse.

Wollen sie uns ins Verderben führen, begann der Magister, heute, bei diesem Wetter?

Bei welchem Wetter, Verehrtester? fiel Graf Abel verblüfft ein; ist es nicht blau, wie das Auge unserer Gefeierten.

Haben sie den Eulenspiegel, — von Aesop schweig ich, der lebte vor der Sündflut, — mit so geringem Nuzen studirt, daß sie vergessen, daß er seufzte, wenn er abwärts ging, und vor Freude lächelte, wenn der Weg recht steil empor führte?

Sie sind Magister der schönen Künste, und üben sich in allerliebsten Wizen.

Die Sache liegt ja am Tage: im Regen muß man ausgehen, wenn man im Sonnescheine zurükkehren will.

Glauben sie dem Unglükpropheten, dem hinkenden Teufel nicht, fiel der künftige Schwiegervater lachend ein.

Eben darum ſollte man's, weil er hinkt, erwiederte der Magiſter, der während des Nachtiſches auf und nieder ging, und den rechten Fuß wirklich etwas nachzog. Mindeſtens muß mir vergönnt werden, zwei Regenſchirme mitzutragen, um im Parke, der den Wagen nicht zugänglich iſt, mich als galanten Ritter zu bezeigen.

Sie könnten ſie ebenfalls unter den Namen Sonneſchirme mitführen.

Man zog beim ſchönſten Wetter aus, nur brannte die Sonne etwas zu heiß; zum Glüke bot der Park hinlänglich Schatten. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich auf den ſchmalen Pfaden; der Kammerherr hatte bereits das Stelldichein am Fuße des Hügels gegeben.

Dem Kammerherrn hüpfte das Herz im Leibe, da er der Ueberraſchung gedachte, der er die Geſellſchaft zuführte, er lächelte höchſt ſelig, führte Albertinen am Arm und ſprach eben ſo galant als zärtlich. Der Maler und Stella gingen voraus. Stella ſprach von dem fröhlichen Leben, das ſie führten, und kam zufällig auf das Elend, das ſo vielen Menſchen auf der Erde auferlegt iſt. Es iſt der bittere Bodenſaz, der in den eignen Freudenwein geworfen iſt, endete ſie. Mit welcher Miene können wir uns des eignen Glüks erfreuen, wenn wir der vom Schikſale ausgeſtoßenen gedenken? und haben wir mehr Recht als dieſe? iſt unſer Geleitbrief ein beſſerer?

Schonen ſie ſich, mildes Weſen, fiel der Maler ein. Da wollte der Zufall, daß ein alter Krüppel mit ſtumpfer Miene und einem gichtbrüchigen Fuße ihnen um eine Ekke des Weges entgegen kam.

O Gott, Adlerhorſt, hier iſt ein Beleg meiner Rede.

Der Elende! ſoll man nicht an der Gerechtigkeit des Schikſals zweifeln, wenn man dieſe Gebrandmarkten ſieht. Mein Herz treffen bittere Dolchſtiche bei dieſem Anblike. Laſſen ſie uns eilen, Adlerhorſt, ich fühle mich faſt einer Ohnmacht nahe. Thränen rollten über ihre Wangen; der Maler ſah beſorgt, wie ſie erblaßte und zog ſie eilend in einen Seitenweg.

Was hat er hier zu thun, ekelhaftes Ding, rief der Kammerherr den Krüppel an; iſt es nicht genug, daß die Heerſtraße allem Geſindel offen ſteht, wollt ihr uns auch noch in unſern Gärten und Anlagen überfallen? Fort, oder ich laſſe den Büttel holen.

Der Bettler lehnte auf die Krüke geſtüzt und lächelte ihn blödſinnig an.

Friedrich, er iſt ja arm! unterbrach Albertine gutmüthig den Bräutigam.

Unvergleichlichſte! ich verſtehe ihr ſublimes Gefühl. Da nimm ein ſchön Stük Geld; dieſer Grazie haſt du zu danken; nun aber fort, alſogleich fort!

Das Paar entfernte ſich. Der Blödſinnige glozte das Silberſtük, das am Boden lag, wohlgefällig an, bükte ſich begierig darnach und fiel dabei. Der geſchwollene Fuß hinderte ihn aufzuſtehen; er mühte ſich eine Weile vergebens empor zu kommen, das aufſteigende Blut färbte ſein Geſicht dunkelroth. Da kam Julie; das gute Kind nahm ihn am Arme, um ihn ohne Schmerzen auf die Füße zu bringen. Endlich gelang es; der Greis ſtammelte ein Gott vergelte es; ſtill grüßend ging das Mädchen weiter.

Die Geſellſchaft trat aus dem lezten Gebüſche hervor, und ein Laut der Ueberraſchung wurde hörbar. Ein ſehr

geſchmakvoll erbauter Tempel ſtand an dieſer ſonſt wüſten Stelle.

Dieſer Punkt gab immer eine ſehr ſchöne Ausſicht, aber der Raum zum Stehen auf der unebenen Felſenkante war eng und unbequem. Nun war ein geräumiger ebener Plaz ausgebrochen, Säulen von geſchmakvoller Form erhoben ſich, und darüber breitete ſich ein leichtes Dach aus Laubwerk und Draperien. Säulen und Karnieße waren mit Blumenkränzen dekorirt.

Man beſah und lobte die Anordnung, während der Kammerherr vor ſeine Geliebte trat.

Sie haben vor nicht langer Zeit den Wunſch geäußert, hier eine angenehme Ruhebank zu finden; ich verſuchte ihre Idee auszuführen. Er kußte ihr zärtlich die Hand, auch das Fräulein drükte ihm die ſeine wärmer, als es ihre ruhige Gemüthart gewöhnlich zuließ. Alle überließen ſich dem erheiternden Eindruke der feſtlichen Umgebung.

Welche ſeltſame Gedanken von Lebenglük, Frühling und Liebe Einem zu Kopfe ſteigen, begann ein Herr, wenn man ſchöne Mädchen ſieht. Mir wird dabei ungefähr ſo, wie beim Hauche der erſten Lenzluft, die Duft aus fernen ſüdlichen Wieſen bringt, von Mandelbäumen und Orangenhainen.

Und mir wird dabei, entgegnete der Magiſter, als erblikte ich Hügelkuppen, auf denen Felſen umher liegen und geballte Wolken ſtehen; die ſorgloſen Wanderer halten ſie in der Ferne für wirthliche Schlöſſer; ich kenne die Illuſion der Perſpektive und belächle die Thoren, die bald in Dorn und Schutt ſtehen.

Die Damen, die dort beiſammen ſizen, dürften eine Ausnahme machen.

Eine Ausnahme?! umgekehrte Sirenen ſind ſie: ihre Reize beſtechen euch, ihr ſeht die Fiſchſchuppen am Korpe nicht.

Freund, ſie beurtheilen die ſchönere Hälfte der Menſchheit zu ſtreng, und nehmen ihr jeden Werth.

Keineswegs; ſie ſind die Raupenneſter der Menſchheit, der Laich des Geſchlechts; nur vergöttert ſie nicht. Eine Rippe Adams genügte für die Schöpfung des erſten Weibes, und es ſteht nicht geſchrieben, daß der Herr auch ihr von ſeinem Geiſte eingehaucht habe.

Adlerhorſt trat hinzu und wendete ſich an Adolph mit der Frage, ob er glaube, daß Albertine mit dem Grafen glüklich ſein werde.

Warum nicht? Albertine iſt kein Weſen mit kräftigen Schwungfedern, ihr Leben flattert an der Erde hin; die wird ihr der Kammerherr wohl beſtellen. Und was dieſen betrifft, wenn du ihn auch eine gemeine Seele nennen willſt, ſo iſt er doch gut.

Gewiß, meinte Irrwiſch, ſein Geſicht unſchuldig wie das eines bethlehemitiſchen Kindes.

Manche Ehen, fuhr der Maltheſer fort, fallen in der Sphäre des nur Verſtändigen ſo glüklich aus, als die hoher Seelen, mindeſtens ruhiger. Das Element, das ſie nicht kennen, reizt ſie nicht, der Wuchs ihres Lebens, dem der innerſte Herzſchößling fehlt, wuchert um ſo bequemer und reichlicher in die Breite.

Der Südwind hatte den Himmel bereits ſtark mit Wolken bedekt; die Geſellſchaft trug Verlangen nach der Sicherheit des Schloſſes. Der Kammerherr aber, der ein Feuerwerk vorbereitet hatte, hielt Alle dringend zurük. Er

wollte für das ſchöne Wetter einſtehen. Ehe jedoch die Dämmerung ſich verbreitete, brach in der Nähe des Fluſſes ein heftiges Gewitter aus; die Blize fuhren nicht ſparſam und ſchwerer Regen goß in Strömen hernieder. Des Magiſters Regenſchirme ſtiegen im Preiſe, da der Tempel jezt dem Jupiter pluvius gewidmet war. Irrwiſch rühmte die prophetiſchen Augen an den Füßen, und meinte, die Gabe der Weisſagung verlehne das Bischen Schmerzes vollkommen, und jeden Blik in die Zukunft räche das gemeine Leben. Man hielt den erſten Anfall des Wetters im Pavillon aus, dann aber eilte man auf den nächſten Wegen zur Stelle, bis wohin die Kutſchen gebracht werden konnten.

Im bewaldeten Thale fiel ein grauer Abendregen, durch die dichten Bäume drangen jedoch nur einzelne große Tropfen; war man während des Gehens minder zur Luſtigkeit geſtimmt, ſo brach dieſe ungehemmt aus, ſobald man ſich in ziemlich leidlicher Lage in die geſchloſſenen Wagen geſezt hatte. Im Schloſſe angekommen, tröſtete der Theenapf die Geſellſchaft vollkommen, nachdem einige Aenderungen im theilweiſe naſſen Anzuge veranlaßt wurden. Der Kammerherr wollte ſich die Ehre des Tages durchaus nicht entreißen laſſen; er ließ den Muſikchor, den er in den Park beſtellt hatte, ins Schloß berufen, der Saal war alsbald erleuchtet, und rauſchende Muſik lokte zur Freude des Tanzes. Das junge Volk ließ ſich nicht lange rufen; bald flog Paar an Paar in raſcher Luſt durch den Saal. Stellas ſchlanke Taille vermehrte die Anmuth ihrer Bewegungen, ſie trug einen Kranz aus weißen Blumen ſchief über ihre ſchwarzen Loken. Später wurde eine Quadrille geordnet,

und Stella führte eine Gavotte, dieſen reizendſten aller Tänze aus; ſie ſchien eine geflügelte Elfe zu ſein.

Das Vergnügen des Tanzes findet bei jungen Leuten jederzeit die entſchiedenſte Theilnahme; dies geſchah auch heute; die Luſtbarkeit war allgemein, und auch Abel vergaß das erſäufte Feuerwerk.

Juliens Wange bedekte ein zarter Roſenſchein, ihre Augen hatten eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Graf Leander glühte vor Freude, er war unermüdet in der Luſt des Tanzes. Eben begann ein neuer Tanz; er eilte durch den Saal, um Julie zu finden, mit der er am liebſten tanzte. Er kam an dem Magiſter vorüber; der ſtellte ihm eine gleichgiltige Frage; der junge Graf beantwortete ſie halb und wollte weiter eilen.

Wie, hat mein Leander heute kein Ohr für ſeinen alten Lehrer?

Nicht doch, aber es iſt ſchon ſpät, und die ſchöne Ballfreude wird bald zu Ende gehen. Er hielt mit der Geberde eines Menſchen an, der gern fort kommen möchte.

Du weißt, daß ich dein Vergnügen nie ſtören mag; geh' immer hin, wohin dich deine Wünſche tragen.

Nein, Vater, du haſt mir etwas zu ſagen; da kenn' ich keinen Wunſch, als es zu hören.

Und wenn es nun nicht ſüß und angenehm klänge wie die Stimme der Flöten und Geigen?

Du ſagſt es, und es muß wenigſtens wahr und heilſam ſein.

Leander ſtand nun gelaſſen an des Magiſters Seite. Der Tanz hatte wieder begonnen; er warf einen flüchtigen Blik auf die fröhliche Reihe, ſein Geſicht hatte aber den

Ausdruk der Faſſung, der die Erwartung eines intereſſanten Geſprächs bezeichnete. Der Magiſter drükte ihm zärtlich die Hand und führte ihn in die Niſche eines Fenſters.

Schön, Leander, daß du mitten im Taumel der Luſt Zeit findeſt für die Rede deines väterlichen Lehrers; vielleicht wirſt du am Ende unſeres Geſprächs die Augenblike nicht bereuen, die du mir geſchenkt haſt.

Nie hab' ich es, nie werd' ich es; deine Lippe fließt über vom Thaue der Weisheit und des Wohlwollens.

Wir wollen vom Tanze ſprechen, Leander; du liebſt ihn wol ſehr?

Ja, ich geſtehe es, er iſt meiner liebſten Vergnügungen eine.

Du magſt ihn genießen, aber ſelbſt in der rauſchendſten Freude ſeines Wirbels ſollſt du nie den Sinn des Lebens vergeſſen. Laß' uns das kurze Kapitel wiederholen. Laß' hören, was wir erkannt haben. Was iſt das Leben?

Eine kleine grüne Wieſe zwiſchen Wiege und Sarg; wir pflüken Blumen darauf zu unſerm Todtenkranze, — eine Kinderwartanſtalt, in der wir Bilder auslegen und die Buchſtaben des Weltalphabetes kennen lernen.

Recht, junger Menſch, vergiß es nie; bei der Geburt wird jedem ſein Todurtheil geſprochen; dies Lebenlang bleibt er dann ausgeſezt.

Was iſt die Freude?

Die am Ewigen, der ſüße Duft eines fernen Frühlings, — die irdiſche unter'm Vergrößerungglaſe der Vernünftigen, eine graue Spinne.

Was iſt der Tod?

Die Kreuzigung des Fleiſches, — die Taufe zum Leben.

Ja, mein Sohn, und nun sieh' hin auf diese Gruppen der Freude! Sind ihre Gesichter nicht Larven, und ihre üppigen Glieder nicht Würmerfäke? Ihr zartes Fleisch wird durchsichtig und Gerippe schauen mir entgegen. Aber nein! Dies Bild ist das gräßlichste: Sieh' sie an Alle, die nun hier sind, — dereinst in ihrer Sterbestunde! Die schlanke Nimphe dort stirbt an der Schwindsucht; die glühende Wange ist fahl, der Odem, den ihr Liebhaber nun dem Dufte der Narden vergleicht, riecht nach Verwesung, und die schnellkräftigen Glieder hängen bleiern; da kommt der Tod und stößt sie hin, und im ekelhaften Blutgusse entfährt ihr lezter Hauch. Dem diken Herrn dort mit dem kurzen Halse schleicht der Tod lusern nach; sieh', nun springt er ihm kek ins Genik, er dreht ihm den Hals in die Seite und blaureth stürzt er dahin. Jene Dame ist der Wassersucht vorbehalten; der Pfuhl der Wollust wird zur stinkenden Pfüze, die Haut schlottert gelb hernieder, der Rachen sperrt sich troken auf, die Augen treten vor und sie ist hin! Ei, wie sie lustig hin taumeln mit den verrenkten erdfarbenen Sterbegesichtern; ihre lezten Seufzer tönen gellend durch den Geigenwirbel, an ihren Füßen kriecht Gewürm hinan und die Verwesung treibt ihre Leiber auf. Sieh', der Tod ist erfinderisch, er amüsirt sich mit neuen Ideen und Moden; aber sie Alle trifft sein Verhängniß, und sie werden röcheln und schnarchen und die Stunden der Freude werden ihnen keinen Trost geben, ihr Leben war unnüz und verloren!

Vater, Vater! ja, Jeder muß sterben; aber dessen Herz rein ist, der kann ruhig hinüber treten, und der Segen dieses Lebens und die Hoffnung des andern werden seine Seele trösten und selbst die sterbenden Züge mit Glorie

überleuchten. Julie wird beten und der Tod ihre Gestalt verklären.

Aber, mein Sohn, daß es endet, dies nimmt dem Leben nichts an seinem Werthe, der Tod erst gibt ihm seinen Gehalt. Denk' an die Unsterblichkeit, mein Geliebter, und die Zeit wird dir ehrwürdig. Dort über den Gestirnen wohnt Gott, und seine Gedanken, seine Thaten fahren wie Lichtstrahlen durch alle Welten. Du sollst hienieden so viel als möglich wissen, fest wollen, edel fühlen lernen!

Leander hatte den Alten während der lezten Rede aus dem Saale gezogen; sie waren ins Freie getreten. Es war Sternenzeit; der Himmel schien ein Abgrund voll Leben, die Perspektive in die Ewigkeit. Die Sternbilder schimmerten hell, der Mond flog wie eine weiße Taube über den Lüften, er schien den Oelzweig des Friedens zu bringen.

Adlerhorst hatte diese Tage jeden Morgen einige Stunden gemalt. Er hatte das Bild geheim gehalten, womit die Bekannten unter der Bedingung zufrieden waren, daß er es, so bald es vollendet sein würde, unverweilt zeigen sollte. Mit besonderer Liebe hatte der Maler an diesem Stüke gearbeitet, und lud die Freunde endlich zur Besichtigung des Beendeten ein. Er hatte es im Salone des Erbach'schen Schlosses aufgestellt; die Gesellschaft war zahlreich. Adlerhorst hatte sich in einer von ihm selten gewählten Gattung versucht; das Bild war eines der größten Landschaftstüke; es stellte die Waldgegend mit dem Tümpel und dem Felsenecho vor. Jedes Einzelne der Oertlichkeit war getreu ausgeführt, so wie die Anordnung des Ganzen vortrefflich. Zeichnung und Farbengebung wetteiferten; das

Gemälde trug den eigenthümlichen Ton jener einsamen Gegend an sich. Was aber die Erfindung seltsam machte und das Bild halb der historischen Malerei aneignete, war die Art und Weise, wie der Maler ausdrükte, daß diese Felsen ein Wiederhall belebe. Ueber dem Tümpel schwebte Echo halb schlummernd von einem Felsen zum andern. Das Ganze lag in grauer Morgenbeleuchtung. Die Nimphe war leicht geschürzt, ein lindes Lüftchen schien sie zu tragen und blähte den Schleier, sie selbst lag zwischen Wachen und Schlafen auf leichtem Nebel und trug den Kopf unter dem sanft gebogenen Arme. Ihre Züge glichen aber vollkommen Stella; die halbgeschlossenen Wimpern ließen ihre Augen durchschimmern, die Lippen, welche süße Behaglichkeit kaum merklich öffnete, waren die Stella's. Das Bild überraschte alle Beseher. Stella erröthete; sie stand neben dem Künstler; mühsam trachtete sie die Bewegung ihres Innern zu verbergen; es gelang ihr nur halb; Adlerherst entzükte sich an der holden Verwirrung.

Sie weichen sehr ab von der Gewohnheit ihrer Kunstgenossen, die meist heilige Gegenstände zum Vorwurfe ihrer Kunst erwählen, sprach Stella kaum vernehmbar; — sie haben der stillen Nimphe hier ein edles Denkmal errichtet.

Warum sollte ich sie nicht verehren, antwortete der Maler leise, sie war's ja, die mir ein süßes Geheimniß verrathen.

Sprach sie aber auch wahr?

O, öffnete sie ihre frommen Augen ganz, sie würden an der Treue ihrer Worte nicht zweifeln.

Er hatte ihre Hand gefaßt und drükte sie gegen seine Brust: er fühlte eine leise Erwiederung.

Stella ſchlug ihre Augen zu Boden; der halb geöffnete Blik, die Lippen, denen ein heimlicher Seufzer entfloh, ſteigerten die Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Echo auf das Höchſte.

Dieſer kurze Auftritt hatte ſich im Rüken der Geſellſchaft zugetragen. Dieſe wendete ſich nun mit Lobpreiſungen an den Künſtler; Alle fanden die Erfindung äußerſt zart und den Gedanken der Aehnlichkeit zwiſchen dem Fräulein und der Nimphe allerliebſt. Vorzüglich lobten die Damen das Ganze. Nach längerem Hin- und Herreden nahm der alte Freiherr das Wort; er hatte das Gemälde bisher ſchweigend und ernſt betrachtet.

Ohne gerade Kenner der Kunſt zu ſein, halte ich die Landſchaft für klug gewählt und für ſehr brav ausgeführt. Sie iſt individuel, bedeutend, die Zeichnung fehlerlos und das Kolorit wahr. Doch finde ich ein Dorpeltes am ganzen Stüke zu rügen. Die Echo ſcheint mir überflüſſig; ihr Daſein ſtört die liebliche Naturwahrheit und die Erfindung wird beängſtigend, gemiſcht, und gehört ſo zum Theile der pantheiſtiſchen Weltanſicht, zum Theile der neuen Erkenntniß an. Das Gemälde verliert dadurch an ruhiger Haltung und an Karakter, und der Zuſchauer ſelbſt weiß nicht recht, woran er ſich halten ſollte. Das Zweite wäre die Aehnlichkeit zwiſchen Echo und hier meiner Nenne, die natürlich zur Hälfte mindeſtens Zufall iſt. Ich übergehe die Frage, ob dies Geſicht zur Dichtung der alten Nimphe taugt und bemerke nur, daß jede ſolche Aehnlichkeit dem Beſchauer eine Aufgabe vorzulegen ſcheint, deren Löſung im vorliegenden Falle im Blauen liegt. Seine Ungewißheit wird vermehrt, und die reine Freude an Kunſt

werke nimmt in eben dem Grade wegen der persönlichen Beziehung ab.

Der alte Herr schien besonders den zweiten Punkt nicht ohne Absicht ernster, als es der Sache zukam, berührt zu haben. Vielleicht mochte er das häufige Beisammensein Stella's mit dem Maler bemerkt haben, vielleicht hatte er etwas von den lezten Worten, die sie gewechselt hatten, verstanden. Die ganze Gesellschaft war häufig Zeuge gewesen, daß Adlerhorst während der Besuche im Schlosse, so wie bei den häufigen Ausflügen fast immer wie zufällig des Fräuleins Gefährte gewesen war; man bemerkte es jedoch entweder gar nicht, oder fand es bei der Freiheit der ländlichen Unterhaltung und der Aehnlichkeit des Karakters der beiden jungen Leute, die die Enthusiasten der Gesellschaft waren, natürlich; jedenfalls waren die Bemerkungen, die allenfalls dadurch veranlaßt wurden, heiter und gutmüthig. Man wußte, daß der alte Herr jede Absonderung in Gesellschaften nicht liebte und daher selbst dem Kammerherrn den ausschließenden Umgang mit Albertinen untersagte.

Hinter der lezten Rede des Barons schien ein leiser Wink für die jungen Leute zu liegen, der nun um so unverkennbarer wurde, als sich der alte Herr gleich nach seiner Bemerkung zu einigen Scherzen zwang, und sich über seine Kunstkennerschaft mit nicht freier Laune lustig machte. Dieser kurze Auftritt veranlaßte, daß von dem Bilde nur selten mehr in der Gesellschaft Erwähnung geschah. Seit dieser Zeit bestand ein geheimes Einverständniß zwischen den beiden jungen Leuten.

Der Maler behandelte Stella in der Gesellschaft mehr als Fräulein vom Stande; er hatte früher bei jeder allge-

meinen Zuſammenkunft den gröſsten Theil der Zeit mit ihr in eifrigem Geſpräche zugebracht, er hatte ſeine Blike, ſeine Geberden nie beherrſcht, kaum ſelbſt beobachtet, und im Feuer des Geſprächs ihre Hand öfter als es nöthig war ergriffen; nun benahm er ſich als umſichtiger ſeiner Geſellſchafter, fand ſich aber in einſamen Zuſammenkünften mehr als entſchädigt. Die Freiheit und Ungebundenheit des Landlebens begünſtigte dieſe ſehr; das Fräulein machte ſchon des Morgens einſame Spaziergänge, und Niemand fiel es auf, wenn ſie manchmal auch Abends vermiſst wurde. Die Gegend war an einſamen Pläzchen reich, die zu heimlichem Zuſammentreffen geeignet waren. Anfangs geſchahen dieſe Zuſammenkünfte ohne Verabredung wie zufällig, man verrieth ſich halb und wurde ganz errathen. Stella erröthete, wenn ſie dann im Gehölze Adlerhorſt traf, und beide ſtellten ſich verwundert. Aber gleichwol vermied jeder Theil von dieſen Zufälligkeiten in Geſellſchaft zu ſprechen, und in kurzer Zeit geſtand man ſich, warum man ſich ſuchte und fand. Der ſchöne Mai des Lebens, die Liebe, breitete den blauſten hellſten Himmel über das Paar. Bald trafen ſie ſich unten auf der umwaldeten Wieſe, bald bei der einſamen Kapelle. Sie ſaſsen im hohen ſtillen Wieſengraſe, Feldblumen und blühende Halme bedekten ſie halb, um ſie gaukelten Schmetterlinge und Goldfliegen, und der Kukuk rief im nahen Walde.

Stella fiel der alte Volkglaube ein, ſie wollte erfahren, wie lang ſie leben würde. Als er wieder begann, zählte ſie, er rief nur einmal und ſchwieg dann. Höreſt du, Adlerhorſt, er weisſagt mir ein kurzes Leben, ich ſoll ſterben, ſchon in dieſem Jahre.

Auch ich habe gezählt wie du, auch mich trifft die Prophezeiung.

Und wenn ich nun ſterben ſollte, iſt die Blume nicht eben in der ſchönſten Blüte, würde ſie nicht gebrochen im reichſten Dufte? Vor wenig Monaten da wäre ich noch als Kind geſtorben; nun iſt die Knospe geöffnet, warum ſie länger ſchonen?

Und ich ſtürbe mit dir, — die Biene, berauſcht vom Balſamhauche deines Lebens.

O ſchön, mein Freund! Ach, die Liebe iſt ſo reich, daß ſie Alles, Alles vergoldet — Leben wie Sterben! Ihr Kopf ſank rükwärts an ſeine Bruſt, ihre Arme hingen läſſig hinunter und der Reiz reiner Jugend glänzte über die ganze Geſtalt. Ihr Athem zitterte heiß und duftend über ſeine Wangen, ſeine Finger irrten in den weichen ſchwarzen Loken.

Er küßte ihre leuchtenden Augen, als wollte er ſich vor ihren Strahlen ſchüzen, er küßte die liebefeuchten Lippen. Sie ſchwiegen. Zwiſchen jedem Kuſſe ſchwärmten Gedanken wie ſanfte Engel durch Blumengrün und Himmelblau; — mancher hatte noch keinen Leib, ein glänzender Kinderkopf gaukelte auf blauen Flügeln dahin. O, die Liebe iſt in ihrem erſten Stadium, bevor noch an ihr Ziel, ihre Folgen gedacht wird, ſchöner als Alles, was die Erde kennt! Die ſichtbare Welt bietet kein Gleichniß für ſie; wenn ſie nicht der Himmel iſt, ſo iſt ſie doch das Paradies. Unſchuldig wandeln wir unter dem Baume der Erkenntniß, die Thiere der Wildniß ſpielen um unſere Füße, und der Tritt eines Gottes wandelt neben uns. Die Kapelle eben im Walde war der heiligen Regiswinda geweiht; ein Ro-

ſengebüſch in voller Blüte umſtand ſie; jeden Morgen erhielt die junge Heilige zwei friſche Kränze, einen aus weiſſen Roſen von Stella, einen aus rothen vom Maler. Das Mädchen durfte mit ſeligem Herzen die Gabe der Unſchuld ſpenden. Eine Abtei ſtand weit drauſſen in der Landſchaft; an Sonnabenden konnte man ihre Gloke herüber hören.

Wenn ich nun Nonne geworden wäre, Adlerhorſt, ehe wir uns kennen lernten!

Laß' den trüben Gedanken.

Ja, geliebter Freund, wenn mir die Wahl bliebe, lieber wollte ich jezt eine Nonne werden, mit dem durchglühten, ewig ſehnenden Herzen, als damals, ehe ich den Duft dieſes Lebens verkoſtet hatte.

Träume ſpannen den goldnen Faden des Tages fort; ſie waren den Liebenden ſo theuer als die Wirklichkeit. Den erſten Kuß von Stella hatte der Maler im Schlafe erhalten; ihm träumte, ſie hätten auf einer einſamen Inſel voll Blumen geſeſſen. Seltſam war es, daß ihm Stella lange nachher denſelben Traum von derſelben Nacht erzählte.

Die gegenſeitigen Beziehungen der beiden jungen Leute blieben ihrer Umgebung nicht unbekannt.

Obwol Schwangau ſie nur für einen flüchtigen Zeitvertreib hielt, wozu Jugend, Müſſiggang und Frühling verlokte, war ihm doch dieſe zwekloſe Aufregung der zwei jungen Herzen, auch ohne die Berükſichtigung möglicher Folgen, widerwärtig; er ſah keinen Sinn in dieſer leidenſchaftlichen Theilnahme, und das unbefangene Vergnügen des ländlichen Aufenthaltes ſchien gefährdet zu werden. Die Geſellſchaft vermied es, das Gewahrwerden einer Verän-

derung zu äußern, kein Glied derſelben zog die zwei jungen Leute über ihr zerſtreutes befangenes Weſen, über die Träumereien, in die ſie verſanken, auf. Der Maler und das Fräulein ſchrieben dies auf Rechnung ihres vorſichtigen Benehmens und dachten nicht im Geringſten daran, daß die Freunde über ihr Verhältniß außer Zweifel waren, daß ſie darin bedenkliche Schwierigkeiten gewahrten und, um Gefahr zu verhüten, die Nachtwandelnden nicht beim Namen rufen wollten. Die Ausflüge wurden ſeltener, und minder zahlreich; auch in den häuslichen Vergnügungen herrſchte weniger Einheit. Man begann Vieles und fühlte ſich von Allem ſchnell geſättigt. Den alten Freiherrn hielt ein Bau an einem ziemlich entfernten Vorwerke ſo wie die Leitung der beginnenden Ernte Tagelang von der Geſellſchaft entfernt. Er ſchien dieſer Beſchäftigung mehr Zeit, als nöthig ſein mochte, zu widmen; auch im häuslichen Kreiſe war er mehr nachdenkend und weniger theilnehmend, als es ſonſt der Fall geweſen war.

Adolph bemühte ſich das vorige unbefangene Treiben wieder in Gang zu bringen, und den Antheil Aller auf unverfängliche Gegenſtände zu lenken, aber es ging nicht mehr wie früher; der eine Theil hatte ſeine eignen geheimen Intereſſen, er gab ſich nicht mehr wie er war, und wünſchte ſich in ungeſtörter Abgeſchiedenheit, — der andere wollte ſich den Anſchein geben, gewiſſe bekannte Thatſachen zu überſehen, während der Unmuth des alten Herrn früher oder ſpäter auszubrechen drohte. Man hatte mehre Geſpräche und Beziehungen zu vermeiden, entgegengeſezte Wünſche zu berükſichtigen, und eine unbefangene Heiter-

keit zu heucheln, die gröſten Theils vorüber war. Dieſe Aufgabe konnte nur in einer Geſellſchaft von ſo vielſeitiger und gewandter Bildung durch längere Zeit gelöst werden. Dabei hatte man des Magiſters nicht ſeltene boshafte Laune jeden Augenblik zu befürchten; er blikte oft, und verſchmizt lachend auf die zwei jungen Leute, er ſchien heimlich das Feuerwerk eines tollen Einfalls vorzubereiten, und das Unterlaſſen kleiner Nekereien verkündete einen bedeutenden Ausbruch. Die Mutter wachte manche Nacht länger als gewöhnlich, und heimlich geweinte Thränen lieſen ſich manchmal in ihrem Antliz errathen; ſie kannte die Weiſe ihres Gemahls, ſchwieg gegen dieſen, und trachtete auch ihre Tochter nur mittelbar zu warnen. Stella überhörte die leiſe Mutterſtimme im Wonnetaumel der erſten Liebe. Abel ſo wie die jüngſte Schweſter und Leander lebten in glüklicher Unwiſſenheit des Grundes, obwol auch ihnen das allgemeine Miſsbehagen nicht entging. Die Schlichtung der einbrechenden Verwirrung beruhte gröſtentheils auf Erbach und Adolph. Zum Ueberfluſſe brach Regenwetter ein; die Beiden bemühten ſich ſehr, die Unterhaltungen des häuslichen Kreiſes auf Hohenſchwangau unverfänglich zu erhalten. Adolph brachte wiſſenſchaftliche Gegenſtände in Vorſchlag; doch die Damen hatten zum Theile zu geringe Vorkenntniſſe, zum Theile zu wenig Neigung zum Ernſte. Man wollte unterhalten ſein. Beſſer ging es mit der Schönliteratur. Es wurde vorgeleſen, und über Bekanntes, ſo wie auch über betreffende allgemeine Gegenſtände geſprochen. Adolph las an einem Abende ein Gedicht vor, das Göthe's Wilhelm Meiſter veranlaſt hatte.

## Lehrjahre.

Viele Wege führen durch das Leben, —
Wandernd irrt man, irrend wandert man, —
Dunkle Gänge, Straßen, weit und eben,
Jedes Herz hat ſeine eig'ne Bahn.

Nicht nach Regeln mühſamer Erdichtung
Schleppt der Menſch ſich zahm von Raſt zu Raſt,
Jeder trägt in ſich die eig'ne Richtung,
Wählet frei ſich, was er liebt und haßt.

Kaum entrükt des Lebens erſten Banden
Wächſt der Menſch in angeflammter Art,
Millionen ſtreben, und noch fanden
Nie ſich zwei, in gleichem Sinn' gepaart.

Und die Zeit des Frühlings kommt, es dringen
Unbekannte Kräfte ſchnell empor,
Kelche ſchimmern, Vögel ſingen,
Auch das Herz treibt ſcheu ans Licht hervor.

Leidenſchaften ſtürmen, Triebe regen
Nach dem Ziel ſich, kaum geahnt und weit,
Selt'ne Rührung, ſchwellendes Bewegen, —
Laßt nur! o, es iſt ja Blühens Zeit!

Vieles lekt, nicht durch Gewinn verworren
Ringt die Kraft unſchuldig noch und neu,
Manches Streben geht im Drang' verloren,
Aber Alles iſt ſo ſchön und frei.

Mariannens Liebe wird errungen,
Gläubig bringt das Herz der Treue Schwur; —
Ach, und unter allen Huldigungen
Gab's doch eine erſte Liebe nur!

Sehnſucht geht dann und Genuß im Kreiſe,
Auch der Schmerz tritt ernſt dazu,
Stürmend will das Herz vergeh'n, doch leiſe
Wiegt die Zeit in die verlor'ne Ruh'.

Bilder wechſeln, mächtig angezogen
Wird der Geiſt, der Sinn vielfach erregt;
Kaum geflüchtet aus den wilden Wogen
Treibt das Schiff ſchon neubewegt.

Freude naht, und Scherz und Witz kehrt wieder,
Ob ein Herz für ewig auch dahin,
Mignon reizet und Philinens Lieder, —
Dunkle Sehnſucht, leichtbewegter Sinn.

Und das Herz, ein Mal gewohnt zu meiden,
Wechſelt leicht nun, und entſagt nicht ſchwer,
Wünſchenswerth iſt Vieles, Manches bietet Freuden,
Und kein Tag vergeht ganz werthlos leer.

Formen loſen, doch auch was verſtändig,
Legt dem Geiſt willkomm'ne Feſſeln an,
Leichter iſt das Herz und wetterwendig,
Doch *ein Hohes* bleibt am Ziel' der Bahn.

Und geprüft durch manche ernſte Stunden
Steht der Menſch, die Lehrzeit iſt vorbei,
Stark und fühlend ward das Herz befunden,
Edelſtrebend ſtets der Geiſt und frei.

Manche Einſicht iſt ihm ſchwer gefallen,
Und der Lehrbrief kam oft hoch zu ſteh'n;
Staunend ſieht er nun die Wand'rer wallen,
Die mit ihm nach einem Ziele geh'n.

Schnell vereinet gleicher Sinn und Streben,
Und als man entſagend weiter zieht,
Folgt ihm ſtille Troſtung in das Leben,
Hoffnung und Genügſamkeit mit.

## Wanderjahre.

Reizend liegt die Welt jezt vor den Blikен,
Die ſonſt fremd dem ſtillen Herzen blieb.
Wechſel bietet Alles und Entzüken,
Und kein Schatten iſt ganz kalt und trüb.

Pflanze wächſt, ihr ſinniges Gebilde
Zieht den Geiſt in ernſten Stunden an;
Licht und Farben glüh'n durch die Gefilde,
Die der trunk'ne Blik kaum faſſen kann.

Auch der Sinn, geſtärkt am innern Leben,
Kehrt ſich prüfend der Erſcheinung zu,
Kunde will er klug von Allem geben,
Und im Wiſſen ſucht er nun die Ruh'.

Auf den Bergen drängt's ihn raſtlos weiter,
Urgeſtein umglänzt ihn ſelt'ner Art,
Anſchau'n iſt des Fortgangs ſich're Leiter,
Für die Zukunft forſcht die Gegenwart.

Auch die Kunſt gibt ihre Offenbarung
Einer ſchöner'n größeren Natur,
Ernſt begierig nach der Götternahrung
Folgt er ſtaunend ihrer Spur.

Und was Sehnſucht ſcheu einſt angedeutet,
Reiht ſich nun lebendig rund um ihn,
Kunſt hat ihre Wunder ausgebreitet
Und das Land, wo die Zitronen blüh'n.

Selbſt was das Bedürfniß nur erſonnen
Schäzt und lernet der Verſtand,
Nur durch Regſamkeit wird viel gewonnen,
Und zum Ziele wirkt die ſchwächſte Hand.

In verborg'nen Thälern regt ſich's heiter,
Kleine Kräfte fördern was uns freut.
Die Erfindung ſchafft ſtets größer, weiter,
Ernſt die Zeit benützen lehrt die Zeit.

Wagen brauſen, über ſchroffe Pfade
Zieh't das Maulthier mit gewandtem Schritt,
Schäze häufen bunt ſich am Geſtade,
Und das Schiff nimmt Alles fröhlich mit.

Doch das Herz auch — es bedarf noch Rührung,
Vieles loft in Klang und Wort,
Manches reizt mit ſchmeichelnder Verführung,
Ungern zieht der Wand'rer fort.

Einſicht bietet ſich in manche Herzen,
Was er fühlte wiederholt ſich ihm,
Ach, dieſelbe Seligkeit und Schmerzen
Und das ganze fromme Ungeſtüm.

Schnell vorüber eilt er am Gemeinen, —
Auch Bekannte trifft er auf der Flucht;
Wenigen darf ſich das Herz vereinen,
Jeden grüßt er ſtill, der redlich ſucht.

## Meiſterjahre.

Und die Wanderſchaft iſt jezt vollendet,
In das Thal, in dem er einſt begann,
Kehrt er wieder. Vieles ward gewendet,
Aber ruhig ſieht er Alles an.

An ſich ſelbſt hat ſich das Herz geläutert,
Flamme warf die wilden Schlaken aus,
Durch die Welt ward ſtill der Geiſt erweitert,
Reich beladen kehrt er nun nach Hauſ'.

Klar iſt ihm das Leben aufgegangen,
Was er ſtrebte, fand und einſt verlor,
Mißt er deutlich nicht von Wahn' befangen,
Selbſt die Zukunft tritt enträthſelt vor.

Was er auch geduldet und erfahren,
Das Gefühl lebt fort in ew'gem Mai,
Und wie einſt in heiter'n Wanderjahren
Regt der Geiſt ſich reizbar noch und frei.

In dem Hauſ, von Pappeln überſchattet.
Drängt ein ſtilles Leben ſich um ihn,
Ruhe fand die Bruſt noch unermattet,
Freude am Gedeihen und am Blüh'n.

Und mit Rührung treffen ſich im Thale
All' die Wand'rer — einſt ſo weit zerſtreut,
Stannend ſeh'n ſie in der weiten Halle,
Was ſie einſt ergriffen und erfreut.

Ernſt zu einem Ziel' verbunden
Wirken Alle nah' und fern,
Was das Herz für wahr befunden,
Fördernd übt der Geiſt es gern.

Auf der Menſchen Wünſchen, Streben
Schaut der Meiſter ſtill gerührt,
Sieht ſo manch' verlornes Leben,
Manchen Traum ſo ſchnöd' entführt.

Und der Wanderſtab im Garten
Treibt nun grün und fröhlich aus,
Schatten kühlen den Bejahrten,
Selbſt gepflanzt ums ſtille Haus.

Die Geſellen reih'n ſich leiſe
Am Altvaterſtuhl' herum,
Lauſchend ſchweigt es rings im Kreiſe,
Und der Meiſter bleibt nicht ſtumm.

Und des Frühlings schöne Tage,
Seine Lehr- und Wanderfahrt
Trägt er vor als selt'ne Sage
Frommer, tiefgefühlter Art.

Alles horcht, und Thränen beben
Ungetroknet niederwärts, .
Ahndevoll ergreift das Leben
Seiner schönen Enk'lin Herz.

Auch der Meister denkt begeistert
Ein Mal noch so recht zurük,
Rührung hat ihn still bemeistert
Nachklang vom vergang'nen Glük.

Die Gesellschaft lobte diese Randglossen und stimmte mit seinen Ansichten überein. Bei dieser Gelegenheit wurde Mehres über Göthe gesprochen.

Das eben, meinte der Maltheser, stelle diesen Dichter so weit über seine Mitwerber, daß er seine Stoffe nicht der Geschichte eines Volks, einer Zeit, sondern der Geschichte der Menschheit entlehnt habe. Er nahm seinen Vorwurf und behandelte ihn so, daß einem Nachfolgenden nichts mehr darüber zu sagen bleibe. Er gab den Mittelpunkt, er irrte nicht an den Peripherien umher. Im Werther stellt er die überschwängliche Sentimentalität dar, die edel ist, aber den Gegenstand erdrükt, — im Göz den schlichten Verstand, die unbesonnene Kraft, die Schranken verkennen und niederreißen, die zwar falsch sind, aber gegen größeren Irrthum schüzen, — im Meister die Mischung zweier Welten in unserm Gefühle, den nothwendigen Zwiespalt, der daraus entsteht, mit dem schönen Winke, wie er endet, — im Faust den Widerspruch zwischen dem

ganzen endlichen Daſein des Menſchen mit der Unendlichkeit, der er zureift u. ſ. w. Jeder Gegenſtand, den er ergreift, einige durch Laune und Verhältniſſe verurſachte Tändeleien ausgenommen, iſt jedes Menſchen Antheil gewiß; er ſpricht darüber ab, und gegen ſein Urtheil gibt es diesſeits, wenigſtens in unſerm Jahrhunderte, keinen höhern Gerichthof mehr. Unter ſeinen Händen wird Alles Gold. — Was geht den Menſchen, im Verhältniſſe zu dem Urſtoffe ſeiner Werke, der Zank zweier entarteter Königinen, die Ehrſucht eines Feldherrn an? wären ſie nie geboren geweſen, wie hätte die Eine die Andere aufs Schafot geliefert, wie hätte dieſer die Sünde des Gedankens mit der Strafe der That gebüßt? Laßt Nazionen ausſterben, Jahrhunderte verwiſcht ſein, Göthe's Stoffe bleiben immer gleich neu und intereſſant; die Menſchheit ſelbſt lieferte ihm die Ergebniſſe zur Dichtung.

Man kam auf den Unterſchied zwiſchen Antike und Romantik. Der naive Geiſt jener in der Literatur, iſt unwiederbringlich dahin, weil er es im Leben iſt, behauptete Irrwiſch. Sie konnte nur beſtehen, ſo lange man die Begriffe noch nicht in Kaſten zerriß, Menſchen und Thaten unter das Joch vorlängſt rechtkräftiger Urtheile zwang. Man lebte damals einem heitern Inſtinkte der Humanität nach, es gab keine Sünder, weil es noch keine Sünden gab. Der Körper war der geehrte Bruder des Geiſtes, ſeine Blöße war edel, und auch der Geiſt trug noch keine Perüke. Thetis hielt es für mütterlich, ihren Sohn zu erinnern, ſich in Liebe dem Weibe zu geſellen, — Achill ſchämte ſich nicht um Priſeis zu weinen, — Ares ſelbſt nicht, über eine Wunde wie fünfhundert Krieger zu ſchreien.

Offen legte man zu Tage, was man wollte und that: Mahl, Schlaf, Ruhm und Liebegenuß. Man beschönigte den heitern edlen Genuß noch nicht mit Pflicht der Erhaltung des Lebens, zur Fortpflanzung des Geschlechts, mit dem Geseze der Ehre. Der Körper wurde der Apotheose zugeführt aber nicht gebändigt. Seit man die Begriffe gut, recht, anständig, edel u. s. w. auseinandergelegt und bis zur Linie ausgeforscht hat, wird der Mensch an Stäben und Wandlatten aufgezogen, er wird ein Spalierbaum oder ein Mißwuchs; aber der volle gerade Trieb der Menschheit ist dahin. Und nun soll das Gedicht ihn bringen? — Der Dichter versteht ihn nicht. Soll er ekelhaft gleißen, das runzelige Gesicht mit Kinderschminke bemalen, und um die erschlafften dürren Schultern das Flügelkleid tragen? Nein, Freunde, selbst für die Romantik wird die Welt beinahe schon zu alt; sie gleicht dem lüsternen Greise beim Bade Susannens, dem Pierrot des Maskenspiels, — es ist eine Jugendgewohnheit, eine Gewohnheitsünde, nichts weiter mehr. Darum auch die starke Dosis Pfeffer und Ingwer in unseren beliebten Romanen; ohne außergewöhnliche Aufreizung geht's nicht mehr. Am Klügsten wäre es, wir zögen den Doktorhut tief ins Gesicht, machten eine kluge Miene unter den gepuderten Locken und schrieben Lehrgedichte.

Ueber die deutsche Sprache bemerkte der Magister, daß man darin gar nicht klassisch schreiben könne, weil sie keine Regel hätte, oder doch zu wenige und zu viele — gute und schlechte.

Man kam auf lirische, erzählende und dramatische Poesie. Der Magister war fortgegangen; man hatte daher

keine herbe Gloſſe über unmaßgebliche Meinungen zu befürchten.

Es gab eine Zeit, äußerte Adolph, als jeder gebildete Gedanke, in Verſen ausgeſprochen, gefiel, denn er war wenigſtens in dieſer Geſtalt neu. Man beſang den Mai, die Geliebte, ihren Sperling, den Mond und derlei, und das Publikum war zufrieden, daß es in Reimen erfuhr, daß der Mond ſilbern, die Flur grün, die Blumen bunt, die Geliebte jedenfalls unvergleichlich ſei. Die alten Herren des Parnaſſes ſäeten ohne zu pflügen, ernteten ohne zu düngen. Es kam ſchlimmer. Die Oberfläche war ausgeſogen, das Herbarium der inländiſchen Blumen war vollzählig. Man wollte Exoteren; die Dichter wühlten im Schweiße des Angeſichts den Boden auf, und trugen die Abwürfe ihres Lebens auf die magere Flur. Man bot Blumen; das Publikum lächelte und wies auf den Vorrath. Nahm man kurz vorher Alles dankbar für neu, ſo verwarf man jezt Alles als bekannt, alt, als nur gewendet und geſtürzt. Das führte die verzagten Gärtner nun allerdings zu Verkünſtelungen; ſie okuliren Roſenkeime auf Dornen, laſſen fremde Blumen einander befruchten und legen auf Schößlinge vom Kap und vom Nordpole zu großen Werth. Aber doch, liebe Freunde, ſtand der Garten der Dichtkunſt nie in ſo ſchöner Blüte; alle Farben glühen bei einander, alle Düfte, — und dieſe Blumen ſind nicht in der Feierſtunde mit Spühlwaſſer begoſſen worden, — Thränen haben ſie befeuchtet, und manche ſchlägt durch das Herz ihres Gärtners die Wurzel. Die Beiſpiele ſind euch bekannt. — Die Novelle, in ihrem Anbeginne die Erzählung eines neuen Ereigniſſes, deſſen Erfindung und Vor-

trag einigen Kunstregeln entsprechen mußte, ist die eigentlichste Sprache der neuesten Romantik, der jüngsten Schule geworden. Sie ist der Roman im Kleinen; wo dieser oft mit künstlichen Beihilfen am glanzlos werdenden Faden mühsam fortspinnt, läßt sie diesen fallen und knüpft unter einer eingezogenen Perle ein neues Ende beliebig an. Dieser Kunstgriff läßt sie nie matt werden. Der erzählende ungebundene Vortrag ist unstreitig der der Dichtkunst angemessenste. Er eignet sich dem höchsten Aufschwunge der Lirik an, weiß die Vortheile des Gesprächs geschikt zu benüzen und ist nicht genöthigt, auf der Sonnehöhe jener über Gebühr zu verweilen, noch diese Darstellungweise länger, als es die Sache erlaubt, zu erzwingen. Das Gedicht ist nur ein einzelner Sonnestrahl, ein Bliz, — der dramatische Vortrag aber fast zu keinem Stoffe durchaus passend. Im Bereiche der erzählenden Darstellung wird dereinst der Kranz der Poesie errungen werden. Freilich ist bei erwünschtem Fortgange der Gegenwart die fehlerhafte Neigung der Bessern im Publikum und unter den Poeten nicht zu verkennen, der Schlammfluß des völlig Schlechten aber, als nicht hergehörig zu übersehen. Man will unterhalten sein. Haltet Euch apportirende Pudel, nekische Affen. Das elendste Journal, das farbloseste Taschenbuch findet bereite Abnehmer und Zahler, während das gediegene Buch zu unelegant, zu wenig anziehend ist. Wenigstens hängt sein Schikfal von der Klatschstimme der Feuilletons ab, oder das Publikum will darin nur die polemischen Fragen der Gegenwart besprechen hören. Wie wenige kümmern noch die ewigen alten Interessen der Menschheit? In der Fabrizirung sogenannter interessanter Erzählungen haben

ſelbſt beſſere Schriftſteller eine ſchlaue Routine. Das Rezept iſt aber leicht zu verfaſſen: Nacht, Mondſchein, ſchleichende vermummte Geſtalten, — das Wort »Rache" heimlich geflüſtert — genug! Nun ſtößt man das verliebte Paar in zehn Gefahren, errette es oder nicht, und zulezt erſt folgt der natürliche Anfang: warum Rache? eine Frage, die den Leſer von Seite zu Seite treibt. Aber, liebe Freunde, was liegt mir daran, ob der verliebte Held oder heldenmüthige Verliebte gerettet wird oder nicht? Man ſollte diesfalls wie Friedrich Richter dem Publikum, nicht nur den Mädchen »Mußſtüke" vorſchreiben. — Bei dramatiſchen Gedichten liegt die Erbſünde um Helden. Ein ſolcher ſoll erſcheinen und nebſtbei ſcharfe Karaktere; ich dächte — Menſchen. Der Menſch aber iſt kein Held, — der Egoismus verbietet es, und dieſer liegt im erſten praktiſchen Saze: Menſch, erreiche deine Beſtimmung! — Der Menſch hat hellen Karakter; und wenn er ihn hat, iſt er die Frucht ſeiner Irrthümer, ſeiner Fehler, ſeiner Affektazion. Je weniger der Menſch Karakter hat, deſto mehr iſt er Menſch, und dies ſoll er ſein.

# Fünftes Kapitel.

Eine Nachricht, die den Kreis, den der Leſer bereits kennt, in einige Aufregung ſezte, war die, daß Prinz Roderich noch in dieſem Sommer ſein nahegelegenes Jagdſchloß beziehen werde. Seit den noch immer nicht enthüllten Ereigniſſen, die das Verſchwinden des Grafen Altberg und den Tod des Prinzen Xaver verurſacht zu haben ſchienen, war Roderich nicht mehr in dieſe Gegend gekommen. Er hatte einige Jahre im Auslande zugebracht; man ſezte voraus, er wolle ſich in Paris und London zerſtreuen; jezt ſtand er als hoher Militär im Heere eines groſſen Monarchen. Falkenſtein, ſonſt der Lieblingaufenthalt des fürſtlichen Hauſes, war unterdeſſen ziemlich in Abnahme gekommen; das Innere des Schloſſes zeigte zwar noch immer Luxus und Pracht, allein dieſe waren merklich hinter der fortſchreitenden Mode zurükgeblieben, und die hohen geräumigen Zimmer entbehrten jenes heitern vertraulichen Reizes, den man mit dem Ausdruke Wohnlichkeit richtig zu bezeichnen pflegt. Der in ſchönem Stile angelegte und früher beſonders ſorgfältig gepflegte Garten war in den lezten Jahren, ungeachtet des guten Willens eines invaliden Gärtners, den man hingeſtellt hatte, bedeutend verwildert; die zierlichen

Sandwege ſtanden mit Unkraut verwachſen; zwar reutelte der Gärtner fortwährend, allein die Seite, an der er begann, war wegen Größe der Anlagen jederzeit wieder mit Neſſeln, Lattich und Ringelblumen bedekt, wenn er am andern Ende fertig wurde. Seine Lage glich der des Siſiphus. Der alte ehrliche Mann empfand tiefen Schmerz darüber; er hatte jedoch mehre Male ohne Erfolg beim Vizedom des Prinzen um Beigabe einiger Aushilfjungen gebeten. Das Blumengrün, das ſonſt ſo ſchön zwiſchen Baumgruppen und Strauchwerk geſtanden, hatte den heitern Ausdruk der Ueppigkeit und des Gedeihens verloren; das Geſträuch wucherte wild umher; ſelbſt die Bäume hatten ihre frühere Friſche und Schönheit nicht mehr; die babiloniſche Weide ließ die zarten Zweige traurig in die verunreinigte Quelle hängen, und nur die lombardiſchen Pappeln hatten unbeſorgt und unbekümmert über den Wuſt in die Höhe getrieben. Nicht beſſer war es der kleinen Meierei des Waldſchloſſes ergangen; auch die Forſte derſelben und der große Thiergarten waren verwildert, aber die freien Bäume wußten ſich beſſer durchzubringen als die des Parkes und das Wild gedeihte in der Ruhe der Einſamkeit auſſerordentlich. Ein Förſter des Prinzen, der die Wälder von Falkenſtein eben bereiſ'te, gerieth über die herrliche Wildbahn, über die Menge edlen Geflügels in frohes Erſtaunen.

Die Nachricht von der zu erwartenden Ankunft des Prinzen blieb in Hohenſchwangau und Erbach nicht ohne Nachwirkung. Dem Baron, dem die Hinneigung Stella's zu dem Maler nicht entging, war ſie, obwol er das beginnende Verhältniß ſeiner Tochter nur für die augenblikliche

Verirrung eines jungen ſchwärmeriſchen Herzens hielt, eine angenehme, denn ſie verſprach Zerſtreuung und manche Aenderung in der gemeinſchaftlichen Unterhaltung. Jede ſolche Erwartung wäre ihm ſonſt widerwärtig geweſen; aber bei aller Verſtändigkeit und Ruhe ſeines Karakters waren ihm die möglichen Folgen einer erſt unbedeutenden Neigung, die Gewalt eines leidenſchaftlichen Hanges nicht unbekannt und er beſchloß unabänderlich, bei Stella ſelbſt dieſem Anfange vorzubeugen. Die Ausſicht war ihm nicht unangenehm, daß der Maler, der ihm übrigens als gebildeter unterrichteter Mann recht werth war, nun ohne ſeinen Einfluß an die Rangordnung der menſchlichen Geſellſchaft erinnert werden dürfte.

Stella und Adlerheſt fühlten ſich durch dieſe Kunde ſehr übel berührt. Liebende wie Hellſeher empfinden durch den Eintritt jedes Fremden in ihre Nervenſphäre Schmerz und Herzpochen. Zudem hatte Adlerhorſt vor Standperſonen jenen Abſcheu, den man bei den Gebildeten unterer Stände nicht ſelten antrifft. Der Kammerherr war ſelig über den nahenden Hauch der Hofluft, die nun bald durch dieſe bukoliſche Gegend wehen ſollte. Im Uebrigen freuten ſich die Männer auf die Jagd, die dieſen Herbſt hier ſehr glänzend zu werden verſprach, und die Damen konnten den Antheil, den ſie an allem Neuen nehmen, nicht unterdrüken und waren um ſo zufriedener, da es von einem liebewürdigen Prinzen ausgehen ſollte.

Bei dieſer Lage der Dinge war es natürlich, daß der Wunſch in der Geſellſchaft überhand nahm, das fürſtliche Jagdſchloß noch vor der Ankunft ſeines erlauchten Beſizers zu beſehen, um ſo mehr, da man erfahren hatte, Prinz

Roderich habe vor einiger Zeit eine Menge verſchiedener Arbeiter hingeſendet, die mit bedeutendem Aufwande bereits das Unglaubliche geleiſtet haben ſollten. Falkenſtein verſprach für die nächſte Zeit der Mittelpunkt dieſes ländlichen Kreiſes zu werden, indem der Prinz allgemein den Ruf eines ſehr geſellſchaftlichen heitern Herrn genoß. An einem Sommernachmittage beſchloß man Falkenſtein und zwar zu Fuße zu beſuchen. Von Hohenſchwangau gab es einen nicht ſehr weiten ſchattigen Waldpfad dahin, und zudem hatte man die Equipagen zum Jagdſchloſſe beſtellt, um für den Fall der Ermüdung ohne Beſorgniß ſein zu können. Man ging durch den Garten des Freiherrn und durch ein kleines Wäldchen mit einem ausgehauenen Parkwege. Schon am Ende desſelben gelangte man durch eine kurze Allee zu einem Pavillon, mit dem das Beſizthum des Prinzen begann. Er beſtand in einem ſchönen Waldhäuschen, das ſonſt auch zur Nachtherberge der Prinzen gedient hatte, wenn ſie die Nacht im Walde überraſchte oder Laune ſie in dieſer ſtillen Behauſung zurük hielt. Das Gebäude lag in tiefem Kieferſchatten, hatte von Außen ein entſprechendes ſchlichtes Anſehen, war aber im Innern bereits ſo ſorgfältig und allerliebſt eingerichtet, daß man nicht zweifeln konnte, auch Roderich wolle es zu ſeinem vorigen Zweke verwandeln. Die zwei Zimmer glichen einer Förſterwohnung, aber man mußte erſtaunen, wie gewählten Luxus die Kunſt unter dieſe unſcheinbare Anordnung zu verbergen wußte. Nun kam man in den weitläuftigen Thiergarten. Die verwilderten Pfade waren wieder ausgehauen, das Buſchwerk beſchnitten, hier und dort eine Dikung ausgefällt. Jeder Baum bot ein Studium; der zarteſte Laub-

ſchlag ſtand zwiſchen Schwarztannen und Weihmuthfichten, der ſchlanke weiße Birkenſtamm glänzte neben bemoos'ten Eichenbäumen und ſeine Haltung ſchien ſo furchtſam und ſchüchtern, als wollte die jungfräuliche Hamadriade vor den bärtigen Männern jezt und jezt entfliehen. Rephühner ſchoſſen in Völkchen geſammelt hier und dort in die Höhe, während wilde Tauben unſichtbar girrten und bunte Faſanen aus dem Buſchwerke blikten. Haſen ſprangen über den Weg, und im fernen Dikichte ließen ſich Hirſche vernehmen, auch der Eber mit tiefem Gegrunze. Zuerſt erregten Dianens Geheimniſſe einige Scheu in den Damen, aber bald ergriffen auch ſie die Reize derſelben und zwei Waldhörner, die der Baron ſeine Jäger tiefer im Gehölze blaſen ließ, trieben das Blut in ihre Wangen, und jede wünſchte ſich den Speer der Göttin und den hereinbrechenden Eber. Man kam zu den Teichen. Im Geröhrig verbarg ſich Waſſergeflügel, am Saume des Waldes fuhr eine Schnepfe im ſchweren Fluge auf. Die Damen gingen neugierig über den Damm nach dem Weiherhäuschen. Albertine warf den Fiſchen ein Semmelſtük vor, und bald ſammelte ſich die ganze Geſellſchaft um ſie, von den ſeltſamen Teichgreiſen für einen Augenblik angezogen. Uralte rieſige Karpfen fuhren nach dem Futter hervor und ſchnalzten mit dem weiten gierigen Maule; Ruhe und gute Nahrung ſteigerte ihre Farbe bis zu der der Oliven. Hier ging der Wald in den Park über. Es war zum Erſtaunen, wie viel die Hand der Kunſt hier in wenig Wochen geleiſtet hatte. Die Wege waren wieder blank, die Blumen friſch und freudig und die maleriſchen Bäume ſtanden in luſtigen Gruppen bei einander. Der alte Gärtner ſchlich ſtill und verblüfft durch dieſe neue

Welt; er wußte nicht, sollte er sich über die plözliche Aenderung freuen oder betrüben. Er hatte diesem Garten immer die beste Pflege gewünscht, aber sie sollte von ihm ausgehen, er sollte sie ordnen und leiten; nun aber waren die fremden Gesellen eingebrochen, hatten das Unterste zum Obersten gekehrt und selbst die schöne Wirkung, die sie hervorbrachten, mochte ihn nun nicht erfreuen. Das Portal des Schlosses trug die schöne Devise „Willkommen." Hirschgeweihe prangten ober dem Eingange und das rothe frische Ziegeldach, die blanken Mauern stachen erfreulich gegen das dunkle Grün des Waldes ab. Im Hofe hing bereits eine Kuppel Jagdhunde und der Revierjäger des Grafen zeigte ihnen einige Falken, die er zur edlen Beize ablehren mußte. In dem Stokwerke führten Maler, Tapezierer und Vergolder eine bunte Wirthschaft; aber jede Anordnung zeigte von dem Reichthume und dem Geschmake des Besizers. Während die Herren das prächtige Jagdgeräthe besahen, erfreuten sich die Frauen an der höchst eleganten Einrichtung, an den zierlichen Parketen, an der prächtigen Anmuth der Gemächer.

Man hatte sich noch so Manches mitzutheilen und war von dem heiteren Anblike so aufgeregt, daß man sich nicht trennen wollte und auch den Rükweg zu Fuße zu machen beschloß.

Adlerhorst ging sinnend und ernst über den Hügel hinunter. Adolph und Erbach bemerkten ihm seine scheinbare Mißstimmung.

Es befällt mich eine unheimliche Ahnung, antwortete der Maler, wenn ich der Ankunft dieses Prinzen gedenke, — das Vorgefühl irgend eines dunkeln Verhängnisses, das in

mein Leben treten soll, sobald er erscheint. Du weißt Adolph, daß ich geheimnißvollen Eindrüken sonst gewiß nicht unterliege, aber dieses Mal kann ich einen solchen nicht unterdrüken, obwol ich dessen Grund durchaus nicht zu entdeken vermag. Hätte er mich vor einigen Jahren angewandelt, so hätte ich ihn ohne Anstand meinem Widerwillen gegen die Aristokrazie zugeschrieben, aber seitdem hast du und mancher Andere mich so sehr mit ihr ausgesöhnt und mich endlich noch euer lieber Kreis von meinem angebornen Ekel völlig hergestellt, daß ich diesen Grund unmöglich vermuthen kann.

Wie, sie wären in der That jemals ein Feind vernünftiger Aristokrazie gewesen? fragte Erbach; und ohne sie läßt sich die Menschheit doch gar nicht denken.

Ich war es, bin es aber nicht mehr. Sie bemerkten wahr: die Menschheit kann ohne Aristokrazie nicht bestehen. Gleichheit ist unter Menschen nie, also wäre auch ihre Annahme, ihr Gefühl ein Irrthum und ihre Schaustellung Heuchelei oder Anmaßung. Soll sich der helle Kopf dem Dummen gleichhalten, der Gebildete dem Rohen, dem Nichtswisser, der Reiche dem Armen, der Mächtige dem Schwachen, der Geehrte dem Beschimpften, der Gute dem Schurken? Aristokrazie gründet sich auf Vorzüge und ist deren Erkenntniß und mannigfaltig wie diese selbst. Es gibt auch eine Aristokrazie der Menschheit, auf die selbst der Niedrigstgeborne Ansprüche hat.

Du hast vollkommen Recht, und diese Aristokrazie der Humanität ist es, die der der Kasten in unserm neuen Jahrhunderte das Gleichgewicht zu halten vollkommen im Stande ist. Wenn diese gilt, dann mag immerhin auch

der Sprosse eines alten glorreichen Geschlechts mit frommem Stolze auf das Wappenzeichen seines Ahnherrn schauen, wie auch der Bürger auf das wohlerworbene Besitzthum, auf das unbescholtene Zunftschild seiner Väter.

Ja selbst der nothwendige Egoismus der Menschen ist eine Aristokrazie und zwar die jedes Einzelnen gegen das ganze Geschlecht.

Was man auch gegen Aristokrazie der Stände sagen mag, fast Jeder hat sie; nach abwärts thürmt er die Schranke, die er nach aufwärts niederreissen möchte. Wer gegen Bevorrechtung am meisten klagt, hat die größte Sehnsucht nach eigner.

Sie waren der Gesellschaft vorgeeilt, und hielten nun auf einer mit Föhren besezten Anhöhe. Gegenüber versank die Sonne. Das bewaldete Thal lag in blauem Scheine vor ihnen, auf den Gipfeln der Waldhügel spielten tanzende Sonnelichter und ein ferner Bergsee glänzte wie ein goldener Spiegel. Die Gegend hatte jenen Karakter, der sich vorzüglich zu einer Abendlandschaft eignet. Zur Seite ging eine Mühle, und der Falkenstein, den zufällig einige Raubvögel, von denen er den Namen trug, mit glänzendem Gefieder umkreiseten, bildete den schönen Mittelpunkt des Naturgemäldes.

Es vergingen kaum einige Wochen, so wurde der Ankunfttag des Prinzen angekündigt, und schon am zweiten Tage erschien er selbst auf Hohenschwangau. Der Prinz mochte acht und dreißig Jahre alt sein, aber sein schönes männliches Antliz, seine lebhafte und doch kräftige Haltung, mahnte Niemand, daß seine Jugend bereits seit einigen Jahren vorüber sei. Er gehörte zu jenen Männern, deren

gefallende Geſtalt, der feine edle Anſtand vornehmer Geburt nur noch anziehender und gefährlicher macht. Sein Benehmen hatte jene bezaubernde Gewandtheit, jene leichte Würde, die den Begünſtigten höherer Stände auszeichnet, und gegen die oft ſelbſt die Lichtblize des Genies im Nachtheile ſtehen. Alles, was er ſprach, ſchien ſo wohl überlegt und gerade das auszudrüken, was zu ſagen war. Er gab auf eine verbindliche Weiſe ſein Vergnügen zu erkennen, hier am Lande eine ſo angenehme Geſellſchaft zu treffen, und ließ unverkennbar errathen, daß die Erwartung dieſer ein Beweggrund der Wahl des Falkenſteins zu ſeinem ländlichen Aufenthalte geweſen ſei Er fragte und ſprach viel über die Lebenweiſe auf Hohenſchwangau, nahm an Allem frohen Antheil, und gab ſeine Hoffnung zu erkennen, wenigſtens den Männern durch die reiche Jagd in ſeinen Revieren ein Vergnügen verſchaffen zu können. Was er ſprach ließ auf einen langen Aufenthalt im Jagdſchloſſe ſchließen. Er brachte den ganzen Nachmittag bei dem Freiherrn zu. Geſchikt wußte er jene Seite zu treffen, die die Theilnahme ſeiner neuen Bekannten genoß, und veranlaßte Jeden von dem Vorwurfe zu reden, den er ſelbſt gewählt haben würde. Man ſprach von verſchiedenen Kunſtgegenſtänden und endlich auch vom Geſange. Kaum vernahm der Prinz, daß Stella dieſe Kunſt ausübe, als er ſie verbindlich erſuchte irgend ein Stük ihrer Wahl vorzutragen. Jeder Verſuch des Ablehnens wäre hier nicht am Plaze geweſen; ſie ſang ein paar Lieder. Der zartſinnige Antheil des Prinzen ſchien ihre Stimme heute reiner, ihren Vortrag glänzender gemacht zu haben. Roderichs Beifall war während des Geſanges unverkennbar; als dieſer endete, wußte er ihn ſo

ſchiklich und frei von verbrauchten Gemeinplätzen auszuſprechen, daß das junge Fräulein über das Lob des Mannes, der ſo Vieles und Herrliches auch in dieſem Fache gehört hatte, nicht anders als erfreut ſein konnte. Das Bewußtſein, Jemand mit irgend einer Leiſtung befriedigt zu haben, und dieſe Befriedigung, wirklich gefühlt und wahr ausgeſprochen, knüpft nothwendig ein freundliches zartes Verſtändniß zwiſchen den zwei betheiligten Perſonen. Der Prinz ſchien ſchon früher Stella beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben; nun ſpann ſich zwiſchen ihnen ein Geſpräch weiter, das von beiden Seiten mit warmem Antheile geführt wurde und das die ſchöne Glut einer edlen Wallung auf der Wange des Fräuleins entzündete. Roderichs Stimme tönte voll und wohlklingend, ſeine Rede war gut geſezt und abgerundet und die Gedanken, die ſie ausdrükte, frei von allem Anſtößigen, das Leidenſchaftlichkeit oder Unüberlegtheit nur zu oft in geſellige Geſpräche legen. Selbſt ſeine unbedeutenderen Bemerkungen gingen aus dieſem Grunde nicht verloren, und dabei blikte ſein Auge klug und freundlich, war ſeine Haltung ruhig und ſicher.

Adlerhorſt hielt ſich ſtiller und zurükgezogener als gewöhnlich. Sein Verſtand konnte dem Prinzen die eben gerühmten Eigenſchaften nicht abſprechen, aber in ſeinem Innern erhob ſich eine Stimme gegen ihn; er mochte ſagen was er wollte, die Stimme rief: laß dich nicht täuſchen, ziehe den flachen polirten Schein von dieſen Worten und es bleibt doch nichts, als ganz gewöhnliches Zeug zurük!

Adlerhorſt war mit dem Prinzen, mit Stella, mit ſich und der ganzen Welt unzufrieden. Bald war er verſucht, ſich des Auflebens ſeiner alten Abneigung gegen die bevor-

zugten Stände zu beſchuldigen, und im nächſten Augenblike ſchon war ihm Roderichs ſichtbares Uebergewicht gegen die übrige Geſellſchaft widerwärtig und ein Zug grollenden Spottes trat auf ſeinen Lippen hervor, wie er die Anerkennung dieſes Vorrechts an Allen, ja ſelbſt an Stella bemerkte. Sie hätte ſich von dieſem Scheine nicht täuſchen laſſen und den Mann nicht höher ſchäzen ſollen, als er an und für ſich werth war. Stella's Lieder ſtimmten ihn nicht heiterer, und als ſich der Prinz hierauf ausſchlieſſender mit ihr unterhielt, hatte ſein Herz unwiderruflich gegen dieſen entſchieden. Er nahm ſich feſt vor, ſeine Menſchenwürde nicht haarbreit gegen ihn zu vergeben und war ärgerlich, daß er noch vor wenigen Augenbliken auf eine Anrede des Prinzen gleichſam unwillkürlich mit einem Anfluge von Ehrerbietung geantwortet hatte. Der Prinz machte das Geſpräch endlich wieder allgemeiner und fing bald darauf von der Malerkunſt zu ſprechen an.

Das iſt prächtig, fuhr er fort, meine Freunde haben hier alle Muſen verſammelt, und es dürfte ſich ereignen, daß ich wiederholt bei ihnen als Bedürftiger erſcheine. Falkenſtein iſt kaum erſt dem gänzlichen Aufliegen entriſſen, ſeine Hallen ſind noch ſtumm, ſeine Wände der ſchönſten Zierde entbehrend; auf unſere Sängerin zähl' ich. Der Falke wird zahm ſein, ſüſte Nachtigall! — und hier ſteht auch ſchon der Künſtler, deſſen Pinſel es nicht verſchmähen möge, ein Erinnerungblatt dem Falkenſteine zu widmen. Ich liebe vor Allem jene Gemälde, die ohne Abſicht und Zwang in heiterer Gegenwart entſtanden ſind: allenfalls ein Paar Felsſtüke, die ein einſamer Spaziergang entdekte, — einen Baum, der dem Ermüdeten Schatten gab, —

ja selbst ein geschossenes Reh, einen Bund Federwild, kunstlos durch einander geworfen, aber doch durch irgend eine Jagderinnerung unsere Theilnahme ansprechend.

Da bedaure ich, daß mein schwacher Pinsel Euer Erlaucht nicht aufwarten kann; ich bring' es nur selten über mich, die Natur durch's Nadelöhr zu zwängen, und Wildbrett treffe ich besser mit der Kugel, als mit dem Pinsel; auch kann ich es nicht lange ungerupft und ungebraten sehen, aufzuwarten.

Da sollen weder sie noch ich zu kurz kommen. Ich will ihnen ihr Schußgeld in natura bezahlen und mein Jagdschloß bedarf mannigfaltigen Schmuks. Soll ein Anderer für Landschaft und Jagdstüke sorgen, das Antliz des Menschen ist ein noch schön'rer Vorwurf der Kunst und ein Portrait die Unsterblichkeit nach zwei Ausdehnungen.

Darum werden auch die meisten flach, Erlaucht, wenn sie auch nicht schon die Aehnlichkeit dazu macht. Uebrigens bin ich auch nicht Portraitmaler.

Einen Augenblik hielt der Prinz an, dann fuhr er in unverändertem Tone fort: Sie scheinen sich also ernsteren Studien zu widmen, junger Mann. Das ist nur zu loben; in der Historienmalerei winkt der Lorbeer, die anderen sind nur nachgeborne Kinder, nicht wahr, lieber Kammerherr, sind beklagenswerthe Dinger, höchstens Planeten?!

Gewiß, Erlaucht, stotterte Abel bereitwillig und wußte nicht recht, wovon die Rede war; höchst pitoyable — kaum Planeten und nicht hoffähig.

Ein feines Lächeln zog kaum merkbar um die Mundwinkel des Prinzen, dem der Graf eben aus Dienstfertigkeit eine Unart gesagt hatte.

Stella, die während des lezten Gespräch abwesend war, trat iezt in das Zimmer; eine Rose, die sie eben vor die Brust gestekt hatte, gab dem Prinzen Gelegenheit zu einer galanten Bemerkung. Die Gesellschaft war über das Benehmen des Malers ungehalten, oder doch um so mehr erstaunt, als man diesen zinischen Mangel an Rükſicht bei ihm nicht gewohnt war.

Durch dieses Gespräch hatte Prinz Roderich in Aller Augen noch mehr gewonnen; auch der Maler, dem seine Antworten, so lange er sie nur dachte, unvergleichlich erschienen waren, kam sich wie ein ungezogener Bursche vor und um so lächerlicher, da seine Tracht wirklich an das Bizarre gränzte. Er wurde mit sich unzufrieden und für den Prinzen nicht besser gesinnt.

Als die Gesellschaft dem Prinzen den Besuch erwiederte, wurde eine neue anziehende Seite desselben offenbar, die des liebewürdigen Hausherrn. Mit freundlicher Lebhaftigkeit, die wohl thut ohne zu beläſtigen, wies er die beschränkten, aber eleganten Einrichtungen Falkensteins; er war der Wegweiser durch den Garten und Park und wußte seine Aufmerksamkeit geschikt zwischen alle Glieder des Besuchs zu theilen. Als man den schmalen Waldweg betrat, auf dem nur paarweise gewandelt werden konnte, fand er es nicht ungeeignet, seine Begleitung nach eigenem Geschmake zu wählen. Er ging mit Stella. Ihrem Vater war der Vorzug, den er dem Fräulein erwies, nicht entgangen; er erfreute sich vielmehr dieser Bemerkung. Zwar war das Glük des Prinzen bei Damen und einige seiner Liebeabenteuer allgemein ruchbar, aber der Tugend seiner Tochter glaubte der Freiherr sicher zu sein, nicht aber so in

Betreff der schwärmerischen Neigungen ihres unerfahrenen Herzens. Die Anwesenheit Roderichs, seine gefallende Galanterie gegen Stella versprach diese vor der augenblik-lichen Verirrung einer ernsten Liebe zum Maler zu be-wahren und mußte mit dem die Verhältnisse verändernden Aufenthalte in der Residenz ohne besonderes Zuthun von selbst vergehen. Das junge Fräulein konnte die verständige Huldigung des Fürstensohns nicht anders als wohlgefällig annehmen, und gab sich diesem angenehmen Eindruke um so harmloser hin, als sein Alter den Verdacht einer leiden-schaftlichen Bewerbung ausschloß. Sie sprachen von gleich-giltigen Gegenständen, aber Roderich wußte manche feine Anspielung oder zarte Schmeichelei anzubringen, die Damen unmöglich anders als gut anzunehmen vermögen und die Stella's Wangen höher zu färben nie unterließ. In der Vergessenheit des Gesprächs waren sie der Gesellschaft vor-ausgeeilt; der Gang war planlos; eben waren sie einen unbedeutenden Hügel herangestiegen, als Stella schweigsa-mer wurde und plözlich an der Seite des Prinzen nieder-sank. Er hatte die schnelle, sich so jäh entwikelnde Ver-änderung des Fräuleins übersehen und fand, selbst erschrekt, kaum mehr Zeit, die Sinkende in seinen Armen aufzuhalten. Sie war ohnmächtig geworden. Aber selbst die blassen Lippen waren so reizvoll gewölbt, ihre Züge, aus denen jede Spur jugendlicher Röthe entflohen war, so schön und rührend, daß Roderich einen schnellen Kuß auf die Stirn drükte und die schöne Bürde erst dann sorgfältig hinab zur Gesell-schaft trug. Diese hatte sich unter der Anhöhe gelagert; als sie den Prinzen mit dem ohnmächtigen Fräulein erblik-ten, fuhren sie erstaunt und bestürzt von ihren Sizen;

Adlerherst aber sprang mit der Schnelle und Kraft eines gereizten Raubthiers gegen ihn und entriß die noch immer Ohnmächtige seinen Armen.

Stella, um Gottes Willen, Stella! was ist geschehen? Wer dir ein Leides thut, den vernicht' ich, und hätt' er hundert Leben. O, wach' auf, schöner freundlicher Stern!

Er hatte sie zuerst fest an sein Herz gedrükt, als wolle man sie ihm entreißen; nun aber legte er sie sanft auf den Rasen und warf einen wüthenden Blik auf den Prinzen. Seine Stimme schien sie ins Bewußtsein zurükgerufen zu haben; ehe Roderich die Veranlassung erzählen konnte, schlug sie die Augen auf, und um die noch immer bleichen Wangen wurde ein freundliches Lächeln bemerkbar.

Es ist vorüber, ich fühle mich wieder wohl. Wir stiegen den Hügel hinauf, da wurde mir so schwül und bang im Herzen, und ehe ich mich dessen versah, vergingen mir die Sinne. Soll ich dir Alles sagen, Vater! mich wandelte eine lang entwöhnte Empfindung an; mir war, als befände ich mich in der Nähe einer Leiche.

Ein Schauer der Ueberraschung überkam die Gesellschaft; wie von einem plözlichen Gedanken ergriffen blikte der Prinz nach dem Hügel. Eine alte Linde stand am Gipfel und unfern brauste die hohle Brandung des Stroms. Roderich verfärbte sich für einen Augenblik; Adlerherst heftete einen scharfen Blik auf den Prinzen, und auch die übrige Gesellschaft bemerkte jezt, wie unpassend der Zufall sie eben diesen Weg geführt hatte; man stand vor der Grafenlinde. Des Fräuleins Uebelsein war ohne Folgen vergangen; man schlug den Rükweg ein. Der Prinz war fast noch gesprächiger als sonst, doch konnte dem schärferen Be-

ebachter einiger Zwang und Spannung in ſeinem Weſen nicht entgehen. Stella war die Unbefangenſte in der Geſellſchaft; ihr war das Geheimniß dieſes Plazes unbekannt; auch das Benehmen des Malers hatte ſie nicht geſehen. Ihrem Vater war der lezte Auftritt höchſt unangenehm; er hatte den Schleier von den Gefühlen des Malers gegen Stella gezogen, und ihn mehr erblikken laſſen, als er finden zu können gefürchtet hatte. So lange die Liebe gegen das geliebte Weſen und die Welt noch ſcheu und verſchwiegen nur im eignen Buſen bewahrt wird, ſo lange iſt es noch Zeit ſie zu unterdrüken und zu vertilgen; ihr erſter Ausdruk aber gleicht dem Zauberworte des Mährchens: der Fels erſchließt ſich, das Feenreich iſt geöffnet.

Nach dem Ereigniſſe dieſes Nachmittags konnte man nicht anders als froh ſein, da man ſich wieder vereinzelt in der eignen Wohnung befand.

Erſt am zweiten Tage kam Adlerhorſt nach Hohenſchwangau. Er begegnete der Geſellſchaft als ſie eben einen Nachmittagſpaziergang durch die nächſten Felder machte. Er war ernſt und einſilbig; ſein Geiſt entbehrte der gewohnten Elaſtizität, ſein Geſpräch jener Fülle, durch die es ſonſt ſo anziehend war. Stella hatte ſein Ausbleiben nicht begreifen können, auch für ſein jeziges Benehmen wußte ſie keinen Grund. Sie lauſchte beſorgt auf ſeine Züge, horchte ängſtlich auf jedes ſeiner Worte. Der Prinz hatte auf ſie keinen anderen als einen geſellſchaftlichen Eindruk gemacht; es fiel ihr alſo auch nicht ein, daß ihr Benehmen gegen denſelben der Grund von Adlerhorſt's verändertem Betragen ſein könne.

Sie gingen durch hohe Kornfelder; blaue Blumen blühten dazwiſchen; vor der untergehenden Sonne ſtand

eine ſchwarze Wolkenmaſſe, deren Rand ſchmal mit Gold beſäumt war; ein dunkler Wolkenſchatten breitete ſich über die ganze Gegend.

Was fehlt dir, Adlerhorſt, begann Adolph, daß du heute ſo wortkarg und dumpfſinnig biſt?

Sieh, wie die Schwalben im jähen ſchneidenden Fluge über die traurig blauen Aehren ſchießen: ein Anblik, der einen Eindruk der Niedergeſchlagenheit auf mich hervorzubringen nie unterläßt; dabei bemerke dort das Regengewölke und rund um uns das ſchwermüthige Grün dieſer Jahrzeit. Mein humor vitae iſt lebendiges Silber und beſizt die Geſchiklichkeit deſſelben; die Regenluft drükt ihn nieder.

Nach einiger Zeit kam Stella an die Seite des Malers, und mit ihm der Geſellſchaft vor.

Was iſt ihnen, Adlerhorſt? den Grund, den ſie angegeben haben, kann ich unmöglich als den wahren annehmen.

Was kann die mißmuthige Laune eines Sonderlings den heiteren Geiſt der gefeierten Stella beirren?

So ſprechen ſie, Adlerhorſt?!

Ja, ſo ſpricht Adlerhorſt, deſſen Phantaſie ſich ein Mal aus der Kunſt ins Leben verirrte, vom Verſtand aber bald wieder zurükgewieſen wurde.

Adlerhorſt, Adlerhorſt! erklären ſie ſich, ihre Reden ſind mir ein banges Räthſel.

Wer weiß ob die Auflöſung die Mühe lohnte.

Eduard! iſt das der Lohn für meine Liebe?

Stella brach in leiſes Schluchzen aus. Eine Weile ſchwieg der junge Mann. Aber ſein Antliz ward röther, und die Blike, die er theilnehmend und beängſtet in kurzen

Zwischenräumen auf das Fräulein warf, verriethen, daß sein Herz vollkommen in ihrer Gewalt war, daß diese Thränen wie Frühlingthau in sein verdürstetes fielen.

Sie sprechen von Liebe, Fräulein! bei Gott sie ist nicht die Laune eines Augenbliks, nicht der Zeitvertreib müßiger Gefühle. Einmal in das Herz eingezogen, ist sie ihm, was der Athem der Brust, — sein Element des Lebens, sein Quell der Unsterblichkeit. O Stella! sie haben das meine mit dem Hauche der Unsterblichkeit belebt, was erstaunen sie, daß es nun ängstlich nach Luft auffährt?

Die Liebe kennt keine Selbstsucht, Eduard! Hab' ich's dir nicht schon gesagt, daß dein Erscheinen die erste Maisonne meines Lebens war? Ich sah dich und liebte dich; ich liebe dich noch und werde dich immer mehr lieben!

Und Roderich?!

Was geht der Prinz unsere Liebe an? Wie ein zarter Elfe dreht sie ihren Zauberreigen durch diese schwerfälligen Gestalten: sie sehen sie nicht, sie ahnen sie nicht und die Spur, die sie im Thaue zurük läßt, ist für ihre groben Sinne zu zart.

O Stella, Stella, deine Worte sind Stimmen des Himmels! — und seine glänzende Erscheinung, sein geschmeidiges einschmeichelndes Wesen, seine edle Gestalt berükte dich nicht?

Mich, Eduard?! Stella sollte dir zürnen über diesen Gedanken. Mein Herz, mein Dasein hat nur für ein Wesen Raum, und dieses eine ist Eduard. Ich sah den Prinzen; sein Verstand lekt an, seine Kenntnisse fesseln; aber nur, weil ich nicht denken konnte, Eduard werde ihn mit sich messen, weil mir die Möglichkeit solchen Vergleiches nie einfiel, gab ich dem gleichgültigen Behagen Plaz; für

Roderich bin ich die Wachsblume unter einem Sturzglaſe, für dich die lebendige zitternde Roſe, das Veilchen, das ſich an deinem Buſen ſtolz fühlt, die bleiche Raute, die zu deinen Füßen verblühen möchte.

Du haſt dich und mich mir wieder geſchenkt; der Boden unter meinen Füßen wird wieder feſt, der frohe Stolz meiner Liebe kehrt zurük.

Das alſo war es, Eduard! vor dieſem Schrekbilde deines Traumes wurden die Farben deines Geiſtes blaß? Aber ſprich, Eduard, habe ich dir Veranlaſſung zu dieſem Wahne gegeben, oder wuchs er allein aus dem diken Niederſchlage deines Blutes?

Ich bin ſelig, und ſollte von der kurzen Zeit des Kummers nicht mehr ſprechen. Sieh', ich war der Arme, der ſein einzig Lamm für die Mahlzeit des Reichen geſtohlen glaubt, das Lamm, das ihm lieber war als dem Reichen alle ſeine Schäze. Sollte der Menſch überall der Bevorrechtung weichen? Erſt wollte er unberufen mein Gönner ſein, dann wollte er mich leiſe um dein Herz betrügen. Du haſt keine Schuld, Stella, aber hüte dich, Mädchen, er will es! O, ich kenne die feinen Blike dieſer Zierlinge; er nennt dich einen Engel, um dich zum Gefallenen zu machen; ich weiß es nun, daß er mich nicht geſchädiget hat, aber mein Arm ſehnte ſich blutige Rechenſchaft für den Verſuch zu fordern: — auch den kleinen Triumph der Eitelkeit, den augenbliklichen gewähre ihm nicht, zeige, daß wenigſtens vor dem Herzen des Weibes keine Bevorrechtung gilt, daß im Reiche der Liebe heilige Gleichheit herrſcht.

Liebewürdiger Demokrat! ich könnte deinem Eifer ſtundenlang zuhören, denn er überzeugt mich, daß du

Stella liebſt, wie ſie geliebt ſein will. Aber laß' den unſchuldigen Prinzen, ich werde das Rächeramt übernehmen; jeder Blik, den du ihm zu viel zugewogen hieltſt, jedes Wort, das dir verſchwendet dünkte, ſoll eingebracht werden, und wenn die unbedeutende Stella vor ſeinen Augen Gnade fand, wenn ſich ſeine Eitelkeit mit der leiſeſten Erwiederung ſchmeichelte, ſo ſoll er nun unverhüllt ſehen, um wie viel höher ſie die Weihe der Kunſt hält als den Schmuk eines Fürſtenmantels, — ein Herz als alle geſelligen Talente.

Seit dieſem Geſpräche zeichnete Stella abſichtlich und unverkennbar den Maler vor dem Prinzen aus. Mit kluger Gewandtheit ſchien dieſer es zu überſehen, widmete ſeine Unterhaltung mehr der Geſellſchaft im Allgemeinen, und wendete nur ſelten, aber mit kluger Wahl, eine beſondere Aufmerkſamkeit an das Fräulein. Aber ſelbſt die Ablehnung ſo ſchüchterner Huldigung fiel Stella nicht ſchwer, denn ihre Liebe für den Maler wuchs von Tag zu Tage. Adlerhorſt bemerkte lauernd die Hartnäkigkeit Roderichs und fühlte, ungeachtet ſeines vollſtändigen Sieges, eine unterdrükbare Abneigung gegen ihn. Stella's Vater bemerkte dieſe ſchnelle Aenderung der Dinge mit Mißmuth; ſeine Stirn entbehrte der gewohnten Ruhe und in ſeinen Gedanken ſah er die finſtre Stunde voraus, in der er dieſes wachſende unverſtändige Verhältniß gewaltſam beenden mußte. Er beſchloß ſo lange als möglich zu warten, um vielleicht durch eine günſtige Fügung des Zufalls ſeines gewaltſamen Einſchreitens überhoben zu werden.

Dieſe Lage der Dinge wirkte auf die ganze Geſellſchaft abſpannend zurük, und nur der Prinz war es, der das

langſamer gehende Schwungrad noch im Gange zu erhalten wußte. Mochte er nun durch Ausdauern am Ende doch noch durchzudringen hoffen, oder wählte er einen langſamen ſichern Rükzug? Gewiß blieb, daß in ſeinem Benehmen nur eine geringe Aenderung vorging, und daß er weder verwundert noch betroffen erſchien.

Stella hatte den Wunſch einer Seepartie geäußert; in wenigen Tagen kam die Einladung des Prinzen zu einer ſolchen. Der See lag von Hohenſchwangau gegen Abend; ein wohlhabender Weiler mit vielen Kirſchbäumen ſtand an der jenſeitigen Seite deſſelben, die zwei anderen waren von einem niedrigen Gebirge eingeſchloſſen, deſſen Abdachung bis an den Gipfel terraſſenförmig angebaut war. Der See lag heute ſtill und grün; vom Gebirge ſtrich nur manchmal ein Lüftchen herunter und warf goldne Flitter über die Fläche. Der Himmel ſtand ohne Wolken; ohne poetiſch ſein zu wollen, konnte man ihn einen lachenden nennen.

Das Schiff, das die Geſellſchaft beſtieg, war groß und geſchmakvoll ausgerüſtet: ein Sonnedach ſpannte ſich zeltförmig darüber, Blumengewinde ſchmükten ſeinen Bord, ein ſchneeweißes Segel blähte ſich ſanft darüber, und der gleichmäßige Ruderſchlag ließ lange glänzende Gleiſe zurük. Hier und dort ſah man bis an den Grund des Sees, an anderen Stellen verſchwand der Blik in ſmaragdener Tiefe. Ueber der Flut zitterten unſichtbare Waſſerdämpfe, und wenn ein aufſchlagender Fiſch unſern plätſcherte, kam Einem das Mährlein vom Seeweibe unwillkürlich zu Sinne. Man konnte ſich des Gefühls ſüßer Vergeſſenheit, halbbewußten Träumens nicht erwehren. Die Inſel, an der man

landete, glich Kalipso's Zaubereilande; das Erlengebüsch des Ufers, das im Winde seufzende Geröhrig schien fernen Zeiten und Gegenden anzugehören. Roderich glaubte Stella sich verpflichtet zu haben; wirklich war eine so liebliche Ruhe, eine so schöne Seligkeit über ihr Antliz gebreitet, daß das Auge des Prinzen mit unverstellter Theilnahme an ihren Zügen haftete. Sie war freundlicher als in lezter Zeit; ihr leises Lächeln that dem Prinzen wohl wie das Lüftchen des Gebirges, und durch dieses Lächeln ging wieder ein Zug sehnsüchtiger Wehmuth, und schien zu sagen, daß keine Freude je ohne den Stachel des Schmerzes über eine irdische Schwelle tritt, wie man Gold nie ohne einen Beisaz von Kupfer verarbeitet.

Die Heimkehr war noch reizender als die Ausfahrt. Die Kante des Bergwaldes glänzte in den Purpurstrahlen der untersinkenden Sonne, die frühsten Sterne blinkten in sanfterem Himmelblau und der Mond sah blaß aber glänzend wie ein seliger Geist auf die Erde. In den Wellen zitterte das Spiegelbild der Beleuchtung des Himmels. Die Gesellschaft war stiller; ein braungoldner Nebel sank vom Gebirge gegen den See, und als der Nachen nun in der Mitte des Wassers gleitete, als die Wellen leise an seine Wände plätscherten und der einsame Abendruf des Seegeflügels vernehmbar ward, flogen zuerst einige Hörnertöne aus dem Uferwalde auf. Flöten auf der Insel antworteten und an allen Ufern wurden die Töne einer seltsamen Musik wach. Bald schienen sie zu derselben Weise vereinigt, bald einander wechselnd zu antworten, bald als Lied und Nachhall vernehmbar; aber immer kehrte die süßmelancholische Weise der Flöten wieder und gab der ganzen Ausführung Einheit

und Faſſung. Die Ruderer ſaßen läſſig; die Fähre trieb im Mittelpunkte des ſeltenen Waſſerkonzerts. Die Sonne warf den lezten Strahl über den See. Die Ruderer begannen wieder und die Waldhörner führten nun die ſchöne Flötenweiſe durch. Es war der Glanzpunkt des Ganzen; mit froher Befriedigung ſuchte des Prinzen Blik nach dem Fräulein. Sie ſaß bei Adlerhorſt am Rükſize des Kahnes; ein Schimmer wie von Thränen überglänzte ihre Augen, die in die Glorie des Abends ſtarrten; ihre Hand hatte ſie vergeſſend in der des Malers gelaſſen. Adlerhorſt's Augen hingen an ihrem Antlize, wie man einem ſüßen Märchen horcht.

# Sechstes Kapitel.

Der Herbſt war herangekommen. Die Tinten der Landſchaft wurden ſchattenvoller und zwiſchen den gereiften Früchten färbte ſich bereits hier und dort ein Laub gelb und raſchelte vom Stamme. Das Blau des Himmels milderte weißer Herbſtrauch und die Sommerfrüchte ſtanden zu Garben und Schwaden geordnet auf den Feldern.

Von den Temperamenten gehört dem Herbſte das melancholiſche an, von den Dichtarten die Elegie; nur zweierlei widerſezt ſich dieſer Betheilung: Weinleſe und Jagd; jene ſteigert die wehmüthigen Herbſtweiſen zur Dithirambe, dieſe gibt ihm Heiterkeit und Kraft. Doch nichts Irdiſches iſt ohne Ausnahme. An den ſüdlichen Abhängen von Hohenſchwangau reifte die Traube; durch Falkenſtein's Forſte tönte das luſtige Jägerhorn und das Gejohl der Meute. Prinz Roderich wußte die Jagden mit beſonderer Geſchicklichkeit zu ordnen, wobei ihm der Reichthum ſeiner Forſte an Wild jeder Art ſehr zu Statten kam. Die Haſenheze wechſelte mit der Falkenbeize, die vorzüglich den Damen viele Beluſtigung gewährte; bald galt es dem edlen Geflügel, bald dem edleren Hochwilde. Um das Vergnügen immer zu ſteigern, war für Morgen eine Schweinhaze anberaumt.

Im erſten Morgenſchimmer, der von der eigenthümlichen Röthe des Herbſtes begleitet war, ritt die Geſellſchaft von verſchiedenen Seiten gegen die Waldweide, die zum Verſammelplaze beſtimmt war. Von Hohenſchwangau ritten nebſt dem Freiherrn auch die zwei älteſten Töchter auf wohldreſſirten Jagdpferden herunter; unten am Fuße des Schloßbergs warteten bereits die Jäger von Erbach, an ihrer Spize die Dame des Hauſes, ihr Gemahl, der Maler und der Maltheſer. Das Erſcheinen der Damen in den ſchönen knappen Jagdkleidern gab dem Zuge ein feſtliches Anſehen. Stella kleidete die Amazonentracht vorzüglich. Der ſchlanke Leibrok hob das Ebenmaß ihres Wuchſes, ſo wie deſſen dunkelgrüne Farbe mit den Lizen aus ſchwarzem Sammte die blendende Weiße ihres Nakens und Geſichtes. Das Baret mit der einzelnen langen Straußfeder faß leicht nach der Seite gebogen auf den ſchönen dunkeln Loken; dazu kam ihre furchtloſe Haltung, ihr muthiger Anſtand, den der edle Schimmel, den ſie ritt, nicht zu verkennen ſchien, ſondern durch ſtolzes Tragen des Kopfes und durch zierliche Sprünge noch mehr ans Licht zu ſtellen verſuchte. Man hatte zuerſt in kurzen Galopp eingeſprengt und ließ nun gerade, da der Weg ſteinigt wurde, im bequemen Schritte die Pferde verſchnaufen.

Das wird heute eine treffliche Haze werden, begann der alte Baron; die Eicheln des falkenſteiner Forſtes haben die Eber gemäſtet und die Ruhe und Einſamkeit ihre Wildheit gehegt.

Es dürften an die hundert Stüke im ſonnſeitigen Forſte ſein, verſezte Erbach, und an Zeitvertreib und Leben ſoll es der heutigen Haze nicht fehlen.

Kommt auch heute der Magiſter mit Leander nicht?

Sie kommen nicht, verſezte Adolph.

Ei, ſeit der Prinz auf dem Falkenſteine hauſet, wird der Magiſter ſeltſam bei uns, wie ſeine Namengefährten am Tage.

Er läßt ſich zwar nichts merken, fuhr Adolph fort, und gebraucht dieſen und jenen Vorwand, aber für einen Grafen von Altberg dürfte ein Prinz von ** keine geſchikte Geſellſchaft ſein.

Die Braken ſchlugen an, ein luſtiges Hurrah tönte entgegen und die Reitenden ſtießen zur übrigen Geſellſchaft. Roderich war vorzüglich über das Erſcheinen der Damen ſehr erfreut und gab alſobald das Zeichen zum Beginnen der Jagd. Die Schüzen wurden am Ausbruche vertheilt; am nahen Hügel wohnten die Damen unter der Bedekung einiger Forſtknechte zu Roſſe dem Jagdvergnügen bei. Bald hörte man von Weitem das Pfeifen, Schreien und Klappern der Treiber, hier und dort ſchlug ein Hazhund an und die Jagdhörner gaben verſchiedene Zeichen. Der Prinz flog auf ſeinem Neapolitaner bald zu den Damen, bald durch die Kette der Jäger weit vor in die Wildbahn. Dort zeigte er ſich eben ſo galant und wizig, als hier waghalſig und aufpaſſend. Näher und näher kam das Lauten der Meute, das Jauchzen der Waldknechte; durch das Dikig rauſchte und brach es hier und dort geheimnißvoll; im geſtrekten Schnellritte ſprengte jezt der Prinz auf den Hügel und verkündete den Damen, daß ein Rudel Schwarzwild nahe.

Die zarten Herzen pochten ſchneller in Erwartung und Bangigkeit; Prinz Roderich kehrte ſchnell durch die Jagdreihe zurük und ſeine Büchſe ſtrekte die erſte Sau in den

Schweiß. Der Leibjäger ſtieß luſtig ins Horn, Schuß auf Schuß fiel. Die Säue brachen grunzend aus, einen verwundeten Eber hatten die Fanghunde an den Ohren; er ſtellte ſich, ſeine Hauer ſcharrten vor wüthendem Schmerze in den Boden, nun ſchüttelte er die Verfolger von ſich und jezt ſtürzte er zuſammen. Mehre Thiere waren erlegt; die Häslein ſprangen ungefährdet mit klugen Ohren durch das Schußbereich und erzählten ſich jenſeits, wie klug und waker ſie es heute einmal angeſtellt hätten; aber auch des Schwarzwildes war eine mächtige Zahl durchgebrochen und insbeſonders ſchien ein wilder unmäßig großer Eber wie gefeit; keine Kugel konnte ihm etwas anhaben, mit ganzem Felle war er hinunter in den Teichforſt gelaufen.

Die Jagd ſezte aus. In der Nähe ſchauten die Damen die borſtigen Ungeheuer mit den weißen blanken Zähnen an, die kaum erſt in der vollen Wildheit ihres Lebens daher geſchnaubt hatten und nun mit blutigen Rüſſeln und geſchloſſenen Augen vor ihnen lagen.

Das Glük der Jagd wurde beſprochen, die blutige That in fröhlichem Eifer erzählt und wieder erzählt und vor Allen die Gewandtheit und der Muth des Prinzen gelobt. Er ließ köſtlichen Morgenimbiß reichen, kalten Braten und Bakwerk, und den Saft der Rebe Tokais und des Rheins; ſelbſt die Damen verſchmähten den Kriſtallbecher nicht. Er verſprach ihnen aber noch größeres Vergnügen. Der Teichwald war nicht weitläufig und außer dem verlaufenen Eber kein Schwarzwild darin zu vermuthen. Roderich ließ daher das ganze Gehege mit Treibern umſtellen, andere waren zur Haze beſtimmt und dem Gewilde ein einziger Ausgang gelaſſen. Dieſer ſollte ſtark mit Schüzen

beſezt werden, ſo daß die Frauen ganz ohne Gefahr in ihrer Reihe Plaz nehmen konnten.

Aufgeregt durch das erſte Gelingen der Jagd ſo wie durch die geſteigerte Erwartung ritt die Geſellſchaft gegen die Teiche hinunter. Die Anſtände wurden genommen; da bemerkte Stella zu Adlerhorſt, um wie viel anziehender die Schweinjagden mit Spieß und Fänger, wie ſie noch in einigen Gegenden Statt finden und ehemals überall getrieben wurden, insbeſonders für ſie ſein müßten, die eine Feindin des lärmenden Schießens ſei. Der Maler ſprang vom Pferde, deſſen Zügel er einem Diener übergab, und nahm von einem zweiten einen Saufpieß, deren einige mehr zum Gepränge als zum vorbedachten Gebrauche mitgeführt wurden. Aber auch der Prinz hatte Stella's Wunſch gehört und war eben ſo behende vom Pferde geſprungen und mit der Lanze bewaffnet wie der Maler. Er ließ noch einige Jäger abſizen und bereitete dem Fräulein den Anblik einer echt ritterlichen Jagd. Mit verſtändiger Galanterie ſezte er den Damen das Edle dieſer Art Jagd und deren Kunſtgriffe aus einander. Adlerhorſt ſah gereizt auf den Prinzen; er glaubte, die Abthuung des Ebers gebühre ihm, da er zuerſt die ſeltene Waffe ergriffen hatte.

Sein Mißmuth ſtieg bis zum Zorne, als Roderich beim erſten Tone, der das Nahen des Gethiers verkündete, ohne weiters den beſten Anſiz einnahm; Adlerhorſt warf einen finſtern Blik auf ihn und nahm unfern von ihm Plaz. Im Sumpfdikige krachte es, des Ebers Schnauben wurde bald im nahen Gebüſche vernommen und nun brach das Ungethüm ſelbſt hervor. Ein Laut der Erwartung, die bei den Damen einer Beimiſchung von Bangheit nicht entbehrte,

erhob ſich; das Thier war aber auch wirklich einer der gröſten Eber, die man auffinden konnte. Seine langen ſchwarzen Borſten ſträubten ſich wild in die Höhe, ſeine Augen funkelten vor Wuth und um ſeine Hauzähne ſchäumte weißer Geifer, der den geſpreizten Nüſtern entfuhr. Sein Athemzug war ein dumpfes Schnauben, von kurzem widerlichen Gegrunze unterbrochen. Er ſtürzte zwiſchen Adlerhorſt und dem Prinzen hervor, maß zuerſt den näherſtehenden Adlerhorſt einen Augenblik, wendete ſich dann aber gegen den Prinzen. Adlerhorſt hatte kaum dieſe lezte Bewegung des Ebers bemerkt, als er gegen ihn anſprang und den Spieß gegen ſeinen Rachen loslegte; der Stoß prallte ab und verwundete das Thier nur leichthin an der Seite; Adlerhorſt glitt aus und mit wildem Gebrülle ſtürzte der Eber über ihn. Ein Schuß konnte nicht helfen, denn er hätte den Maler eben ſo bedroht als den Eber. Der Schrek machte Alle ſtumm; Stella allein that einen herzzerreißenden Schrei und nur die Spannung grauenvoller Erwartung hielt die Ohnmacht von ihren Sinnen fern. Der Prinz hatte die Lanze weggeſchleudert und ſprang mit ein paar Säzen herbei; blizſchnell führte er mit dem Fangmeſſer einen Hieb über das Genik des Thiers. Dies Alles war das Werk eines Augenbliks. Ein ſchwarzer Blutquell ſprizte empor, der Eber ſtieß einen lauten grimmigen Ton aus und ſtürzte zuſammen; der Hieb des Prinzen hatte ſeine Glieder gelöſ't. Von jeder Lippe entband ſich ein Seufzer, den die Angſt früher zurükgehalten hatte; der Maler erhob ſich bleich aber unbeſchädigt vom Boden und Stella warf einen feurigen Blik des Danks auf Adlerhorſt, gegen Himmel, auf den Prinzen.

Das war ein Ausfall gegen das Weidwerk, begann nun der Prinz mit ernster Stimme und stekte den Hirschfänger ein; mir war der Gruß des Wildes bestimmt; hätte nicht Sankt Hubert meine Faust geführt, ihr hättet ihn mit dem Leben büßen können.

Die Antwort des Malers schien einen Dank enthalten zu sollen, obwol sein finsterer Blik damit wenig übereinstimmte. Aber Alle drängten sich um den Prinzen und das erlegte Wild, priesen des leztern Größe und Wildheit, so wie Roderichs Muth und Kraft, der dem Unthiere mit einem Hiebe den Naken durchgehauen hatte. In der Reihe der Dankenden war Stella nicht die lezte und kälteste. Auch Schwangau dankte wiederholt dem Prinzen, daß er dem Maler das Leben gerettet und die Gesellschaft von einem wüsten entsezlichen Ereignisse befreit habe, da der Eber im nächsten Augenblike ohne weiters seinen Zahn in des Malers Eingeweide geschlagen hätte. Er greinte gegen den unweidmännischen vorlauten Eifer der Unerfahrenen und warf dabei einen unfreundlichen Blik auf den Maler. Dieser schien über die Rettung seines Lebens oder wenigstens seiner unverlezten Gliedmaßen wenig erfreut, verschloß den Gram über sein Unterliegen in die Brust, und seine Abneigung gegen den Prinzen, der vor seiner Geliebten seine Ritterthümlichkeit erwiesen, dem er noch überdies sein Leben zu verdanken hatte, ging in stillen Haß über.

Seit dieser Stunde hielt er Roderich für seinen erklärten Widersacher und die innere Nöthigung ihm verpflichtet zu sein, wühlte schmerzhafter in seinen Eingeweiden, als es der Zahn des Ebers gekonnt hätte. Auch der Prinz schien seine Versuche, sich dem Maler zu nähern, für beendet

anzusehen und behandelte ihn mit kalter Förmlichkeit, schien manchmal sogar seine Gegenwart zu übersehen; im Uebrigen blieb er gefällig und einnehmend wie zuvor. Auch Schwangau's Benehmen war seit dem Jagdereigniſſe verändert; für den Prinzen schien er immer größere Neigung zu faſſen und lobte laut deſſen Einsicht und Thatkraft, während sein Betragen gegen den Maler die biedere Herzlichkeit verlor und zwiſchen erzwungener Freundlichkeit und abſtoßendem Zurükziehen unangenehm schwankte. Der Maler spannte in eben dem Grade sein Benehmen höher, sein Stolz, seine Reizbarkeit wuchs, und wäre Stella nicht geweſen, längſt hätte er dieſen ländlichen Aufenthalt verlaſſen. Schwangau's Benehmen war auch darauf berechnet, den Maler und Stella so viel als möglich von einander zu entfernen; was ihm auch so wohl gelang, daß die beiden Liebenden ihre Gedanken und Gefühle nur bei ſeltenen heimlichen Zuſammenkünften austauſchen konnten. Alles Ueble, das ihm widerfuhr, schob Adlerhorſt auf Rechnung des Prinzen; in ihm sah er sein böſes Geſchik, den Zerſtörer ſeines Glüks. Glühende Rache hätte er an ihm nehmen mögen und fühlte ſich um so unglüklicher, da die Schuld der Dankbarkeit ſelbſt eine Gelegenheit, die ſich möglicherweiſe dazu finden konnte, auszuſchlagen gebot. Das Leben hätte er ihm aus noch dringenderer Gefahr retten und dann vor ihn hintreten mögen und den Fehdehandſchuh auf Tod und Leben zu ſeinen Füßen hinſchleudern.

Dieſe Geſinnungen sprach Adlerhorſt ein Mal auf einem einſamen Spaziergange vor Adolph und dem Magiſter aus. Irrwiſch, der ſeit längerer Zeit die ſonſt ſo oft beſuchte Geſellſchaft gemieden hatte, war auch dieſes Mal nur wie

von ungefähr im Walde zu den Freunden geſtoßen. Mit Antheil ſchien er, obwol er dabei ſchwieg, den Erzählungen der lezten Begebenheiten zuzuhören und, als der Maler nun in heftiger Aufregung ſein Blut anbot, wenn er den Prinzen damit aus dieſer Nähe zu vertreiben wüßte, machte der Magiſter einen tollen Sprung gegen den Maler und ſchlug ihn mit ſeltſamem Lachen auf die Schulter: Ei, ei, dafür könnte ja vielleicht Rath geſchafft werden, mein ſüßer Farbenheld! Wenn ihr nach Bedlam kommt, laßt Bohnen ſieden, die laufen machen, beſtellt eine Nebelkappe für die Erlaucht; ihr werdet die Gevatterin dort ſchon finden, und hin kommt ihr, dafür bürgt mir eure ſchöne Anlage und eure Liebe zu den Weibbildern; ho, ho! Damit war Irrwiſch in den Wald entſprungen. Adlerhorſt ſah ihm mißmuthig nach und bereute, ſeinem innern Unwillen Worte geliehen zu haben.

Irrwiſch humpelte in ſeltſamen Gedanken über Stok und Stein; ſein Gemüth ſchien abſonderlich aufgeregt zu ſein, denn ſeine ſonſt fahlen Wangen glühten und ohne auf den Weg zu achten lief er wild durch das Gebüſch dahin. Von Zeit zu Zeit murmelte er unverſtändliche Worte vor ſich, und ſeine Gedanken, mochten ſie nun der Vergangenheit oder der Zukunft angehören, ſchienen keine fröhlichen zu ſein. Abſichtlos war er zum Pavillon des Prinzen gekommen. Wie ſchon bemerkt wurde, lag dieſer am Ende der Allee des Parkes von Schwangau und der Prinz pflegte, ſeit die Jagden begonnen hatten, häufig [illegible] Waldhauſe zu übernachten. Des Magiſters Blike blizten in ungewöhnlichem Feuer, als er ſich plözlich vor dem Eingange ſah. Nach kurzem Nachdenken pochte er an; im Hauſe blieb

es still, der Prinz war fern und sein Leibdiener zur nächsten Waldquelle gegangen; der Magister schien wieder einen Augenblik nachzudenken; vorsichtig schaute er dann nach allen Seiten herum und schlüpfte in das Haus. Links war das Zimmer des Kammerdieners, rechts das des Prinzen. Irrwisch sah sich sorgfältig im Gemache um; eine Lampe stand für die Nacht zum Gebrauche bereitet, ihr Schirm hielt das Licht vom Bette ab und warf es gegen die Thüre, neben dem Bette lagen zwei Pistolen, der Magister prüfte ihre Ladung, schraubte daran und sein bewegtes Gesicht schien ein boshaftes Lächeln zu bestreifen, als er etwas in der Tasche verbarg und die Pistolen wieder hinlegte. Ungesehen, wie er gekommen war, verließ er das Haus und verschwand im Walde.

An demselben Abende, als der Mond bereits über der Allee stand, schlich Stella heimlich von Hohenschwangau und eilte die Allee entlang bis zu einer Stelle des Parks, wo Adlerhorst sie zu erwarten versprochen hatte. Als sie im Schatten der Bäume die Hälfte der Allee erreicht hatte, hörte sie im Gebüsche links ein Geräusch, wie von langsamen Schritten. Sie zog sich erschrekt hinter einen Baum zurük und spähte vorsichtig durch Schatten und Blätter. Sie hatte sich nicht getäuscht; eine dunkle Manngestalt mittlerer Größe erschien am Saume des Waldes; ihr schwarzes Gewand war, so viel Stella im Mondlichte bemerken konnte, altväterisch, und als der Fremde nun wie seufzend in den Nachthimmel blikte, konnte sie undeutlich blasse Züge unter vollen schwarzen Loken bemerken. Ein geheimnißvoller tiefer Schauer lief ihr kalt durch die Gebeine; kaum war die Gestalt querüber im Walde verschwunden, als sie mit

zitternden Knien, von Schrek getrieben nach dem Orte, an dem der Maler ſie erwartete, hineilte. Liebende Arme empfingen ſie; ſie hatte aber ihr inneres Grauen noch nicht überwältigt.

Eduard, wenn es Geiſter gibt, ſo habe ich einen geſehen.

Einen Geiſt?!

Oder die Stimme meines Innern müßte albern faſeln wie eine alte Amme, — das Gefühl, das zwar ohne beſtimmte Gründe, aber ſtets klar, wie das Gewiſſen, zu mir geſprochen hat, müßte ein furchtſamer Lügner geworden ſein.

Stella erzählte dem Maler ihr Zuſammentreffen; das Bild, das ſie von der Erſcheinung, wie ſie ſie nannte, entwarf, ſchien allerdings etwas abenteuerlich, paßte aber immer auch auf einen Menſchen, deſſen Kleidung und Ausſehen von der Gränze des Gewöhnlichen abwich, und den irgend ein Zufall zu dieſer Stunde in den Wald geführt hatte. Stella's eigenthümliches Gefühl, die Angſt, die ihr plözlich das Herz zuſammen preßte und den Athem nahm, mochte nur die Folge des heimlichen Nachtgangs und ihrer gereizten beängſtigten Gemüthſtimmung geweſen ſein. Stella ließ ſich gleichwol von ihrem anfangs gefaßten Glauben nicht abbringen und behauptete nun ſogar, daß ihr die Züge der Viſion nicht ganz unbekannt geweſen ſeien, daß ſie ſehr ähnliche an irgend einem Bilde oder einer ihr nicht mehr erinnerlichen Perſon geſehen haben müſſe.

Aber wer kennt die Allgewalt der Liebe nicht! Natur und Menſchen, jeder äußere Gegenſtand, ſelbſt die Geiſterwelt entſchwand nach und nach den zwei Liebenden, die Kreiſe ihrer Gedanken wurden enger und enger, der Glanz

ihrer Gefühle überleuchtete jede Farbe, jeden Schatten der Welt, und die kaum geführte Polemik ging unter in der Harmonie ihres Daseins. Gewiß ist die Liebe eine gläubigere Idealistin als Fichte; alle Wesen außer ihrem Doppel-Ich sind Bilder, die bunt und thöricht vorüber schweben, Träume von Träumen; — ja dieses Ich selbst ist nichts denn ein wunderbarer Traum, der in einem Traume mit sich selbst zusammen hängt; — nur Eines ist, und dieses Eine ist die Liebe, und wo sie aufhört, da beginnt die Vernichtung. Eine glükliche Stunde verfloß. Weit und breit war kein Leben zu hören und zu sehen, und das matte Mondlicht glich der süßen indischen Wolke Maja, und der leise Ton, der hoch aus den blauen Lüften herüber klang, schien der Athem der Liebe zu sein.

Adlerhorst begleitete Stella bis zum Schlosse. Sein Herz hatte noch mit den Sternen zu sprechen, mit den Geistern der Nacht, mit den Herbstdüften. Er strich durch die Gegend. Mitternacht war vorüber; da trug der Wind zwei Schüsse zum See hinunter, auf dem er seinen Nachen ruderlos treiben ließ. Obwol sie um diese Stunde ungewöhnlich schienen, war der Maler doch wenig geneigt, über die Gegend, aus der sie kamen, so wie über ihre Veranlassung nachzudenken.

Den nächsten Morgen ließ der Prinz Abschiedkarten zu Erbach und Hohenschwangau abgeben und bedauern, Falkenstein im Auftrage der Macht, in deren Diensten er stand, so plözlich verlassen zu müssen.

Diese schnelle Abreise kam unerwartet, ja schien beinahe unbegreiflich, wenn man den etwas unwahrscheinlichen Grund, der dafür angegeben wurde, in Zweifel ziehen wollte. Der

Falkenſtein war mit ſolchem Aufwande zur Bewohnung des Prinzen vorbereitet worden, der Prinz ſchien ſich hier ſehr zu gefallen, und die Jagd war ſo ſchön und ergiebig, daß man die Abreiſe des Prinzen für ſo weit als möglich hinausgeſchoben annehmen durfte; zudem konnte man noch am Tage vorher kein Anzeichen derſelben, keine Zurüſtung dazu wahrnehmen; ja man wußte ſogar, daß der Prinz die lezte Nacht im Pavillon zugebracht und für den nächſten Tag eine Jagd beſchloſſen hatte. Hätte die Geſellſchaft von dem geheimnißvollen Fremden in der Allee, da wir Stella's Geiſterglauben noch nicht völlig theilen können, von den zwei Schüſſen gewußt, ſie hätten nicht ermangelt, verſchiedene Gründe für Roderichs Abreiſe zu erſinnen; allein die Liebenden fanden ſich veranlaßt, dieſe zwei Ereigniſſe, die mit ihren eigenen Geheimniſſen im Zuſammenhange ſtanden, zu verſchweigen, ſie aber waren mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, um ihrerſeits Vermuthungen darauf zu bauen. Uebrigens war Stella die Abreiſe des Prinzen gleichgiltig, ja wegen Adlerhorſt ſogar erwünſcht; dieſer aber glaubte ſich mit dem Prinzen zugleich von ſeinem böſen Dämon befreit und in der Freude dieſes Ereigniſſes war ihm die Veranlaſſung dazu gleichgiltig. Aber für die Liebenden brachte des Prinzen Abreiſe keinen Vortheil. Kaum waren die paar Tage, welche dieſes Ereigniß die Geſellſchaft beſchäftigte, vorüber, als Baron Schwangau die Beiden, ſo oft ſie beiſammen waren, ſcharf beobachtete; ſelbſt die Mutter warf beſorgte Blike auf das Paar, die in der Gegenwart des Vaters einer Beigabe von Strenge nicht entbehrten, oft aber, wenn ſie allein waren, eine tiefe Wehmuth, ja den Glanz einer Thräne nicht unterdrüken konnten.

Um dieſe Zeit erhielt Schwangau ein Billet ohne Unterſchrift; die Schrift war unbekannt, auch wollte Niemand den Ueberbringer gekannt haben. Es enthielt eine einfache Anzeige des Verhältniſſes zwiſchen Stella und Adlerhorſt mit der Aufzählung der zwiſchen ihnen Statt gehabten heimlichen Zuſammenkünfte ſammt Beiſezung des Tages und der Stunde. Der alte Herr hatte dieſe Liebe zwar lange bemerkt, da ſie ſich aber jedem Bemerkenden ſo wenig verbarg, an geheime Verabredungen nie gedacht; er war daher über dieſe lezteren um ſo mehr aufgebracht. Um die Faſſung des ruhigen Verſtandes vollkommen wieder zu gewinnen, machte er einen langen Spaziergang durch den Park.

Nach einigen Stunden kehrte er voll kalten Ernſtes zurük und ließ Stella rufen. Als ſie kam, reichte er ihr ohne ein Wort zu ſagen den Brief. Sie ward blaß, als ſie kaum einen Blik hineingeworfen hatte; doch durchlas ſie ihn Wort für Wort, und gab ihn eben ſo ſtumm zurük, als ſie ihn empfangen hatte. Ihr Vater ſah ihr eine Weile ſchweigend ins Geſicht. Sie war noch immer blaß, doch wich ihr Auge dem des Vaters nicht aus und ihre Züge trugen einen Ausdruk hoher Entſchloſſenheit.

Was ſagt mein Kind zu dieſen Zeilen? begann der Vater ernſt doch ohne Härte.

Daß ſie nur Wahres enthalten und daß ich Adlerhorſt liebe.

Der Vater ſchwieg einige Augenblike, die er gedankenvoll doch ruhig im Zimmer auf und abging, dann fing er ſeiner Tochter das Unpaſſende, mit allen Verhältniſſen der Auſſenwelt im Widerſpruche ſtehende dieſer Neigung

vorzuſtellen; er machte ſie auf die kurze Dauer der Leidenſchaften aufmerkſam, deren jede haltbarer Gründe entbehre und nur auf Zufälligkeiten und plözlichen Verirrungen unſerer Stimme oder unſrer Gedanken beruhe, und ſchilderte ihr die Zeit der Enttäuſchung mit grellen Farben. Ein groſſer Brand ſei, wenn man nur den purpurn beleuchteten Nachthimmel, die lieblich ſpielenden Flammenwolken und die koloſſalen Rauchſäulen betrachtet, ein erhabener, unſer Gemüth und unſre Phantaſie in Anſpruch nehmender Anblik, — wie aber die Flammen verlöſcht ſeien, liege ein geliebter Anſiz in Trümmern, Güter des Lebens ſeien zu Aſche, Genüſſe und Hoffnungen zu Staub gebrannt und Menſchenleben und Menſchenglük unrettbar verwüſtet worden.

Stella hörte nicht ohne Erſchütterung doch ohne Aenderung ihrer Geſinnung zu. Sie machte den Vater aufmerkſam, daß das wahre Glük des Menſchen in der harmoniſchen Stimmung ſeines Innern, in dem Frieden ſeines Gemüths, im Bewußtſein vorſtrebender Menſchlichkeit beſtehe, und daß nebſtbei nur noch die Befriedigung weniger wahrer Bedürfniſſe nöthig ſei, während die meiſten beſtehenden nur Ausgeburten der Laune, des Luxus, der Hoffart ſeien. Ja, ſei das Gefühl ſelbſt eine Verirrung für dieſe Erde, ſo ſei es edler als ihre Wahrheiten, und beſſer einer auf heiliger Ahnung der groſſen Welterdnung beruhenden, als andern auf Selbſtſucht und unreinen Motiven hervorgehenden Richtungen nachzuleben.

Dieſer Erwiederung ſezte der Baron endlich die Erklärung entgegen, daß er eine Heirat zwiſchen Stella und dem Maler nie zugeben werde.

Ich aber, Vater, ſprach Stella betheuernd mit feierlichem Tone, werde nie Adlerhorſt laſſen. Langſamen Schrittes verließ ſie das Zimmer.

Die höchſte Spannung hatte Stella's Kräfte während dieſer Unterredung aufrecht erhalten; als ſie in ihr Zimmer kam, verließen ſie dieſe, ſie ſank ohnmächtig ihrem Kammermädchen in die Arme, fürchterliche Krämpfe folgten hierauf und endlich eine ſeltſame Schlafſucht, die der herbeigerufene Arzt erſt nach vier und zwanzig Stunden durch Anordnung des Magnetſteins zu vertreiben vermochte. Mit einem Seufzer erwachte Stella, bleich und matt, der Vater zitterte vor Freude; gerührt drükte er ihr einen Kuß auf die Stirne, den ſie zärtlich empfing; und dennoch war ihr Sinn, ſo wie der des Vaters ungebeugt. Als ſie das erſte Mal in den Garten kam, ergriff ſie eine ſeltſame Rührung, als ſie jenes Standbild der Venus, deſſen in den vorhergehenden Kapiteln Erwähnung geſchah, quer über die Bruſt zerſprungen, und den Obertheil zertrümmert daneben liegen ſah. Ein geheimnißvoller Zug der Simpathie ſchien ihr durch die belebte und lebloſe Natur zu gehen; dieſe marmorne Geſtalt mußte in einem unerklärbaren Zuſammenhange mit ihr ſtehen; ihre eigne bedrükte Lage erfüllte ſie mit tiefer Wehmuth, und bittre Thränen floßen häufig über ihre Wangen.

Mit jenem Feuer und der Rührung, die bedrängter Liebe eigenthümlich iſt, empfing ſie Adlerhorſt, der unvermuthet aus einem Boskette hervor trat. Stella erzählte ihm den ganzen Auftritt mit dem Vater und verſicherte ihn ihrer unwandelbaren Liebe. Der Maler war bis ins Innerſte von der kalten Weiſe ihres Vaters empört; er ſchwor

ihn an Menſchenwürde und Recht mit der eiſernen Stimme der Wahrheit zu mahnen, ſein hartes Gemüth zu erſchüttern, und Stella ſeiner geläuterten Einſicht abzuzwingen.

Das Fräulein hatte keine Hoffnung auf ſeine Vorſäze; ſie machte ihn auf den unbeugſamen Willen ihres Vaters aufmerkſam, der nie etwas beſchließe, ohne dafür feſte Gründe des Verſtandes aufgeſtellt zu haben, und daher ſeinen Willen auch nicht ändere, da er erſt das für wahr und gut Erkannte ſich vornehme.

Adlerhorſt verſprach, er ſolle ſein Unrecht einſehen, mit der harten Stimme des Rechts wolle er ſeine Vorurtheile umſtürzen, mit glühenden Worten der Ueberzeugung durch ſein Inneres fahren. Der Bevorzugte müſſe ſich vor dem ſchlichten Menſchen beugen.

Er wird es nicht, Eduard; aber bei der ewigen Liebe, auch unſer Gefühl nicht vor ſeinen eiskalten Gründen. Das Leben muß das Kind den Eltern zum Opfer bringen aber nicht den Gehalt des Lebens, die innere heilige Ueberzeugung. Wie es auch komme, verliere nicht den Muth. Ich bin dein! und da es ſo ſein muß, laß' uns flieh'n in edlere Länder, in die Schweiz, nach Italien, nach Amerika, ja Eduard, wenn es ſein müßte, von der Erde!

In dumpfem Sinnen ſaß Adlerhorſt in ſeinem Zimmer und ſchaute durch's Fenſter in die blaue goldne Luft. Der heitere Ausdruk des Morgens machte auf ſein bewegtes Gemüth dieſes Mal keinen Eindruk; er gedachte ſeiner Liebe für Stella und der hartnäkigen Geſinnung ihres Vaters, hielt in Gedanken eine Anrede gegen dieſen und gerieth ſo in immer größere Erbitterung. Da pochte es plözlich an ſeine Thüre, und als der Maler umſah, blikte er

blaſſen Angeſichts in das ernſte des alten Edelmanns. Die Züge des Malers nahmen einen Ausdruk von Hohn und Entſchloſſenheit an; gefaßt erwartete er des Freiherrn heftige Rede. Der aber erſuchte ihn artig, ihn in den Garten zu begleiten, wo er über eine wichtige Sache mit ihm zu ſprechen wünſche. Schwangau hatte ſich vorgenommen, dieſen Gegenſtand, deſſen Beginn bereits ſo ſchmerzhafte Wirkungen hervorgebracht hatte, unerſchroken fortzuſezen, und ſeiner guten Sache bewußt, fehlte es ihm nicht an ernſtem Eifer.

Adlerhorſt folgte ſchweigend in den Garten; als ſie in einen abgelegenen Theil deſſelben gekommen waren, begann der Alte:

Ich liebe gerade Wege, darum ſage ich Ihnen gleich zum Eingange unumwunden, daß ich ihr Verhältniß mit meiner Tochter bis in ſeine Geheimniſſe kenne, und deſſen Fortgang nie zugeben werde.

Dieſer Beginn geziemt ſich für einen Freiherrn; hören ſie dagegen aber auch den freien Menſchen. Glauben ſie ja nicht, daß dieſe Miene bevorrechteter Willkühr mich einzuſchüchtern vermag, ich ſchäze mich als Menſchen, und zwar ſo hoch als einen ihrer Kaſte, der ſo viel weiß, ſo viel —

Halten ſie ein, unterbrach der Alte ihn ruhig; ſie vergreifen ſich in ihrer Entgegnung. Glauben ſie dem Ehrenworte eines Biedermanns, der durch ſechzig Jahre nur ſeine beſte Ueberzeugung ausgeſprochen hat; ich achte und ſchäze ſie mehr als die meiſten Menſchen, die ich kennen gelernt habe; ich würde mich glüklich ſchäzen, ſie als meinen Eidam zu begrüßen, doch nur in einer Welt wie ſie ſein ſoll; in der Welt wie ſie iſt, muß ich dieſen Antrag zurük weiſen, und werde es.

Bei Gott! eine Unterſcheidung, die der jungen Zeit Ehre macht, weil ſie ein Vater im Munde führt, da es ſich um das Glük, um das Leben ſeiner Tochter handelt.

Nicht ſo, Adlerhorſt; wir wollen uns nicht Bitterkeiten und Unbilden zufügen, als edle Männer wollen wir reden, das Beſte, Wahrſte, das wir über einen uns Beiden gleich theuren Gegenſtand wiſſen. Sie lieben Stella. Es gibt eine doppelte Liebe, — die, welche einem gegebenen Verhältniſſe folgt, und die, welche erſt willkürlich ſelbſt eines ſezt. Jene iſt die Liebe der Eltern, der Kinder, der Geſchwiſter, die Liebe zu Gott; ihre Wurzel keimt einfach und urſprünglich im Schooße der Natur; wie Tag, Nacht, Näſſe und Wärme iſt ſie unerläßlich; wer ſie verſtößt, ſagt ſich vom großen Geſeze des Weltalls los, zerreißt Bande, die durch Himmel und Erde laufen. Die zweite Liebe hat keine Nothwendigkeit für ſich, ſie iſt die freie Wahl des Menſchen, die carta bianca auf Glükſeligkeit.

Reißen ſie nicht ins Bereich des Kalküls, woron die Cherube nur anbetend ſprechen.

Unſere Worte brechen nach zu verſchiedenen Seiten ab und doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, unſere Geſinnungen zu vereinigen. Wie ich ſagte, iſt an jener zweiten Art der Liebe nichts Nothwendiges, Abſolutes. Hätte Petrarka Lauren nie kennen gelernt, er hätte eine andere Schöne und wahrſcheinlich mit größerem Glüke beſungen. Romeo und Julie wären glükliche Gatten geworden, hätte eines von ihnen das Licht des Lebens auf der andern Hemiſphäre erblikt. Die Veranlaſſung dieſer Liebe iſt ein Zufall, bei ihrem Anfange meiſtens Eitelkeit und Selbſtſucht im Spiele.

Halt' ein, der ſchöne Götterleib zukt unter deinem anatomiſchen Meſſer der Verweſung entgegen.

Es iſt der Schnitt des Arztes; unter der glatten Haut ſezt ſich ein Peſtgeſchwür zuſammen; — die Verweſung iſt es, die er ausſchneidet; — beſſer, das zwekloſe Ebenmaß der Glieder verloren, als ihr Leben, ihre Thatkraft. Wie der Same der Liebe eine Wallung iſt, über die wir erröthen ſollten, ſo iſt aber andererſeits ihre Folge die Entſcheidung über das Glük des Lebens. Kein ſo wichtiges Verhältniß ſteht unſerer Wahl frei, als das der Ehe; wer bevortheilt worden iſt in den übrigen, hier kann er mehr als Schadloshaltung finden, ſo wie der glüklichſte Menſch hier ſeine Zufriedenheit verlieren kann. Drum müſſen bei dieſer gröſten Wahl, bei dieſer Entſcheidung über das Leben alle Beweggründe dafür und dagegen wohl überlegt werden. Ehelos lebend entbehren wir ein Glük; eine unglükliche Ehe iſt aber das gröſte Mißgeſchik.

Ja, alter Mann. Wie aber iſt das Glük des Lebens beſſer geſichert, als wenn das Herz wie in geheimer Offenbarung das gleichgeſtimmte erkannt, wenn Leben zu Leben ſich gefunden hat, wenn zwei Geiſter wie in einem untrennbaren Akorde verklingen?!

In zwei Welten lebt der Menſch ſchon diesſeits, in der innern und der äußeren. Alle Menſchen, die gut, verſtändig und edel ſind, taugen für einander, und die es am meiſten ſind, am beſten. Solcher Menſchen gibt es aber mehre, und Adlerhorſt iſt nicht der Einzige für Stella, Stella nicht die einzige Braut für Adlerhorſt.

Und dieſer unlösbare Zug zu Stella, dieſer Zauber,

der nur in ihrer Nähe, an ihrem Herzen meinen Himmel öffnet, — was iſt's mit dem?

Er iſt der Farbenglanz einer Seifenblaſe, die Illuſion, der eben nur der Menſch unterliegt, weil er nicht Thier iſt und nicht Engel. Hat man einen guten verſtändigen Gatten, dann muß man glüklich ſein, wenn nicht die äußeren Verhältniſſe zu ſchroff entgegen ſtehen.

Mein Freund! fuhr der Baron milder, ja faſt wehmüthig fort; wie gern wollte ich eure Hände in einander legen, aber dieſe ehernen Schranken ſtehen unverrükbar dazwiſchen. Dieſe Verhältniſſe hat die Weltgeſchichte im Kern der Erde gegründet und bis zu den Sternen aufgeführt; möglich, daß ſie ſelbe auch wieder niederreißt; aber bis dahin, ihr armen Kinder, iſt euer Gebein längſt zerſtreut in alle vier Winde. Mein Beſizthum iſt nicht ſo bedeutend, als ſie vielleicht vorausſezen mögen; gleichwol hättet ihr Beide, in der Gränze urſprünglicher Einfalt lebend, mehr als genug. Aber dazu taugen ſie nicht, Adlerhorſt, und Stella noch weniger; ſie iſt im Schooße des Ueberfluſſes aufgewachſen und Entbehrung zernagt gleich der Maus das hemmende Nez vom Löwen der rohen Triebe.

O wie gern wollten wir Beide, nur auf die Befriedigung der nöthigſten Bedürfniſſe beſchränkt, nur uns und unſerer Liebe leben.

Nicht doch, mein Sohn! und wenn ihr es wolltet, ihr könntet es dennoch nicht. Glaubſt du, die Eitelkeit des Menſchen, ſein Hochmuth ließe ſich ſo tief bezwingen, daß Stella als dem Weibe des Malers nie in den Sinn käme, daß ſie einer alten Dinaſtie Tochter ſei, — auch nach Jahren nicht? Mit welcher Stirn könnteſt du die erſte Wolke dieſes

Gedankens ertragen? Und wenn er auch nie käme, würdeſt du ihn nie argwöhnen? Wer den Menſchen glüklich machen will, muß nicht blos ſeine Tugenden zählen, er muß auch ſeine Fehler erwägen. Würde ſie die gnädige Herablaſſung, den tollen Stolz oder die kränkende Milde ihrer Ebenbürtigen ertragen können? würdeſt du zufrieden und glüklich auf die Demüthigung der Gattin bliken, gleichgiltig von deinen ſo wie von ihren Standgenoſſen dich ausgeſtoßen oder doch verſpottet ſehen? Eine faule Stelle in der Geſellſchaft iſt dieſer Kaſtengeiſt, aber noch weit über dein Grab hinaus wird ſie gähren.

Und läßt Liebe nicht dies Ungemach vergeſſen?

Sie kann es, armer Freund, aber auch ſie vergeht wie die Blumen des Frühlings, wie die Strahlen der Sonne. Eines Tags ſteht der Stengel duftlos und ohne Schmuk, und der graue Himmel iſt mit Wolken behangen. Was dann? Lang unterdrükte Bedürfniſſe erwachen mit neuem Reize und das kaum erſt ſelige Herz wird doppelt unglüklich. Ihrem Gatten und ihrer Familie wäre Stella abwechſelnd entzogen. Oder wollen ſie mit ihr in ferne Gegenden ziehen? Glauben ſie mir, den Keim der Unzufriedenheit trüge Stella mit ſich in alle Welttheile. Dort würde auch noch das Heimweh wach und die Sehnſucht nach Eltern, Geſchwiſtern, Freunden, die ſie verlaſſen hatte. Sie ſchweigen, Adlerhorſt! Nicht wahr, die gleiſſenden Farben der Phantaſie verblaſſen vor der Helle der Vernunft, die ſchönen Worte halten nicht ſtich gegen die ſcharfen Ausfälle der Wirklichkeit? Drum nehmen ſie mir nicht übel, daß ich dieſen Bund nun und nimmer geſtatte. Es iſt nicht Vorurtheil meiner Anſicht, nicht Härte eines

Vaters; es iſt die Sorge für euer Beider Glük. Glauben ſie mir, die Illuſion dieſer Liebe wird früher oder ſpäter vergehen, und Stella und ſie werden dem feſten Vater danken.

Adlerhorſt ſah den Baron mit einem Blike tiefer Niedergeſchlagenheit, wilder Verzweiflung an; dumpfen Sinnes ließ er geſchehen, daß der ehrwürdige Alte ſeine Hand ergriff und gerührt und freundlich in den ſeinen drükte.

Was iſt ihr Entſchluß, junger Freund? Noch ein Mal ſagt dir der Vater, daß er dieſes Band nie ſegnen wird. Willſt du das Kind gewaltſam von den Herzen der Eltern rauben?! Wol glaub' ich's, daß das thörichte Mädchen dir ſelbſt dazu die Hand bieten würde, und die Belegenheit kann dir der greiſe Vater nicht immer wehren; aber dann kommt zum Unglüke, deſſen Keim ihr Beide ohnedies in euch tragt, noch die Verwünſchung der Eltern, der Wurm des Bewußtſeins!

Haltet ein, Alter!

Und was iſt dein Beſchluß?

Kann ich's ſagen jezt ſchon, in der gräßlichſten Stunde meines Lebens?! Laßt mir vier und zwanzig Stunden Zeit, und Ihr ſollt meinen Entſchluß wiſſen.

Er verſchwand in die Gebüſche.

# Siebentes Kapitel.

Als Stella am nächsten Morgen aufgestanden war, übergab ihr das Kammermädchen ein versiegeltes Billet. Es war von Adlerhorst und der Inhalt folgender: Lebe wohl, Stella, für immer! Wenn deine Hand dieses Blatt entfaltet hat, ist unser Schiksal unwiderruflich entschieden. Du siehst mich nie wieder. Spurlos will ich verschwinden; wie ich mein Glük verloren habe, will ich meinen Namen vertilgen und die Erinnerung an beide. Kein Zwang der Welt, keine Gewalt des Himmels hätte mich von dir zu reißen vermocht, — ein kleines Taschenspielerstükchen des Verstandes hat es gekonnt. Ich entsage. Ob ich dich immer lieben werde?! Sieh, der Verstand treibt spukhafte Possen, ich mag dafür nicht einstehen; aber ich trage einen Dolch bei mir, der mein Herzblut trinken soll, Stella, wenn ich dich eine Minute nicht mehr liebe! Leb' wohl, leb' wohl — auf Nimmerwiedersehen!

Keine Thräne kam in Stella's Auge, kein Schrei des Jammers über ihre Lippen; sie stand still mit ruhig hängenden Armen, aber ihr Antliz war bleich geworden, als hätte sie der Engel des Todes geküßt. Entsagen! hu, in diesem Worte liegt die Verdammniß des Erdenlebens, — das

Buch der Glükſeligkeit weiſet ein unerſezliches Bankerott! Ihm nacheilen — ihn ſuchen? doch wo — und wie?! Die poetiſche Gerechtigkeit der Dichtkunſt herrſcht im Leben nicht, die fahrende Dirne wird von Schergen eingefangen, die unſchuldige ehrlos zurükgeſendet. Auch Adlerhorſt war der Mann ſeinen Entſchluß auszuführen, — er wollte verſchwunden ſein, und er war es! Es war Stella, als wäre der Frühling des Lebens rund um ſie von der Hand des Schikſals ausgeſtrichen worden; der Sonneſchein fiel ſcharf und blendend in ihre Augen, die Luft ſchien Aushauch des Vermoderns, das Gewölbe des Himmels drükte auf ihr Herz und die Wucht der Welt lag über ihren Schultern. Der luſtige Trieb ihres Lebens war genau über der Wurzel abgebrochen worden, er konnte kein Herzblatt mehr aufbringen. Die ganze Welt flatterte wie eine bunte Seifenblaſe an ihr vorüber, und das Ungeheuer des Schikſals lag mit den marmorfeſten ungerührten Zügen daneben, göttervertilgend, menſchenzermalmend, begierdelos verſchlingend, nimmerſatt. Ha! nun fiel ein glühender Kreiſel in ihr Inneres, eine wilde Luſt ergriff ſie, — nun mußte ſie der Jubel des Wahnſinns faſſen! — Nein, wie eine Sternſchnuppe verloſch er; die Fäden der Gedanken fuhren geordnet durch einander, ſie ſah die grüne Landſchaft vor ſich, hörte den Herbſtgeſang der Lerche. Aber wo war ihr Herz? Ach, das arme Herz war todt, ihre Bruſt leer, ausgeſtorben! — Nein, da regte es ſich, — das iſt der Wurm, der es ausgefreſſen, und nun luſtig und ſatt ſich ſtrekt und ringelt. — Sollte ſie ihrem Vater zürnen! Nein, o nein! der Menſch, der nach ſeiner Ueberzeugung handelt thut recht, — oder Adlerhorſt! er liebte ſie ja unendlich! Sie war in Frieden mit der Welt,

wünſchte jedem Weſen alles Glük, alle Freude; aber was ſollte ſie noch in dieſer Welt? Der Fond ihres Lebens war aufgezehrt; ſie hatte keine Forderung mehr einzutreiben, konnte keine Schuld mehr bezahlen; jeder Athemzug, den ſie noch thun mochte, war ein Betrug, und ihre Seele bereits geſchieden. Leiſe ſchlich ſie aus dem Zimmer, leiſe durch Haus und Garten in die Herbſtlandſchaft.

Schon in der Dämmerung hatte Adlerhorſt ſeines Freundes Schloß verlaſſen; er hatte die unſcheinbare Tracht eines wandernden Bürgers gewählt und ſtrich nun durch die Gegend. Mehre Briefe und ſonſtige Erinnerungzeichen, auch Stella's Portrait hatte er in der Nacht im Kamine verbrannt; was ſollte ihm das irdiſche Machwerk? — in ſeinem Herzen ſtand ſie mit ewigen Farben. Als ein Verſchollener wollte er von nun an durch die Welt wandern, namenlos wie der Nebel des Herbſtes, wie das Wild des Gebirges. Als die Sonne aufging, war er ſchon über die erſte Hügelkette, und ihr heller Strahl fiel auf eine ihm fremde Landſchaft. Da ergriff ein ſehnſüchtiger Schmerz ſein Gemüth, er ſtarrte nach dem blauen Himmelausſchnitte, der über dem Thale, das er verlaſſen hatte, ſtand; unwillkürlich und unbewußt lenkte er ſeine Schritte zurük. Sein Weg ging wie der des Verbrechers durch den dikſten Forſt, und ehe er wußte, was er that, ſaß er oben unter der wohlbekannten Linde, von dichtem Gebüſche verborgen. Die beiden Schlöſſer Erbach und Hohenſchwangau lagen vor ihm, ausgebreitet die ganze Mappe ſeiner Glükſeligkeit; zu ſeinen Füßen ſchlug die Brandung des Stroms an die Kalkfelſen, und mit hohlem Getöſe, und weißem Schaume bedekt, drehten ſich die Wellen im gefährlichen Wirbel. Das

Laub der Linde war gelb geworden und die Herbſtluft ſtreifte bereits einzelne Blätter von den Bäumen. Wie ſehr hatte die Landſchaft ſich geändert ſeit Adlerhorſt ſie das erſte Mal geſehen hatte. Damals war ſie von zartem Grün des jungen Jahres überkleidet, hinter jedem Gebüſche ſchien eine Freude zu lauſchen; nun waren alle Farben ſcharf und geſondert, die Felder ſtanden leer, und wie der Schleier der Erinnerung hing ein ſtiller ſilberner Nebel über dem Bilde. Der Maler konnte ſich der Thränen nicht erwehren; er legte ſein Haupt ins welke Gras und ergab ſich dem tiefen Schmerze des Verlaſſenen, der über ſich ſelbſt weint, und der Einzige iſt, der ſich eine Thräne zollt. Da fiel ihm Stella ein, — und tiefer noch muſte er das Mädchen beweinen, deſſen zarte Natur keinen Damm gegen die einbrechende Verzweiflung finden mochte. — O unſchuldige Liebe! weil du dein Weſen und deine Heiligkeit nicht mit Zahlen und Ziffern beweiſen kannſt, will die Welt Beides verläugnen; aber deine Balſam- und Nardendüfte ſind der Hauch eines ewigen Frühlings, und was hier nur Sehnſucht iſt und Ahnung, wird dort That und Erkenntniß. — Man muß brav leben, um das Sterben zu verdienen; und was iſt denn dieſer Körper anderes, als das Folterwerkzeug, das Gerüſte des Schaffottes, auf dem die Seele den Tod erleidet?! Nach dem Tode aber kommt die Auferſtehung und ein ewiges Leben.

Adlerhorſt ſchaute noch ein Mal auf die grauen Zinnen von Hohenſchwangau. Dort hatte er ſeine Stella für immer verloren. Sie hätten unendlich glüklich ſein können, wenn ſie in einſamer Wildniß gelebt, oder die andern Menſchen andere Geſinnungen gehabt hätten. Nun blieb nur

zwiſchen zwei Schmerzen die Wahl, zwiſchen dem hohen, reinen der Entſagung, und dem gemeinen, ekelhaften der Entzauberung. Adlerhorſt hatte den erſten gewählt. Das holde Antliz Stella's ſtand vor ihm, — ihre Züge, die mild waren, wie der blaue Himmel, — ihre Augen, aus denen ſelige Geiſter zu bliken ſchienen, — ihr ſüßer nimphenhafter Wuchs; ihre Stimme klang wieder in ſein Ohr, ſie war wehmüthig, als ob ſie ihm Lebewohl ſagte; — nun verloſch der lezte Ton wie ein Stern in blauer Ferne.

Der eintönige Pfiff eines Vogels zog des Malers Auge an das Ufer des Stroms. Ein Nachen trieb herab, eine weiße Geſtalt ſaß darin. Es war Stella! er ſollte ſie noch ein Mal ſehen. Ein heftiger Krampf hielt ſein Blut im Herzen zurük. Er verbarg ſich tiefer ins Gebüſch, kniete auf dem Raſen nieder und blikte unverwendet hinunter. An der Stelle, wo der Nachen ſchwamm, war der Fluß ſpiegelglatt und blau, wie der Himmel; das an den folgenden Klippen brandende Waſſer ſtekte hier im gehemmten Laufe. Das Ruder lag ungebraucht im Kahne, den tiefe Flut ruhig und ſtill hinunter trug. Stella ſaß ſinnend im Nachen, ihre Augen ſtarrten in die blaue Tiefe und ihr Antliz war bleich wie das weiße Kleid, das ſie trug. Ihre ſtille rührende Geſtalt ſtimmte ſchlecht zum frohen ſonnigen Morgen, der um ſie glänzte. Nun beugte ſie ſich über, als wollte ſie ihr Bild in den Wellen betrachten, ſie ließ die Hände ins Waſſer ſinken, als wollte ſie ſie kühlen; — nun zog ſie ein kleines Päkchen aus ihrem Kleide, ſah eine Weile darauf und ließ es dann neben dem Kahn ins Waſſer fallen. Sie ſchaute den kleinen Waſſerringen nach, die es zurük ließ, und als ſie ſich verloren, faltete ſie heftig die Hände über

der Bruſt, blikte leidenſchaftlich gegen Himmel und ſprang in den Strom. Hier brauſ'ten ſeine Waſſer bereits von der Brandung ergriffen. Noch einen Zuſchauer außer Adlerhorſt hatte dieſe Szene, Stella's Vater. Auch ihm hatte der Mater ſeinen Entſchluß und ſeine Abreiſe in wenigen Zeilen gemeldet. Obwol er dieſen Entſchluß gewünſcht und veranlaßt hatte, ſo ergriff ihn deſſen Ausführung doch mit geheimem Schaudern. Am frühen Morgen ſchon eilte er über die Felder zu einem weiten Spaziergange, und kam nun eben über die Abdachung des Thales herüber, die faſt unmerklich war, aber doch den Anblik des Stromes freier gewährte. Das Ufergebüſch hatte eine Weile Stella's Kahn verdekt, unfern der Grafenlinde wurde er ſeiner erſt anſichtig. Obwol er der Tochter Entſchluß nicht im mindeſten ahnte, ſo erſchrak er doch heftig, als er ſie der gefährlichen Brandung nahe kommen ſah. Nur geſchikte Schiffer konnten dort ohne Beſorgniß durchfahren; Klippen, Wirbel und die doppelt rükprallende Flut gab vielfaches Hinderniß. Er war zu weit entfernt um ihr eine Warnung zuzurufen, doch verdoppelte er voll Angſt ſeine Schritte. Als er die Tochter in den Strom ſtürzen ſah, erſtarrten ſeine Füße, er ſchrekte mit einem entſezlichen Schrei zurük. Aber im gleichen Augenblike warf ſich vom Felſen gegenüber ein Mann, den er bisher nicht bemerkt hatte, in die Flut. Der Sprung war wegen der Höhe und des klippenvollen Waſſers auf Tod und Leben. Die Hoffnung gab dem alten Manne neue Kräfte; mit zitternden Knien lief er, ſo ſchnell er vermochte, über die Ebene, doch war er noch zu weit, um zur Rettung Stella's ſelbſt etwas beizutragen hoffen zu können. Die Brandung toſ'te und heulte; er konnte im Schaume

die zwei Menschen nicht wahrnehmen; der leere Nachen wurde heftig um die Klippen gedreht.

Es waren ein paar schauerliche Anblike für den Vater. Als er zum Ufer kam, sprang Adlerhorst mit Stella an dasselbe. Seine Stirn blutete; Stella hing leblos in seinen Armen. Der Vater und Adlerhorst legten die Tochter in der Besorgniß höchster Theilnahme auf den Uferrain; voll rührender Zärtlichkeit wendeten sie alle Mittel an, um sie in das Leben zurük zu bringen; sie sprachen nicht mit einander, aber sie waren über ihr gegenseitiges Zusammentreffen nicht erstaunt, und in dem einzigen Worte, das sie je und je ausriefen, in dem Namen des geliebten Wesens schienen Beide einander vollkommen zu verstehen. Jezt schlug Stella die Augen auf.

Wo bin ich? rief sie matt.

In den Armen deines Bräutigams, jubelte der Vater. Sie erblikte Adlerhorst, und matt lächelnd schloß sie die Augen. Der Maler warf einen feurigen Blik auf den Baron, sah aber bald wieder düster auf die Geliebte.

Nimm sie hin, mein Sohn, als deine Braut! Es war kein Aberwiz, was mein Mund gestern zu dir gesprochen hat. Ich glaubte, eure Liebe werde verfluten und die Wurzel eures Lebens nicht angreifen; wo sie aber so fest, so untrennbar mit dieser verflochten ist, da taste die Hand des Menschen nicht daran. Das Leben selbst gilt mehr als jedes Glük des Lebens. Wie sie dir mein Verstand verweigert hat, so gewährt sie dir mein Verstand. Stella war vollkommen zu sich gekommen und hielt den Vater und den Geliebten umschlungen. Adlerhorst's Herz schlug wieder hoch und frei und seine Pulse stürmten in Jugendkraft und

Liebe. Wie er ſie vorher wartete, ſo verband ſie nun ſeine wunde Stirn und Hand.

Seit dieſem Augenblike war das Leben auf Hohenſchwangau auf das fröhlichſte geändert. Der Baron ſelbſt führte das junge Paar im Triumphe ein; jubelnd wurde deſſen Verlobung gefeiert. Man kehrte zur früheren Tagordnung zurük, und die zwei befreundeten Familien waren fortwährend auf einem der Schlöſſer oder auf einem Ausfluge beiſamen. Schwangau ſelbſt ermunterte zur Fröhlichkeit, und da er in manchem Auge die ſtille Frage las, ob ſie ihm denn ſelbſt recht von Herzen gehe, fand er ſich endlich zur vernünftigen Entgegnung veranlaßt.

Ich glaube, liebe Freunde, ihr werdet nicht in Abrede ſtellen, daß ich ein ſogenannter Verſtandmenſch bin. Dieſe Behauptung vorausgeſchikt, könnt ihr über den gegenwärtigen Zuſtand meines Innern in keinem Zweifel ſein. Was ich beſchließe, habe ich vorher erwägt und als das Zukommende erkannt; darum ergreif' ich's auch mit zufriedenem Gemüthe und Fröhlichkeit. Dieſe Welt iſt nicht eben eine gute Welt, ſondern nur das beſte und das kleinere von zwei Uebeln iſt ein Glük. Jeder Entſchluß iſt die Endzahl eines Rechnungsexempels; wenn man den Kalkül aufmerkſam durchführt, kann man ſich nicht irren und mag fröhlich ſeiner Erkenntniß nachleben.

Dieſe Anſicht ſo wie die lezten Ereigniſſe veranlaßten vielfache Geſpräche über das wahrſcheinliche Glük der beiden Paare. Das Ergebniß dieſer Betrachtungen war beiläufig Folgendes: Beide Paare können ſehr wol glüklich werden. Alle vier Menſchen ſind gut. Der Graf und Albertine ſind mehr an das Glük, das aus äußeren Verhält-

niſſen entſpringt und das ihren Anlagen beſſer entſpricht, angewieſen, — das zweite Paar an die hohe Seligkeit, die die Liebe ureigenthümlich und unabhängig verleiht. Adlerherſt wie Stella ſchienen dazu geſchaffen, — er mit dem feurigen kräftigen unverkümmerten Herzen, — ſie mit dem tiefen geheimnißreichen unbeirrbaren Gefühle, — beide mit der allvergeſſenden Liebe, die keine Schranke anerkennt. Die Elemente des Liebegluks ſchienen hier in hohem Grade verhanden zu ſein.

In der Laune des Geſprächs, das durch keine dunkle Folie mehr geſpannt war, äußerte Jemand aus der Geſellſchaft, mindeſtens müßte eines der zwei Paare glüklich werden, denn ſie ſuchten das Glük auf entgegengeſezten Wegen. Hier werde man ſehen, ob die Wiſſenſchaft der Welt oder der hohe Glaube der Liebe Recht behalte.

Irrwiſch, der ſich ſeit der Entfernung des Prinzen wieder häufig in dieſer Geſellſchaft aufhielt, hatte während dieſer Verhandlung theils unruhige beshafte Geſichter geſchnitten, theils ſchlau und ſchalkhaft gelächelt. Nun brach er los: Und warum ſoll eines der zwei Paare glüklich werden? Habt ihr noch keine Reiſe zu Waſſer und zu Land verunglüken geſehen? Räuber, Sturm, Gewitter verzehren die reiche Ladung des Einen, die Magnetnadel des Andern weiſet aus der glühenden Zone zum Eispole. — Die Erbſünde pflanzt das menſchliche Geſchlecht fort, mit der Sühnung ſtirbt es aus. Die Ehe ſtößt dem Schmetterlinge die glühende Nadel durch den Leib, die Flitterwochen flattern der Gebundenen nach, dann iſt er ſtill und todt, und nicht einmal die täuſchenden Farben halten. — Solche Anſichten und Sprüche gab der Magiſter halb lächelnd

halb ernſt zum Beſten; ſeine Laune wurde immer toller, bis er am Ende davon rannte und die Geſellſchaft ihren eigenen Gedanken überließ.

Aber wie die Roſe unter Dornen wächſt, ſchoß ſeines Zöglings Herz mitten unter des Meiſters Abneigung gegen zärtliche Gefühle auf. Der kindlichen Neigung Leanders und Juliens miſchte ſich allmälig die der ernſtlangſam reifenden Liebe bei; noch hatte ihr Gefühl keine Farben, aber ſchon duftete es leiſe wie Weinblüte, und ehe ihre Herzen die Sünde begriffen, kamen ſie in den Schuz der Liebe. Gefühle ſchienen mit ihnen geboren, mit ihnen ſich entwikelt zu haben.

Graf Abel machte Vorbereitungen zu ſeiner Hochzeit. Sein Hôtel in der Stadt wurde neu tapezirt und eingerichtet, elegante Zimmer in den Stand geſezt, eine Dame erſten Ranges aufzunehmen, neue Equipagen wurden angeſchafft, ſeine Domeſtiken mit glänzenderer Livree verſehen. Drei Tage überdachte er bereits die zierliche Wendung des Sendzettels, und verfaßte die Liſte der Hochzeitgäſte. Adlerhorſt's Vermählung mit ſeiner Schwägerin ging ihm nicht ſo ſehr zu Herzen, als man hätte vermuthen ſollen, theils wegen ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit, theils weil ſie ihm noch oft nur als eine pikante Laune des alten Herrn erſchien. Dieſes Ereigniß hatte für ihn noch nicht die Farben der Wirklichkeit genommen, es kam ihm wie eine ſeltſame Geſchichte vor, die erzählt wird. Zudem hatte der ländliche Aufenthalt ſeinen Standpunkt der Beurtheilung unſicher gemacht.

Der Kammerherr ſprach mit ſeinem Schwiegervater von der Zeit der Vermälung.

Die habe ich näher bestimmt, als sie selbst vielleicht denken, entgegnete der alte Herr; hier auf Hohenschwangau wird sie gefeiert, ehe wir das Land verlassen.

Wie meinen sie, — vor der Saison — am Lande?!

Ja, mein Lieber, ganz gewiß.

Charmant; aber die Vorbereitungen —

Sind gering und getroffen.

Die Gäste —

Lade ich.

Der Hof —

Empfängt ihre Gemahlin.

Aber die nothwendigen Feierlichkeiten und Festivitäten?

Werden eigener Art und um so anziehender, da eine Doppelheirat begangen wird.

Eine Doppelheirat! ja, ja, wie einzig! und wer, wenn man fragen darf, ist das zweite Paar?

Die Antwort liegt näher als die Frage. Stella und Adlerhorst.

So, so. Glauben sie aber nicht, daß es vielleicht Kollisionen, Irrungen veranlassen könnte?

Sie fürchten, daß Adlerhorst Albertine und ihnen Stella angetraut werde; seien sie außer Sorge, ich werde es zu leiten wissen.

Ha, ha, sie sind allerliebst aufgelegt. Aber ich meinte nur, ob unsere Gesellschaft aus der Residenz, — der weite Weg, — die Verwirrungen eines Doppelfestes —

Unsere Bekannten aus der Residenz werden keine Mühe haben, denn sie bleiben zu Hause; wir werden nur unter uns sein und daher keine Verwirrung haben, oder darüber lachen.

Wie, ſie wollten unſere Freunde überſehen?

Ich will ſie nur nicht zur Hochzeit eines Malers laden. Ja ſehen ſie, lieber Kammerherr, ſie gerathen in keine reine Familie. Sollte es ſie vielleicht gereuen, es wäre noch Zeit.

Gott bewahre, eher papa! Albertine iſt mir ebenbürtig, und wer kann alle Sonderbarkeiten, faux pas, Geniestreiche altfeudaler Familie vertreten. Alſo die Vermälung geſchieht auf ihrem Schloſſe.

Auf unſerm Stammgute, und den nächſten Tag reiſen wir fort.

Schön, ſchön; wir nach der Reſidenz und der Maler — nach Italien, wie ich glaube gehört zu haben.

Mit uns.

Ja, aber Italien iſt ja das Land der Kunſt.

Das Land des Glüks aber dort, wo unſere Lieben wohnen. Um dieſen Gegenſtand ein Mal für immer zu bereden, habe ich die Ehre, ihnen zu melden, daß Adlerhorſt bei uns wohnen wird, daß er ein theures Glied meiner Familie ſein ſoll und daß ſie jezt noch Zeit haben, allfällige Unzukömmlichkeiten zu bedenken und zu vermeiden.

Er ſoll unſer Freund, er ſoll mein und Albertinens Bruder ſein.

Unterdeſſen war der Spätherbſt herangerükt. Die Nadelholzwälder hatten ein dunkles ſattes Grün angenommen, während die Blätter der Birken und Buchen in bunter, gelber und rother Färbung die Wege bedekten. Alle Felder ſtanden leer, die Hage dazwiſchen verwelkt. Dünnes Herbſtgeſpinnſt flatterte durch die ſtille Luft und der Morgenfroſt zog eine feine funkelnde Deke über die

Landschaft. Es war jene Zeit des Jahres herangekommen, in der man mit den Strahlen der Sonne zu geizen anfängt, wo ihr lauer heiterer Blik eine sehnsüchtige Rührung im Menschenherzen hervorbringt. Obwol die Gegend manches von der Schönheit, mit der sie im Frühling und Sommer geschmükt war, verloren hatte, so war sie der Gesellschaft durch die Gewohnheit und die Anknüpfung mancher für die Einzelnen wichtigen Ergebnisse nun doch theuerer, als sie es in der schönsten Jahrzeit gewesen war. Zum allgemeinen Antheil an der schönen Landschaft kam der besondere der Erinnerung, der Hoffnung. Die Neigung, die Alle für Stella und den Maler empfanden, sicherte der Umgebung, in der sich ihr Schiksal entwikelt hatte, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. — Jener Spaziergang, dieser Waldplaz waren Zeugen erfolgreicher Auftritte gewesen, und über dem ganzen Gemälde schwebte wie ein goldener verklärender Ton der Geist froher Erfüllung. Der Tag der Doppelvermälung war bereits bestimmt. Das muntere Treiben der Zurüstungen begann auf Hohenschwangau, jenes heiterernste ahndevolle Leben, das einem Hochzeittage in dem Hause der Eltern der Braut vorgeht. Alte Laden und Vorrathkammer werden geöffnet, köstliche Linnen, von der Mutter mit manchem Segen längst schon bereitet, verschnitten, und in süßen Träumen des eigenen Daseins ist der Finger der Näherin fleißiger und genauer. Es gilt ja eine Braut auszustatten! Sogar die alte Magd lächelt seltsam, während sie die Kuchen zum Brautmahle bereitet. Gibt es aber ein rührenderes heiligeres Wesen, als eine liebende tugendhafte Braut? Alle Illusionen des Lebens blühen vollauf, wie nach der lauten Mainacht, — die drei

höchsten Tugenden des Menschen, die nicht unverdient die göttlichen heißen: Glaube, Hoffnung und Liebe, ziehen eben so viele Heiligenscheine um ihr Wesen. Der Brautstand ist der Triumph des Weibes, der längste Tag seines Lebens.

Am Morgen ihres Hochzeittages fielen Albertine und Stella einander in die Arme: die ältere Schwester mit dem schönen befriedigten Lächeln eines stillbeglükten Herzens, Stella mit dem lauten Weinen unaussprechlichen Entzükens. Als sie dem Vater guten Morgen geben kamen, fanden sie ihn bereits angekleidet; sein Auge blikte ernst, seine Haltung erschien feierlicher, obwol ein leises Lächeln des Friedens und Wohlwollens jeden strengen Zug aus seinem Gesichte verwischte. Freundlich schaute er auf seine beiden Töchter, segnete sie und küßte sie dann auf die Stirn: Seid glüklich, meine guten Kinder, so glüklich, wie der edle Verstand der Menschen hier machen kann! Du — sehne dich nicht zu sehr aus dem gesellschaftlichen Schimmer, aus dem Glanze der Schaustellung in das stille Dasein des einfachen Menschen, — und du, Stella, dich nie aus diesem in jene. Was ihr habt, lernt genießen, — was euch mangelt, entbehren. Vom Gefühle lasset euch nie dahinreißen, — wo nicht von edlen, wenn es auch das Gute will. Nicht der Mann herrsche im Hause, nicht das Weib, sondern das Wahre, Rechte. Thut nie etwas, das eure Gatten vergessen müßten; haben aber sie solches gethan, so bemüht euch, euch daran nicht mehr zu erinnern. Trachtet glüklich zu werden, aber lernt auch das Unglük ertragen. Erschöpft nicht anfangs alle Schäze eurer Liebe, und solltet ihr nicht mehr lieben, so sei euer Betragen doch noch liebevoll.

Fremde Heftigkeit führe zu eigener Sanftmuth, Anderer Fehler euch zur Tugend. Ertragt die Schwachheiten der Alten und schreibt euch goldene Regeln für euer eigenes Alter. Liebt eure Kinder, aber ihr Gedeihen noch mehr. Und nun seid ihr entlassen aus der Gewalt eurer Eltern; eure Gatten mögen euch lieben wie diese, und seid glüklich, Kinder, seid glüklich!

Amen, rief die Mutter, die schon eine Weile zugehört hatte. Die beiden Töchter lagen in den Armen der Eltern; sie gaben ihnen Küsse, die sie so zärtlich nicht mehr geben konnten. Stella zerfloß in Thränen und die Rührung ihres Herzens konnte sich nur mit ihrem Entzüken messen. Freudvoll und hoffend schaute die Mutter auf ihre Töchter, deren Wangen in hoher Aufregung erglühten. Verschieden in ihrem Aussehen, in ihren Anlagen und deren Richtung, schienen doch beide reizend, lobwerth und des gleichen Glüks würdig.

Julie hatte sich von der Mittagtafel frühzeitig entfernt, die Mutter hatte ihr ein reizendes Geschäft anvertraut: sie sollte die Brautkränze der Schwestern bereiten. Sie ging in das Glashaus; der Gärtner hatte schon lange für einige blühende Myrthenstöke gesorgt, aber die Blüten ließen sich in dieser späten Jahrzeit nur mühsam und kümmerlich hervortreiben. Dabei war Julien jeder nicht völlig tadellose Zweig nicht genehm, auch trug sie eine geheime Scheu, durch Wegschneiden eines welken Blütchens eine Ranke vorzubereiten. Nach sorgsamer Auswahl der hinlänglichen Anzahl blühender Zweige begab sie sich in ihr Zimmer. Mit frommer Sorgfalt flecht sie die beiden Brautkränze, heißes Gebet für ihre beiden Schwestern entströmte

ihrem kindlichen Herzen; dazwiſchen ſtahlen ſich ihr unbewußt und undeutlich nebelvolle und doch liebliche Bilder, die nur der eigenen Zukunft entlehnt werden konnten. Sie hatte ihr Geſchäft kaum beendet, als ſie auch ſchon zur feſtlichen Zeremonie abgerufen wurde.

Die Trauung war bald vorüber; der Geiſtliche hatte eine einfache kräftige Rede gehalten, die jedoch Stella und dem Maler für einen ſo feierlichen Akt zu gewöhnlich und zu wenig ergreifend geſchienen hatte. Die Hochzeitgäſte ſaßen beim Mahle. Beide Bräute trugen weiße Kleider aus ſchwerem Seidenſtoffe, aber die Farbe der Haare, der Schnitt der Züge, der verſchiedene Ausdruk der Augen unterſchieden ſie mehr, als man bei Schweſtern vorausſezen ſollte. Albertine prangte mit einem koſtbaren Schmuke, den ihr der Kammerherr als Brautgeſchenk gegeben hatte. Perlen, Brillanten und andere Edelſteine funkelten in der künſtlichſten modernſten Faſſung durch einander; der Schmuk ſtand mehrere tauſend Gulden im Werthe. Stella trug nur den Kranz und eine Tearoſe vor dem Buſen; entſchieden hatte ſie jedes Geſchmeide von ſich gewieſen.

Es ging bereits gegen Mitternacht; noch brannten an Luſtern und Armleuchtern die verſchwenderiſch angebrachten Kerzen und verbreiteten ein Lichtmeer durch den Saal. Die Hochzeitgäſte brachten den Brautpaaren einen Toaſt in gerbendem Champagner, da fiel aus dem Hofe Muſik von vier Harfen ein. Meiſterhände führten das Vorſpiel aus, und nun begannen vier Stimmen rein und klangvoll einen herrlichen Wettgeſang. Wie feurige Blumen ſchoßen die Töne empor, wie Sterne aus lauem Sommerhimmel. Die Fenſter waren geöffnet, die Geſellſchaft verſtummte,

doch konnte man nur einzelne Worte des Liedes verstehen. Irrwisch hatte die Ueberraschung bereitet, und auch den Text unterlegt. Die Sänger schienen sich endlich zu entfernen, matter wurden die Harfenklänge, und in einem Gewirr aus Jubel, Klage und Begeisterung verlosch der Gesang:

Es steigt und fällt, was liebt und was lebt,
Und die Liebe stirbt noch vor dem Leben!

Der Magister erhob sich, schenkte sein Glas mit geistigen Getränken voll, entzündete es, und trank auf das Wohl des Doppelpaares ein flammendes Lebehoch. Er blieb stehen und begann:

Verehrteste Hochzeitgäste! Es sei mir vergönnt den Faden dort zu ergreifen, wo ihn der ehrenwerthe Pfarrherr vor wenigen Stunden sinken ließ, und seiner Vorrede der Trauung eine Nachrede anzuhängen. Ehe ist ein rechtmäßig erzeugtes Wort deutscher Sprache; — obwol es im menschlichen Leben offenbar unter die Kardinal-Hauptwörter gehört, wollen doch einige behaupten, daß es vom Nebenworte ehe abstamme, und beiläufig bedeuten sollte: ehe bedacht und dann erst gethan; aber die modernen Sprachforscher läugnen diese Kindschaft, und wir Deutsche folgen unsern Gelehrten. Die Ehe ist der lobwerthe Vertrag zwischen den Blinden und den Lahmen; was dabei allenfalls zu rügen wäre ist, daß am Ende dieser tragen und jener sehen soll. Aus dem Ehevertrage entstehen Rechte und Pflichten, wovon jeder Theil annimmt, daß die Rechte ihm, und die Pflichten dem andern zukommen. Die Ehe ist das Uebereinkommen, alle Schwächen gegenseitig durch ein volles Leben zu tragen; den Frachtbrief für diese

lebendige Waare enthalten die Ehepakten. Ja, ich schäze die Ehe so sehr, daß ich sie den meisten Dingen vorziehe, sogar den sieben lezten. Die Ehe ist ein uraltes Institut; über die erste sprach die biblische Schlange den Segen. Ehen sollte man wie Läusemittel nur im abnehmenden Monde belieben, weil die Hörner des aufnehmenden für den Ehemann ein böses Vorzeichen sein könnten. Ehemann et Compagnie ist die Firma, unter der das Weib nach der Hochzeit den Detailhandel in der Liebe rechtmäßig forttreibt. Sind doch die Mädchen vor der Ehe Räthsel, so sind sie nach derselben Charaden, und daher leichter aufzulösen. Da ich schon vom Monde sprach, so muß ich nur noch bemerken, daß die Liebe nach der Trauung dem Monde am Tage gleicht. Die treueste Frau ist diejenige, welche erst mit den Zähnen des Mannes loker wird. Die Ehen, sagt man, werden im Himmel geschlossen; hierin ist der Grund zu suchen, daß manche im rauhen Klima der Erde nicht recht fortkommen. Gleichwol gibt es Beispiele von sehr glüklichen Ehen, wie die der Rebecca mit ihren sieben ersten Männern, die der Turteltauben, die der Claurenschen Mimili, und manche andere, von denen die Weltgeschichte schweigt; ja es würde, nach dem Zeugnisse aller Verliebten, noch weit mehr musterhafte Ehen geben, wenn sie sammt und sonders getraut würden. Einen Beweis, daß es zufriedene Ehen gibt, liefert auch das Faktum so vieler zweiten und dritten Ehen, obwol Böswillige dies dem Stolze der Menschen zuschreiben möchten, die nicht Esel sein wollen, und daher öfter auf das Eis gehen. Ja Manchem schlägt seine erste so gut an, daß er bald darauf mit des Seilers Tochter Hochzeit hält. Nichts destoweni-

ger steigt die Verschlimmerung des menschlichen Geschlechts dergestalt, daß diesen reizenden Aussichten zum Troze die Anzahl jährlicher Ehen abnimmt; diesem Uebel zu steuern habe ich bereits meine stillen Pläne gemacht. Da ich die Schuld dem schöneren Geschlechte der Menschheit nicht zuschreibe, so trage ich an, jeden Mann von achtzehn bis vier und zwanzig Jahren unter das Maß zu stellen, und falls er die gehörige Länge hat, ohneweiters zum Heiraten zu rekrutiren. Auch wüßte ich für Damen ein probates Mittel nicht sizen zu bleiben; — sie dürften sich nur nie niedersezen. Nebstbei muß ich aber bemerken, daß im Zwiebeljahre ohnedieß jedes Mädchen einen Mann bekommt. Ehen und Thüren haben wenigstens diese Aehnlichkeit, daß man nur dann gut durchkommt, wenn sie nicht geschlossen werden. Für kleine häusliche Zufälle ist Onkel Tobis Lillabulero anzuempfehlen, gegen große die Passauerkunst. Und endlich, welches Glük hat denn der einsame einzelne Mensch?! Ist sein Tagwerk des An- und Auskleidens werth und der mühseligen kostspieligen Fütterung? Wenn der Baum seines Denkens den lezten Ring aufgesezt hat, fällt ihn der Tod, und in der Wildniß verwittert er. Sein Wollen hat den Stüzpunkt außer der Erde, aber die lustige bunte Kugel geht ihm ab, die er um die Sonne schwingen soll; er ist ein Mittelpunkt ohne Umkreis, eine ewig fortlaufende Zentrifugalkraft Und was sollen die zarten duftigen Staubfäden seines Gefühls? Wie die einzelne Blume verwelkt er samenlos, wie der fabelhafte Phönix baut er aus dem Zimmet seiner sehnsüchtigen Schmerzen, aus dem Ambra seiner Thränen das niegesehene Flammengrab. Kinder — Kinder, sind sie nicht unsere ewige

Tugend, unserer Unsterblichkeit Bürgen? Unsere müden alterschwachen Atome zerstäuben in alle vier Winde, unsere unverbrauchten haben ewige Jugend. Drum lebet hoch, ihr schönen jungen Menschen! achtet nicht auf den schweren Schatten, den das hinsinkende Geschlecht hinter euch nachschleppt; der Sonne entgegen den Blik, den lichtstarken, weltdurchschauenden, den Atlasnaken kräftig unter dem Himmelgebäude geschüttelt und mit ihm! den Oeta auf den Olimp gestülpt, und noch ein Mal Feuer vom Himmel geholt! Glük auf, junge Menschheit, noch bist du es wie vor sechstausend Jahren! —

# Zweites Buch.

# Achtes Kapitel.

Die Residenz hatte eine Vorstadt, die erst durch das Bedürfniß und die Bauluft der lezten Jahre entstanden war; die Häuser waren hier kleiner, aber wohnlicher, minder prachtvoll, aber vielleicht eleganter. Ein Paar schöne Säulen oder anderes edles architektonisches Beiwerk schmükten die freundliche Fronte eines jeden; die Hinterseite ward von einem Garten gebildet. Rosengebüsch und Weinlauben wechselten, statt des Staubes flogen Düfte durch die Luft und mehr als die Hälfte der Bewohner, die Singvögel waren zinsfrei.

In diesem Quartiere der Stadt wohnte der Maler mit seiner jungen Gattin. Mit sorgfältiger Wahl hatte er ein ganz freistehendes Haus ausgesucht; schon der Eintritt ins kleine geschmakvolle Atrium schien einen Tempel glüklichen Stillebens zu verkünden. Die beiden Eheleute mit ein paar Domestiken waren dessen einzige Bewohner. Außer den für die Wirthschaft und das Gesinde nothwendigen Stuben befand sich im Erdgeschosse auch das Atelier des Malers. Er hatte sich ein abgelegenes helles luftiges Zimmer gewählt. Die Fenster gingen in den Garten, blaue Trauben umkränzten sie, und leere Vogelnester in den

nächſten Bäumen verſprachen eine heitere Frühlingwirthſchaft. Jezt waren die Reize des umliegenden Gartens freilich nur mehr gering; Herbſtgeſpinſte hingen mit Thauperlen befaßt zwiſchen rothgewordenem Laube und von den Blumen ſtanden nur mehr verkümmerte Georginien, einzelne Aſtern und die Sonnenroſe wendete ſehnſuchtvoll ihr Haupt nach dem tief gehenden Geſtirne des Tags und der Freude. Aber Adlerhorſt und Stella lehnten doch ſo ſelig im Fenſter der Gartenſtube; das Bewußtſein, daß ſie den Wunſch ihrer Jugend, das Glük ihres Daſeins errungen hatten, trug ſie in den Zenith des Lebens und ihre junge Phantaſie hätte es Mühe gekoſtet, nicht auch den Garten mit allen Reizen des Frühlings zu ſchmüken. Den Boden des Zimmers bildete geſchliffene Terraſſe, im Winter mit Teppichen zu überbreiten; die Wände waren blaßgrün grundirt, ein Arabeskenſtab in den Schattirungen dunklen Purpurs lief umher, aber dazwiſchen hingen Adlerhorſt's Studien und Skizzen. Man hätte ſie ſeine Biographie in Bildern nennen gekonnt. Neben dem erſten Engelkopfe, den er einſt umriſſen hatte, ſtand eine ſchöne Matrone mit dem Nimbus; ſie hätte für eine heilige Anna gelten mögen, aber ſie war Adlerhorſt's Mutter. Strenge Liebe, fromme Entſagung war in dieſen Zügen zu leſen; man erkannte die frühe Witwe. Adlerhorſt hatte ſie aus der Erinnerung ſeiner Kinderträume gemalt; — wer konnte auch das Antliz ſeiner Mutter je vergeſſen! Nun folgten Köpfe und Gruppen, die ſtufenweiſe das Ueberwinden mechaniſcher Schwierigkeiten, das freie Spiel des Talentes, das Anſtreben hoher Ideale verkündeten. Ein ſchmächtiger halbwüchſiger Engel ſpielte mit Muſcheln, Blumen und Perlen;

es war weder ein Knabe, noch ein Mädchen, sondern ein Hermaphrodite des Himmels. Ein Schmetterling flog über die Gestalt, eine welke Rose lag zu ihren Füßen; wäre die holde Kinderseele nicht so frühe entflohen, sie hätte für Adlerhorst Geschlecht angenommen. Umrisse zu Aristophanes und Ossian folgten. Nach des Pausanias Beschreibung hatte er einige antike Gemälde der Poecile in Athen entworfen. Blätter aus seiner Reisemappe folgten; gegen seinen entschiedenen Geschmak hatte ihn Italiens Schönheit und klassische Pracht zu landschaftlichen Versuchen gezwungen. Aber sie beschränkten sich meist auf einen Ausschnitt gewöhnlicher Landschaftstüke; ein Magnolienbaum mit geringem Rasen umgeben, ein Votivbild zwischen Zipressen, ein korinthisches Kapitäl unter Epheu genügte, oder die Landschaft war doch nur Hintergrund eines sizilischen Riesenmädchens, einer Fischerin aus Neapel, einer wilden Wandergruppe aus den Appeninen. Stüke, die auf das klassische Alterthum und auf Italien Bezug hatten, standen bei ihm in seiner gegenwärtigen Lage in vorzüglicher Gunst; nächst den Heroen und Königen, die sie vorstellten, genoßen einst die Künstler, die sie bildeten und machten, das höchste Ansehen, — und Italien läßt in seinen erhabenen Erinnerungen, im noch herrschenden allgemeinen Kunststreben, ja selbst in seiner speziellen Tradizion den Unterschied der Stände noch jezt leichter als irgend ein Land vergessen. So wie der Held des Alterthums für seinen schönsten Sieg nur die Blätterkrone erhielt, so gab der Künstler sein Gebild, das ihm kein Attalus würdig bezahlen konnte, als Geschenk an den olimpischen Gott. Italien, dieses Stük des Himmels, das auf die Erde gefallen war, hat

die Unterſcheidungen und Sonderungen dieſer noch nie begriffen und erlernt, und wird es auch nie. Der Lazzaroni und Vagabund iſt im Beſize der höchſten Pracht der Natur und Kunſt. Seines Zimmers Wände ſind die Säulen unſterblicher Tempel oder die Marmorhallen ſtolzer Paläſte, den Bettbaldachin durchſtiken ewige Sterne, Zephirflügel und Fächer aus Jasmingebüſchen wehen ihm Kühlung im Sommer, eine feurige Sonne durchglüht ſeinen Winter; Orange und Angurie bietet ihm Nektar, und von allen Bäumen fällt Ambroſia in ſeinen Schooß. Die Nachtigall, die bei uns im Norden einen kurzen Monat klagt, bringt ihm durch einen langen ſeligen Frühling jubelnde Serenaden. Aber die Natur ſchuf auch ſeine eigene Kehle rein und melodiſch. Während wir Nordländer wie heiſere Raben krächzen, findet bei ihm jede Luſt, jede Freude den hellen klingenden Ton. Das einſam ſelige Liebelied erſchallt, der dithirambiſche Chorus. Entzükt horchend ſchenkt der Wirth ohne Bezahlung den feurigen Rebenſaft, und dem Jünglinge mit zerriſſener Jake, doch mit ſtolzer Athletenſtirn und mit kühnem Feuerblike öffnet ſich die geheime Pforte des Marmorhauſes, und die Duenna zieht ihn lautlos über Teppiche und Moſaike. Aber noch ein Ohr hatte ſich entzükt und neugierig geſpizt, es war das des Impresario; die Zunge, die die ſchmalen Lippen beleckte, ſchien ſelig an den reinen ſüßen Honigtönen zu ſchlürfen, das eingedrükte Auge berechnete die Einnahmen in San Carlo. Der kluge Mann läßt den nächtlichen Sänger nicht mehr aus dem Auge. Geduldig und verſchwiegen geht er in der lauen Nacht vor dem Palaſte auf und nieder, und drükt den erſchrekten Flüchtling am frühen Morgen in ſeine Arme. Er hat

heute ohnedies minder ruhig geschlafen als sonst auf den Marmorstufen des Palazzo; er schreitet unsicher, noch scheinen englische Federn unter seinen Füßen zu schwanken. Des Impresario Antrag ist glänzend, aber im zerrissenen Sake des Straßenjungen klingen bereits blanke Zechinen. Ihm bleibt die Wahl; das schöne heißhungrige Weib dieser Nacht verspricht jeden Muskel mit Geld aufzuwiegen, aber das pergamentene Männlein hat nicht nur Gold, sondern auch Kunst und Ehre in der Tasche. In der Brust des Landstreichers regt sich ein Morgenlied, ein silberner Triller flattert auf, er schlägt ein. Wo die Natur so überreich spendete, hat die Kunst nur wenig nachzuhelfen; die Räume des Theaters füllen sich, und des neuen Tenors erster Ton fliegt wie eine gähe helle Rakete über die Menge. Sie jubelt, seine Befangenheit schwindet, und schon die sortita hat über seine Zukunft entschieden. Ein Fakelzug begleitet ihn nach Hause, die Spalten aller Zeitungen füllen sich mit seinem Lobe, und unser tenore assoluto ist fertig. Seine Kasse füllt sich, die Herzogin bittet ihn zur Assemblée, der Marchese macht ihm die erste Visite. Der Taugenichts ist plözlich ein großer Herr geworden. Jedes Fach der Kunst findet in Italien, wenn auch seltener und schwerer als die Musik, ähnliche Erfolge. Adlerhorst erzählte Stella oft von diesem Wunderlande der Natur und Kunst. Aber so theuer ihm die Erinnerung an dasselbe war, so gern vermißte er es jezt; dort hatte er nur alle Elemente zum Glüke, hier das Glük selbst gefunden. Darum war ihm auch das theuerste Bild des Zimmers jene Echo, die fast unwillkürlich Stella's Züge erhalten, und den Wendepunkt seines Schikſals so rasch, zuerst zerstörend und dann

doch so befriedigend herbeigeführt hatte. — Von dem Zimmer des Malers führte eine hintere Wendetreppe rasch zu Stella's Zimmer im ersten Stokwerke. Eine kleine Bibliothek der schönsten und besten Bücher aller Zeiten und Völker, ihre Harfe, Blumentöpfe vor dem Fenster, Stikrahmen und Zeichengeräthe verkündeten den Aufenthalt eines Wesens, das dem Zeitgeschmake des Modelurus und der Toilettenfreude nur wenig geneigt, sein Streben und sein Vergnügen edleren werthvollen Beschäftigungen zuwendete. Dieses Zimmer, so wie die wenigen daranstoßenden war in schönem Stile, aber mit absichtlichem Vermeiden verschwenderischer Mode eingerichtet. Die Geräthe und Meubles wichen vom herrschenden Geschmake ab, mußten aber dennoch durch einfache edle Form gefallen. Stoffe und Verzierungen, obwol minder kostbar, als in vornehmen Wohnungen, versprachen schon beim ersten Anblike bleibend zu gefallen.

So war die Staffage des häuslichen Lebens unseres jungen Paares beschaffen, es selbst aber darin selig wie im Paradiese. Adlerhorst sezte Stella's Unterricht im Zeichnen fort, und lehrte sie hiezu noch die fertige Behandlung der Farben und die übrigen Kunstgriffe des Malers. Sie war ein Schüler voll Lust und Liebe. Dabei trieben sie Musik und lasen sich vor. Der Winter versprach in angenehmsten Beschäftigungen zu vergehen. Sie brachten jezt noch manche Stunden im Garten oder auf Spaziergängen zu; Besuche machten und empfingen sie selten. Selbst zu Stella's Aeltern kamen sie nicht sehr oft, noch weniger zu Albertine. Der Vater behandelte Stella mit stets unbeschränkter väterlicher Liebe, und Adlerhorst, seit dem Tage, da er ihm

die Tochter zum Weibe zusagte, mit herzlicher, Vertrauen einflößender Biederkeit. Adlerhorst hatte ihn auch sehr lieb, doch verkümmerte ihm jeder fremde Besuch, ja die bloße Erwartung oder doch stete Möglichkeit solcher den Aufenthalt im Hause des Schwiegervaters. Er ging daher nur außer den gewöhnlichen Besuchstunden zu ihm, und fühlte sich dort doch nie in seiner vollen freien Laune. Stella war als Braut zwar allen näheren vornehmen Bekanntschaften des väterlichen Hauses vorgestellt worden, die Gegenbesuche wurden jedoch noch eben daselbst gemacht, und in Adlerhorst's Haus verirrte sich selten und gleichsam nur aus Neugierde ein Besuch der großen Welt. Er selbst hatte noch weniger Trieb, solche Verbindungen fortzusezen; daher sich denn, mit dem größten Theile ähnlicher Bekanntschaften, ungeachtet anscheinender Freundlichkeit, eine lästige Entfremdung und Spannung einschlich. Adlerhorst wich dem unerquiklichen Zusammentreffen mit denselben aus.

Im Hause des Kammerherrn traten diese Rükſichten viel merklicher hervor. In Schwangau's Hause herrschte noch die ältere biedere Weise vor; man konnte unangemeldet eintreten; die zwar reichen Meubles waren fast aus der Mode, und manches altväterliche Geräthe, noch mehr aber das herzliche Betragen des Herrn und der Frau des Hauses machte dort schnell vertraut und heimisch. Anders war es bei Abel; er hatte sein Haus im modernsten vornehmen Stile eröffnet. Ein Portier im Wappenroke empfing schon vor dem Thore und schien nur auf Gallaequipagen gewohnt. Bediente, Kammerdiener und der Haushofmeister übernahmen Einen und riefen Namen und Titel. Wer sich durch ein paar Vorzimmer durchgearbeitet

hatte, mußte im angränzenden Salone noch die zwei und dreißig Ahnen des Kammerherrn paſſiren; keiner darunter war ohne Gnadenkette oder Ordenſchmuk. Der Beſuchſalon ſchien nur zum Empfange hoher Gäſte ſo prächtig dekorirt. Abel, der ohne Zweifel ſehr gutmüthig war, bemühte ſich zwar höchſt freundlich und ſchwägerlich zu erſcheinen, aber dies Beſtreben konnte dem feinen Auge des Malers nicht entgehen, und war ihm widerlich und faſt kränkend. Der Graf wollte ſie immer recht lange bei ſich behalten, und gab die Viſite jedes Mal am nächſten Tage zurük; aber doch war er, ſo lange ſie bei ihm blieben, immer genirt und beſuchte ſie zu ungewöhnlichen Stunden ohne Equipage und Bediente, gleichſam inrognito. Es war daher nicht zu verwundern, daß es Albertinen nicht gelang, ihnen ihr Haus angenehm zu machen. Ihrer gutmüthigen Unachtſamkeit war das Spannende ſolcher Beſuche jederzeit entgangen. Sie behagte ſich in ihrem eigenen Appartement, obwol es ihr zu prächtig ſchien, ganz vortrefflich und fand das ihrer Schweſter in anderer Rükſicht eben ſo reizend. Sie fühlte für Stella hier und dort daſſelbe harmloſe Wohlwollen, und hielt Adlerhorſt jederzeit für einen ſchönen liebewürdigen Mann, der nur, wie alle Gelehrten und Künſtler, häufig unverſtändlich ſei.

Erbach brachte dieſen Winter außer dem Lande zu, und Adlerhorſt und Stella hatten daher ein Band weniger, das ſie an die groſſe Welt knüpfte. Aber der Aufenthalt im eigenen Hauſe war für das junge Paar auch der liebſte; da fühlten ſie keine Anmahnung läſtiger geſellſchaftlicher Verhältniſſe, da waren ſie zwei freie glükliche Menſchen, die wenig bedurften und mehr beſaßen. Liebe, Zufriedenheit

und Kunſt waren die Penaten ihres Herdes. Im erhebenden, aber doch beſcheidenen Bewußtſein ſeines Werthes empfing Adlerhorſt die Schwiegerältern, ſo oft ſie kamen, mit herzlicher Freude und traulicher Offenheit; ſelbſt ſein Benehmen gegen den Kammerherrn verlor im eigenen Hauſe allen Rükhalt, alle Herbheit; er ſcherzte heiter über Standvorzüge, und zog treuherzig ihn und ſich damit auf. Adolph war der liebſte und faſt tägliche Geſellſchafter in der Malerwohnung. Obwol dem Stande nach verſchieden, ſimpathiſirten die Anſichten des Malebeſers mit denen Adlerhorſt's auf eine überraſchende Weiſe. Beide hatten viel und Aehnliches gelernt und hatten daher genügenden Stoff zu Geſprächen; Beide waren eraltirt und beſaßen zarte Rükſicht genug, daß der Glükliche die vorherrſchende Schwermuth des Andern nicht verlezte, und daß der Trübgeſinnte nicht mit grauen Wolken den Freudehimmel ſeines Freundes verhing; endlich hatten ſie auch zuſammen Reiſen insbeſonders durch Italien gemacht, es knüpfte ſie alſo überdies noch Erlebtes und die Erinnerung an ſo viel Schönes an einander. Auch der Magiſter und Graf Leander beſuchten den Maler öfter.

Um ein für allemal ſeine Anſicht über die Stellung zu Ariſtokraten ausgeſprochen und jedes künftige Schwanken im gegenſeitigen Geſpräche und Umgange beſeitigt zu haben, ergriff der Maler eine günſtige Gelegenheit und legte darüber vor ſeinen vornehmern Freunden und Verwandten den lezten Theil ſeines Glaubenbekenatniſſes ab.

Wie ich ſchon ein Mal geſagt habe, ich laſſe Ariſtokrazie jeder Art gelten. Sie kann und darf alſo auch zur Schau getragen werden; aber wie leicht könnte hier eine

zu ſcharfe Färbung, wirklicher Uebermuth dem minder Bevorrechteten zu nahe treten und ihn beleidigen. Geſeze können hier nicht auslangen, gute Lebenart und feiner Takt genügen nicht immer; doch der geſellige Menſch hat noch ein Verwahrungmittel, das Inſtitut der Ehre erſonnen. Es iſt wie ſo viele ähnliche an und für ſich ein Irrthum, doch einer, der ein Laſter verhindert. An geiſtigen Anlagen, an Reichthum, an Rang und an Allem kann ich den Andern nachſtehen; die Ehre, wenn ich will, ſtellt mich Jedem gleich. Mir ſteht es frei, davon ſo viel als irgend Jemand anzuſprechen, ſie ſo rein, ſo makellos zu erhalten, wie ſie nur ſein kann, — und vor der Spize zweier Degen endlich ſind ſich alle Menſchen gleich. Dieſe lezte Miſchung iſt zu einleuchtend und ernſthaft, um nicht die überſprudelnde Laune Bevorzugter hintan zu halten und den Zuſtand eines Jeden erträglich zu machen.

Adlerhorſt ſchien hiermit eine Laſt von ſeinem Herzen geſchüttet, eine Pflicht gegen ſich ſelbſt erfüllt zu haben; nach der kurzen Aufregung kehrte er um ſo heitrer zum gewöhnlichen Geſpräche zurük.

Adlerhorſt's häusliches Leben gewann durch reiſende Künſtler und Gelehrte an Abwechslung und Reizen. Seine diesfälligen Verbindungen und Bekanntſchaften verzweigten ſich über alle Länder, vorzüglich ſprachen die Wanderer, die ins ſchöne Italien zogen oder von dort zurük kamen, bei Adlerhorſt ein. Sein Name ſtand dort in zu gutem und bekanntem Klange. Beſuche von Reiſenden ſind gewöhnlich läſtig und unerquiklich; man arbeitet ſich während des kurzen Beiſammenſeins kaum über die dürren Eingangreden hinaus, und iſt froh, endlich wieder glükliche

Reiſe wünſchen zu können; war man ſich ſchon vorher bekannt, ſo frägt man allenfalls auch noch um Tanten und Baſen. Anders verhielt es ſich mit ähnlichen Beſuchen im Hauſe des Malers; da zog keiner vorüber ohne einen ſchönen intereſſanten Gedanken, eine fruchtbare Anregung zurük zu laſſen. Ein Theil derſelben kam noch trunken von den erblikten Schönheiten, der andere zog in heiliger Aufregung und Neugierde ins ſchöne Heſperien. Allen Staub des Lebens hatten die begeiſterten Pilger bereits an der Schwelle ihres Hauſes zurükgelaſſen; die freien Fittiche des Geiſtes breiteten ſich zum Fluge über die Alpen, und das Auge, wie der Buſen, war hell und thränelos, um keine Schönheit, keinen Reiz des erſehnten Landes zu verlieren. Adlerhorſt ſegnete ſie zur ſchönen Südenfahrt; aber beruhigt konnte er zurük bleiben, er hatte das Wunderland geſehen, und Stella war ihm das verkörperte Ideal ſeines Lebens. Wirklich waren die Stunden, die er mit ihr allein zubrachte, die ſchönſten. Er hatte in ihr das Weib gefunden, das den Gang ſeines Geiſtes vollkommen begriff; jeden Schritt, den er je gethan hatte, verſtand ſie, jeden künftigen ſah ſie voraus. Ihrer Phantaſie flog die ſeine nie zu hoch, in den äuſerſten Sphären traf er auch ſie, mit ſtarken bunten Flügeln gaukelte ſie an den Grenzen des Erſinnbaren und ſchauderte vor keinem Abgrunde zurük. Die Gebilde der Kunſt waren Stella lebendige Weſen; für ſie athmete der Frühling, trieb warmes Blut in den Adern der Statue. Selbſt mit der Geiſterwelt ſchien ſie noch immer durch Träume und plözliche dunkle Gedanken in Verkehr zu ſein. Sie ſtand auſer der beſchränkten Sphäre des Weibes, erhaben über gewöhnliche Sitte und

Regel; jeder Tag wies ihrem Gatten neue Schäze ihres Innern; er ging mit Aladins Lampe im unterirdiſchen Zauberpalaſte, und ſein Leben und ſeine Liebe ſtand im vollſten Blütenſchmuke.

Stella hatte alle Vorzüge und Reize des Weibes, -- nur war ſie nicht fromm; Adlerhorſt aber vermißte es nicht.

Der Herbſt war dieſes Jahr kurz geweſen; es kam ein ſtarker Reif, der Nordwind blies einige Tage, und die Landſchaft verſchwand unter der Hülle des Schnees. Als ſich die Kälte feſtgeſezt hatte, ſtellten ſich blaue ſonnige Tage ein; ſie riefen zu kleinen Promenaden in den Mittagſtunden, und luden für den übrigen Tag zu heitrer häuslichen Beſchäftigung und zu Studien. Magiſter Irrwiſch und Leander folgten dieſer Aufforderung, und eröffneten ihre Winterkurſe. Der Magiſter hatte heuer vorzugweiſe mathematiſche Wiſſenſchaften ausgewählt; mit einem Gewirre von Zahlen und Formeln ſchien er ſeinen Zögling vom reizenden Leben, vom Bewußtſein des erwachenden innern Frühlings abziehen zu wollen. Er ſchrieb die groſſe Rechentafel voll mit algebraiſchen Zahlen, entwikelte Saz aus Saz, und jeder neue ward wieder nur Glied einer Kette, die noch weiter in die Sternfernen, in den Mittelpunkt des Univerſums zu verlaufen ſchien. Leander, ſonſt ein groſſer Freund mathematiſcher Gewißheit, folgte heuer mühſamer den Berechnungen des Magiſters und verlor manchmal den ſtätigen Faden. Oft fing ſein Herz mitten in der Berechnung eines Logarithmus zu pochen an, und die dürren Gleichungen ſchienen von aufwuchernden Blütenranken verrükt zu werden. Unerſchütterlich fuhr Irrwiſch

fort, und Leander ſah am Ende, zwar ohne Freude, die Evidenz des Sazes ein.

Der Magiſter überſah die Zerſtreuung des Zöglings nicht, und bemerkte, daß formelle Wiſſenſchaften nicht mehr auslangen würden. Er nahm daher auch die Philoſophie vor; die Denklehre hatten ſie beendet, er führte den jungen Menſchen jezt in die Metaphiſik ein. Welcher edle Jüngling hat wol je dieſe Halle der Sphinx ohne tiefe Schauer, ohne begeiſterten Antheil betreten? Schon am Eingange begrüßt ihn die heilige Tempelluft einer eröffneten Piramide. In dieſen uralten ehrwürdigen Hieroglyphen wird das Räthſel ſeines Lebens gedeutet, darin liegt die Weisheit aller Völker und Zeiten. Was der Menſch wiſſen kann, hier wird er es erfahren. Die Kronen der Erde liegen in einem Winkel der Halle, die Kränze des Lebens zwiſchen den Spenden des Glüks, und Fetiſche aller Art werden in den Staub getreten. Mit reinen Händen lüftet der Genius der Menſchheit den Schleier der Wahrheit.

Leander zitterte in Schauern der Erwartung; ſeine Wange färbte die edelſte Leidenſchaft, die Begierde zu wiſſen. Tage und Wochen vergingen in Vorbereitungen und langſamen Fortſchritten. Jezt ſtanden ſie beim Beweiſe für das Daſein Gottes. Seltſam iſt es, daß der Herr in ſeiner Schöpfung dieſer Nachhilfe bedarf. Die Kreatur möchte ihn beim Barte faſſen können, und die Nähte ſeines Mantels bewundern. Und doch iſt das arme Geſchöpf zu entſchuldigen; wie ſollt' es die Züge ſeines Antlizes begreifen, da ſie durch eine Welt laufen und ihm nur ein kleiner Ausſchnitt enthüllt iſt.

Die hohe Wahrheit regte auch den Magiſter auf. Er holte alle Beweiſe hervor, widerlegte alle Zweifel. Geſpannt hörte Leander zu. Nun hatte Irrwiſch den Beweis zu Stande gebracht, ſein Daſein und ſeine Eigenſchaften ausgelegt; er ſchwieg zufrieden und forſchte nach dem Eindruke, den er auf Leander gemacht hatte. Auch dieſer blieb eine Weile ſtumm.

Dies Alles weiß auch Julie längſt, waren ſeine erſten Worte.

Woher? fragte der Magiſter barſch und unzufrieden.

Sie glaubt es, antwortete Leander unbefangen.

Es kam eine Einladung von Schwangau; der Hofmeiſter begab ſich mit Leander dahin. Es galt einen Winterabend im häuslichen Zirkel in freundlichen und fördernden Geſprächen zu verbringen. Es ward von Vielerlei geſprochen; Leander nahm heuer das erſte Mal an der Unterhaltung der Erwachſenen Antheil. Da er viel gelernt hatte und lebhaft war, mußte ſein Vortrag ergözen. Alle hörten ihm gern zu; auch Julie ſaß ſchweigend im Kreiſe, hatte die Hände im Schooße liegen und ſah ihn faſt verwundert mit den großen ſtillen Augen an. Man brachte Thee; die jungen Leute wurden im nächſten Zimmer mit andern Erfriſchungen bedacht. Es befanden ſich die Kinder einer befreundeten Familie dort verſammelt; faſt alle waren noch jünger als Julie, die unter ihnen die Dame des Hauſes machte. Leander miſchte ſich ohne weiters unter ſie. Als der Magiſter bald darauf ſeine Stimme auch in den Kinderſpielen hörte, ſchien er nicht unzufrieden und lächelte über ſeinen naiven Philoſophen.

Die Geſellſchaft aber brach in Leanders Lob aus. Einer gedachte ſeiner kräftigen unverdorbenen Jugend, die

ſich in ihrer Unſchuld nur langſam von der Kindheit losreiße, ein zweiter pries ſeine gründlichen Kenntniſſe in den mannigfaltigſten Fächern, ein dritter ſeine gimnaſtiſche Gewandtheit, und alle den Magiſter als den glüklichſten Erzieher. Schwangau endlich bemerkte, daß Leander ein Begünſtigter der Natur ſei, die ihn nicht nur mit dem ſchönen ſtarken Körper eines antiken Heroen, ſondern auch mit geiſtigen Anlagen ſo reichlich begabt habe.

Sein Körper iſt ein köſtliches Geſchenk der Natur, fiel der Magiſter ein, aber die Anlagen des Geiſtes ſind bei allen Menſchen gleich.

Ein Saz, der oft behauptet, doch nie bewieſen ward.

So könnt' ich leicht der Erſte ſein, der die Ehre es zu thun erränge. Sollte jeder Menſch eine andere Beſtimmung haben? — oder wie könnte ſie bei allen dieſelbe ſein, wenn ihre Geiſtkräfte verſchieden wären? Die gegentheilige Anſicht verſtößt gegen den Saz der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit.

Die Cretins laſſen ſich gegen ihre Behauptung und ihren Grund, die verſchiedene Vertheilung der Güter gegen dieſen anführen.

Der Schöpfer, der nie müde iſt, prägt gewiß jede Menſchenſeele vollwichtig aus; aber im Umlaufe wird ſie abgenüzt, beſchädigt und verfälſcht. Von dem Augenblike, der die Seele an einen Körper feſſelt, iſt ſie auch dieſem und allen Einflüſſen des Lebens verfallen. Der Moment ihrer Inkarnazion iſt bereits entſcheidend, die Urne rauſcht ſchon über dem unſichtbaren Keime. Jezt tritt er in die Welt und wieder fallen die Würfel. Die Nahrung der Amme bedingt die künftige Miſchung ſeiner Säfte; ein

enges Kleid, ein unglüklicher Sturz, das Licht, das auf seine Wiege fällt, drükt seine Bruſt ein, verkrüppelt seine Hirnſchale, ſchwächt ſeine Sinne. Die Wärterin ſingt ihn mit kreiſchender Stimme in den Schlaf, und er haßt durch ſein Leben die Muſik; man kleidet ihn in bunte Lappen, und er wird ein berühmter Maler. An die erſten, kaum bewußten Pflanzenträume knüpfen ſich die ſpäteſten Gedanken des Menſchen, ſeine entſchiedenen Meinungen und Wünſche an, die dunkle Verbindung wird nie entdekt oder ſchnell vergeſſen; nun bürdet man dem Knaben irgend ein Talent auf oder ſpricht es ihm ab, und hat durch die leichte Formel eine ſchwere Nachforſchung erſpart. Eine Kanne Weines weniger, und euer Blödſinnige wäre ein Weiſer geworden. — Nun kommt aber erſt noch die Erziehung dazu. Durch ihre Thaten wirkt ſie ſo viel als durch ihre Unterlaſſungen. Das Unbedeutendſte iſt von Einfluß. Der junge Menſch ſollte eine Kunſt erlernen; der Meiſter kommt zufällig in der Stunde, wo der Junge ſpielen möchte, und unbegreiflicher Weiſe erlernt er nichts. Er hat kein Talent dazu. Der zweite Meiſter hat eine Warze auf der Naſe und der Zögling denkt die ganze Stunde nur an dieſe. Auch dazu hat er kein Talent. Armer Junge! wären die Verhänge deines Zimmers nicht ſo ſorgfältig verhängt geweſen, ein Mondſtrahl hätte in deine Phantaſie unzählige Verſe eingeſchachtelt; hätte dein Informator nicht ſo ekelhaft Tabak geſchnupft, du wüßteſt noch, was er dir ſagte. Aber legt mir dieſe Zufälle nicht dem hohen Meiſter der Welt zur Laſt; er ſtellt den ewigen Geiſt hin in dieſe Endlichkeit; die tauſend Fäden des Lebens weben um ihn; er will ihn nicht weiter hingängeln durch die verſchlun-

genen Irrgänge. Die Welt läuft nach Geſezen, ſie braucht keine Wärterin.

Das Geſpräch über Erziehung wurde weiter fortgeführt. Irrwitch ſprach ſich entſchieden gegen den Hebel des Ehrgeizes aus, der in der Erziehung ſo häufig angewendet wird. Er geſtand zu, daß der nächſte Erfolg glänzend ſei; der Knabe lernt ſo viel man will, um beſſer zu antworten als die Andern, das Mädchen iſt ſtill und fleißig, um mehr gelobt zu werden als ihre Geſpielinen; aber dieſe Triebfeder troknet das junge wohlwollende Gemüth aus, der erwachſene Menſch wird dereinſt dem Scheine huldigen, und Neid, Mißgunſt, Eitelkeit und noch viele abſcheuliche Fehler hatten darin ihren Urſprung. Man errege den Antheil des jungen Weſens am Guten, Wahren und Schönen, man haſche nicht nach augenbliklichen Erfolgen und gehe lieber langſamer, aber ſchuldlos zu Werke. Nicht minder eiferte er gegen Verbote und Strafen. Das Verbot iſt der Same der Sünde, die Strafe der Anfang der Unverbeſſerlichkeit. Man ſeze das Kind in eine Lage, die es unbewußt ſo viel als möglich von Allem abhält, das ihm nicht zukommt. Man lehre es das wollen, was es ſoll, und begangene Fehler einſehen. So lang es nicht erkennt, was ihm obliegt, iſt jede ſeiner Handlungen gleichgiltig; nur das ſinnlich Schädliche mag man dann im dringenden Falle verbieten. Erkenntniß des Fehlers, Reue ſei ſeine Strafe.

Da die Geſellſchaft faſt nur aus Eltern beſtand, nahm ſie lebhaften Antheil an des Magiſters Bemerkungen. Nicht minder intereſſirte ſie auch das laute heitere Treiben der Kinder im anſtoßenden Salone. Ihre Spiele hatten immer mehre Zuſchauer. Man ſpielte nun ein Haſchſpiel. Leander

war roth vor Erhizung und Vergnügen, obwol er zuerſt nur ſcherzweiſe, in komiſcher Selbſtparodie daran Theil genommen hatte. Wie bei allen kräftigen und unverdorbenen Naturen hielt auch bei ihm die Neigung zu naiven harmloſen Kinderergözungen länger an, als es in der Regel der Fall iſt. Eben tummelte er ſich mit verbundenen Augen durch den Saal und machte durch Sprünge und Grimaſſen den jüngern vielfachen Spaß. Er ſtellte ſich abſichtlich ungeſchikt und tappte umher; nun hatte er dennoch ein Kleid gefaßt, es war das Julens. Beide lachten kindiſch; ſie verſuchte noch zu entſpringen, aber bald hatte er ſeine Arme um ihren ſchlanken Leib geſchlungen, er riß die Binde ab, und gab ihr nach dem Rechte des Spieles einen Kuß.

Noch lachten ſie, aber doch ließen ſie ſich ſogleich und plözlich los; Julie, die Erhizung ſonſt nur blaſſer ausſehen machte, erröthete, vielleicht das erſte Mal in ihrem Leben, und Leander ſtekte verlegen. Er warf das Tuch fort und ſchlich aus dem Kreiſe; ſie aber ſtand noch unter den Kindern, wie erliegend der anſtürmenden dunklen Verwirrung des Augenbliks. Die ſanfte Röthe, die ihr auf Wange, Hals und Stirn lag, glich der einer jungen Roſe; wie in einem Seufzer hob ſich ihre Bruſt und ließ das erſte Mal bemerken, daß ſie zur Jungfrau heran reife.

Durch die Lebendämmerung der beiden jungen Leute zukte ein Strahl, der aus dem Paradieſe zu kommen ſchien, und dennoch beide blendete und bedrängte.

Der Magiſter lehnte mit verſchränkten Armen in der Thür; ihm war der Vorfall nicht entgangen; er beſchloß mit Leander eheſtens abzureiſen.

# Ironie des Lebens.

## Novelle

von

Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

*Zweiter Theil.*

Wien.

Bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler.

1841.

Gedruckt bei J. P. Bellinger

# Neuntes Kapitel.

Die Winterſaiſon der Reſidenz war ihrem Ende nahe, die Anzahl und der Glanz der Geſellſchaften lieferte einen Beweis für den noch immer im Steigen begriffenen Luxus. Abel und ſeine Gattin machten alle jene mit, in denen ſich Perſonen des erſten Ranges verſammelten. Albertine hätte ein ſtilleres häusliches Leben vorgezogen, fügte ſich jedoch geduldig in den Wunſch ihres Gatten, der ſich von ſolchen Aſſamblees nährte.

Die Zwiſchenzeit waltete ſie unbeſchränkt und raſtlos in ihrem großen Hausſtande. Sie wußte den Preis des Hafers, die Anzahl der Weinflaſchen und der Truthühner in Keller und Geflügelkammer, überzählte ſo oft als möglich Porzellanteller und Silbergeſchirr und ſchlich ſich verſtohlen ſogar in die Küche. Albertine hätte zur wohlhabenden Bürgerfrau getaugt. Sie würde am liebſten ſelbſt Salat geſchnitten und Eier gerührt, Linnen verſtopft und die Schränke gebohnt haben. Es war ihr zu ſchön in ihrem Hauſe; ihr mangelten der Schlüſſelbund und die Küchenherrſchaft. Aus dieſer Lieblingneigung der reichen vornehmen Dame ergaben ſich die einzigen Widerſprüche, die ihr der Gatte entgegenſezte. Sie ſeufzte, wenn das Heu

und der Kaffee im Preiſe ſtieg, ereiferte ſich, wenn die Holzvorräthe verbraucht waren; Abel lachte dazu und warf Geld mit vollen Händen hin. Sie wollte die Borden der Livreen auch auf der Kehrſeite verwenden laſſen, er kaufte ſogar neues Tuch für die Röke. Ihr machte ein Dukaten Freude, den ſie wo abkargen konnte, er gab eine Rolle mit Vergnügen für einen neuen Zierath aus. Sie mahnte ans Sparen, er berief ſich auf ſeinen Reichthum. Doch alle dieſe Reibungen blieben bei dem Phlegma des Ehepaars unbedeutend. Sie ließ heimlich den Docht der Lampen dünner drehen, und er dachte nach, wie er ſeiner Grafenkrone noch eine Perle hinzufügen könnte.

Als neuvermältes Paar hatten ſie bis nun noch keine Geſellſchaft gegeben. Jezt waren jedoch die Bronzen aus England, die Service aus Paris angekommen, der Schnee ſchmolz und blaue Frühlinglüfte flatterten bereits in den Mittagſtunden; der Kammerherr mußte jezt oder nie ſeine Geſellſchaft geben.

Er hatte ſich Alles dafür an den langen Winterabenden ſublim ausgedacht. Man kennte in der Reſidenz keine prächtigere Wohnung finden, als die ſeine; er hatte geheime Unterredungen mit dem Schneider über den Schnitt der Livreen gehalten, und wirklich das Unglaubliche zuſammen geſtellt; ſein Kammerdiener war ein franzöſiſcher Philolog. Er fühlte, daß er in der Lage ſei, das Unerhörte zu leiſten, nur ein Umſtand, ein einziger ſchmetterte ihn darnieder, und war auch der eigentliche Grund, warum er ſeine Abendgeſellſchaften ſo lange nicht eröffnet hatte. Seinen Salon ſollte gerade nur der Hofkreis beſuchen, der kein ſterbliches Weſen mehr oder weniger als Sereniſſimus bei ſich

empfangen hatte. Was sollte er mit seinem Schwager beginnen? Durfte er den Maler unter die Uniformen laden, die so mannigfaltig sein sollten, als die Farben seiner Palette, — zu all dem Glanze, der heller werden mochte als der Firniß des besten Gemäldes? Er fühlte das Unpassende einer solchen Einladung. Wäre Adlerhorst doch wenigstens eine Primadonna, ein Kastrat gewesen, er hätte dann singen gemußt und Alles wäre gut gewesen. So aber ließ sich nichts vermitteln; die Malerei ist eine gemeine unnoble Kunst. Den Maler geradezu auszuschließen, schien nicht minder unzulässig, seine eigene Gutmüthigkeit wenigstens lehnte sich dagegen auf. Leider war der Kammerherr bei diesen Erwägungen nur auf sich beschränkt; Albertine mangelte der zarte Sinn für derlei Feinheiten, und seines Schwiegervaters veraltete Biederkeit war ihm zur Genüge bekannt. Abel kämpfte den ganzen Riesenkampf allein; hätte er nicht eben echtes Paschalik erhalten, er wäre erlegen. Bleichen Antlizes sendete er den Bedienten mit der Einladungkarte zu seinem Schwager, zitternd zwischen Furcht und Hoffnung erwartete er die Antwort; eine abschlägige hätte ihm ein Königreich gegolten. Der Bediente kam zurük; Adlerhorst hatte zugesagt; der Unglükbote wurde des Dienstes entlassen. Der Kammerherr vermochte die geistige Beschränktheit des Malers nicht zu begreifen, die ihn das Erzwungene der Einladung, das Malplacirte seines Erscheinens nicht ahnen ließ. Nur mit Niedergeschlagenheit und Angst vermochte er die weiteren Anstalten zur Gesellschaft zu treffen; so oft er an deren Erfolg dachte, tauchte des Malers Schatten, wie Banko's Geist beim Freudenmahle auf. Was mochten die Herrschaften zu dieser Indis-

krezien ſagen? — wie konnte Prinz Roderich, der ſich ſeit ein paar Tagen wieder in der Reſidenz befand, die Unſchiklichkeit aufnehmen?!

Dem Maler war die Einladung in die Seele widerwärtig geweſen, er hätte ſie auch ohne Zweifel zurükgewieſen, wäre nicht eben der Schwiegervater bei ihm geweſen. Der ſchlichte Biedermann polterte gegen den Vorſchlag der Ablehnung, ſtrich das Unzukömmliche des Wegbleibens der nächſten Verwandten hervor und beſtand ohne weiters auf Zuſage. Verſtimmt fügte ſich Adlerhorſt in die Ausſicht, in der vornehmſten Geſellſchaft der Reſidenz aufzutreten.

Der Geſellſchaftabend erſchien. Abels Hôtel war taghell erleuchtet; zwei weißblaue Gasflammen ſtrahlten die ganze Straße hinunter. Bediente und Wagen drängten ſich. Die Ausſteigenden traten ſogleich auf köſtliche Teppiche, und die Vorhalle ſchmükte ein duftender Wintergarten. Bronzene Kariatiden trugen reiche Garben brennender Wachskerzen, und eine Perſpektive eleganter Zimmer empfing die Gäſte. Schon das erſte prangte mit Spiegeln und Lichtſchimmer, aber jedes folgende ſchien noch heller und herrlicher. Orden und Uniformen drängten durch einander, und die ſizende Reihe der Damen ſchien ein Kranz von tropiſchen Blumen und Kolibris. Auf dem Divane hatten die fürſtlichen Frauen Plaz genommen, neben ihnen, auf ſammtenem Taburet ſaß die Hausfrau. Albertine hatte ein Kleid aus weißem geſchnittenen Sammte mit kurzer Schleppe und langen Blonden. Der Gürtel beſtand aus einer dreifachen Reihe von Solitären, in den blonden Haaren funkelten Brillanten, auch die Roſe vor der Bruſt war aus Brillanten. Der Kammerherr ſchwelgte in ihrem Anblike,

die vordringende Fülle ihres Wuchſes ſtand unvergleichlich zum reichen Koſtüme, der blendende Naken, der Buſen, der mit jedem Athemzuge unter den Spizen hervor quoll, war durchaus edel und untadelig, die Juwelen gaben ſelbſt ihrem Betragen eine ungewöhnliche Würde. Albertine war heute ganz Dame und erreichte das Ideal, bis zu dem ſich Abel in ſeinen ſchönſten Träumen erſchwungen hatte. Aber der Gürtel der jungen Frau durfte nur mehr loſe geheftet werden, und die liebliche Fülle, die die Blondenmantilla nicht verbergen konnte, ließ einen neuen Weltbürger hoffen, der noch ein Mal ſo viel Ahnen als der Kammerherr aufzuweiſen haben würde.

Abel hatte bei dieſem glänzenden Beginne des Abendes bereits auf Adlerhorſt vergeſſen; da wurden die Flügelthüren abermals aufgeriſſen, und der Schwager trat ein. Abel ſchrekte zuſammen; der Erfolg des Abendes ſtand auf dem Spiele. Serenissima ſchaute durch die Handbrille, und bekam den Krampfhuſten, mehre Damen fingen zu nieſen an, auf alle ſchien des Malers Erſcheinen verderblich einzuwirken. Albertine mußte ſich mit den hohen Gäſten befaſſen, und konnte der Schweſter nur einen flüchtigen Gruß zunikken. Stella nahm einen der lezten Pläze ein. Sie trug nicht den geringſten Schmuk; ihr Anzug war elegant doch einfach. Ein weißes Band umſchloß die ſchlanke Mitte des gleichfarbigen Kleides, lang und ſchwer fielen die ſchwarzen Loken zu beiden Seiten über die Schultern, und das dunkle ſchmachtende Auge taugte beſſer in eine Mondnacht als zur ſoziellen Staffage. Stella war abenteuerlich ſchön; die Damen konnten ſie unmöglich freundlich empfangen. An ihrer Seite ſaßen ein paar krämpfige Fräulein; ſie flüſterten

unter einander, und ſchienen ſie nicht zu bemerken. In gröſsere und kleinere Gruppen vereinte ſich die Geſellſchaft, die Frau des Malers blieb allein und ſchien vergeſſen; ſie erröthete merklich über die ihr zugefügte Unart. Ihre Mutter ſtand auf und eilte zu ihr; die mütterliche Rede, der ſanfte Händedruk that ihr auſsererdentlich wohl, ſie lächelte. Jezt kam auch der Maltheſer, der ſie vorher nicht bemerkt hatte; ihre Mutter verlieſs ſie befriedigt in ſeiner Geſellſchaft. Adolph bemühte ſich, ſo viel als möglich, ſie die abſichtliche Vernachläſſigung der Uebrigen vergeſſen zu machen; doch Stella's klugem Blike entging nicht das Kränkende ihrer Lage. Das Geſpräch ging zwiſchen Beiden nur mit Anſtrengung weiter und Stella's Herz wuſste vom Lächeln nichts, das um ihre Mundwinkel ſchwebte. Der Herr des Hauſes hielt ſich in der entfernteſten Eke des Zimmers auf. Nun gab er dem Muſikchore ein Zeichen, und die Polonaise begann. Eben wollte der Maltheſer Stella die Hand reichen, als die Prinzeſſin ihn zum Tanze aufforderu lieſs. Er muſste ſeine Freundin verlaſſen. Paare an Paare ſtellten ſich an, ſelbſt Stella's Mutter wurde in die Reihe geführt, nur an ihr gingen die Herren wie blind vorüber. Sie war ſonſt ſpröde gegen ſie geweſen; ihre Miſsheirat und die vorhergegangene abenteuerliche Geſchichte gab ihnen heute erwünſchte Gelegenheit zur Rache. Die Muſik begann, die Paare ſchleiften rauſchend durch den Saal, Stella blieb unter den Gichtbrüchigen. Sie ſaſs vergeſſen, überſehen; ſelbſt die alten Damen nahmen keine Rükſicht auf ſie.

Sie ſenkte die ſchweren Wimpern und eine Thräne zitterte im Winkel ihres Auges. Geſellſchaftliches Vergnügen war ihr von jeher gleichgiltig, faſt widerwärtig geweſen;

aber ihr junges reizbares Gefühl war für die erlittenen absichtlichen Kränkungen noch nicht abgestumpft genug.

Der Maler war bisher mit verschränkten Armen ganz allein in der Nische eines Fensters gestanden; ein matter Mondstrahl flatterte neben ihm um die bewegten seidnen Gardinen. Er starrte in das bunte Treiben des Saales und dachte an die schönen Nächte Italiens; aber der schlechte gesellige Erfolg seines Weibes machte ihn aufmerksamer, er richtete sich auf und drängte sich vor. Mit Antheil beobachtete er, was in ihrer Nähe vorging; und als er das schöne geliebte Wesen beim Tanze vergessen, allen Andern nachgesezt sah, knirschte er laut mit den Zähnen und die alte Verbitterung gegen gesellschaftliche Verhältnisse überkam ihn. Er eilte zu Stella und gab ihr bewegt die Hand.

Nicht wahr, der Auftritt ist ihnen neu, Madame? Man läßt sie keinen Augenblik vergessen, daß das Wappen ihres Gemals aus den sieben Farben des Regenbogens besteht.

Stella zwang sich zu lächeln; als sie jedoch die hochrothe Wange ihres Gatten, sein erhiztes Auge sah, hatte sie schnell die eigne Kränkung vergessen, und bemühte sich, ihn zu beruhigen.

Du sollst das lezte Mal diese Schmach verkostet haben; wir wollen ihnen nie mehr in ihrem Feudalkreise die Ehre erzeigen, und wer uns in unsern vier Mauern lästig fällt, der mag erfahren, daß dein Gatte den Degen so gut als den Pinsel führt.

Wie du aufbrausest, Eduard; man spricht nicht mit mir und ich ersparе Langweile, man fährt mich nicht zum Tanze und ich brauche mich nicht erst abzukühlen, wenn wir die Gesellschaft verlassen wollen.

Noch ein Gaſt kam, Prinz Roderich. Sein Erſcheinen unterbrach einen Augenblik den Tanz. Die glänzende Uniform war mit Orden überladen. Anmuth und Hoheit lag auf ſeinem Geſichte; dieſer Mann ſchien nie zu altern. Er grüßte die Geſellſchaft mit gefälligem Anſtande und hatte im ſchnellen Umblike Stella und ihren Gatten bemerkt. Er ging auf ſie zu, bot dem Maler freundlich die Hand und bat Stella um den Tanz. Sie ſagte zu und erhob ſich.

Gewiß, ich bin den Herren ſehr viel Dank ſchuldig, die ſo aufmerkſam waren, meiner Wahl nicht zuvor zu kommen.

Die Paare machten achtungvoll Plaz, und Stella ſchwebte die nächſte hinter der Fürſtin. Befriedigt, mit einem Gefühle froher Genugthuung, ſah Adlerhorſt dem geliebten Weibe nach; er war vorher dem Prinzen nie zugethan geweſen, aber dieſe ſchöne Aufmerkſamkeit ſöhnte ihn mit Roderich aus, machte ihn zu ſeinem bleibenden Schuldner. Von allen Gäſten des Saales hatte eben der Prinz die geringſte Veranlaſſung, gegen ihn oder Stella aufmerkſam zu ſein; da Adlerhorſt jezt Stella's Gatte war, ſo hatte ihn die Sicherheit ſeines Beſizes auch von der frühern Eiferſucht befreit, und er widerrief im Stillen das liebloſe Urtheil, das er einſt über den Prinzen gefällt hatte.

Roderich unterhielt ſeine Tänzerin verbindlich und doch beſcheiden, er war aufmerkſam gegen ſie, und erſchien doch anſpruchlos, faſt ſchüchtern; Stella mußte eine dankbare Regung für ihn fühlen.

Die Polonaiſe endete, und Roderich führte Stella zu einem Size, der dem der Fürſtin nahe ſtand. Er ſezte ſein

Gespräch mit Stella noch eine Weile fort, schien dies jedoch absichtlich nur so lange zu thun, bis er die Fürstin in dasselbe verflochten hatte. Bald darauf zog er sich zurük und überließ die beiden Damen ihrer wechselseitigen Unterhaltung. Er sagte diesem und jenem ein gefälliges Wort, kam jedoch bald in die Nähe des Malers, und begann mit ihm eine längere Unterhaltung. Er nahm ihn am Arme und ging mit ihm im Saale auf und nieder. Mancher Hofmann beneidete den bis nun unbeachteten Künstler um die Gunst des beliebten und einflußreichen Prinzen. Abel bemerkte zuerst mit Erstaunen dann mit innerm Troste diese Vertraulichkeit, und als er an den Beiden vorbei kam, neigte er sich tief vor dem Prinzen und drükte dem Schwager freundlich die Hand. Sich in ihr Gespräch zu verflechten mißlang ihm jedoch. Der Prinz fertigte ihn mit einer allgemeinen Artigkeit ab, der Maler lachte ihm fast höhnisch in das Gesicht.

Roderich sprach von Italien und von der Kunst. Adlerhorst sah sich schnell in die Sphäre versezt, in der er heimisch war, wo er seinen eigenen Werth eingestehen durfte. Roderich hatte viel gesehen und sprach mit warmem Gefühle, mit scharfem Urtheile davon. Adlerhorst billigte seine Ansichten, bewunderte seinen glänzenden Geist, und bat ihm bei sich die Ungerechtigkeit ab, mit der er ihn sonst betrachtet hatte. Als sie an dem, Roderich verwandten Fürsten vorbei kamen, stellte der Prinz den Maler als seinen Freund und als Künstler vom ersten Range vor. Der Fürst war ein Kenner und Gönner der Kunst, und hatte als solcher schon manche goldene Dose mit seinem Namenzuge in Brillanten verschenkt; er sprach von Apelles

und Raphael ſo viel er wußte, und entließ den Maler mit verbindlichem Lächeln.

Nun aber drängte ſich Dieſer und Jener an den gefeierten Künſtler. Jeder behauptete in Italien von ihm gehört, eines ſeiner Bilder geſehen zu haben. Adlerhorſt antwortete ihnen kurz und unzugänglich und zog ſich bald darauf mit Adolph in ein anſtoßendes Zimmer zurük.

Auch Stella's Reize und Liebenswürdigkeit fand jezt Anerkennung. Die jungen Damen der Geſellſchaft erinnerten ſich, ihre Geſpielinen geweſen zu ſein, die älteren und reſignirten hatten ſie noch auf den Armen getragen; alle drangten ſich um ſie. Sie ließ ihrer Abneigung gegen geſellſchaftliche Unterhaltung freien Lauf, und that keiner ihrer Launen Einhalt. Auch die Herren ſchwärmten um Stella und wollten nun mit ihr tanzen, ſie ſchlug es allen ab, und nur als Roderich um die Quadrille bat, ſagte ſie zu. Sein Geſpräch war jezt lebhafter, geiſtreicher, und auch Stella, die ſich wieder auf den Höhepunkt ihrer Stimmung verſezt ſah, führte das anmuthige Spiel des Wizes und der Einbildkraft frei und ſorglos weiter.

Jede ihrer Bewegungen war leicht und gefällig, ihr Auge gluhte voll heiterer Phantaſie, ihr Mund lächelte in ſchöner Sinnlichkeit.

Als der Ball geendet war, ſprach die Fürſtin die Hoffnung aus, ſie bald bei ſich zu ſehen. Roderich geleitete ſie bis zum Wagen, und das Paar fuhr befriedigter, vergnügter nach Hauſe, als es ſelbſt vor den mißlichen Ereigniſſen des Anfanges gehofft hatte. Beide brachen in warmes Lob uber Roderich aus, und Adlerhorſt ſprach ſein Vergnügen

über des Prinzen Verſprechen aus, ſie bald und recht oft zu beſuchen.

Unſere ſchwächſte Stelle iſt zugleich die am leichteſten verwundbare; der Erfolg darin erfreut uns am meiſten; ſie iſt auch der Schmeichelei mehr zugänglich als unſere wahren Vorzüge.

Der Winter, an deſſen Ende die eben gedachte Geſellſchaft Statt fand, hatte aber unter ſeiner ſtillen Eisdeke ein Gefühl aufgezogen, das jezt mit den erſten Keimen des Frühlings unaufhaltſam und aufquellend hervortrieb. Leander und Julie waren allen erſt noch zu kinderhaft erſchienen, um beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; nur ein Auge hatte die zwei harmloſen Weſen nie aus dem Geſichte verloren. Irrwiſch war der Augenblik nicht entgangen, der ihre jungen Herzen aus der Erſtarrung der Kindheit erwekte. Dieſer Augenblik ſchien die Aorte an Juliens Herzen erweitert zu haben; ſie verlor die matte Pflanzenfarbe, und warmes rothes Blut trieb unter der zarten durchſichtigen Haut; wie von neuen Gefühlen erröthete ſie oft und war umſonſt bemüht, im ſittſamen Tuche das Wallen ihres Buſens zu verbergen, der kaum noch unmerklich und ruhig geweſen war.

Leanders Haltung trat entſchiedener und kräftiger hervor; oft ſenkte und verlor ſich ſein Blik in dumpfer Träumerei, aber bald hob er ſich wieder in geſchlechtfrohem Feuer, flog auf Julie, ſchlürfte ihre Geſtalt, ihre Züge ein und vermochte dann in freudiger Kraft ſelbſt den Glanz der Sonne zu ertragen.

Es dauerte einige Zeit, ehe Julie die Veränderung ihres Herzens verſtehen lernte. Sie hielt ihr bewegtes zer-

ſtreutes Weſen zuerſt für Mangel an Aufmerkſamkeit, für Unluſt zu den häuslichen Beſchäftigungen und Lernſtunden. Voll demüthigen Pflichtgefühls und Strenge gegen ſich ſelbſt zwang ſie ſich zu Genauheit und Fleiß in ihren Verrichtungen, quälte den jungen frühlingwarmen Geiſt mit den unerfreulichſten Gedächtnißſtunden, und konnte ſich doch nicht bis zu vorwurffreier Unbefangenheit aufſchwingen. Selbſt ihre Erhebung zu Gott war nicht mehr harmlos und allvergeſſend. Sie erſchrak, ſo oft ihr Leanders Bild in ihren Gebeten, bei ihren Arbeiten erſchien. Es konnte nichts Tadelloſes ſein, was ſie eben in ihren ſüßeſten theuerſten Pflichten ſtörte. Sie rang mit ihren Gefühlen, die ſie noch nicht erkennen konnte, und eine bange Angſt bemächtigte ſich ihres Herzens -- die Furcht, daß die Stunde einer unbekannten Verſuchung über ſie gekommen ſei. Julie war nun faſt ſechszehn Jahre alt, ſie war ſtreng und fromm auferzogen worden; ihr eignes Gemüth bezeichnete ihr noch klärer dieſe Richtung. Sie hatte ſich früh dem Himmel zugewendet; ſie kannte viele Pflichten für ein junges Herz und faſt keine Rechte. Gott war ihr nicht das ſchwankende Ergebniß ſpizfindiger Wiſſenſchaft, nicht das ſtarre Weſen eines todten Glaubens, er war ihr der allmächtige Schöpfer und Ordner der Welt, deſſen Hauch all überall verbreitet iſt, von dem ſie Alles herleitete, auf den ſie Alles bezog. Alles, was in ſeinem Geſeze ſtand, zu thun, war die ſehnſüchtige Nöthigung ihres Herzens; was nicht geboten war, ſchien ihr kaum erlaubt; ſie that es nicht, wenn nicht ihre Aeltern ſie dazu anwieſen. Julie war eine reine Magd des Herrn. Nächſt ihm liebte ſie ihre Aeltern; das vierte Gebot ſchien ihr die ſchönſte aller irdiſchen Pflichten.

Ihre Aeltern kamen ihr als die Vorbilder des Guten und Edlen vor, und die Liebe zu ihnen, die ihr geboten war, ſtellte ſich ihr zugleich als das ſüßeſte Bedürfniß ihres Lebens dar. Gegen irdiſches Wiſſen hegte ſie ſcheue Zweifel, ſie traute ſich darin gar nicht die wahre Unterſcheidung zu, und hielt ſich genau an das Urtheil ihrer Aeltern. Die Kunſt hielt ſie nur für ein Mittel zur Verherrlichung Gottes, und fühlte ſchüchternes Mißtrauen, wo ſie irdiſche Richtung an ihr wahrnehmen konnte.

Jedes ihrer Gefühle ſollte ſich auf Gott beziehen. In der Bedrängniß junger Liebe flüchtete ſie noch häufiger zum Gebete; es gelang ihr jezt, jedoch ſchwerer, ſich ganz und rükſichtlos in ihm zu erheben. Sie weinte oft in ihrer Andacht. Aber einmal drangen ihre Thränen bis zum Throne ihres allgütigen Schöpfers, ihr Herz ward leicht, ihr Gebet ſchwebte auf verklärten Schwingen empor und vor ihr öffnete ſich die Glorie der Ewigkeit. Sie war trunken in frommer Verzükung; unbewußt floſſen ihr ſelige Thränen über die Wangen und ihre Seele hing am Angeſichte Gottes; und ſeine Milde erbarmte ſich des armen Kindes, und Julie erkannte, daß ſie liebe, und daß dieſe Liebe ſchuldlos ſei, und Gnade vor dem Auge ihres ewigen Vaters finde. Sie gedachte der treuen ſorgvollen Mühe der erſten Mutter unſeres Geſchlechts; Sara fiel ihr ein, Rachel und Hanna; auch die geſegneten Weiber des neuen Bundes ſchwebten an ihr vorüber, Anna, Eliſabeth, Maria, — und Liebe ſchien der heilige Beruf eines jeden aus ihnen geweſen zu ſein. Erſt Chriſtus hat die Liebe entſündigt, ihr die Salbung der Ewigkeit gegeben, und weihte den irdiſchen Trieb zum heiligen Sakramente. Julie erkannte

ihre Liebe zu Leander, und erfand. ſie zugleich ſchuldlos vor dem Herrn. Ihr Inneres jubelte und ſie nahm Leander in den nächſten Kreis ihres Herzens auf.

Den erſten Anſpruch auf das Geheimniß ihrer Liebe hatte ihre Mutter. Das Geſtändniß erfolgte mit dem vollen Vertrauen einer frommen Tochter. Die Matrone hörte die Mittheilung mit ſanfter Theilnahme an und küßte die Tochter auf die Stirn. Sie wünſchte ihrer Liebe den freheſten Erfolg, empfahl ihr jedoch zuerſt Prüfung des eignen und des erwählten Herzens und jedenfalls Geduld und fromme Ergebung. Julie war nun beruhigt und ſelig. Die Liebe bedrängte ſie nicht mehr als ein unklares zweifelhaftes Gefühl; ſie erkannte ſie nun und durfte lieben. Dieſe wohlthuende Sicherheit ließ auch die alte Ruhe in ihre Verrichtungen, den ſtätigen ſtillen Eifer in ihre Studien zurükkehren. Der Gedanke an Leander hob ihre Thätigkeit nur noch mehr, und machte ſie ſtark genug, jede Beſchwerde zu überwinden. Ihre Andacht war nun ſo freudig und beruhigt als jemals, ſie durfte auch für ihn beten.

Julie wuchs unterdeſſen raſch zur Jungfrau heran; hatte ſie länger als andere Mädchen kinderhaft geſchienen, ſo ging jezt ihre Entwikelung deſto raſcher vor ſich. Ihr Auge gewann ein mildes bedeutungvolles Feuer, ihr Wuchs eine leiſe ſittſame Fülle. Sie war nun entſchieden dem Kreiſe der Kinder entwachſen, wich jedoch in ihrer Ausbildung von anderen Mädchen ab. Sie hatte durchaus keine Anlage zur Schwärmerei, ihre Gedanken waren klar, ihre Gefühle hell, ihre Einbildkraft ſanft und faſt furchtſam. Ihre Empfindungen wuchſen rein, ſtark und tugendhaft, aber ſie ſchwangen ſich nicht zu abenteuerlicher Ueberfülle, zur

rükſichtloſen Höhe der Leidenſchaft empor. Ihr Wille beherrſchte ſie, und dieſen die Tugend. Juliens Tugend war nicht jene irdiſche zweideutige, die nichts weiter als anſtändige gute Sitte iſt; ſie war die wahre himmliſche, deren Triebfeder ſo rein ſind als ihre Handlungen. Es gibt hundert Mädchen, die eben nichts Schlechtes thun, und doch iſt kein tugendhaftes darunter; keines, das ich mit Julie vergleichen möchte. Sie beſaß keine der gewöhnlichen Eitelkeiten junger Mädchen; Puz und Schmuk reizte ſie wenig, alle Aeußerlichkeiten hatten keine Macht über ſie. Julie hatte eine Eigenſchaft, die die geprieſenſten Mädchen meiſtens entbehren, ſie war fromm. Ihre Geſtalt glich einer jungen aufgeſchoſſenen Lilie, oder, wenn man das Gleichniß für verbraucht hält, einer blaſſen Tearoſe; ſie hatte nicht den purpurnen Schimmer, den würzigen Duft der Zentifolie, aber ſie erſchien ſanft und ſüß wie jene.

Unterdeſſen war Juliens ſechzehntes Geburtfeſt gekommen. Die Eltern hatten ihr das beſte Glük des Lebens gewünſcht, die Mutter ihr eine Kopie von Palmizzanos Madonna gegeben.

Julie war jezt allein und ſtand vor der herrlichen gekrönten Jungfrau. War es zu verwundern, daß das Mädchen am Erinnerungtage ihrer Geburt ihr Leben der Gebenedeiten weihete. Sie kniete vor dem Bilde voll der Gnaden und verlor ſich in ſchöne freudige Andacht. Leander war ebenfalls gekommen, um Julien ſeine Glükwunſche zu bringen. War er ſo leiſe geſchritten? oder ſie ſo ſehr in die überirdiſche Unterredung verloren? — ſie hörte ſein Nahen nicht. Jezt ſtand er hinter ihr und ſah ſtill und verwundert auf die holde Betende. Aber faſt unwillkürlich faltete

auch er die Hände, und bat um Gewährung ihres Gebets, ihrer Wünsche, selbst auf Kosten der seinigen. Mit einem süßen Seufzer erhob sie sich und gewahrte nun erst in freudigem Schrek den Jüngling. Er aber stürzte vor ihr auf die Knie, reichte ihr einen blühenden Myrtenstängel, und das Geständniß seiner Liebe klang feierlich in ihrem Ohre, wie das veni creator! Juliens Liebe war rein wie die Pfingstflammen, ein Himmelfeuer ohne Erdendocht. Sie stürzte noch ein Mal auf die Knie vor dem Marienbilde, das ihren kleinen Hausaltar ausmachte, und betete lächelnd durch Thränen. Ehe sie ihr Gebet endete, stekte sie den Myrtenzweig demuthig in den Blumenkrug vor dem Bilde: Aber nur mit deinem Willen laß mich glüklich werden, himmlischer Vater, und du gebenedeite Jungfrau! Wenn du befiehlst, bringe deine Magd gern den irdischen Myrtenzweig zum Opfer, und vor Allem erhalte mich rein und tugendhaft vor deinem Auge!

Sobald sie sich mit ihrer Mutter allein sah, vertraute sie ihr dieses frohste Ereigniß, und auch in der Folge wiederholte sie ihr jedes seiner Worte, das ihr von einiger Bedeutung schien. Julie war streng gegen die Neigung ihres Herzens, sie gestand sich und Leander kaum einen Händedruk zu, und vertraute jeden ihrer Mutter. Diese bewahrte ihr Blumen und jedes Angedenken, das sie an Leander erinnerte, und als er sie um eine Loke bat, versprach sie ihm diese erst im Falle einer Trennung.

Julie liebte anders, als man es bei den meisten jungen Mädchen gewohnt ist; ihre Liebe schien ein Engelkopf mit Fittichen, und bedurfte keiner irdischen Nahrung. Jede heißere Wallung machte sie ängstlich, sie hielt sie für

gefährlich und verboten, und nur nach manchem Jahre sollte der Segen des Priesters Leander in ihre Arme führen. Gunstbezeugungen schienen ihr dem Stoffe jungfräulicher Liebe fremd und untersagt zu sein; sie trug tiefe Scheu in sich, an jene dunkle Sphäre zu streifen, die gefährliche Räthsel und unreife Lösung birgt.

Leander fühlte allerdings leidenschaftlicher, heftiger; Juliens Anblik erhizte ihn, die Berührung ihrer Hand regte seine Sehnsucht auf, und die Wünsche seiner Liebe dünkten ihm berechtigt und edel. Die schüchterne Zurükgezogenheit Juliens, ihre strenge, fast grausame Haltung machten ihm manchen augenbliklichen Unmuth; wenn er jedoch ihr schuldloses helles Auge sah, und den wahren Schmerz, mit dem sie seine Wünsche versagte, da ward ihm die schöne Ueberzeugung, daß doch nur eben eine solche Liebe die wahre und heilige sei. Mitten durch ihre kühle Zurükhaltung, durch ihr herbes Versagen glühte stets die milde Wärme der Liebe, und manchmal schlug in schrankenlosen Pracht ihre Flamme durch, die um so mächtiger war, je reiner sie glühte. Julie schien ihm als die Verkörperung des Guten und Wahren. Manches Mädchen mochte mehr wissen als sie, aber ihre Gedanken schienen alle aus der Hand Gottes zu kommen, sie trugen den Stämpel der Ewigkeit an sich. Der junge Graf übersah nicht, daß viele Mädchen schöner waren als Julie, aber ihr Körper schien ein Tempel des heiligen Geistes, und die sittliche Grazie ihres Antlizes wog hundertfach jeden Liebreiz des Fleisches auf. Juliens Anblik berauschte ihn mit der Freude der Seligen, und trieb ihn zum Guten. Er hatte an ihr nie einen Fehler wahrgenommen.

Den zwei jungen Menſchen verging der Winter in den Wonneſchauern der erſten Liebe. Sie überſahen, wie der Frühling in der Natur leiſe und allmälig herankam; in ihr Herz war er ja geſprungen, plözlich und auf ein Mal, gleich der gewappneten Pallas. Die Narziſſen und Hiazinthen blühten und verwelkten, die Kirſchbäume ſtanden in weißer Pracht, und die Roſenſtöke fingen an, kleine Knospen zu treiben. An einem der ſchönen Maitage verkündete Irrwiſch dem jungen Grafen, daß ſie am folgenden Tage abreiſen würden. Sonſt war die Welt Leander ſo herrlich ſo ſehenwerth vorgekommen, jezt erſchütterte ihn die erſt noch erſehnte Nachricht. Was ſollte er in Oſt und Weſt umher ſtreifen, da er ihr Schönſtes, ihr Beſtes ſchon gefunden hatte. Aber Leander achtete ſeinen väterlichen Erzieher zu ſehr, um ſich ſeinem Willen entgegen zu ſezen. Er eilte zu Julie und theilte ihr ſeine Abreiſe mit. Sie fuhr ans Herz, in dem ſie einen Stich fühlte, aber bald gefaßt wies ſie ihn auf ſeine Pflicht. Der Magiſter konnte nur ſein Beſtes wollen. Leander bat ſie um einen Kuß, ſie verſagte ihn beſtimmt; erſt die Braut ſollte er einſt küſſen. Er ward ſtürmiſcher, dringender, ſie verwies ihm ſein Ungeſtüm; er zog ihre Liebe in Zweifel, und ſie weinte. Gleichwol verließ er ſie kaum beruhigter.

Die Kürze der Zeit, in der die Reiſeanſtalten beendet waren, ließen vermuthen, daß der Magiſter ſie ſchon lange vorbereitet habe. Bald nach Mitternacht ſollten ſie abreiſen. Sie hatten von den wenigen Bekannten bereits Abſchied genommen; es war Abend und Leander ſah Julie das lezte Mal. Er ſaß trübe vor ihr und den Eltern; auch ihre Augen trugen Spuren von Thränen. Außer dem

Schmerze der Trennung drükte ihn noch der verſagte Wunſch, und ſie dieſe Abweiſung. Dennoch zukte manchmal eine Spur von Freude an Juliens traurigen Zügen auf, ſie blikte freundlich auf den Grafen und die Mutter. War es nun zufällig oder auf die Veranſtaltung der Mutter geſchehen, die zwei jungen Leute blieben einen Augenblik allein. Julie erhob ſich leiſe, ging zu Leander, und gab ihm eine Loke, die ihr die Mutter heute abgeſchnitten hatte. Ihre zarten Lippen öffnete ein ſchmerzlich ſeliges Lächeln; es that ihr ſo wohl, ihm eine Freude machen zu dürfen. Ein Blik in ihr Auge genügte diesmal Leander, jeden Reſt von Mißmuth zu benehmen; der Schmerz der Trennung fiel rein in ſeine Seele, und ſeine Thränen vergoldeten das Entzüken der Liebe. Er ſprang auf, drükte die Loke an ſein Herz und übergoß den Saum ihres Kleides mit Küſſen und Thränen.

Sie hatte erſt die Hände über der Bruſt gefaltet, dann ſtrekte ſie die Eine wie abwehrend vor, und wies mit der Andern zum Himmel. Der Schmerz erdrükte ihre Worte, aber Leander verſtand ihre ſtumme Liebe und Hoffnung.

Sie ſchieden.

# Zehntes Kapitel.

Stella und ihr Gatte befanden ſich in deſſen Atelier: der helle Vormittag lud zum Malen ein, ſie befolgten dieſen Wink. Adlerhorſt lehrte Stella die Behandlung mit Oelfarben. Die junge Frau trug die Aermel ihres Kleides aufgeſchürzt und der kleine roſenfarbne Daumen der linken Hand hielt die Palette, auf der bereits alle Farben aufgeſetzt waren. Sie horchte der Unterweiſung ihres Gemals und verſuchte ſelbſt einige Striche; die Malerſchürze vollendete das Koſtüme des Lehrlings. Aber die groſſen dunklen Augen, die aufmerkſam und doch zerſtreut auf dem Meiſter ruhten, machten dieſen von Zeit zu Zeit in ſeinem Vortrage ſtoken, und ihre halbgeöffneten feuchten Lippen umſpielte ein feines Lächeln über die Verwirrung des Lehrers. Dennoch ging der Unterricht nicht verloren, mancher Strich gelang, viele brauchten nur eine unbedeutende Nachhilfe, und die aufgeſpannte Leinwand gewann Geſtalt und Bedeutung. Lehrer und Schülerin hatten gleiche Freude an dieſen Fortſchritten.

Da wurde die Thüre unerwartet geöffnet, und der Prinz trat in die Malerſtube; er war zu Fuße, ohne Begleitung gekommen. Stella erröthete und wollte enteilen;

ihr Gatte ſchikte ſich an, Roderich in das Beſuchzimmer zu geleiten. Aber der Prinz hielt die junge Frau an der Hand zurük und zog ſie neben ſich auf den Divan.

Wir bleiben hier, liebe Freunde, und wollt ihr mich oft bei euch ſehen, ſo behandelt mich als Freund und macht keine Umſtände. Was das Leben ſchal und werthlos macht, iſt eben die herrſchende Sucht nach Schein. Nur in einem Zimmer mit Tapeten, mit Bronze und Vergoldungen ſind wir geneigt einander zu empfangen. Unſer Geſpräch darf nicht weniger Zierath und Schauſtellung aufweiſen als die Umgebung, und nach ſtundenlangem Beiſammenſein hat kein Theil auch nur in eine Falte des fremden Herzens geblikt. Mit Schein werden wir abgefertigt, Schein geben wir zurük.

Erlaucht bemerken ganz richtig, entgegnete Adlerhorſt; aber ſollte nicht andrerſeits die ungetünchte Wirklichkeit häufig noch weniger erfreulich fallen, mindeſtens mit ihrem Ernſte beläſtigen, oder doch unerquiklich überraſchen?

O, glauben ſie das nicht, mein Freund; mein Geſchik hat mich frühe an den Schein gewöhnt, und doch iſt mir die Wahrheit ſo ſtärkend, ſo wohlthuend. Ich bin oft und längſt müde, den Fürſtenſohn vorzuſtellen, wie gern möcht' ich nur der Menſch ſein; gleich Thau fiele ein natürliches Wort, eine offne Mittheilung in den troknen Sand der Repräſentanz. Aber was ich auch thue, man will mich beinahe nie als ſolchen gelten laſſen; während man gegen meinen Rang argwöhniſch lauert, unterlegt man mir Nebenabſichten, wenn ich ſelbſt ihn zu vergeſſen trachte, und weiſet mich völlig zurük. Geſtehen ſie nur, Adlerhorſt, daß auch ſie bei unſerem erſten Begegnen auf Schwangau und

Falkenſtein mißtrauiſch gegen mich, ja daß ſie mir abgeneigt waren.

Wie hätte ich es ſein ſollen, entgegnete der Maler mit einiger Verwirrung, zumal da ich ihnen ſobald die Rettung meines Lebens zu danken hatte.

Die Pflicht der Dankbarkeit gegen einen Widerwärtigen iſt ein neuer Grund der Abneigung. Geſtehen ſie mir als Zeichen der geänderten Geſinnung ihre frühere Mißgunſt ein.

Ich kann nicht läugnen, daß ich beim Beginne jeder Bekanntſchaft vorſichtig, ja ſogar ſcheu bin; in jener Zeit insbeſonders verdunkelte eine Leidenſchaft, die damals noch keinen frohen Ausgang erwarten durfte, meine Beurtheilung.

Ich danke ihnen für die Wahrheit, Adlerhorſt. Aber wenn jene Leidenſchaftlichkeit ſie auch verſchloſſen, mißtrauiſch und ſtörrig machte, preiſen ſie nichts deſto weniger ihre Haſt und Unbändigkeit; ſie war die Schöpferin ihres Glükes, und iſt ſeitdem gereinigt und unbefangen geworden. Ohne ſie hätten ſie dies herrliche Herz, das um das Glük ihres Lebens iſt, nicht errungen, ohne ſie wären ſie thatlos aber doch verzweifelnd den Vorurtheilen der Geſellſchaft gewichen. Ich verſichere ſie, Stella, die lezten Wendungen ihres Geſchikes haben auch in der Ferne an mir einen warmen Theilnehmer gehabt. Erröthen ſie nicht! Wer wollte ſich der Glut des Gefühls, der Stärke ſeines Herzens ſchämen? Sie hatten Recht, als ſie ein Leben ohne Liebe hinwerfen wollten; jezt aber können ſie mit beruhigter Rührung auf ihre jüngſte Vergangenheit zurük bliken.

Auch Roderichs Wange hatte ſich im Eifer des Geſpräches röther gefärbt; er ſchaute voll Antheil und Mitgefühl auf die junge Frau.

In tiefſter Dankbarkeit, ſagte Stella mit niedergeſchlagenen Augen, muß ich mindeſtens die Gunſt des Schikſals anerkennen, das die verzweifelte Handlung gänzlicher Entmuthigung zum Beſten wendete und daraus das Glük meines Lebens erblühen ließ.

Heil jedem Herzen, rief Roderich, dem ſein erſter heißeſter Wunſch erfüllt wird; aber wie in der erſten Liebe, ſo wünſcht das Herz nie wieder. Bemitleiden ſie mich, Stella; meine erſte Liebe, ja jede nachfolgende Regung meines Lebens blieb ohne Erwiederung, ohne Erfüllung.

Wie? ein Herz, das des Gefühles ſo fähig ſcheint, ſollte nie ein gleichgeſtimmtes gefunden haben?

Der Fluch meines Standes verfolgte mich; ich errang nicht Liebe, nicht einmal Haß, nur ſchmeichelhafte gleichgiltige Begegnung. Man ſtellte ſich, als ſchäze man ſich meiner Liebe nicht würdig, oder als nehme man ſie nur für eine gnädige Laune, aber man wies ſie entſchieden zurük. Konnte man mein Gefühl gleichwol nicht in Abrede ſtellen, ſo nahm man es doch nicht wie das eines Andern auf; man unterlegte ihm Abſichten, und müde des Scheins und der Schauſtellung hab' ich doch nie ein Herz errungen.

Der Prinz hatte leidenſchaftlicher geſprochen, als man es am Weltmanne gewohnt war; ſein ſonſt klares Auge umzog ein ſchwüler Glanz; mit wahrer Aufregung verweilte es auf Stella. Dieſe, wie alle Frauen, war nicht untheilnehmend für Leiden des Herzens. Selbſt ihr Gatte fand ſich von des Prinzen Geſtändniſſen aufgeregt oder doch überraſcht. Roderich hatte immer ſo ruhig, ſo berechnend geſchienen, und nun wies ſich unter dieſer glatten Oberfläche eine ſtürmiſche Tiefe. Aber bald fand er ſeine gewohnte

Faſſung wieder, und mit überlegner Haltung fuhr er fort: aber das Schikſal verdient doch immer Dank; auch für verunglükte Herzen gibt es einen Troſt, eine Stärkung, es iſt das Inſtitut der Hoffnung. Die Richtung der Gegenwart läßt uns irgend ein Ding als erwünſcht, als beglükend erſcheinen; wir ſtreben es an, wir erſehnen es. Die Hoffnung zeigt es als erreichbar und ſteigert Begierde und Muth. Die Hinderniſſe wachſen, unſere Thätigkeit mit ihnen. Wir hoffen noch immer und ſind nicht unglüklich. Aber die Kräfte müden ſich erfolglos ab, der Zweifel fängt an, uns zu beunruhigen, die Sorge zu quälen, — ſiehe, da fällt der trübe Blik auf einen andern Gegenſtand, eine neue Hoffnung taucht auf. Wir ringen nur mehr matter nach dem früher gewünſchten Ziele, dem neugefundnen wendet ſich unſere beſte Kraft zu. Je unerreichbarer der frühere Wunſch wird, deſto mehr kehren wir uns davon ab, und geben ihn endlich ganz auf. Aber wir hoffen ja ſchon wieder, und ſind wieder beruhigt. Mit dem zweiten Wunſche geht es uns freilich nicht beſſer als mit dem erſten, und mit dem dritten und lezten eben ſo. Für jede entſchwindende Hoffnung wird dem Herzen eine neue unterſchoben. So fliehen die Hoffnungen der Jugend, der Vollkraft und des Alters, nur die Hoffnung ſelbſt nie. Ihre Kränze werden noch friſch und blühend in unſern Sarg gelegt, — und iſt es nicht ſchön, Stella, daß der Menſch nach allen Täuſchungen noch immer hoffen kann?

Das Geſpräch ließ endlich alle leidenſchaftlichen Beſtandtheile ſinken und bewegte ſich in gemäßigten Kreiſen. Aber der Prinz ſo wie das junge Ehepaar beſaßen genügenden inneren Vorrath, und wie der geeignete Stoff nie

ausging, so mangelte auch nie die gefällige Form. Es ergab sich, daß Roderich einst die Malerei nicht ohne Erfolg betrieben hatte, und daß er weder die Lust dazu verloren, noch die mechanischen Kunstgriffe vergessen hatte. Man beschloß, daß er die sich darbietende Gelegenheit ergreifen, und an den Versuchen Stella's theilnehmen solle. Ein paar Stunden vergingen auf diese Weise in angenehmen Besprechungen und Mittheilungen, und als der Prinz endlich schied, war ein freundliches erfreuendes Verhältniß zwischen den drei Menschen gegründet. Er bat Adlerhorst, ihm bei sich ein Asil gegen Hofsitte und Scheinleben zu gewähren, einen Ort der Ruhe und rein menschlicher Entwikelung.

Als der Prinz fortgegangen war, fand das Ehepaar sich veranlaßt, weitläufiger über ihn zu sprechen und die beiderseitige Ansicht von ihm festzustellen. Beide kamen überein, daß er ein wissender gebildeter sehr angenehmer Mann sei, und Adlerhorst nahm das feindselige Urtheil früherer Zeit so wie seine Abneigung förmlich zurük. Abermals fand man den Saz bestätigt, daß fast jeder Mensch besser sei als sein Schein. Bei dieser Beurtheilung Roderichs vermieden beide Theile absichtlich, sich den Antheil einzugestehen, den sein Benehmen auf Abels Balle daran haben mochte. An unserer schwächsten Stelle ist unsere Gunst am leichtesten zugänglich.

Roderich kam nun oft in das Haus des Malers, und war stets ein willkommener Besuch. An gegenseitiger Unterhaltung fehlte es nicht, und gegen außen fand sich der Maler als eingepfropftes Glied einer adeligen Familie durch diesen Umgang geschmeichelt, ja seine Stellung gehoben und verbessert. Roderich fing der Verabredung gemäß mit

Stella zu malen an, und bewies eine Geſchiklichkeit, die man bei einem Dilettanten, der überdies ein Fach lange verabſäumt hatte, nicht vorausgeſezt hätte. Roderich ſchmükten überhaupt alle Vorzüge höherer Stände im hohen Grade. Er begriff ſehr ſchnell, und brachte bis zu einem gewiſſen Grade Alles in kürzeſter Zeit; dabei hatte er eine außerordentliche Anſtelligkeit und beſaß alle möglichen Vorkenntniſſe und Verübungen. Sein Gedächtniß war außerordentlich ſcharf und zuverläſſig; bei genauer Präfung hätte man faſt eingeſtehen mögen, daß es ſeinen Verſtand überflügle. Häufig gab es ihm in ſchwierigen Fällen, ohne vorausgehendes Urtheil, die richtige Formel. Sprach man von einem Schriftſteller, einer beliebten Sprache, ſo ſchien Roderich vollkommen vertraut mit ihm; wenn man ſich noch mit der Vergegenwärtigung einer theuren vorzüglich ausgezeichneten Stelle abmühte, repetirte er bereits Wort für Wort den Urteil; während man die Miſterie einer dunkel ſchwebenden Erinnerung feierte, ſtellte ſein Gedächtniß die Sache nett und gegliedert vor Augen.

Wir wollen aber jezt unſere Freunde in der Reſidenz verlaſſen und Irrwiſch und Leander auf ihrem Reiſezuge begleiten. Der Magiſter wollte, daß ſein Zögling zuerſt Deutſchland kennen lerne; auf der breiten ſicheren und ſchönen Grundlage des Vaterlandes ſollte ſich erſt der babiloniſche Bau der übrigen Länder und Völker aufrichten. Und in Deutſchland begann der Magiſter mit dem Rheine und deſſen Anländern. Eine beſſere Wahl war auch in der That nicht möglich. Der Rhein iſt ſo zu ſagen ein Gleichniß deutſchen Sinnes und deutſchen Weſens; ſeine Rebhügel, ſeine Dome, Burgen und Städte ſind die ſchönſten Urkunden

deutſcher Entwikelung und Geſinnung, und der nahe Gegenſaz am jenſeitigen Ufer dieſes Gränzſtroms trägt zur ſchnelleren Auffaſſung deutſcher Zuſtände, zur ſcharfen Abrundung des Bildes bei.

Der Magiſter war nebſtdem ein Freund der Gründlichkeit und ſtätigen Fortſchreitens; wir finden unſere Reiſenden daher, ungeachtet der frühen Jahrzeit, zuerſt im Alpenreviere des Graubündner Landes. Es iſt ein ſchöner Frühlingtag, der Himmel iſt blau wie junge Hiazinthen, die Sonneſtrahlen flattern gleich goldnen Wimpeln darüber. Der Splügen und Bernardin ſtehen als treue Wächter vor dem ſchönen Italien und das Mittaghorn und der Löchliberg ſtarren zwiſchen unzähligen Eisgipfeln einander gegenüber. Dazwiſchen liegt begraben und verſchloſſen das Rhinwaldthal. Nur einzelne ſonnige Fleke ſind erſt von Schnee entblößt, und tragen Primeln und das dunkle Gebüſch der Alpenroſen, das oft auch mitten im Schnee hervor wächſt; dazwiſchen ſtehen Häuſer und Alpenhütten und überall ragt in Granitſpizen und Eismaſſen die ewige Alpenwelt herein. Das Hornvieh weidet noch nahe an den Häuſern, an hohen Lehnen ſind einzelne Gemſen ſichtbar, und der Adler umkreiſet einſame Gipfel.

Der junge Graf ſtand erſchüttert und bewundernd in dieſer ihm neuen Natur. Sein Blik forſchte ſchüchtern nach ſichern Bauwerken, nach Damm und Brüke und nach dem dünkelhaften zuverſichtlichen Getriebe der Marktleute. Aber nur hier und dort ſaß ein ſtummer Hirt auf einem Granitbloke, der Schritt kühner Jäger und Bergſteiger verlor ſich in die Eiswelt, und über der kleinen ſchwankenden Hütte ſchien die lauernde Lawine zu zittern. Der ſcharfe

Alpenföhn vermehrte noch das unſichere Gefühl der Verlaſſenheit.

Der geſellſchaftliche Menſch findet ſich nicht leicht in die einſame groſſe Gegenwart der Natur. Lakirte Handſchuhe, feine Redearten geben ihm keine Zuverſicht in ihrer Geſellſchaft; ſelbſt die beliebte Keckheit langt nicht mehr aus. Er ſchneidet eine gefeierte Grimaſſe, doch die Natur bleibt ſtumm, ihr reines Antliz belohnt ihn mit keinem aufmunternden Lächeln. Selbſt der edlere Menſch wird nach langer Abgewöhnung durch ihre feierliche Einfalt überraſcht und befangen. Aber bald hat er ſich den ſoziellen Staub von den Füſſen geſchüttelt, er macht einen langen Athemzug, die reine Luft der Natur ſtärkt ſeine Lunge, der Umtrieb ſeines Blutes wird raſcher und durchgreifender, und ſein Auge hell. Gerührt erkennt er die gütige Erdemutter wieder und ſchaut freudvoll in ihre ewig jungen Züge. So erging es auch Leander. Seine geſellſchaftliche Kruſte war nur dünn und ſprang bald; ihn hatte nur die Neuheit überraſcht; eine ſo erhabene Szene hatte er noch nie geſehen. Der Magiſter wies auf das ſüdliche Tombohorn; ſeine Gletſcher ſteigen bis ins Thal herunter. Ein blaues Eisthor führt in ſeine niebetretenen Gewölbe; ein lebenkräftiger Waſſerſtrahl ſtürzt daraus hervor; noch eilf Bäche fallen aus der Eiswand; es ſind die Quellen des Hinterrheins.

Die zwei Reiſenden durchſchwärmten hierauf ein paar Kantone und brachen dann ins Vorarlberg'ſche hinaus. Es iſt ein ſchönes eigenthümliches Land; da an daſſelbe ſo vieler Herren Länder gränzen, ſo hat es ſeltſame und vielgebildete Zuſtände. Die Einwohner ſind ein biederes Berg-

volk, das ſich gleichwol von den Alttirolern merklich unterſcheidet. Wälder und Matten bedeken das Land; leztere ſind ſchön und lichtgrün; dazwiſchen ſtehen groſſe helle Bauerhäuſer nach Schweizerſitte mit vielen Fenſtern verſehen. Die Thätigkeit des ganzen Ländchens iſt auf Manufakturen und Fabriken gerichtet; faſt jede Familie iſt einer ſolchen Anſtalt eingereiht und verrichtet in den Gebäuden des Unternehmers oder im eignen Hauſe irgend einen Zweig der getheilten Arbeit. Die alten Schloßgebäude ſind faſt ſämmtlich in Fabriken umgewandelt, in denen Wolle geſponnen und Kattun erzeugt wird. Daneben liegen groſſe Schnellbleichen. Die einfachſten Bauermädchen, insbeſonders im Bezirke Bregenzer-Wald, ſtiken auf das Zierlichſte in freier Hand oder über Spannrahmen. Jüngſt wurden einige Pariſerinen hieher verſchrieben, um ſie die ſchönſte und feinſte Ausführung zu lehren. Das verſtändige Zuſammenwirken der Bewohner einer Landſchaft zu irgend einem löblichen Ziele macht ſtets einen erfreulichen Eindruk auf den Beobachter; ganz Vorarlberg erſcheint wegen der eigenthümlichen und durchgängigen Richtung ſeiner Thätigkeit als eine einzige rieſige Fabrikanſtalt. Rohe Baumwolle wird eingeführt, ſie läuft durch hundert Hände, und verläßt in kurzer Zeit das Ländchen als bunter geſtikter und koſtbarer Stoff.

Bei Rheinek ſezten unſere Reiſenden über den Rhein. Er fließt hier vor ſeiner Einmündung in den Bodenſee noch ganz trub und unanſehnlich. Dieſer See iſt ein intereſſantes Binnenmeer und paßt vollkommen zur eben geſchilderten Umgebung. Vom Gebhardberge bei Bregenz hat man eine herrliche Ausſicht über ſeinen blaugrünen Spiegel, ſo wie über die angränzende Landſchaft. Städte und einzelne

Gebäude liegen nahe an einander an den Ufern, und dazwiſchen ziehen Dampfſchiffe und Segelbarken.

Irrwiſch führte ſeinen Zögling jezt unmittelbar nach Schafhauſen. Gleich nach dem Ausfluſſe aus dem Bodenſee begrüßte ſie der Rhein in ſeiner eigenthümlichen hellgrünen Farbe und zog in junger Kraft durchs deutſche Land. Der Bodenſee hat den Rhein bereits abgeklärt. Dieſer verlor, wenn ich mich eines umgekehrten Bildes bedienen darf, die ſubjective Abgeſchloſſenheit; wie fremde Ideen nahm er fremde Waſſer in ſich auf und klärte die ſeinen in anſchließender Objectivirung; der Umgang, den er im Bodenſee genoß, gab ihm Erfahrung und heitere Haltung. Sein Fall bei Schafhauſen oder eigentlich bei Laufen iſt bereits eine männliche Kraftübung und entbehrt ſchon der trüben Aufregung jugendlicher Unbändigkeit. Dieſer Waſſerfall theilt das Schikſal ſo vieles Herrlichen, Erhabenen dieſer Erde: ein groſſer Theil der Beſchauer will die überragende Gröſſe dieſes Naturſpieles und ſomit die eigne Kleinheit nicht eingeſtehen, oder verläugnet wenigſtens in Eitelkeit oder Selbſttauſchung die Ueberraſchung und Erſchütterung. Viele Reiſende ſind überdies für reine ungemiſchte Naturcindrüke unempfänglich. So kam es im Laufe der Zeit, daß es Mode unter den Reiſenden wurde, den Rheinfall unter der Erwartung zu finden. Um ſich des Gegentheils zu überzeugen, muß man ſich ihm aber auch zur rechten Stunde und am rechten Orte nähern. Man ſteige am ſpäten Nachmittage den Gartenabhang des Schloſſes Laufen hinunter. Ein Pavillon auf einem Felsvorſprunge bietet die erſte volle Anſicht des Waſſerfalles aus geringer Erhöhung. Mit donnerähnlichem Rauſchen ſtürzt die breite geſchwollene

Waſſermaſſe über die jähe abgeſchnittene Felswand hinunter, einzelne Zinnen und Blöke des Steingerippes ſtarren hervor, der Rhein aber wirft ſich in vollem unzerſplittertem Sprunge hinunter und theilt ſich erſt unten in Brandungen und Staubregen. Faſt noch anziehender iſt die tiefere Anſicht von der Fiſcherhütte; auf einem Holzgange nähert man ſich dem Waſſerfalle auf ſeiner halben Tiefe. In rieſigen Maſſen ſpringt er vom Felſen herunter, und droht den Beſchauer zu erfaſſen und mit ſich hinunter zu reißen; aber ſchon folgt die Flut dem Geſeze der Schwere und nur der Staubregen erreicht Einen noch. Ziſchend und aufſchäumend brauſ't er unten im tieferen Bette, Nebel flattern empor, und im Abendſcheine wirft er unzählige Brillanten. Erreicht die untergehende Sonne dann einen gewiſſen Punkt, ſo ſchimmert durch ſeine aufſteigenden Staubwolken das Fenſter eines fernen unbekannten Berghauſes wie ein ſchöner winkender Stern. Jezt ſteige man noch an den Fuß des Waſſerfalls hinunter, nehme einen Nachen und laſſe ſich von den noch weit hinaus bewegten Wellen wiegen, bis das Abendroth verfliegt und der aufſteigende Mond den Waſſerfall in gemildertem Silberlichte erſcheinen läßt.

Der Magiſter und Leander verfolgten mit ihrer Reiſe den Lauf des Rheins, ſchweiften aber in verſchiedenen Kreuz- und Querzügen oft tief in das anliegende Land. Eine ſolche Rheinreiſe hat das Vortheilhafte, daß ſie nicht nur durch das fortwährende Entwikeln und Wachſen des Stroms einen ſyſtematiſchen fortſchreitenden Karakter gewinnt, ſondern daß dieſer Eindruk auch noch durch die anliegenden Zuſtände ausgebildet und erhöht wird. Das Schwabenland, in das Irrwiſch jezt den jungen Grafen

führte, ſchien gleichſam nur eine reifere gemilderte Wiederholung der Gebirgthäler des grauen Bundes. Auf ſanften Wellenbergen ſtehen die dichten Fichten-, Tannen- und Föhren-Waldungen des Schwarzwaldes; dazwiſchen ſchreiten die ehrlichen Schwaben mit dem vorn ſpiz geſtülpten Hüten, mit ihren breiten Rokſchößen und noch breiterer Ausſprache, die doch ſo rührend klingt, und die Schwarzwälderinen mit ihren dunklen Trachten, ſchwarzer Haube oder hellgelbem Strohhute. In der Ferne liegen auf den Kuppen, ſelbſt im Sommer, einzelne Schneeſtreifen. Aber die Städte am Rheinufer werden allmälig gröſſer und zahlreicher, die Münſter von Baſel und Freiburg eröffnen die Reihe altdeutſcher Bauwerke und weiſen auf das Mittelalter, auf Deutſchlands Jugendzeit zurük; in den anliegenden Burgruinen, ſo wie in reichsſtädtiſchen Zuſtänden haben ſich noch auffallendere Erinnerungen an dasſelbe erhalten. Aber der modernere Wohlſtand, der geſchmakvolle Luxus mancher gröſſeren Städte, insbeſonders auch der Badeorte verſezt Einen wieder plözlich in die verfeinte Gegenwart. Die Geſchichte und die Zeit ſind älter geworden; das berechnende Jahrhundert belächelt den verſchwenderiſchen Aufwand an Liebe, Frömmigkeit und Romantik, den ſeine Vorfahren machten; ſeine Kaſſe iſt daran völlig erſchöpft; dafür vergeudet es aber Geld, Produkzion und Genuß. Was wird der ſpätern Nachkommenſchaft aus der doppelten Gantmaſſe zurük bleiben? Auf dieſe ferneren Zeiten ſcheint der lezte Abſchnitt des Niederrheins zu deuten. Das deutſche Element, ja ſelbſt der ſchöne Name verliert ſich; zwiſchen Kanälen, Dämmen und Schleuſen zerſplittert ſich die gewaltige Kraft, und wird nur noch Laſtträger und

Radſchwinger; ja ſelbſt die matte Erinnerung an die alte ſelbſtſtändige Fülle ſtellt ſich als widerlich dar, und der Dampf ſcheint die folgſamere gelehrigere Kreatur des Menſchen. Das Waſſer kann ſeine Alpenträume, ſeine Sturzlaune nie vergeſſen.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung kehren wir wieder zu unſeren Reiſenden zurük. Wir verließen ſie noch tief im Schwabenlande. Den Park zu Donaueſchingen beſuchten ſie bei Sonnenaufgange eines herrlichen Spätfrühlingtages. Der Park iſt im reinſten Stile angelegt; die Natur wird darin nirgends verdrängt oder bezwungen, die Kunſt hilft ihr nur nach. Der Park verliert ſich ohne Mauer, ohne Heke, ohne jede Einfriedung allenthalben in die Landſchaft; Wieſen und Baumgruppen verbinden ihn mit bebauten Feldern. Ein paar Schwanenteiche liegen in ſeinem Reviere; in einem kleinen Weiherabſchnitte iſt ein wilder Schwan eingehegt, den die zahmen nicht unter ſich dulden; die Flügel ſind ihm gebrochen, ſo daß er den abgeſchränkten Raum nicht verlaſſen kann. Leander fand ſich von ſeinem ſcheuen unruhigen Weſen angezogen und gerührt. Während die zahmen Schwäne glüklich und leiſe mit geblähten Flügeln über die Flut zogen, ſchoß er ſchnell und unſtät in ſeinem Gefängniſſe umher; jezt begann er das berüchtigte einförmige Schwanenlied. Seine wilde Bruſt mochte voll Sehnſucht ſein, — was half ihm das fette Futter? Der Morgen war wunderſchön; Vogelgeſang tönte von allen Seiten; welches Herz iſt da aller Sehnſucht bar? Ein ſtiller Trieb drängt ſich in ſolchen Stunden aus der Bruſt, und wüßt' er auch nicht wohin und warum. Leander horchte ergriffen dem melancholiſchen Schwanengeſange, der nur aus drei

Noten beſteht, deren zweite ſteigt und die dritte um ſo tiefer ſinkt. Eine Erinnerung, ein ſüßes Bild ſchien in den Morgenwolken zu ſchweben.

Der weſtliche Theil von Deutſchland iſt an Parkpartien und Gartenanlagen außerordentlich reich. Die Freude der Bewohner in einer ſchönen Natur zu leben, der Trieb, ſie wo möglich noch reizender zu geſtalten, iſt hier allenthalben erkennbar und ſcheint dem fromm einfaltigen deutſchen Gemüthe angemeſſen und eigenthümlich. Zu Schwezingen iſt einer der größten Parke Deutſchlands; alle Badeorte dieſer Gegend ſind mit Anlagen, Ausſichten und Spaziergängen reichlich verſehen, und eines edlen deutſchen Fürſten Reſidenzſchloß liegt zur Hälfte in ſeiner Hauptſtadt und halb im fröhlichen Sterne langer Waldſtraßen. Die deutſchen Studenten dieſer Gegend wiſſen nicht wie gut ſie es haben. Freiburg und Heidelberg liegen in paradieſiſchen Anlagen, und die ſtrengen gelehrten Muſen wandeln in einem Tempe. Der Magiſter führte Leander auch nach dem faſt vergeſſenen Bade Hub, das im Schwarzwalde in ländlicher Einſamkeit liegt. Von dort beſuchten ſie im Gebirge den einſamen Mummelſee und die nähere Ruine von Windek. Aleis Schreiber hat in einigen ſeiner Gedichte den Ton dieſer Gegend eigenthümlich und unvergleichlich getroffen; wenn man ſie lieſ't, glaubt man im Moosdufte alter Ruinen zu liegen oder das Schilfrauſchen eines abgelegenen Bergſees zu hören. Vom Thurme zu Windek ſo wie von den meiſten Höhen dieſer Gegend genießt man die herrlichſte Ausſicht. Den Vorgrund bildet ſtets die vielfach abwechſelnde deutſche Ebene, in der weſtlichen Ferne blinkt und ſchimmert der Rhein und dahinter ſtehen die Vogeſen.

Die Entfremdung einiger abgerissenen Theile des linken Rheinufers bringen auf den deutschen Reisenden einen befangenden Eindruk hervor. Insbesonders ist das elsaßer Blut noch so blauaugig und blondhaarig, die Landmädchen in ihren bunten Kleidern mit den vielfarbigen Bändern und Goldflittern auf dem Kopfe sehen so treuherzig und leichtgläubig aus, daß man sie für geschmükte Opfer halten möchte. Ihre deutsche Mundart ist gedehnt und singend, die eleganteren Städtebewohner sezen freilich bereits einen Stolz darein, nur französisch zu sprechen und das Deutsche gar nicht zu verstehen.

Mit besonderem Antheile betrachtete Leander das Münster von Straßburg. Machte das freiburger durch nette allseitige Vollendung einen abgerundeten erfreulichen Eindruk auf ihn, so ergriff ihn andererseits das straßburger durch größere Anlage und verwikeltere Ausführung noch mehr. Selbst der Umstand, daß sein zweiter Thurm nicht vollendet ist, störte Leander nicht, und ließ seiner Phantasie desto freieren Spielraum. Das steinerne Brustbild des Bauherrn, das die Hand als Dach über die Augen hält und begierig nach der unausgebauten Höhe des zweiten Thurmes blikt, drükt auf rührende Weise den unerfüllten Wunsch aus, auch diesen vollendet zu sehen. Von der Plateforme des Münsters sieht man die häufigen Storchennester an den Schornsteinen. Die Störche glauben wol noch in Deutschland zu sein. Unübersehbar und verschwimmend dehnt sich die Ebene gegen Paris; heiße Nebel trinken die Ferne. Der Telegraph ist fast immer mit seiner fliegenden, unheimlichen Korrespondenz beschäftigt.

Der Dom von Speier ward den Reisenden schon von fern aufs rechte Rheinufer herüber sichtbar; sein Anblik ist in der Ferne ausererdentlich großartig. Riesig überragt er alle Gegenstände der Landschaft und scheint ein Bollwerk des Himmels zu sein. Zwei kleine Thürme stehen an der vorderen Fronte, die in ein Dreiek ausläuft. In der Nähe verliert dieses Bauwerk an erhabener Würde. Auch der Dom von Worms ist höchst interessant, insbesonders durch sein uraltes Aussehen. Um seine Giebel laufen byzantinische Bogen, an den vier Eken stehen vier kleine runde Thürme. Vemeeste fabelhafte Thiergestalten aus grauem Steine, zum Theile in unanständiger Stellung, reken sich riesig mit geöffnetem Rachen hervor. Das Innere trägt häufige Spuren von Verwüstung, die der Dom während der französischen Kriege erlitt; ein Grabstein, auf dem drei burgunder Könige ausgehauen sind, rettete ihn vor gänzlicher Zerstörung. Unwillkürlich denkt man dabei an Günther und seine zwei Brüder im Nibelungenliede. So wie der Dom zu Worms ist auch leider der von Mainz roth übertüncht, was dem ehrwürdigen alterthümlichen Eindruke großen Abbruch thut. Der mainzer Dom ist beinahe im byzantinischen Stile aufgeführt, nur die späteren Zubauten sind gothisch. Sein Plan so wie sein Aussehen erscheint verwirrt. Im Dome befindet sich eine Marmortafel, die eine rührend zärtliche Inschrift Karl des Großen auf seine geliebte Gattin Fastrada enthält. Ob sie echt ist, wäre zu bezweifeln. Der schon wieder stark beschädigte Grabstein Frauenlob's ist aber zuverlässig nur eine Kopie.

In Mainz bestiegen unsere Reisenden einen Kahn zur Weiterreise. Deutschland kann durch keine einzelne Landschaft

eigenthümlicher vorgestellt werden als eben durch den Rheingau; seine Besitzthümer so wie seine Eigenschaften finden hier ihre würdigen Vertreter. Die fröhlichen Wiesen, die reichen Felder und schönen Waldungen bezeugen seine Fülle an Fruchtbarkeit und Wohlstande; die heiteren Rebhügel, diese Brunnen duftigen edlen Weines weisen auf feineren lustigen Genuß, der die Gränzen blos sinnlicher Sättigung überschreitet. Aber bei diesem Reichthume zeigt sich nirgend Verschwendung oder Ausschweifung. Die vielen Städte und Flecken, Landhäuser und Paläste bestätigen die Durchbildung eines sichern fröhlichen Besizes in allen gesellschaftlichen Lagen. Alte Burgen, Dome und Kirchen zeigen die Richtung des Deutschen nach löblichen Zielen, seine innige Frömmigkeit, seine biedere Romantik. Dampfschiffe und Eisenbahnanlagen endlich beweisen, daß auch die neuesten Richtungen der Zeit, wenn gleich von andern Völkern ausgegangen, bei ihm schnellen und werkthätigen Eingang gefunden haben. Ueberall zeigt sich reiche Anlage, bedächtige wohlgesinnte Absicht und stille rastlose Fortbildung. Der moderne Deutsche verließ weder in der innern Entwikelung noch in der äußern Erscheinung die Tipen seines edlen Ahnherrn. Die Geschichte der Deutschen ist eine goldne Kette, die aus der bewegten Gährung unverderbner Barbarei bis zur Höhe lebenthätiger Zivilisazion in ununterbrochener Stätigkeit fortläuft; kein Ring fehlt; die organische Vergliederung und Muskulatur läßt sich noch überall nachweisen.

Vorzüglich am Rheine sind die treuen blauen Augen, das altgermanische blonde Haar noch allgemein; langhängende Haarflechten der Weiber, alterthümliche enge züchtige Trachten erfreuen das Auge; die Hessinen schmükt

ſogar noch das bei den alten Katten ſo häufige rothe Haar.

Der Nachen unſerer Reiſenden trieb langſam den breiten fröhlichen Rhein hinunter; ſeine dunkelgrüne Flut und das Rheinthal lagen in herrlicher Morgenbeleuchtung. Schon bei Bingen werden die matteren Rebgelände von haufigen Bergwäldern und groſsartigem Gefelſe unterbrochen. An jeder ſchönen Stelle wurde gelandet und Burgen und Ausſichten beſtiegen.

Im herrlichen Buchenwald hinter der Roſſel klang ein vierfaches Echo; vor ihrem Felſenfuße liegen die zwei Windungen des Rheins. Gegenüber bricht die Nahe in den Rhein, und ihre rothe Flut läuft ſtundenlang getrennt und kenntlich in ſeinem Bette. Färbte ſie das Blut der Nibelungenhelden ſo roth, deren Burgen die Höhen ihres Thales ſchmükten? Ihr Hort liegt im Rheine aber ihr Gedächtniß feiert das unſterbliche deutſche Lied.

In einer Reblaube, um welche Roſenheken ſtanden, brachten der Magiſter und Leander dem Rheine ein Lebehoch. Der rothe Asmannhäuſer war voll feinen flüchtigen Duftes, die Liebfrauenmilch glühte in mildkräftiger ſanfter Wärme.

An einem ſchönen Abende kam ihr Kahn die Lurlei vorüber; an einer Rheinwendung ſteht der hohe geiſterhafte Fels mit dreifachem Ausbuge. Der Magiſter lieſs auf einem Waldhorne blaſen. Mit ſchöner heller Stimme fing eben auch die Lore daſſelbe Lied zu ſingen an und wiederholte es immer wieder, bis es zulezt in leiſen Seufzern verklang. Nun aber goſs der Abend zauberiſche Schimmer über die reizende Landſchaft, der Himmel glühte, die Felskuppen und Ruinen ſtanden in rothem Lichte, und in dem Waſſerſpiegel

zogen wunderbare Halbtinten von grüngoldnem Schmelze. Aus der Tiefe des Rheins ſchien der verſunkene Niebelungenhort zu funkeln. In der Dämmerung fuhren ſie zur Philippsburg und brachten dort die Nacht zu. Leander ſaß noch lange in traumhafter Beſchauung im hohen alten Saale mit den rieſigen Kirchenfenſtern. Der Rhein zog unten tonlos im blaſſen Mondlichte, vor den Fenſtern ſchwankten Reben, am Felſen darüber ſtand die ſchwarze geiſterhafte Marrburg.

Auch die nächſten Reiſetage boten unſägliche Schönheiten. Ehrwürdig und feſt in den Horizont geſchnitten erſchien der hohe Ehrenbreitſtein; die Ausſicht von ſeiner Höhe übertrifft noch die vom Druſusſteine bei Mainz. Rolandek hat einen herrlichen Bogen auf ſteilem Felſe; Andernach liegt in düſtrer Gegend, wie ein lebendig Ueberbleibſel uralter Zeiten. Das Siebengebirge ſtand in Regennebeln; die vielen Windmühlen mit rieſigen Flügeln erſcheinen märchenhaft und erzählen Epiſoden aus Don Quirote.

Aber der Eindruk, den Köln auf Leander machte, war einzig und außerordentlich. Die Phiſiognomie Kölns trägt noch die unverkennbaren Lineamente der alten Reichſtadt und mittelaltriger Zuſtände. Seine Gaſſen entbehren des modernen Zuſchnitts, ſeine Häuſer haben an den Dächern geſtufte Gränzmauern, gothiſches Bildwerk und Thürmchen ſind häufig. Das Haus Gürzenich, der Tummelplaz des Kölner Mummenſchanzes, das Rathhaus gehören der lieben alten Zeit an, und vermehren das ehrwürdige altdeutſche Ausſehen der Stadt. Die Weiber ſind ſchön und von deutſchem Schlage; man könnte darunter Vorbilder zum Gretchen im Fauſt finden, — dieſelbe beſchränkte Bür-

gerlichkeit, mit der dunklen unendlichen Sehnſucht, dieſelbe engbrüſtige Sitte mit der Ahnung freieren Glükes, die Gretchen darüber erhebt und vernichtet. Die fleiſchige Fülle der Kölnerinnen mahnt an die niederländiſche Nähe; die jungen tragen weiſſe Hauben mit kleinem, nur zollbreitem Gupfe und rieſiger fliegender Krauſe, die alten eine Mantilla ohne Aermel, die über dem Kopfe in einem Kapuzenkranze endet. In den abgelegneren Gaſſen wird der halbe Tag in offnen Stuben, vor Hausthoren und auf Thorbänken gevatterlich verlebt. Die Kirchen, vor allen der Dom, ſind alte herrliche Bauwerke, und werden ſehr fleiſſig und mit frommer Andacht beſucht. In ihren Vorhallen und Kreuzgängen ſizen und knieen Krüppel und alte Weiber, die laut beten und die entfleiſchten Hände um eine Gabe aus ihren Kölner-Mänteln hervor ſtreken. Bei ihrem Anblike muß man unwillkürlich der erhabnen Worte des Meiſters gedenken: Selig ſind die Einfältigen, ſelig ſind die Gichtbrüchigen, denn ihrer wird das Himmelreich werden! Die ſtolze Wiſſenſchaft dieſer Erde iſt nicht ſtets der Wegweiſer zum Himmel; vor ſeiner Herrlichkeit werden tauſend eitle Kenntniſſe irdiſcher Dinge wie Spreu verfliegen, und wie wenig mehr, als ein dumpfes gläubiges Herz, weiß ſelbſt der tiefſte Denker von göttlichen Dingen? Selig ſind die Einfältigen! Im Taumel der Geſundheit und des Genuſſes wenden wir uns mit Ekel von den Kranken und Preßhaften; irdiſche Hoffart und Wohlhäbigkeit verbieten, uns den Armen, Verſtoßenen gleich zu halten, in vergoldetem Staube verſpotten wir den Nakten, Ausſäzigen; aber riecht unſere Naſe denn nicht mitten durch die verſchwenderiſchen Wohlgerüche den Duft des eignen Moders und der Verweſung? Selig ſind die

Gichtbrüchigen! Die Sternenacht, ihr Traum und ihr Glaube öffnet ihnen die Glorie des Himmels, und im Hause Gottes sind sie schon hier auf Erden willkommene Gäste. Diese Säulenhallen mögen sie das Elend ihrer Hütten und Strohlager vergessen machen, die Ehre, die ihrem hohen Meister dargebracht wird, stärke sie die eigne Schmach zu ertragen; Große und Künstler wetteifern ja das Haus des Herrn, das auch das ihre ist, zu schmüken, und Petri Dom ist herrlicher, als der erste Palast irdischer Größe.

Der Dom von Köln ist, wie der von Worms, auf einer erhabenen Stelle aufgeführt; ungeachtet er bei weitem nicht ausgebaut ist, dürfte er doch der schönste in Deutschland sein. Der eine Thurm ist nur wenig über ein Drittel ausgeführt, doch vom vorzüglichsten gothischen Stile, mit riesig hohen fein durchbrochenen Fenstern, langgestrekten ausspringenden Thiergestalten, gothischen Rosen und anderm Zierathe, der zart wie Spizen ausgearbeitet ist. Der zweite Thurm ist nur erst angefangen, doch bildet er mit den riesigen abgerissenen Thorspizbogen, mit dem Buschwerke auf seiner Platte, mit den ungeheuren Säulenbündeln, eine majestätische ergreifende Ruine. Von der Kirche ist außen nur etwas über ein Drittheil an der Hinterseite ausgebaut; der Stil entspricht dem der Thürme, die Seiten sinken ab, und schließen sich in freien riesigen Bogen außerhalb an die Hauptmasse der Kirche an. Statt der spielenden Thürmchen andrer ähnlicher Bauwerke ist hier reinere ernstere gothische Dekorazion angebracht. Das Mangelnde am Gebäude wurde nothdürftig mit Holz angezeigt oder ergänzt. Im Innern sind nur die ausgebauten Seitengänge und der Vordertheil des Schiffes nächst dem Hochaltare zugänglich,

die mittleren Räume ſind mit Holz verſchlagen und liegen im Dunkel. Aber Alles, was ausgeführt iſt, trägt den reinſten vollendeten gothiſch-deutſchen Stil zur Schau, wäre dieſer Dom beendet geworden, es gäbe ſeines gleichen nicht auf dieſer Erde. Die Säulen ſind leicht und fliegend, der Chor von ungeheurer Höhe. Der Eintritt in dies dunkle gothiſche Heiligthum iſt von ergreifender Wirkung; alle religiöſen Gefühle, die vergeſſenen Schauer der Kindheit müſſen erwachen; das Herz fühlt ſich gerührt und erhoben. Die ganze Ausſchmükung des Innern vermehrt noch dieſen Eindruk; die vielen Steingrabmale ziehen die zweite Welt ſichtbar in ſein Bereich, die uralten Glasmalereien der Fenſter werfen eine fremdartige geheimnißvolle Beleuchtung durch ſeine Räume.

Aber der ſchönſte Schmuk in den innern Räumen des Doms iſt unſtreitig die dreifache Bildertafel des Meiſters Stephan von Köln. Das Mittelbild ſtellt Maria mit dem Kinde und die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande vor, der linke Flügel weiſet die heilige Urſula mit den Jungfrauen, der rechte den heiligen Gereon mit ritterlichen Jünglingen. Alle drei Tafeln ſind auf Goldgrunde gemalt und gehören der Blüte altdeutſcher Malerkunſt an. Die Figuren des Bildes ſind unvergleichlich. Gelangen der Malerei je wahre Jungfrauengeſtalten, ſo ſind es Urſula und die zwei ihr links ſtehenden: in dieſen Adern fließt Milch, die Haut ſchimmert perlgrün, ſelbſt ihre Schönheit ſcheint ihnen eine Laſt. Ihre Hinneigung zum Himmel macht ſie befangen, ja faſt verdrießlich in irdiſchen Dingen. Wie erhaben und eigenthümlich iſt dann wieder Maria aufgefaßt; auch ſie iſt eine Jungfrau, aber die zur Mutter Got-

tes gekrönte; sie darf holdseliger zuversichtlicher und süßer bliken, denn ihr naht sich keine Anforderung der Erde mehr. Die Jungfrauen tragen Gold- und Blumenkronen, Ursula eine breite Glorie. Gereon und seine Begleiter sind reine Jünglinge, würdig an der Seite der jungfräulichen Himmelkönigin zu stehen.

Leander verweilte tief ergriffen vor diesem herrlichen Bilde. Irrwisch sah mit Antheil und Billigung auf die Bewegung seines jungen Gefährten.

Nun, was sagst du zur frommen Kunst des alten Meisters? fragte er endlich, nachdem sie lang und schweigend vor dem Bilde gestanden waren.

Wol hat er Frömmigkeit und Tugend gekannt, denn diese Heilige trägt Juliens Züge.

Ueberrascht und unzufrieden schwieg der Magister; er warf noch einen Blik, den ersten verdrießlichen, auf das Bild, und fand in der That die auffallende Aehnlichkeit mit Julie. Endlich mahnte er den Grafen an den Aufbruch; in traumhafter Zerstreuung folgte er. Nach einer Pause begann Irrwisch mit Ernst und Würde. Du siehst mich in der That unsicher und betroffen darüber, daß du mitten in der ehrwürdigen Umgebung vor dem schönsten Bilde germanischer Kunst nur zu einer kindischen mindestens gleichgiltigen Bemerkung dich erschwungen hast. Sollte das vielfach begabte Land, durch das ich dich diese lezten Monate in stätigem Vorschreiten geführt habe, sollten die hohen Denkmale dich nicht vielmehr zu ernstem Nachsinnen aufgefordert, und alle deine Gedanken in Ehrfurcht dem Auffassen des Wesens und der Würde deines deutschen Vaterlandes zugewendet haben? Junger Freund, ist

unſer Deutſchland nicht hochherrlich und ewigen Preiſes werth? Als die Antike unwiederbringlich zertrümmert war, und ihre Anſichten und Satzungen nicht länger für die Menſchheit paßten, als auch der Orient nur Genuß, feige Erſchlaffung nach verheerender Ueberſpannung bot, war dem Norden die doppelte Wiedergeburt der Erde und des Geſchlechts vorbehalten. Der Hunne und Seinesgleichen mochten zertrümmern, der Germane erſchuf. Hinter Klippen und Wäldern des Nordens war ein Reſt des urſprünglichen unverdorbenen Geſchlechtes aufbewahrt worden; zur rechten Stunde brachen die Reken mit blauen Augen und blonden Haaren hervor und bauten die neue Welt über den Trümmern der alten. Ihre Muskeln waren Stahl, ihre Nerven der Verführung nicht zugänglich; ſie wußten wenig, aber nichts Falſches. Wie den Hirten des Gebirgs verkündeten ihnen Engel die kriſtliche Sendung, und fanden reine willige Herzen. Die Antike wollte in Schönheit und Genuß den Himmel auf die Erde ziehen. Das Kriſtenthum bildete in Wahrheit und Entſagung die Erde für den Himmel. Die Deutſchen hatten nichts zu vergeſſen, nichts abzulegen, — nur zu erlernen, zu erſtreben. Beides thaten ſie redlich und ureigenthümlich. Aber bald fanden ſich abtrünnige Stämme; während Langobarden und Normannen ſich in die Völkertrümmer der Lateiner verloren, Gallien die Franken verſchlang, und Britannien die Stämme der Angeln und Sachſen, — während die Weſtgothen ſich in Hiſpanien provinzialiſirten, und die alte nordiſche Heimat andere Stämme in langſamer ſekundärer Bildung zurük hielt, ward das große Germanien die eigentliche Wiege der jungen ſelbſtſtändigen Entwikelung.

Die Provinzialen pfropften anderwärts auf den Trieb der verpflanzten Eichenschößlinge die halbwelken Keime des Alterthums. Das deutsche Mark gab ihnen zwar neue Kraft, aber die deutsche Entfaltung ward dort gehindert. In den Wäldern Germaniens trieb aber die Eiche nur eigenthümliche Zweige. Die Bildung schritt hier allerdings langsamer vor, aber organisch und dauernd. Von innen heraus gestaltete sich das Leben; die deutsche Gesittung ist nicht erlernt und eingeprägt, sie ist erfunden und angelebt.

Lange bemitleideten die neuen Italiener und Franzosen die rauhe ungeschliffene Mundart ihrer zurükgebliebenen Brüder. Die Geschichte sollte sie schamroth machen; sie fielen über die bereits vollkommen gebildete lateinische Sprache her, zerrissen und verdarben sie in barbarische Mundarten, die erst nach Jahrhunderten wieder zur Würde eigner Sprachen erhoben wurden: wir bildeten die alte Sprache des Nordens und der Barbarei bis zu den Bedürfnissen der höchsten Kulturstufe hinan. Wahr ist es, daß wir mehr Zeit dazu brauchten; aber zerstören ist leichter als aufbauen. Die neuen romanischen Sprachen sind aus dem Stamme der altrömischen geschnizt und nicht daraus hervorgewachsen.

Selbst unsere ekigen gothischen Schriftzeichen sind ein löbliches Denkmal eigenthümlichen unabhängigen Fortschreitens. Glüklich umstaltete Ulphila die mithische Runenschrift. Der Deutsche ist selbst noch ein scharfer ekiger Urgranit; die Völkerwanderung trug ihn aus den Höhen des einsamen Nordens; er ist noch nicht abgerundet und vermorscht in tausendfacher gesellschaftlicher Umwälzung. Die Deutschen schufen, was sie bedurften; sie raubten nicht aus den Trümmern. Ihre schönste Zeit steht ihnen noch bevor.

In jedem Fache des deutſchen Strebens zeigt ſich friſche ſelbſtſtändige Richtung. Der Deutſche verließ die alte Tempelform; er hatte ſie nicht erfunden, ſie entſprach nicht ſeinen frommen Bedürfniſſen. Seine Dome ſind nicht reizende Wohnungen Sterblicher, ſie ſind verſteinte heilige Haine, wie ſie ſchon vor der kriſtlichen Zeit der Schauplaz ſeiner Andacht waren. Die ſpize Tanne des Nordens iſt das Vorbild ſeiner Bauwerke; ihre ſchlanken Stämme vereinen ſich zu ſeinen Säulenbündeln; in tauſend Spizen und Thürmchen dringt ſie allerhalben aus der Maſſe ſeiner Bauwerke hervor. Seine Dome ſind durchbrochen, wie es das Dunkel geweihter Haine war. Drachenleiber und abenteuerliche Thiergeſtalten ſcheinen haſtig und geſtrekten Leibes hervor zu ſpringen. Alles Unreine muß die Gegenwart Gottes fliehen. Aber in den Niſchen und Zwiſchenräumen ſtehen Heilige und andere fromme Bildwerke. Wie die Wipfel des Waldes weiſen ſeine Münſter zum Himmel, und wo ſie abbrechen, führt ein Kreuz oder ſonſt ein heiliges Simbol die unſichtbare Verbindung weiter.

Eben ſo iſt auch die deutſche Malerei beſchaffen; ſie wollte nicht die ſchönſte menſchliche Geſtalt zeigen, ſondern die ewige Sendung im ſichtbaren Menſchen darſtellen. Nicht eine warme üppige Landſchaft dient als fröhlicher Hintergrund; ihre Folie iſt der Himmel, überirdiſcher Goldgrund, ein Abglanz der ewigen Glorie. Die alten deutſchen Meiſter ſcheuten ſich oder verſchmähten die irdiſche Schönheit in ihren Reizen hinzuſtellen, ſie verzeichneten oft ſogar die menſchliche Geſtalt, als hätten ſie nie ein Weib geliebt; aber die Ahnung des Paradieſes, ein frommes Vergeſſen der Welt lag in ihren Geſtalten. Der Mangel der gemeinen

Naturkenntniß ward reichlich durch die Wiſſenſchaft göttlicher Dinge erſezt. Sie machten ihre Studien nicht an profanen Dirnen, ſondern an himmliſchen Viſionen. Die Italiener liebten und malten, die Deutſchen verherrlichten Gott durch ihre Arbeiten.

Die Scheu vor dem Nakten, die züchtige Unkenntniß desſelben trägt Schuld, daß die Skulptur in Germanien nicht recht fortkommen wollte. Der unſchuldige deutſche Sinn erſchrak vor dem Bloßſtellen gefährlicher Reize; die Bildnerei blieb ihm eine heidniſche Kunſt.

Schön und erſprießlich iſt es auch, daß es nicht einen deutſchen Staat, ſondern einen deutſchen Bund gibt. So findet jede Neigung, jede Anlage um ſo leichter ihren Schauplaz; hundert Muſenſtädte blühen, aber keine Zentrallaſt zerſtreut und verdirbt die deutſche Jugend. Die Säfte der Intelligenz pulſiren gleichmäßig vertheilt über die ganze Oberfläche. Nach alt hergebrachter Weiſe ſchreitet die deutſche Bildung und Geſtaltung weiter; weiſe Fürſten und treue Völker arbeiten daran in redlichem Einverſtändniſſe. Unſer Deutſchland hatte noch keinen Tirannen. Leiſe und mild wie Pflanzenſäfte treiben die Lebenkräfte in ſeinen Adern; jeder Fortſchritt iſt organiſche dauernde Errungenſchaft. Es mag ſich nicht mit Blutkitte fremdartige Flitter anſezen. Aber der Wunderbalſam der Weltweisheit wird in ſeinem Schooße ausgekocht. Deutſchland iſt die Vorrathkammer der Siſteme. Es erwägt immer auch den Gegenſaz; darum treten ſeine Theſen nur allmälig und vorſichtig ins Leben.

Wie herrlich waren endlich auch von jeher die deutſchen Dichtwerke. Dem homeriſchen Epos ſtellt ſich das Niebe-

lungenlied in würdiger Eigenthümlichkeit entgegen. Sein Hintergrund iſt das ſchöne hügelige Rebenland, das der breite blaue Rhein durchzieht, und die herrliche Mark von Oeſterreich. Helena war das helden- und götterumworbene Weib der Antike, verführeriſch reizend, wandelbar und gefährlich. Chriemhilde iſt die treue züchtige deutſche Männin. Eine Liebe erſchöpft den Reichthum ihres Herzens; ihr folgendes Leben iſt nur ein Klagelied, ein Todtenopfer für Siegfried. Aber noch viele heitere zärtliche Sängerſtimmen ſchallen an der deutſchen Liedertafel, und alle feiern Liebe, Ehre und Frömmigkeit.

Die jüngſten Richtungen des Zeitgeiſtes ſind allerdings undeutſch, und wir nur Schüler nicht Meiſter darin. Das Ausland mag die Flitter der Verſchwendung feiner liefern als unſer Vaterland, — leichtfertiger Vorwitz und unfromme Frechheit entſpricht nur wenig germaniſcher Sitte; — aber wir wollen hoffen, daß es ſtiller deutſcher Beſtrebung gelingen wird, das Weltleben aus ſeinen materiellen Leidenſchaften wieder aufzurichten und dem Höchſten der endlichen und ewigen Welt zuzuführen.

So ſprach der Magiſter, und Leander horchte mit bewegtem Sinne der langen gerührten Rede ſeines alten Freundes.

Noch eines Ereigniſſes dieſer Rheinfahrt muß ich hier gedenken. Es war am Vorabende der heiligen Roſa von Lima; unſere Reiſenden hatten wie gewöhnlich ein Gaſthaus am Ufer des Rheines gewählt, aber Irrwiſch diesmal ein von Leander getrenntes Zimmer bezogen und daſſelbe, als er hineinging, abgeſchloſſen. Dieſer hörte bis tief in die Nacht den Schritt ſeines ſchlafloſen Führers; ja, als er nach

langem Schlafe wieder erwachte, fiel noch durch das Schlüſſelloch ein Lichtfleken auf die gegenüberſtehende Wand. Aber auch der Mondſchein goß ſeinen ſanften Glanz durchs Fenſter und in der ſtillen Nacht war das leiſe Rauſchen des Rheinſtroms vernehmbar. Leander verließ das Bett und lehnte ſich ins Fenſter. Nachtluft und Mondſtrahl badeten ſeine junge Bruſt; die Maſſen der Flut und der jenſeits aufſteigenden Hügel lagen ruhig ausgegoſſen vor ihm. Nachdem er ſich lange am ſtillen Anblike erquikt hatte, wollte er ſich endlich wieder zur Ruhe legen. Noch fiel der Lichtfleken aus des Magiſters Zimmer; Leander fühlte ſich beinahe ängſtlich aufgeregt und neigte ſich faſt unwillkürlich ans Schlüſſelloch. Der Magiſter ſaß bewegungslos vor dem Tiſche, die Kerzen waren tief herab gebrannt, alte Papiere und Briefſchaften lagen vor ihm; ſein Antliz war auf den Ellbogen geſtüzt. Alle ſeine Züge lagen in krampfhafter Dumpfheit, ſeine Augen ſtarrten lichtlos auf einen Flek; das Seltſamſte aber war, daß ſtatt der kurzen brandrothen Loken heute wenige graue Haare den Scheitel des Magiſters bedekten. Er gewann dadurch ein fremdes und ehrwürdiges Ausſehen; der gewohnte Zug des Spottes um ſeine Lippen hatte einem tiefen Grame Plaz gemacht. Der junge Graf fühlte ſich von dieſem trüben Anblike überraſcht und erſchrekt; ſchon wollte er anpochen und ſeinen väterlichen Freund aus dieſem ſchmerzlichen Verſinnen erweken, als Irrwiſch mit der Hand über die Stirn fuhr und ſich erhob. Er war nun Leanders engem Geſichtkreiſe entgangen und ſchikte ſich offenbar an, ſich zur Ruhe zu begeben. In ſeltſamer Aufregung kehrte Leander in ſein Bett zurük; er hatte bisher nicht gewußt, daß Irrwiſch eine Perüke trage; die Wahl

einer rothen ſchien einen beſondern Grund zu haben. Leander erſchöpfte ſich in Vermuthungen, ohne eine genügende zu finden. Des Magiſters Geſtalt war ihm heute mit den grauen Haaren ſo ehrwürdig, ſo gramhaft und mitleid- und liebebedürftig erſchienen. Am nächſten Tage zeigte ſich Irrwiſch wieder mit rothen Haaren; er ſah übernächtig aus, benahm ſich aber in gewohnter Weiſe.

Leander achtete ſeinen väterlichen Freund zu ſehr, als daß er ihm mit einer Frage beſchwerlich fallen wollte, die für dieſen wahrſcheinlich von ſchmerzlichem Gewichte ſein mochte.

# Eilftes Kapitel.

Die Zeit kam allmälig heran, in der Albertine Mutter werden sollte. In Aufregung und Sehnsucht, ja mit einem gewissen Grade von herber Reizbarkeit gedachte Stella der Hoffnungen ihrer Schwester, die sie selbst nicht beglüken wollten. Sie vermied absichtlich das Gespräch darüber, und wenn Andere in ihrer Gegenwart davon redeten, so verließ sie, so bald es sich thun ließ, in bitterer Empfindlichkeit oder mit heimlichen Thränen das Zimmer. Sollte gerade ihre leidenschaftliche Liebe der veredelnden Weihe entbehren, während das matte gleichgiltige Bündniß ihrer Schwester damit bescheert wurde.

Die übrigen Bekannten nahmen freundschaftlichen, ruhig heitern Antheil an Albertinens Lage. Ihre stillen gemäßigten Eigenschaften, die gleichwol überall eine löbliche Grundlage wiesen, ihr sanftes gelassenes Betragen hatten ihr das klare ungetrübte Wohlwollen der Meisten verschafft. In Albertinens Nähe befand man sich stets in ersprießlicher Ruhe; kein Gefühl wurde heftig aufgeregt, dafür wurde man aber auch von keiner Leidenschaft befangen, von keiner verwirrenden Spannung belästigt. Albertine konnte nie dahinreißen, aber ihre Nähe ließ die Neigungen

und Ansichten jedes Einzelnen gleichmäßig und freithätig pulsiren. Man fühlte sich ihr überlegen; ihr bescheidenes Zugeständniß, ihr mildes Wesen versöhnte jedoch mit ihren schwachen Seiten und machte ihr gewogen. Albertine hatte nur Mängel, keine Fehler. Sie führte ein sanftes unschuldiges Pflanzenleben; ihr Element war die Ruhe. Aus diesem vorherrschenden Hange ließ sich ihr geringer Antheil an den erschütternden Wahrheiten der Wissenschaft, an den aufregenden Thaten der Geschichte, an den hinreißenden Schönheiten der Kunst am füglichsten erklären. Man hätte ihn manchmal unedle träge Gleichgiltigkeit nennen mögen, aber die Zusammenfassung aller Seiten ihres Karakters mußte dieses Urtheil mildern. Sie trug eine fromme Scheu vor jeder gewaltigen Aufregung, weil ihre schlichte Beschränktheit keine Gränzen absah und vor der folgenden Ueberschwenglichkeit und Gewaltthätigkeit zurük schrekte. Sie wäre vielleicht heftiger Theilnahme und Leidenschaft fähig gewesen, aber sie vermied schüchtern ihre Anfänge, weil sie die Unkraft zu späterer Zähmung ahnte. Gefühle und Begierden schienen ihr Dämone zu sein, die, wenn sie einmal freigelassen werden, die Erde zertrümmern und den Himmel stürmen. Sie hätte kaum ihre sanfte Liebe zu Abel gewagt, wenn nicht die Billigung ihrer Eltern selbe sogleich bei ihrem Beginne ermuthigt hätte. Sie vertraute darin nur dem Schuze ihres Vaters, der milden Leitung ihrer Mutter.

Stella verließ sich in der Liebe ganz auf ihre eigne Kraft; sie folgte ihrem Herzen, sie wußte, daß sie stark genug sei, Alles der Liebe zu opfern, einsam und unerschüttert durchzudringen oder mit der Liebe zugleich unterzugehen.

Julie liebte, und der Hort ihrer Liebe war der Himmel; er billigte ihre Liebe und sie war ihr heilig, aber ihr Herz auch stets bereit, sie seinem Willen zu opfern. Albertine dagegen bedurfte für ihre Liebe eines irdischen sichtbaren Schuzes; ohne die Aufmunterung ihrer Eltern hätte sie nie geliebt, ohne das Vertrauen auf ihren Vater längst den Muth zur Durchführung eines unsicheren Gefühles verloren. Schnelles Entsagen wäre ihr leichter gefallen als ungeleitete selbstständige Ausführung. Albertine trieb die Wurzeln ihres Daseins in die nahe sichere Erde, und selbst von dieser genügte ihr der enge nächste Raum, den ihr das Schikſal zufällig bestimmt hatte. Ihr Herz brauchte vom Himmel nur einen kleinen blauen Ausschnitt, einen dünnen Sonnestrahl und manchmal ein wenig Thau. Dafür trieb sie einen derben Stamm, reiche mastige Blätter und sezte auch kleine hängende Blüten auf, die gemäßigte Farben und einen lieblichen Duft besaßen. Albertine taugte ganz in die beschränkte irdische Wirthschaft; sie war eine brave Marthe, die dem Worte des Lebens nur durch die Küchenthüre lauschen mochte und dabei keinen Topf überkochen ließ, während Maria die Füße des Meisters mit Balsam und Thränen wusch. Albertine gewann seit sie verheirathet war an Beleibtheit; Körperfülle und Farbe wiesen eine gutmüthige Behaglichkeit, die sich für eine junge Frau und angehende Mutter sehr gut schikte. Zugleich war sie im Stillen sehr erfreut, daß ihr Zustand sie von Gesellschaften und andern Besuchen, die ihrer Neigung wenig entsprachen, befreite. Sie trieb sich jezt in stiller Heiterkeit im eigenen Hause umher; hatte die Prunkgemächer geschlossen und hauſte in den kleinsten einfachsten Zimmern. Sie glich in ihrer eigenen

Wohnung einer beſcheidenen treuen Schafferin, die die Pracht des Hauſes für fremdes anvertrautes Gut hält. Ihre bevorſtehende Entbindung machte mehre Vorbereitungen und Anordnungen nöthig, die ſie alle ſelbſt leitete und ſo viel als möglich auch ſelbſt ausführte. Dabei gab ihr das nahe Muttergefühl eine eigenthümliche Süßigkeit und Würde.

Die ſelbſtthätige Regenerazion des menſchlichen Geſchlechtes, bemerkte Adolph nach einem längeren Geſpräche über Albertine und ihre nahe Entbindung, iſt doch eine groſſe wohlthätige Maßregel. Im Kinde tritt der Vater entſündigt, wieder zum Glüke berufen, noch ein Mal in die Welt. Wie viele getäuſchte Hoffnungen welken in jedem Herzen, wie viele Keime des Gefühls und der Empfänglichkeit liegen unentwikelt in jeder Bruſt, und die wahre Stunde iſt doch für immer entſchwunden; aber da nimmt der Vater ſein Kind in den Arm, auf dies junge Weſen überträgt er alle Anſprüche an das Leben, die ihm unerfüllt geblieben ſind, ihm vermacht er den ganzen unbefriedigten Nachlaß ſeines Herzens. Manche Laſt drükt jedes Bewuſtſein: in der Tiefe der edelſten Bruſt liegt eine Schuld begraben, die keine Reue mehr austilgt. Was wir gethan haben, bleibt unwiderruflich. Aber die Stirn des Kindes lächelt dem Vater rein und ſchuldlos entgegen, das Herz des Kindes iſt noch des Paradieſes werth. Um dieſer makelloſen Seele willen hofft er ſelbſt vom Himmel Vergebung; da er die Schuld nicht mehr vom eignen Gewiſſen abwaſchen kann, ſo hofft er, ſie doch von der Seele des jungen Menſchen abzuhalten.

Ich fürchte ſehr, unterbrach ihn der Prinz, wir walzen den Stein des Siſiphus in die Höhe, und unſer Geſchlecht

kollert noch am lezten Tage bis zur Schwelle des verlornen Paradieſes hinunter.

Sei's auch, meinte der Maltheſer bewegt, dieſe werkthätige Tradizion der Veredlung und Beſeligung iſt doch ſo rührend ſchön und ſo unendlich troſtreich. Der kinderloſe Mann iſt meiſt deßwegen trüber und mürriſch abgeſchloſſener, weil er von ihrer Beruhigung ausgewieſen iſt. Daher die Sehnſucht jedes beſſeren Herzens nach Kindern; ihr Erſcheinen gibt der Ehe erſt die würdige Haltung und erhebt ſie über eigennüzige Luſt. Die Liebe zu den Eltern iſt gleichſam der alte Bund unſeres Lebens, die zu den Kindern der neue Bund der Liebe. Im Vater ſchaut die Menſchheit mit dem alten gefurchten Januskopfe dumpf und müde in die Vergangenheit, — im Kinde lächelt ſie mit dem jungen hoffend und kräftig in die Zukunft.

Verwunderlich war es, daß ſich eben jezt fühlbare Gegenſäze zwiſchen Albertine und ihrem Gatten ergaben. Der Kammerherr war von der Bedeutſamkeit und der Würde ſeines künftigen Sohnes — daß ihn Albertine mit einer Tochter beſchenken könne, fiel ihm gar nicht bei — innigſt durchdrungen; er ſah in ihm den Sprößling zweier altfeudaler Geſchlechter, den begünſtigten Erben ſeiner groſſen Familiengüter. Er dachte ſich den künftigen jungen Grafen nicht als nakkes hilfebedürftiges Kind, ſondern umhüllt mit den Vorzügen des Ranges und Reichthumes. Eine koſtbare Wiege wurde beſtellt. Im Schnizwerke ſtanden Kronen und Wappen, auch Vergoldungen fehlten nicht; Taufkleider wurden geſtikt und ein Salon auf das herrlichſte für die bevorſtehende Kirchenfeſtlichkeit dekorirt. Sämmtliche Geiſtkräfte des Grafen waren geſpannt und

angeſtrengt, um Alles recht prächtig und vornehm anzuordnen; Pläne und Sorgen raubten ihm ſogar den Schlaf, und mit ſtillem Grame bemerkte er den geringen Antheil Albertinens an den höchſt wichtigen Erwägungen und Anordnungen, die ſeinen ganzen Scharfſinn in Anſpruch nahmen. Er ließ Kinderhemdchen und Spizendeken aus Brüſſel kommen, während Albertine alte Linnen und Wollenzeug zerſchnitt; ihm waren die erſten Nähterinen der Reſidenz zu wenig kunſtfertig, und Albertine wollte ſelbſt Nadel und Faden zur Hand nehmen; er verfaßte bereits einen pomphaften Taufzettel und Albertine ſchlug ein hinteres Zimmer zur Kinderſtube vor.

Der gutmüthige Abel unterdrükte nur müheſam ſeinen Verdruß; er predigte ſeiner Gattin ſtundenlang von den Pflichten ihres Ranges, aber ſie gab höchſtens aus Gutmüthigkeit nach, ohne in ſeine ſublimen Anſichten einzudringen.

Er hatte eine kindiſche Freude, wenn er ſich die vornehme Wöchnerin in einem reichdrapirten Paradebette von Domeſtiken und Wärterinen umgeben dachte; das Vorzimmer mußte von Bedienten wimmeln, die ganze große Welt der Reſidenz, der Fürſt an der Spize, ließe natürlich täglich um das Befinden nachfragen. Die Gräfin habe nur noch etwas vapeurs, ſo ſollte die Botſchaft lauten, der junge Graf ſei der ſtärkſte geſundeſte Majoratherr von der Welt. Schon lange vor der Niederkunft ſann Abel auf einen paſſenden Namen für ſeinen Nachkommen und ordnete in Gedanken das Tauffeſt. Der kleine Graf mußte auf einer Purpurdeke ruhen, die Hermelin umſäumte; im großen Sale ſollten die Gäſte verſammelt ſein; einer wür-

digen Aja blieb es überlassen, das Kind, von den sämmtlichen Livreen des Hauses begleitet, durch eine Reihe festlicher Zimmer hinüber zu tragen, wo es dann der Haushofmeister namenlos präsentirte, er selbst als glüklicher Vater aber endlich hervor träte, um seinen Sohn das erste Mal feierlich, zum Beispiele mit den Namen: Uffo, Egon, Melchior, Balthasar zu begrüßen. Silberne Wannen und Gefäße wurden bereitet und der Heraldiker zur Fortführung des Stammbaumes bestellt.

Stundenlang sprach Abel mit Albertine von all diesen wichtigen Dingen, ohne gebührenden Antheil zu finden. Alle Sorgen lasteten auf seinen eigenen Schultern, und mit Mißmuth bemerkte er, daß sie keinen Sinn für wichtige Rükſichten und feine Haltung habe. Im Gegentheile betrieb sie, ohne sich viel um den Gatten zu bekümmern, die Vorbereitungen auf ihre eigene Weise, und zeigte ihm endlich einmal mit froher Befriedigung den nöthigen Vorrath an Kinderwäsche und Deken, die sie entweder selbst angefertigt oder deren Herstellung sie doch vorgestanden hatte. Alles war recht zwekmäßig und anständig vorbereitet, es fehlte kein Stük, das für die Kinderwirthschaft nöthig gewesen wäre, aber keines wies jene verdrängende Schaustellung, die die beste und erste Eigenschaft in Abels Augen war. Abel ward in der That entrüstet, als er hörte, daß sein Weib diese Lappen für sich und den künftigen Grafen bestimmt habe; in edlem Zorne ließ er das Weib seines ersten Gärtners rufen, die sich in ähnlichen Umständen wie Albertine befand, und schenkte ihr den ganzen armseligen Kram. Aber Albertine war über dies kalte unzarte Benehmen des Gatten so sehr verlezt, daß sie sich das erste Mal

in ſtillen Thränen, doch mit entſchiedener Verſchloſſenheit von ſeinen Vorſtellungen abwendete.

Sie zog ſich in ihr Zimmer zurük und ließ ſich an dieſem Tage nicht mehr ſehen. Abel war zwar überzeugt, recht gehandelt zu haben, dennoch war ihm die daraus entſtehende Mißhelligkeit läſtig und beängſtigend. Um ſo erfreuter war er, als am nächſten Tage ſeine koſtbaren Beſtellungen für Kind und Mutter eintrafen. Mit erhabner Befriedigung, ja in wahrer Gutmüthigkeit eilte er damit zu ſeiner Gemalin; dieſe konnte ſeine gute freundliche Abſicht auch in der That nicht verkennen, aber die abweichende Richtung ſeiner Neigungen und Abſichten wirkte zurükſchrekend auf ſie. Albertine dankte und lächelte, aber die Entfremdung, die das jüngſte Benehmen ihres Gatten veranlaßt hatte, wurde nicht gehoben.

Auch Abel war durch die Aufnahme Albertinens nicht befriedigt, und ſeufzte über ihren Hang zum bürgerlich Gemeinen, den er der verwahrloſten Erziehung zuſchreiben zu müſſen glaubte. Die Tochter des Landedelmanns taugte in der That ungeachtet ihres reinen Blutes nicht beſonders zur Gattin eines Kavaliers, der nur Hofluft gewittert hatte.

Gleichwol gab Albertine in dieſen Aeußerlichkeiten dem Wunſche ihres Gatten nach, und alle feſtlichen Anordnungen wurden nach ſeinem Geſchmake ausgeführt. Hartnäkiger aber war die künftige Mutter in Allem, was ihr Kind unmittelbar und zunächſt angehen ſollte. Der Kammerherr hatte eine Kindfrau und Bonne aus Paris verſchrieben; Albertine wies ſie ſtandhaft zurük, und ließ ihre eigne alte Wärterin aus Schwangau kommen: er wollte nach ver-

nehmer Sitte eine Schweizer-Amme bestellen, aber Albertine bestand darauf, ihr Kind selbst zu säugen. Dieser Widerspruch gegen seine innigsten Ueberzeugungen, diese Vereitelung seiner wichtigsten Pläne versezte den Grafen endlich in eine gewisse Stumpfheit und Melancholie, so daß er selbst an der Erwartung seines Stammhalters fast keine Freude mehr fand.

Unterdessen kam die Stunde der Geburt heran. Als der Kammerherr eines Tages vom Hofe nach Hause fuhr, überraschte ihn die Nachricht, daß er in der That bereits einen Sohn besize.

Er stürzte in Albertinens Zimmer, sank vor der blassen Mutter freudegerührt auf die Knice, und drükte einen vollen derben Knaben, seinen Sohn, den Majoratherrn in die Arme. Die einfachsten natürlichen Gefühle verfehlen nie ihre Wirkung auf das Menschenherz; ihnen bleibt es noch zugänglich, wenn Verwilderung schon seine meisten Saiten zerrissen, wenn gesellschaftliche Zahmheit fast alle seine Nerven abgespannt hat.

Abel war so glüklich, wie es in der Regel wol jeder neue Vater ist. Die Ankündigung bei Hofe war geschehen, vornehme Besuche kamen, und die Tauffestlichkeiten gingen mit gewünschtem Pompe vor sich: der junge Graf war auf Purpur gelegen, der edle Stammbaum hatte einen neuen Ast erhalten.

Der Knabe gedeihte herrlich; die Wöchnerin erholte sich schnell. Die ersten Rosen kehrten wieder auf ihre Wangen; sie lächelte holdselig auf den Knaben hernieder, der an ihren nährenden Brüsten lag. Sie gab ein treues Bild inniger Mütterlichkeit, nur paßte der glänzende Namen der

Prunkgemächer wenig zum ſchönen einfachen Stillleben. Der Graf aber ärgerte ſich gerade, daß einzelne Züge an gewöhnliche Bürgerlichkeit erinnerten; es kränkte ihn, daß nicht eine Franzöſin das Kind auf den Armen trage, daß er ſeinen Standgenoſſen nicht von der Amme aus Emmenthal erzählen konnte.

Albertine befand ſich ſo wohl in der Kinderſtube, daß ſie faſt allen Beſuchen unzugänglich blieb, und auch, nachdem ſie ſchon lange ihr Kind täglich ins Freie führte, nicht an ihre Erwiederung dachte. Endlich trieb Abel entſchieden dazu, und die läſtige Runde wurde gemacht. Müde und ſehnſüchtig kehrte die junge Mutter zu ihrem Kinde zurük, nahm es freudig in die Arme und beſchloß, es nicht wieder zu verlaſſen. Ihre neuen Pflichten entſchuldigten ſie zuerſt vor der vornehmen Welt; als aber Wochen und Monate verfloſſen, ohne daß Albertine in ihr Getriebe zurükkehrte, fing dieſe an, es übel zu nehmen. Umſonſt bat und eiferte ſie ihr rükſichtvoller Gatte an, zu ihrer Neigung hatte ſich jezt bereits die Gewohnheit geſellt; ſie verſchob, entſchuldigte und lehnte endlich entſchieden ab. Er war über dieſen Mangel an gutem Takte troſtlos und rannte deſto aufmerkſamer bei allen Bekannten umher. Dieſe gloſſirten zuerſt etwas ſcharf über ſeine Frau, dann aber ſchwiegen ſie faſt gänzlich von ihr, und Albertine ſchien aus ihrem Gedächtniſſe, aus dem goldenen Buche der eleganten Welt geſtrichen. Sie aber war glüklich in wieder errungener Häuslichkeit, entfernte die zahlreiche Dienerſchaft ſo viel als möglich aus ihrer Nähe, duldete nur die alte Wärterin in der Kinderſtube und beſorgte für ihren Knaben Alles ſelbſt und eigenhändig. Dieſe Beſchränkung gab ihr auch

die Möglichkeit, ſich wieder um den geſammten Haushalt zu bekümmern. Sie entdekte allerhalben Verſchwendung und eigennüzige Gebahrung, und übernahm ſelbſt alle Schlüſſel; bald wuſte ſie ſchon am Morgen jedes Gericht, das dieſen Tag auf den Tiſch kommen ſollte, und freute ſich, daß ſie die Ausgaben mit jeder Woche verminderte. Sie ſtand frühe auf und wachte über das Geſinde, beſuchte ſogar die Küche, und verlangte über Alles Ausweis und Rechenſchaft. Die Dienerſchaft war damit nur wenig zufrieden, ihr Gatte aber troſtlos. Zuerſt hielt er es für die Laune einer Wöchnerin und ſchwieg in heimlichem Grame; als es aber immer in der neu eingeführten Weiſe fortging, erinnerte er Albertine an ihren Stand und Reichthum, ermahnte ſie, ſeiner Würde nichts zu vergeben, und erklärte ſich bereit, lieber bedeutend mehr auszugeben, als dies bürgerliche Unweſen noch länger zu ertragen. Aber Ueberzeugung, Hang und bald auch die Gewohnheit übten eine unwiderſtehliche Gewalt auf Albertine aus; als ſie ihres Gatten heftigen Wunſch nach Aenderung ſah, wollte ſie in der That nachgeben; ein paar Tage zog ſie ſich von der Wirthſchaft zurük; aber nur zu bald bemerkte ſie Stokung und Uebelſtand, ſah zuerſt nur ein wenig nach, ſchaffte und ordnete das Nöthigſte und war endlich mehr als je im häuslichen Treiben befangen. Abel fand ſich endlich durch erfolgloſe Ermahnungen und Zuſprüche ermüdet, ſeine geringe Kraft war erſchöpft; er ließ ſeine Frau gewähren, gab ſie aber im Stillen auf und machte ſich heimlich bittere Vorwürfe, daß ihn die Liebe bei der Wahl einer Gemalin bethört und verblendet habe. Die beiden Karaktere entwikelten ſich nun getrennt und abgeſchloſſen, ihr Leben-

lauf war geſchieden. Albertine verbaute ſich in häuslichen Beſorgungen und Verrichtungen, lebte für die innere Waltung und für ihr Kind, und Abel trieb ſich im Strudel der großen Welt umher. Wichtige Beſuche füllten ſeinen Tag aus, den Abend nahmen Feſte und Geſellſchaften hin. Er überzog ſich ſo oft als möglich, und ſah Albertine faſt nur mehr bei Tiſche. Dieſe äußeren Anregungen zerſtreuten ihn leidlich, er vergaß ſein häusliches Mißvergnügen und gewöhnte ſich endlich an dieſe Zuſtände. Die Richtung der beiden Eheleute war jedoch für immer geſondert, jedes ſuchte ſeine Freuden auf einem andern Felde. Die angeborne Gelaſſenheit und Schwäche Beider verſezte ſie bald in leidliche Gleichgiltigkeit. Albertine fand ſich noch überdies im Gefühle erfüllter Pflichten beruhigt, und ehe noch das erſte Kind ihrer dringendſten Sorgfalt entwachſen war, hatte ſie bereits Ausſicht, das zweite Mal Mutter zu werden.

Albertinens Eltern miſchten ſich nur wenig in ihren Haushalt; beide hatten die Ueberzeugung, daß jede Dazwiſchenkunft von Außen, ſie mag ſo wohlmeinend ſein als ſie wolle, nur verwirrend und hindernd einwirken könne. Schwangau war insbeſonders der Anſicht, daß auf die gedanken- und karakterloſe Zeit der ſogenannten Flitterwochen jedesmal eine Periode des Widerſpruchs und Streites folgen müſſe, aus der dann erſt der bleibende häusliche Friede hervorgehen könne. Neuvermälte leben zuerſt nur dem überraſchenden Reize ungewohnter Verhältniſſe; ſie haben ſo viel Fremdes, Neues in ſich aufzunehmen, daß ſie nicht Zeit finden, die eignen alten Gewohnheiten und Neigungen hervor zu ſtellen. Aber bald finden ſie Muße, wieder in ſich zurük zu kehren und ihr Daſein von Innen

heraus geltend zu machen. Da iſt es denn wol kein Wunder, wenn widerſprechende Anſichten und Gegenſäze der Richtungen und Wünſche ans Licht kommen. Jeder Theil ſucht bei dieſem Konflikte ſein Ich durchzuführen und möchte den Lebengefährten gern zum Spiegelbilde desſelben machen. Aber dieſes widerſtreitende Streben ſtößt ſchroff und herb aus einander, und bald erkennen beide Theile, daß es ſich nicht nur um ein Durchſezen, ſondern nicht minder um Nachgeben handle. Da wird denn Hang und Wunſch gegen einander abgewogen, Zugeſtändniſſe erhalten und gegeben, und aus dem vielfachen Zuſammenſtoße leidliche eheliche Zuſtände entwikelt. Eben ſo hielt es Schwangau auch mit dem Haushalte ſeiner zweiten Tochter Stella; deſto ſtiller und enger war daher ſein eigener. Die beiden alten Leute hatten nur mehr die jüngſte Tochter, Julie bei ſich. Julie hatte nicht Albertinens häusliche Brauchbarkeit und nicht Stella's glänzende Eigenſchaften, aber dennoch machte ſie das Glük ihrer Eltern aus, und ließ ſie weder an Liebe, noch an äußerer Aushilfe irgend einen Abgang fühlen. Sie bemühte ſich, der Mutter in den Sorgen und Verrichtungen des Hausweſens gewiſſenhaft und eifrig beizuſtehen, las dem Vater vor, oder ſang ihm mit zarter ſanfter Stimme ein Lied in einſamen Abendſtunden. Was früher zwiſchen drei Töchtern getheilt war, übte ſie jezt ſtill und geräuſchlos ganz allein; Talente, die ſie aus Beſcheidenheit vorher nur einſam und heimlich getrieben hatte, gab ſie jezt ſchüchtern und anſpruchlos preis, und wußte die Wünſche ihrer Eltern, bevor ſie ausgeſprochen wurden, zu errathen. Der ausgedehnte dringende Beruf, der ihr nach dem Abgange der beiden Schweſtern zu Theil wurde, reifte ſie ſchnell

zur Jungfrau; man hätte in ihren jezigen ernſten Verrichtungen unmöglich mehr das ſtille bedeutungloſe Kind eines erſt ſo kurz entfernten ländlichen Aufenthaltes erkannt. Selbſt ihre Formen gewannen ſchnell das holde Ebenmaß vollendeter Jugend, ihr Gang ward geſezt und bedächtig, und ihr Antliz voll lieblichen Ernſtes, ſinnvoller Ruhe. Das groſſe braune Auge glänzte in jungfräulicher Würde, und jede ihrer Bewegungen, ſo wie ihre ſtudierte Grazie, leichtfertiger Reiz mangelte, war harmoniſch und liebreich. Aber wohlthuender, nachwirkender als ihre äuſſere Thätigkeit war der geiſtige, der moraliſche Einfluß, den Julie abſichtlos aber unabweisbar auf ihre Umgebung übte. Dieſes Weſen, ſo ſchwach und jung, verbannte gleichwol nur durch ihr ſtummes Daſein Zank und rohen Widerſpruch; man fühlte dringende Scheu, vor ihr einen eitlen Wunſch, eine gemeine Begierde auszuſprechen. Wo ſie waltete, da ſchloß ſich wie von ſelbſt Eintracht und edles Zuſammenwirken an; man wurde ſich in ihrer Gegenwart unwillkürlich der eignen beſſeren Natur bewußt; ihre ſanften Züge erwekten verwiſchte holde Bilder, ermattete gute Entſchlüſſe. Das ſittliche Prinzip, das in Juliens Daſein, in jeder ihrer Beſtrebungen ausgeſprochen war, übte dieſen unabweislichen Einfluß. Wir ſind an ſchöne Weiber gewohnt, aber ihre üppigen Reize weken nur unſere Begierden; dahinreiſſende geſellſchaftliche Talente, eine glühende Phantaſie können uns mit ſich entführen, aber wir kommen wieder zu uns, und der Kopf iſt dumpf nach dem Genuſſe verbotener Früchte; ein abſichtloſes frommes Daſein aber ward in unſerer Welt der Ueberſpannung und Ermattung, bei der allgemeinen Sucht nach Erfolg und Genuſſe, beinahe zur Fabel. Und

doch gibt es noch ſolche einſame Engel, und Julie war einer von ihnen. Die Erhebung, Veredlung, die ſie um ſich verbreitete, der Nachſchimmer ihres eignen Weſens, glich dem hellen warmen Scheine des Frühlingabendrothes, dem Widerglanze himmliſcher Glorie.

Juliens Anlagen waren nicht außerordentlich, eben ſo wenig ihre Entwikelung glänzend; insbeſonders zeigte ſie wenig Fähigkeit und Neigung zu Erlernung geſellſchaftlicher Kenntniſſe. Aber all ihr Wiſſen, ſo gering es ſein mochte, lag klar und geregelt; es liefen gleichſam ordnende goldne Strahlen durch dasſelbe, die alle auf einen Mittelpunkt, die ewige Welt — Gott hinwieſen. Wo ihre Kenntniſſe abbrachen, da knüpfte ſich ein heiliger großer Glaube an, der ihren Anſichten eine erhabene Gründlichkeit gab.

Es iſt ein trauriges Zeichen der Zeit, daß die wahre Frömmigkeit ſo ſelten iſt. Unzählige leichtfertige Kenntniſſe werden dem Verſtande und Gedächtniſſe eingeprägt, während über göttliche Dinge die ſchmählichſte Unwiſſenheit herrſcht. Mit einer hohlen Formel, mit ſkeptiſcher Gleichgiltigkeit wird die ſeltene Anregung der Ewigkeit zurükgewieſen; man flüchtet ſich zufrieden hinter die Verſchanzungen materieller Zuſtände und ſelbſtgenügender Wiſſenſchaft; aber die Würmer des Grabes laſſen ſich mit zierlichen gewandten Redearten nicht abſpeiſen, und jenſeits der Sterne wird die Kenntniß des Zinsfußes und der Blumenklaſſen zu leicht in die Wage der Ewigkeit fallen. Das Gebet iſt im Getriebe des Marktes ſelten und todt. Es erhebt ſich nicht bis zu jener höchſten Sehnſucht der Kreatur, ſich mit Gott zu vereinen, ſich ihm wenigſtens zu nähern, es ſchwingt ſich nicht bis zum erhabnen unmittelbaren Verkehre des

Geſchöpfes mit dem Schöpfer empor. Die nüchterne Verſtändigkeit verleugnet das Gebet ſogar als eine Schwäche.

Julie betete oft, und wenn ſie es that, ſank die Erde zu ihren Füßen ab; ſie ſchwebte empor bis zum Schleier des Allerheiligſten und miſchte ihre Stimme in die Muſik der Sphären. Juliens Frömmigkeit war werkthätig, ſie war ſicher und ſtreng in der Kenntniß und Ausübung ihrer Pflichten, und nur im Gebrauche ihres Rechtes ungewiß und ſchüchtern. Sie konnte ſtill und freudig entſagen, zum Genuſſe aber bedurfte ſie noch die ſichtbare Zuſtimmung ihrer Eltern. Beide erkannten ihren Werth und ſegneten ihr geliebtes Kind zum irdiſchen Glüke; des ewigen mußte ſie ja ohnedies theilhaftig werden.

Was Julie den Dienern des Hauſes zuwies, wurde gern und gewiſſenhaft vollzogen; jedes eiferte ihren Wünſchen zuerſt nachzukommen. So wie ſie makellos vor Aller Augen wandelte, war ſie Allen ein Vorbild des Guten und ein Gegenſtand der Verehrung.

Mitten in dieſem engbegränzten Kreiſe, im genauen Erfüllen vielfacher kleiner Pflichten wuchs Juliens Liebe in ſtiller Hoheit. Wäre Leander in ihrer Nähe geweſen, die Luſt der Gegenwart hätte Julie ſchüchtern, zweifelhaft gemacht; nun er aber von ihr entfernt war, vertraute ſie ganz und völlig ihrer edlen uneigennüzigen Sehnſucht. Bei gewöhnlichen Mädchen iſt ununterbrochener Verkehr, der dunkle Reiz des Umgangs die nothwendige Nahrung der Neigung; Eiferſucht, Wankelmuth, Gefahr und Laune müſſen noch manchmal ihren Beſtand unterſtüzen: für Julie war die zeitweilige Entſagung gerade das zukömmlichſte Element der Liebe. Sie dachte an Leander, ohne verliebte

Schwärmerei, sondern mit dem dringenden Wunsche nach Veredlung; es bedünkte sie, als sei das Ziel, das Glük ihrer Liebe eben ihre beiderseitige Vervollkommnung. Die Sehnsucht der Liebe und ihr Drang nach dem Guten liefen Hand in Hand.

Auch sie fühlte ihr Herz stärker klopfen, wenn sie an Leander dachte, aber der lautere Schlag ihrer Pulse hatte eine andere Bedeutung als bei gewöhnlichen Mädchen. Ihre Liebe war von klarer durchsichtiger Reinheit, die Strahlen der ewigen Welt durchdrangen sie.

Bei jeder Schönheit der Natur, bei jedem großen Gedanken dachte sie an Leander, jede gute That, die ganze geräuschlose Erfüllung ihrer Pflichten knüpfte sie an seine Erinnerung. Sie feierte sein Gedächtniß durch Uebung der Tugend, durch Fortschritte in der Erkenntniß. Allmälig und wie zufällig nahm sie die Wissenschaften vor, von denen sie wußte, daß sie Leander treibe. Ihr sinnvoller Fleiß, ihre gewissenhafte Anstrengung ließ sie Fortschritte machen, die man nur von den besten Anlagen erwartet hätte; aber Juliens große erste Wissenschaft blieb die Frömmigkeit und Tugend. Man mochte ihr Thun und Lassen so lange man wollte beobachten, man konnte daran keine Makel finden.

Leander hatte sie einst gebeten, in der Stunde der Abenddämmerung sein zu gedenken; wie weit getrennt sie auch sein mochten, der Abendstern sollte in den Fernen des Himmels ihre Blike vereinen. Julie hatte seinen unschuldigen Wunsch nicht vergessen; treu und liebend hegte sie seine Erinnerung in der Stunde des Abends, und der kleine funkelnde Stern blieb ihr ein sichtbares Zeichen seiner Liebe.

Ihre Augen vergingen ihr oft im Anſchauen des abendrothen Himmelblaues, ihre Seele ſchien aus der Hülle zu treten und die Harmonie der Sphären klang um ihr Ohr.

Ein ſchöner Traum erfreute ſie oft; ihr träumte, Leander kniee mit ihr vor Gott und bete.

Endlich kam an die zurükgebliebenen Freunde ein langer Brief von Irrwiſch und Leander. Ihre Reiſe am Rheine war darin genau ſkizzirt. Manche aus der Geſellſchaft kannten die beſchriebenen Lande aus eigener Anſchauung, die meiſten Anregungen waren bekannt und erinnerlich, und nur zufällige Einzelnheiten waren dem Gedächtniſſe bereits entfallen. Wie erſtaunte aber die Geſellſchaft, als, während ſich Niemand einer kleinen Ortſchaft, deren beiläufig Erwähnung geſchah, erinnerte, Julie genau ihre Lage und ſonſtigen Verhältniſſe mitzutheilen wuſte. Sie hatte dem Vorleſen des Briefes bisher antheilvoll aber ſchweigend zugehört, und dieſe Aufklärung nun plözlich raſch und unwillkürlich gegeben. Die Geſellſchaft ſah ſie verwundert über die Kenntniß einer Gegend an, die ſie doch nie beſucht hatte. Julie erröthete jezt ſelbſt über ihr Wiſſen und ſenkte die Blike. Auch ihr Vater ward durch die Auskunft, die ſie geben konnte, überraſcht, aber bald erinnerte er ſich, daß ſie ihn jüngſt um eine Karte und Beſchreibung des Rheinſtromes gebeten hatte.

Schwangau verſtand das Geheimniß ihres Herzens und küßte ſie auf die Stirn. Leidenſchaften und heftige Gefühle waren dem alten Herrn von jeher verhaßt, er beſorgte ihre Unbedachtſamkeit und verabſcheute ihre gewaltthätigen Verwirrungen; aber Juliens Liebe konnte er unmöglich in dieſe zweideutige Klaſſe ziehen, er ahnte, daß

ſie aus dem Himmel ſtamme und mit den edelſten Richtungen des menſchlichen Herzens verwebt ſei.

Auch Stella bemerkte die Liebe ihrer jüngſten Schweſter, ſie erſchien ihr jedoch zu beſchränkt und unſelbſtſtändig. Stella hatte einen andern Maßſtab für das menſchliche Herz, der auf Julie allerdings nicht anwendbar war. Das Gefühl galt ihr nur, wo es unabhängig, allherrſchend aufſchoß, jede Rükſicht, jede Beſchränkung hielt ſie für Schwäche und Unwerth. Nach Ueberzeugung und Gewohnheit lebte ſie ſtets den Neigungen ihres Herzens nach; dieſe Leitung erſchien ihr als groß und zuverläſſig. Wo ſie Jammer und Elend brachte, ja ſelbſt wo ſie der Schuld zuführte, ſprach Stella ſie frei und ſchob die dunklen Folgen, den unheilvollen Ausgang auf die Verkehrtheit zufälliger gemeiner Verhältniſſe dieſer Erde. Die Wiſſenſchaft erſchien ihr dem gröſten Theile nach zu ſehr an die ſchwankenden Erſcheinungen der ſichtbaren Welt gefeſſelt, alle Realkenntniſſe als Knechte und Handlanger der irdiſchen Fütterung, — den Willen, die That hielt ſie nur für die bedingte Folge der innern Richtung, aber das Gefühl war ihr die Erbſchaft der Ewigkeit, ſeine Grundlage allgemein giltig und zuverläſſig und nur ſeine Folgen ungewiß in den irdiſchen Wirren.

Stella mißachtete geſellſchaftliche Verhältniſſe, da gerade dieſe es ſind, die ſo häufig dem Hange des Herzens entgegen laufen; ſie belächelte den unbedeutenden Prunk der Schauſtellung, er erſchien ihr als der goldne Einband eines ſinnloſen Buches; ſie verſpottete die Redearten und Geſpräche, die der gute Ton und die Mode vorſchrieben. Aber Stella war ſtolz, jede Zurükſezung verlezte ſie, vornehme

Gleichgiltigkeit gegen ſie war ihr unerträglich. Auf einer wüſten Inſel wäre ſie glüklich unter Kräutern und Thieren geweſen, Eduards Liebe hätte ihr in der einſamen Umgebung der Natur genügt; in einer Reſidenz jedoch ſchien ihr der Gedanke beſchränkend, von der erſten Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſein, die Herablaſſung, die Unart Höherer unleidlich. Sie verachtete die geſelligen Zuſtände, wenn ſie ihr zugänglich waren, ſie perſiflirte die Geſellſchaft und konnte ſie willig vernachläſſigen und meiden, ſo lange man ſie erwartete und einlud; aber jede Zurükſezung und Abweiſung verlezte ihre Eitelkeit, reizte ihre Begierde. In dieſem lezteren Zuſtande hatte ſie Roderich bei ihrem erſten Wiederſehen getroffen; ſeinem Antheile an ihr hatte ſie auch den der übrigen Geſellſchaft zu danken. Stella wußte dies wol, aber der Prinz ſchien nicht daran zu denken, und eben dieſe Beſcheidenheit vermehrte ihre Dankbarkeit und benahm derſelben jeden herben Anklang. Roderich aber hatte nicht nur Stella und ihrem Gatten in der höheren Geſellſchaft feſten Grund verſchafft, ſondern er ſchien dieſen als Menſchen und Künſtler hoch zu achten und hatte gegen jene eine überaus zarte verehrende Aufmerkſamkeit. Er drang darauf, Beide ſeinen fürſtlichen Verwandten vorzuſtellen, und die ungemein günſtige und ſchmeichelhafte Aufnahme bei Hofe war offenbar ſeinem Einfluſſe zuzuſchreiben.

Adlerhorſt erhielt bald den Titel eines Hofmalers und ward von den fürſtlichen Perſonen und allen Leuten von Bedeutung ausgezeichnet. Ja, ſein Erſcheinen ſchien ſogar einen allgemeinen Antheil an der Kunſt zu erregen und er glaubte, daß in der That das Talent, deſſen Bildung er ſein Leben gewidmet hatte, Anerkennung erhalte und viel

leicht nicht ohne fördernden Einfluß bleiben werde. Zu Roderich ſtand er in dem freundſchaftlichſten Verhältniſſe; im Umgange mit ihm erinnerte ihn nichts an deſſen hohe Geburt; unwillkürlich vergaß er ſie und gab ſich ganz dem Antheile der Gegenſtände, die ſie zuſammen verhandelten, und dem belebenden Eindruke ſeines freundſchaftlichen vielgebildeten Umganges hin. Roderich theilte ſeine Neigungen und Intereſſen, die Kunſt ſchien ſeinem Herzen theuer zu ſein; er hatte nicht nur allein die Schäze Italiens ſondern auch die reichen Sammlungen aller Hauptſtädte Europa's geſehen und wußte von allen mit Antheil und Kenntniß zu ſprechen. Selbſt die Ueberlegenheit des Wiſſens und der Erfahrungen Roderichs, die Adlerhorſt in ſeiner Nähe immer fühlen mußte, glich ſich durch den eignen großen Vortheil in der Kunſtausübung vollkommen aus, da der Prinz aus Neigung, wie es ſchien, ſich zu des Malers Schüler aufgeworfen hatte.

Adlerhorſt hatte nebſt der allgemeinen Künſtlereitelkeit auch die geſellſchaftliche und war jezt mit ſeiner Stellung in der Reſidenz vollkommen zufrieden, um ſo mehr, da er ſie ſeinem eignen Werthe als Künſtler zuſchreiben zu müſſen glaubte. Aber ſein Schwager war darüber vollends entzükt. Auch er ſprach nun gern von Kunſt, pries Statuen und Gemälde, rühmte aber vor Allem ſeinen Schwager. Er drükte ihm jezt wärmer die Hand, als er ſonſt gepflegt hatte, fühlte lebhafte Freude, ſo oft er ihn bei Hofe ſah, und wünſchte in Stillem ſeiner Albertine Stella's vornehme Weiſe und Neigungen.

In Adlerhorſt's Atelier ward jezt zwar allerdings weniger gemacht, als man hätte erwarten können, aber es

ging darin auch lebhafter, unterhaltender her als in gewöhnlichen; außer dem jungen Paare war auch der Prinz täglich mehre Stunden in demſelben. Wurde auch in ausübender Kunſt nur Geringes geleiſtet, ſo ſchienen die häufigen Geſpräche über Malerei nicht minder fördernd und gleichſam die Vorzeichen deſto zahlreicherer künftiger Schöpfungen zu ſein. Insbeſonders war dieſe Unterbrechung Stella angenehm, da ſie, wenn ſie malte, noch immer mit den handwerklichen Schwierigkeiten der Kunſt einen herben ermüdenden Kampf zu beſtehen hatte. So wie Roderich in der Geſellſchaft das Amt übernommen hatte, Adlerhorſt allerhalben einzuführen und ſeine Stellung zu unterſtützen, ſo war der Maler in ſeinem Hauſe bemüht, ihm über die Mühſeligkeiten künſtleriſcher Verſuche hinaus zu helfen. Roderich ſchien ein untrennbares Glied des kleinen häuslichen Kreiſes zu bilden. Wenn er um die gewohnte Stunde nicht kam, ſo fühlte eben ſo ſehr der Maler als ſeine Gattin eine gewiſſe Unruhe, die ſie an jeder Thätigkeit hinderte, und bis Roderich endlich kam, in dem unſicheren Zuſtande der Erwartung erhielt. Sie waren gewohnt, in Geſellſchaften gemeinſchaftlich einzutreten; der Prinz pflegte ſie häufig mit ſeiner Equipage abholen zu kommen. So wie er für Adlerhorſt wahre Zuneigung und Freundſchaft zu hegen ſchien, ſo entwickelte er gegen Stella die zarteſte erfreulichſte Verehrung. An ſeinem Arme betrat ſie gewöhnlich die Salone: er bemühte ſich, ihr überall ehrende Aufnahme zu verſchaffen und war für ihre Auszeichnung beſorgt und thätig. Die Reihe ſeiner ſtillen kleinen Bemühungen für das Ehepaar war ununterbrochen und ſtätig. Er wußte jede Unannehmlichkeit, jede leiſeſte Beſchränkung von ihnen abzule-

ten und veranſtaltete es immer ſo, daß alles Erfreuliche, Angenehme gleichſam zufällig ſich ereignete oder nur durch ihre eignen Vorzüge veranlaßt ſchien. Vieles nahm das junge Ehepaar auch wirklich auf eigne Rechnung, aber ſein beſcheidener freundſchaftlicher Einfluß war doch nicht zu verkennen und ſicherte ihm die innige herzliche Zuneigung Beider.

Unter ſolchen Verhältniſſen nahmen die drei Menſchen ziemlich lebhaften Antheil an der Geſelligkeit der Reſidenz, und was das merkwürdigſte war, alle drei ſchienen im Grunde gleiche Abneigung und Mißachtung gegen dieſelbe zu hegen.

Unſere Geſelligkeit, pflegte der Prinz zu ſagen, gründet ſich in allen ihren Richtungen nur auf die ſchlechten Eigenſchaften des Menſchen. Schon das Erſcheinen in koſtbaren Kleidern erfreut uns nur durch die zum Grunde liegende Eitelkeit und Hoffart. Der Tanz reizt durch ſeine Sinnlichkeit, das Spiel durch Gewinnſucht, das Geſpräch unterhält durch Verläumdung und Mißgunſt, die Tafel durch Völlerei. Die Alten kannten die Geſelligkeit der Modernen, insbeſonders ſoweit ſie auf gegenſeitigen Geſprächen beruht, auch gar nicht. Man lud Gäſte zu Mahlzeiten, zum Anſehen von Tänzen und Schauſpielen, — in der Akademie ſpazierten Philoſophen und Lehrbegierige, die Meiſter ſprachen, die Schüler horchten; aber der gewöhnliche Menſchenverſtand maßte ſich nie an, durch leeres Beſprechen gleichgültiger Dinge ſtundenlang unterhalten zu wollen.

Gegen dieſe Anſicht des Prinzen ließ ſich in der That wenig einwenden.

Dieſer Auswuchs des Zuſammenlebens, fuhr er fort, bildete auch die edle Rede des Menſchen in einen blöden

Jargon um. Die Sprache der Griechen, in der ſelbſt die Götter ſprachen, wäre verlegen, unſere Kleinlichkeiten auszukramen und zu beſchwäzen, und die heilige Stimme der Wahrheit erſtikt unter dem Geniſte ſchwächlicher Redearten.

Gleichwol dürfte die nakte Wahrheit, bemerkte Adlerhorſt, wenigſtens unter den gegebenen Verhältniſſen unſerer Geſellſchaft, nicht immer heilbringend und wohlthätig ſein.

O glauben ſie das nicht, fiel der Prinz mit Wärme ein; das Wort der Wahrheit fällt wolthuend wie Thau in unſere Seele; in den dringendſten Fällen darf es durch Schweigen erſezt werden. Ich verſichere ſie, hörte die Zunge auf, feil und lügenhaft zu ſein, ſo würde es auch um die Geſellſchaft nicht mehr ſo ſchlecht ſtehen.

Aber die Wahrheit, meinte Stella, bringt uns, wenn wir ſie in der Geſellſchaft verkünden, doch oft wirklichen Schaden, oder macht uns mindeſtens in ihren Augen lächerlich.

Sei's auch, Stella, iſt doch nur ſie des Geiſtes und des Herzens des Menſchen würdig; wenn wir die Wahrheit geſprochen haben, fühlt ſich, es komme was da wolle, unſer Herz groß und frei.

Wären ſie in der That jederzeit geneigt, die Wahrheit offen und unverkümmert zu ſagen? fragte Stella; denn, wiſſen ſie, im Geiſte ihrer Anſicht hielte ich auch bloßes Verſchweigen beinahe für eine Uebertretung.

Gewiß, rief Roderich aufgeregt und ohne Bedenken, gewiß, ich würde ſie nie unterdrüken, wo ihr Verſchweigen einer Lüge gliche. — Stella, vielleicht werden ſie bald, und unwiderlegbare Beweiſe meiner Wahrhaftigkeit erhalten, ſezte er ernſter und leiſer dazu.

Adlerhorſt fügte noch einige allgemeine Bemerkungen bei, aber in Stella's Innern klangen noch immer die lezten Worte des Prinzen, ſie ward ſtiller, ſann unwillkürlich ihrer Bedeutung nach, und obwol ſie ihr nicht klar wurde, ſchienen ſie ihr doch gewichtig und inhaltſchwer.

Nach einigen Tagen kam Roderich um die gewohnte Stunde; Stella ſaß vor der Staffelei, aber ihr Gatte befand ſich zufälliger Weiſe noch im Hausgärtchen. Roderich fragte nach ihm; auf Stella's Antwort ſchwieg der Prinz und ließ ſodann auch ein anderes gleichgültiges Geſpräch, das ſie anfing, unerwiedert. Verwundert blikte Stella auf ihn, aber ſie erſchrak beinahe, als ſie die merkliche Bläſſe des Prinzen gewahrte, die nur ſeine großen feurigen Augen faſt unheimlich belebten.

Was iſt ihnen, Roderich?

Nichts, Stella, antwortete er mit bewegter, beinahe zitternder Stimme, aber ich bin ihnen Wahrheit ſchuldig. Wiſſen ſie auch, Stella, fuhr er haſtiger fort, und ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder, daß ich ſie liebe, daß ich ſie ſeit unſerm erſten Zuſammentreffen auf Schwangau glühend verzehrend unvertilgbar liebe.

Stella ſank hocherröthend und erſchüttert in ihren Stuhl zurük und hatte die Hände gerührt und rathlos gefaltet. Der Prinz kniete noch vor ihr und ſchaute einen Augenblik ſchweigend, aber nicht minder leidenſchaftlich empor, dann fuhr er dumpfer und langſamer fort: Ich weiß, Stella, daß ſie nur Adlerhorſt lieben, daß ich ihnen gleichgiltig — ganz gleichgiltig bin, — ich wußte dies ſchon am Anfange. Ich rang mit meiner Leidenſchaft, ich entfloh, — vor ihr konnte ich mich nicht ſchüzen; ich kehrte

zurük, und mein Herz, Stella, iſt unwiederbringlich an ſie verloren. Sie wiſſen jezt das Geheimniß meines Herzens, Stella; ich bin wahr gegen ſie geweſen, verſtoßen ſie mich, verbannen ſie mich, — ich werde vor ihnen in das Grab flüchten.

Langſam erhob er ſich; Stella war noch immer ſtill und unbeweglich. Der Prinz griff dumpf und gemeſſen nach ſeinem Hute und ſchritt gebeugt gegen die Thüre. Stella ſah ihm rathlos nach; als er die Thüre faßte, rief ſie leiſe ſeinen Namen.

Stella, Stella! rief Roderich und wendete ſich plözlich, und ſeine Züge trugen wieder Farbe und Leben. Wollen ſie mich in ihrer Nähe dulden? — ſoll die Luft, die ſie athmen, noch fürder der Hauch meines Lebens ſein?

Schweigend ſenkte ſie den Kopf; Roderich warf den Hut von ſich und flog zu ihr. Da ward Adlerherſt's Schritt im Korridore laut; bald darauf öffnete er die Thüre und trat unbefangen und heiter herein. Man grüßte ſich gegenſeitig; der Maler trug einen friſchen Strauß für Blumenſtudien und verbreitete ſich alſobald ſelbſtgefällig und verſtändig über die Vertheilung von Licht und Schatten und den zukömmlichſten Gegenſaz der Farben. Der Prinz ſchien aufmerkſam zuzuhören, aber Stella ſaß noch im fauteuil und ſtarrte ergriffen und in brennender Hize vor ſich hin; wie ein glühendes wunderbares Märchen klang noch Roderichs Geſtändniß in ihrem Ohre, jedes Wort deſſelben ſchien ihr inhaltſchwer, jedoch gefährlich.

Ihr Gatte war über ihren geringen Antheil nicht verwundert, ſie hatte den ganzen Tag über Migräne geklagt.

# Zwölftes Kapitel.

Während der Reise in den Rheinlanden hatte der Magister nicht alle Studien beiseite gelegt; in mancher Stadt, in schöner ländlicher Umgebung wurde angehalten und die Wissenschaften halfen der Bildung nach, die Leander jezt aus eigner Anschauung, aus dem Leben selbst schöpfte. An die ehrwürdigen Denkmale alter Zeiten wurde ihre Geschichte angeknüpft; die Klassiker des Alterthums und der neuen Schule schienen der würdigste Umgang unter den Schönheiten der Natur. Welche Stelle wäre aber auch zum Verständnisse des Mittelalters, seiner Helden und Dichter geeigneter gewesen, als die, auf der unsere Reisenden sich so eben befanden? — Zu Ingelheim am Rheine stand der Palast des großen Karl; noch sieht man einige Säulen desselben im heidelberger Schlosse. Im unfernen Schwaben erhebt sich der Hohenstaufen; kein Mauerwerk bezeichnete Leander mehr die Stelle der alten Heldenburg, aber das Abendroth sank glühend hinter seine Kuppe und die alten ehrwürdigen Kaiser schauten in langen goldenen Talaren aus den Abendsternen auf ihr geliebtes Deutschland. Auch die Ruinen von Habsburg hatte Leander bestiegen; ein Aar schwebte eben zufällig hoch über dem Gemäuer; er

ſchien Zepter und Krone zu tragen, und an ſeinem glorreichen Aufſchwunge hing die neuere Zeit. Aber umher auf Felſen und Hügeln lagen die Burgen vieler ehrenhafter Ritter, und in weiten Thälern, an länderverbindenden Strömen hatte ſich das biedere Bürgerthum angeſiedelt und alle Kräfte trieben vereint und treu am groſſen Rade der Weltgeſchichte. Dieſe Rebgelände, dieſe Bergabhänge, die Dome und Veſten waren auch der wahre Hintergrund für das deutſche Lied aller Zeiten. Aus gothiſchen umrankten Spizfenſtern ſchienen klare Frauenbilder ſich herab zu neigen, ritterliche Sänger zogen auf Zeltern dem Auge der Phantaſie vorüber oder tranken in Weinlauben, und allüberall ſangen Strophen von Gott und Vaterland, Liebe und Ehre. In dieſer Umgebung klang die alt ungeſchlachte Sprache ſanft und herzlich, und jede neueſte überbildete Hervorbringung, die zu dieſem Hintergrunde nicht paßte, war ohne Zweifel durch undeutſche gekünſtelte Elemente verdorben.

Auch für die übrigen Kunſtſtudien bot dieſe erſte Reiſe Leanders vielfache Stoffe. Alle Theorien fördern wenig, wenn ſie nicht von unmittelbarer Anſchauung begleitet werden; man muß die Kunſt, wenn man ſie auch nicht ausüben kann, doch gleichſam erleben.

Dabei wurden die ſtreng philoſophiſchen Diſziplinen keineswegs vernachläſſiget. Um die Idee Gottes, mit der Irrwiſch dieſe Wiſſenſchaft begründet hatte, lagerte ſich die Lehre vom Ich, von der Unſterblichkeit, von der Welt und von den Grundgeſezen im feſten geſchloſſenen Kreiſe. Keine todte Formel von tranſzendentalem, objektivem oder abſolutem Idealismus hielt Irrwiſch zum Mittelpunkte der Philoſophie geſchickt; nach ſeiner Anſicht konnte es nur Gott

ſein. Sein Vortrag hatte vielleicht weniger von irdiſchem Scharfſinne als von ewiger Wahrheit. Mit Freude entdeckte er den tiefen Antheil ſeines Schülers an dieſen höchſten Wiſſenſchaften jedes ewigen Geiſtes. Irrwiſch hielt die thätlichen Verirrungen der Menſchen gröſtentheils für Folgen ihrer Gleichgiltigkeit, ihrer Unkenntniß, ihrer Irrthümer im Wiſſen; er konnte nicht glauben, daß ein Weſen, das die Kenntniß des Ewigen aufgefaßt hat, ſie je verlaſſen, je dauernd im Handeln von ihrer Ausübung abweichen könne. Dieſe Wiſſenſchaft mußte das Streben des Menſchen bleibend der Vervollkommnung zuwenden, der böſe Wille wenigſtens ſchien mit ihr unvereinbar.

Aber noch eine Nebenabſicht hatte der Magiſter, während er Leander auf der Bahn des wahren Wiſſens begleitete: es war die, Leanders Herz von der Liebe zu befreien. Nach ſeiner Anſicht beruhte der Urſprung der Liebe nur auf zufälligen Verhältniſſen; er ſprach ihrem Gefühle die Weihe der Ewigkeit ab und verurtheilte ihre Folgen als gleich ſchädlich für die ewige Richtung und für das irdiſche Glück. Irrwiſch hielt die Liebe für die Sirene auf der Odyſſeusfahrt nach der ewigen Heimat. Leanders warmer Antheil an den höchſten Wiſſenſchaften ſollte ihn taub für ihre Lieder machen und ihn ſicher an ihren Klippen vorbei führen. Leander ſollte Julie aufgeben und vergeſſen. Die rührende ſanfte Geſtalt des Mädchens war zwar ſelbſt auf den Magiſter nicht ohne einigen Einfluß; allein jahrelange Grundſäze und vielleicht eben ſo überzeugende Erfahrungen hatten Irrwiſch in dieſem Punkte unerſchütterlich gemacht. Mochte das zarte holde Weſen auch bittren Schmerzen preis gegeben werden, mochte es an dem Irrthume des eigenen Herzens

zu Grunde gehen, er hielt es für seine unabläſſige Pflicht, ſeinen Zögling an ihren Thränen, ja, wenn es nöthig wäre, an ihrem Grabe vorüber die Bahn des Wiſſens, der wahren Seelenruhe, der Veredlung hinan zu führen. Für Julie hatte er ein Herz nur voll Mitleid, und beſchloß auch zu ihrer Aufrichtung ſo viel als möglich beizutragen; andrerſeits mochte er aber nicht zweifeln, daß Leander im Anſchauen der ewigen Welt das blöde Muskelſpiel ſeines Herzens vergeſſen werde. Konnte ſein Zögling, umklungen von der Harmonie der Welten, nach irdiſchem Kuſſe lüſtern ſein? mußte nicht die Liebe für den groſſen ſchaffenden Weltgeiſt jede Neigung zur nichtigen Kreatur erſtiken und verſchlingen? — ſollte die Sehnſucht nach Fortſchritt im Wiſſen und nach Veredlung nicht die zufällige Regung der vergänglichen Triebe vertilgen? Der ſicherſte Beweis für die Bedingtheit, die Unhaltbarkeit der Liebe war dem Magiſter die Thatſache, daß man ſich in ein Weſen, um deſſen Liebe man alle Güter der Erde und des Himmels hingeben möchte, nie verliebt hätte, wenn es ſtets durch eine Hemisphäre von uns getrennt geweſen wäre, daß man in dieſem lezteren Falle dieſelben Tollheiten um ein anderes begangen hätte, das uns nun vollkommen gleichgiltig geblieben iſt.

Es dürfte hier der ſchiklichſte Plaz ſein, zu bemerken, daß ſich Magiſter Irrwiſch in dieſem Reiſejahre merkwürdig verändert hatte. Sein Antliz hatte mehr Ruhe gewonnen, als es bis nun getragen, jener unſtäte höhniſche Zug ſeiner Mundwinkel hatte ſich verloren und an die Stelle erzwungener heftiger Luſtbarkeit war eine ſtille dunkle Heiterkeit getreten. Leander hörte jezt ſelten einen Wiz aus ſeinem Munde, ſeine Worte waren ernſt und feierlich; die

Studien, die er mit Leander trieb, mochten auch sein Inneres erheben und beruhigen; jene gewaltsame Laune, den bittern Humor schien er sich nur so lange erlaubt zu haben, als Leander noch ein nach innen gekehrter sorgloser junger Mensch war. Auch mochten die raschen stätigen Fortschritte des Grafen seinem Gemüthe wohl thun und Freude machen; er sah seine Erziehung allseitig gedeihen, seine Wünsche für seinen Zögling in Erfüllung gehen; er war sich bewußt, etwas Gutes, Löbliches geleistet, ein Wesen seiner Bestimmung zugeleitet zu haben. Aber Leanders innige Neigung zu ihm wirkte vor Allem wohlthuend und besänftigend auf sein Herz; schon das instinktmäßige Anschließen des Knaben hatte ihn einst so sehr erfreut und ihm Muth fürs eigene Leben gegeben; die bewußte Liebe des edlen Jünglings war nun das köstliche Gut des greisen Mannes; den Werth seines irdischen Lebens hatte er in Leanders Dasein übertragen.

Der Herbst schritt vorwärts; Irrwisch verkündete seinem jungen Gefährten die Rükreise. Leander war zu sehr von dem Durste nach Bildung durchdrungen, er war zu innig überzeugt, daß neben der Sehnsucht des Herzens eine gleichmäßige Richtung nach Vorschritt im Wissen und Handeln bestehen müsse, als daß er aus eigner Anregung zur Rükkehr in die Heimat und zu Julien getrieben hätte. Er vertraute nebstbei auch unbeschränkt der weisen Leitung seines väterlichen Freundes, und das vielfach Erregende, Belehrende und Fördernde der Reise hatte an ihm stets ein wißbegieriges aufnehmendes Gemüth gefunden. Aber doch klang ihm die Kunde zur Heimkehr freudig und jubelvoll wie Morgengloken. Sein Herz schwell ihm zitternd, seine Phantasie breitete goldene Schwingen, und das Bewußtsein,

über dem Drange ſeiner Liebe keine Pflicht verlezt zu haben, miſchte ſeinem Entzüken jene heitre leichte Zufriedenheit bei, ohne die keine wahre Freude beſtehen kann.

Leander wußte, daß man dem Gefühle des Herzens, ſelbſt dem tiefſten, dringendſten, nie Rükſichten aufopfern dürfe, die man der gleichmäſſigen Ausbildung aller Anlagen und ewigen Keime ſchuldig iſt. Das allvergeſſende Hinneigen zu einſeitiger Richtung hebt die Harmonie auf, die die Bedingung des wahren Fortſchrittes iſt; Ueberfülle miſsleitet ſelbſt die einzelne Kraft und die Geſammtbeſtimmung wird vergeſſen. Julie wiederſehen! In dieſem Gedanken lag für Leander eine Welt unausſprechlicher Seligkeiten. Er hatte in der kurzen Zeit der Trennung viel gelernt; wie eine Biene kehrte er, beladen mit dem Honig edlen Wiſſens, aus der Ferne; wie freute er ſich, vor ihr ſeine Kenntniſſe, ja ſelbſt kleine ſcherzhafte Erfahrungen auszulegen. Ihre Billigung, ihr Antheil ſollte ihm erſt den vollen Werth ſeiner Erwerbung lehren, ihr Einfluſs war ihm zur lezten Ordnung, ihre Theilnahme zum vollen Genuſſe ſeiner eingeſammelten Kenntniſſe nöthig. Er brachte auch Zeichnungen und Skizzen in ſeiner Reiſemappe mit: manche Gedanken hatte er aufgeſchrieben, und von dem Geſehenen und Erlebten wußte er Vieles, das er für denkwürdig hielt, zu erzählen, und war überzeugt, daſs Julie an Allem Antheil und Freude haben werde. Ihm ſchien, als ob jeder Fortgang im Wiſſen, jede Reinigung des Willens, ſeine Liebe vermehre und veredle.

Aber auch ein frohes Heimweh überkam ihn, als er jezt der Rükkehr gedachte. Leander hatte ſeine Eltern nicht gekannt; ein Theil jener ſüſsen dunklen Gefühle, die ſonſt

Perſonen vorbehalten ſind, war auf das Ländchen übergangen, das der Zeuge ſeines Eintrittes in die menſchliche Gemeinde, ſeiner erſten Entwikelungen geweſen war. An einem ſonnigen Herbſttage fuhr er jezt über ſeine unanſehnliche Gränze. Aermliche Bauerhütten lagen in wilden Triften, aus der Tiefe bewaldeter Schluchten ſtieg der Rauch der Hammerwerke, Bäche rauſchten über Räder und Pochen und Gepolter der Arbeit ward laut. Ein kleiner unbefahrener Fluß durchſchnitt das ſchmale Thal, und an der Südſeite ſtiegen kahle, vielfach geſtaltete Kalkgebirge hinter dunklen Waldhügeln. Dieſer Bergzug konnte ſich mit den Granitrieſen und Eishörnern des Schweizerlands allerdings nicht meſſen; dieſer Fluß vertrug keinen Vergleich mit dem herrlichen Rheine, und die einzelnen zerſtreuten Häuſer paßten weniger in eine ideale Idille als in den Kreis des engen bedürftigen Lebens. Aber Leander fuhr im Thale ſeiner Heimat, — jene grauen Gebirgkuppen hatten die ſchönſten Abendröthen ſeines Lebens vergoldet; ein beblümter Raſenflek, eine Baumgruppe genügte, holde Erinnerungen zu weken, und die Gewohnheit hatte ihn längſt mit jeder Mißſtelle der Landſchaft verſöhnt. Selige Seufzer hoben ſeine Bruſt, ſanfte Thränen befeuchteten ihm die Augen und in ſeinem Innern klangen alte rührende Liederweiſen.

Hinter jenem Hügelzuge lag Hohenſchwangau und das Schloß Erbach; die Kuppe der Alpe ſchaute herüber, die er wiederholt in liebſter Geſellſchaft beſtiegen hatte. Ein Sonneſtrahl ſpielte um ihren Gipfel. Jezt fuhren ſie an dem See hin, den Leander ſo oft und unter ſo heitern Verhältniſſen befahren hatte. Die Kirſchbäume, die in ſchönen Lenztagen wie weiße Frühlinggeiſter über den See herüber

ſchauten, trugen jezt dunkles Laub, das allmälig zu vergelben anfing. Die Fläche des Sees war ſtill und hellblau, wo ſie nicht einfallende Bergſchatten verdunkelten; in der Mitte lag eine kleine Kirche auf einer Waldinſel, am Ausgange ein ſchönes Schloßgebäude.

Leander hing gerührt an den werthen Erinnerungen, er konnte ſeine Augen von mancher Stelle kaum abwenden, lehnte ſich theilnahmvoll von ſeinem Size, um irgend ein unbedeutendes Pläzchen zu ſehen, und ſpähte nach vielen unerheblichen Dingen.

Iſt denn die Heimat der Erde für den ewigen Geiſt nicht klein genug, daß er ſich noch einen engeren Flek, den engſten abſchranken und ausſondern muß?!

Die beiden Reiſenden ſprachen wenig; auch der Magiſter ſaß ſchweigend im Wagen, und ließ ſeinen Blik ernſt, beinahe finſter über die Gegend ſchweifen.

Jezt wurden die Thürme der kleinen Reſidenz ſichtbar; ſie trugen keine gothiſche Pracht an ſich, ſondern wieſen in ungefallendem knolligen Stile die Aufſäze über einander ſtehender, immer kleiner werdender Verkröpfungen. Dennoch begrüßte ſie Leander mit freudiger Rührung. Hinter jenem kleineren mußte Schwangau's Haus liegen, ſein Dach ſchien die andern zu überragen, — dort war Julie.

Es ging gegen Abend, als der Reiſewagen durch das finſtere gewundene Stadtthor fuhr. Sie ſtiegen im Hôtel ab und Leander verſchwand alſogleich im Reiſekleide in der nächſten Gaſſe. Er eilte über den Plaz, durch einige Querwege und ſprang jezt freudvoll über die Stiege in Schwangau's Wohnung. Niemand wußte von ſeiner Rükkehr. Er kannte das Geheimniß der Schlöſſer, und die innere

Vertheilung in dieſem Hauſe. Er flog über den Gang, er riß eine Thüre auf und ſtand vor Julie.

Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus und ſank erblaſſend auf den Stuhl zurück.

Julie, Julie! rief er; es war keine Geiſtererſcheinung. Sie ſtrekte die Arme vor und der Purpur des Lebens, der Freude kehrte auf ihre Wangen.

Einen Augenblik ſchwankte Leander; aber dieſe reine engelhafte Geſtalt, dieſe unſchuldigen Züge und ſchüchterne Haltung ſchienen weniger für ſtürmiſche Umarmung der Leidenſchaft, als für die tiefe Huldigung verehrender Liebe zu paſſen. Er ſtürzte vor ihr auf die Kniee, er faßte die feine zarte Hand und neigte ſich im langen ſtummen Kuſſe darüber. Als er aufſah, fiel ihm gerade die Röthe der unterſinkenden Sonne entgegen; in ſeliger Rührung wies er, noch nicht der Rede mächtig, auf den kleinen funkelnden Abendſtern hinaus.

Nach einer Weile ſtanden Beide einander gegenüber; ihre Zunge hatte ſchon Manches geſprochen, aber der Anblik allein noch mehr erzählt und die Phantaſie ſchon alle Geheimniſſe des geliebten Herzens abgelauſcht. Ihre Augen ſtrahlten, ihre Blike verſanken in einander, auf ihren Zügen ſchien das Innerſte ihres Herzens ausgegoſſen.

Aber wie ſehr hatten die wenigen Monate der Trennung die zwei jungen Menſchen verändert; jeder verſpätete Zug der Kindheit war aus ihren Mienen gewichen, ſie leuchteten im Adel voller makelloſer Jugend. Leanders Antliz wies den Ernſt, die Würde großer Gedanken, ſeine Stirn wölbte ſich feſt und edel ausgeprägt, in ſeinen Augen ſtrahlte das Feuer eines reinen kräftigen Willens. Alle

Eigenſchaften, die einſt den Mann ſchmüken ſollten, blühten auf ſeinen Zügen, aber ein leiſer dämmernder Glanz ſchimmerte mildernd darüber, — es war ſeine Liebe, ein Gefühl, rein und ſchuldlos und noch des Paradieſes würdig.

Juliens Wange war zart wie das Blatt einer Kamelie, ihre Haut blendend und durchſichtig. Ihre Augen glänzten, aber nicht wie irdiſche Edelſteine, ſondern wie das klare ewige Mondlicht; die ganze Geſtalt wies jungfräuliche Anmuth. Selbſt die rothbraunen Haare ſchienen, obwol ſie dem gewöhnlichen Geſchmake entgegenliefen, zu ihrem eigenthümlichen Weſen vollkommen zu paſſen. Doch kein einzelner Reiz in den Geſichtzügen war es, der dies jugendliche Weſen ſo anziehend, ſo hold machte, ihre ſeltſame Schönheit beſtand in der Harmonie der ganzen Erſcheinung. Man durfte ſie nur ſehen, um ohne Zweifel behaupten zu können, daß der Verſucher ſich dieſem reinen Daſein nicht einmal nahen werde; dieſer Geſtalt mangelte nur eine geringe Aenderung, um unter himmliſchen Heerſcharen wandeln zu dürfen. Julie ſchien ein einſamer verſpäteter Engel.

Der Kreis der Bekannten freute ſich ſehr über die Rükkehr des Magiſters und des jungen Grafen. Die Veränderung Beider ſprang bald in die Augen. Man hatte jezt Irrwiſch weniger zu fürchten und liebte ihn um ſo mehr. Leander hatte der Anblik des Lebens, aber mehr noch gründliche tiefe Studien ſchnell und außerordentlich herangebildet. Er ſo wie Julie waren unterdeſſen vollends in den Kreis der Erwachſenen getreten; die eigenthümliche Richtung Beider gab ihren älteren Freunden mannigfaltige Anregung und Vorſchub, und alle ihre Gedanken, ihr ganzes Weſen waren voll des Duftes köſtlicher Jugend. Die fortwährende

allmälige Erneuung der Geſellſchaft hindert die Erſtarrung geſelliger Zuſtände; während einerſeits die ältern Mitglieder ſich in ihren Angewöhnungen feſtzuſezen und ſie noch entſchiedener, unbeweglicher auszuprägen beſtrebt ſind, iſt der Anſtoß, der von der neu eintretenden Jugend ausgeht, ſtets auf Umänderung, auf gährende Fortbildung gerichtet. Vom Gleichgewichte dieſer beiden Richtungen hängt die Anmuth der Geſellſchaft ab. Nimmt der Einfluß der Jugend überhand, ſo fühlt man ſich alſobald ſchwankhaft und unbehaglich; herrſcht das Alter, ſo wird der heitere geſellige Verkehr zur ſteifen todten Zeremonie. Wo aber lebendige Stätigkeit waltet, da bewegt ſich Alles ſchiklich und angenehm, und das leitende Alter wird eben ſo verehrt, als die erfriſchende anregende Jugend willkommen iſt. Einen ſeltſamen Anblik gewähren in einer übrigens fortſchreitenden Geſellſchaft jene ältern Perſonen, die ohne ſich entſagend zurük zu ziehen, den Ruf der Verjüngung überhört haben. Sie erſcheinen noch nach Jahren in der eleganteſten Tracht jener Zeit, als ſie das lezte Mal ſelbſt noch die Mode leiteten; Wendungen und Redearten, die man damals beliebte, halten ſie noch immer für das Muſter geſelliger Galanterie, und die Art und Weiſe der Gegenwart verdammen ſie unerſchütterlich als eine Verirrung, von der man offenbar zu jener liebenswürdigen Richtſchnur zurükkehren müſſe.

Juliens und Leanders Liebe konnte jezt ſelbſt dem weiteren Kreiſe der Bekannten kein Geheimniß mehr bleiben, aber man mochte ſich über ſie nicht ſcherzhaft und weltklug verbreiten, wie man es wol über zärtliche Verhältniſſe junger Leute zu thun gewohnt iſt. Dieſe Liebe erſchien Allen zu zart oder zu feierlich, ſie ſchien eine unge-

wöhnliche verborgne Seite zu haben, die ſich keinem Urtheile recht fügen wollte. Dieſe Liebe war auch in der That nicht von jener Art, wie wol jedes Menſchenherz ein Mal Liebe fühlt. Frühe glükliche Richtungen, die reine ſchuldloſe Bildung der zwei jungen Herzen hatte in ihnen ein Gefühl entſtehen laſſen und bewahrt, das ohne Bedenken den Namen des ſchönſten auf dieſer Erde verdient. Nicht ſinnliche Aufregung, nicht glänzender Weltſinn oder Hang zu häuslicher Beſchränktheit, — auch nicht leidenſchaftliche Schwärmerei und hochfliegende Imaginazion war die Grundlage ihrer Liebe, — ſondern die ewige Welt war es. Daher kehrten ihre zärtlichen Gedanken, ihre liebenden Gefühle zurük, wie die Taube Noah's in die Arche. So wie Gott und die Unſterblichkeit ewig und unerſchütterlich ſind, ſo war es auch ihre Liebe, die auf dieſen beiden Ideen gegründet war.

Durch das Wunder des Glaubens war Julie zur Erkenntniß der ewigen Welt gelangt; Leander hatte den mühſamen langen Weg des Wiſſens gewandelt. Ihr Gemüth hatte die groſſe Uridee plözlich und auf ein Mal erfaßt, war erſt von dieſer Erkenntniß ſchüchtern und langſam zur Wiſſenſchaft der Welt herab geſtiegen. Vieles verſtand ſie nicht, und hatte auch kein Verlangen dazu; ihre Errungenſchaft beſtand mehr in Anſchauungen als in Kenntniſſen. Auch ihre Liebe war eine ſolche Idee, der Inbegriff alles deſſen, was die Welt an Schönem, an Seligem hegen kann.

Leander hatte mit ſtrebendem Geiſte den Ring des Wiſſens geſchloſſen und in glüklicher Fügung den ewigen Mittelpunkt gefunden. Er war von den Theilen zum Ganzen übergegangen, und wie Julie gleichſam von Gott zur

Liebe geführt wurde, so wies die Liebe Leander noch nachdrüklicher zum Weltgeiste.

Gleichwol machte diese Verschiedenheit Julien ein doppeltes Bedenken. Werd' ich dir genügen, Leander? fragte sie ihn besorgt in mancher Stunde, wenn sie den Glanz seines Geistes, die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse blendete, ja erschrekte. Leander hatte dann Mühe, sie zu beruhigen, obwol sie sanft und glüklich seinen Worten horchte. Aber über die Schwelle seines Herzens kam nie der leiseste Zweifel. Er erkannte, daß verschiedene Wege sie zu einem Ziele geführt hatten; er überschäzte die irdischen Kenntnisse nicht und wußte, daß die wahre Erkenntniß Gottes alle aufwiegt, und die meisten, die dauernden einschließt.

Doch gerade diese vielfachen Kenntnisse Leanders, deren viele sich nur auf vergängliche zufällige Gegenstände bezogen, gaben Julie auch das Bedenken, ihre weltlichen Richtungen, ihr eitler Prunk möchten den Geliebten von der einfach großen Ewigkeit ablenken. Julie sprach diese Besorgung nie gegen ihn aus, doch gerade, wenn sie ihn von Andern gelobt, bewundert sah, erwachten sie in ihrem Herzen. Aber wie konnte irgend ein Zweifel darin Bestand fassen, während Leander in ihrer Nähe war?

Ich möchte die Liebe, wie sie diese Beiden übten, die Kunst des Herzens und der Ewigkeit, die unmittelbare Kunst nennen. Ihre Grundidee war Gott, ihr irdisches Medium das Gefühl, ihre Ausprägung die ewige Schönheit. Aber dieser Liebe mischte sich so viel Jubel, so viele Seligkeit bei,

. . . . che sembrava un riso
Dell' universo . . .

wie jener alte Dichter singt.

Wir finden jezt unſer Paar wieder in jenen Umgebungen, in denen wir es früher ſchon als Kinder geſehen haben. Juliens Vater beliebte noch im Spätherbſte einen kurzen ländlichen Aufenthalt und mehre Bekannte und Verwandte folgten ihm in das Thal von Schwangau. Man wollte daſelbſt die Weinleſe begehen. Auf dem Schloſſe begann wieder ein rühriges geſelliges Leben, die Lauben des Gartens, die Waldwege ſtanden nicht länger verlaſſen und Jagd und Waſſerfahrt blieben auch nicht aus. Gleichwol war der Unterſchied zwiſchen den jezigen Zuſtänden und jenen, womit dieſe Geſchichte begann, bedeutend und unverkennbar. Albertine und Stella kamen zwar auch auf Beſuch, es waren aber nicht mehr die jungen erfreuenden Töchter des Hauſes. Beide lebten bereits zu lange im Eheſtande und von dem Haushalte ihrer Aeltern getrennt, um ſich noch ſo harmlos, ſo fördernd in die Familiengemeinſchaft zu finden. Abweichende Neigungen und geſonderte Anlagen hatten ſich entwikelt, und Jedes muſte ſich Zwang anthun, um ein Zuſammenwirken nur einigermaßen möglich zu machen. Auch Abel hatte ſeine unſchädliche Oberflächlichkeit verloren, ſeine Neigungen waren ſchärfer ausgeprägt, er fand ſich am Lande nicht mehr an ſeinem Plaze und wünſchte ſehnlich, daß die Zeremonie des Beſuches und der Weinleſe ſobald als möglich vorüber ſein möge. Adlerhorſt hatte ſeit dem lezten Landaufenthalte ſeine geniale Unbändigkeit beſchränkt; er war nicht mehr der freie formloſe Künſtler, als der er einſt in dieſer Umgebung um Stella's Liebe gewerben hatte; Umgang mit hochgeſtellten Perſonen ſo wie ein beſtimmtes Lebenverhältniß hatte ihn abgeſchliffen und beſchränkt. Der Anblik der Natur ergriff

ihn nicht mehr wie sonst; er versuchte einige effektvolle Skizzen für seinen fürstlichen Gönner zu entwerfen, die auch in der That allgemein Beifall erwarben, und nur ihren Schöpfer allein nicht zu befriedigen vermochten. Adlerhorst bemerkte mit Mißmuth, daß er das glükliche Auge des Künstlers, die rükſichtliche stolze Auffassung verloren hatte, oder doch nur mehr in weit minderem Grade besaß. Diese Gegend erschien ihm insbesonders nicht mehr erfreulich; mochte ihn nun die Rükerinnerung an eine leidenschaftliche Vergangenheit, an die Abweisung, die er einst hier erfahren und die nur durch einen Zufall am Ende dennoch abgewendet wurde, verlegen, — oder mochte er über seinen geänderten Lebensweg, über die theilweise Untreue, die er in den neuen Verhältnissen an Kunst und Natur geübt hatte, einige Reue fühlen. Er strich unstät durch die Gegend und wollte die einzelnen Schönheiten, die er einst hier gesehen hatte, besuchen, — allein er konnte sie nicht mehr auffinden. Alles schien geändert, selbst jener Waldtümpel war unter Schilfgras verschwunden, Frösche schrieen höchst widerwärtig darunter, und Adlerhorst fand sich nicht einmal geneigt zu versuchen, ob wol der Wiederhall noch so anmuthig und romantisch klinge.

Mit den Unterhaltungen auf dem Schlosse wollte es nicht besser gehen. Albertine und Stella entbehrten nicht ohne Unbequemlichkeit manche Angewöhnungen des eignen Haushaltes. Die erstere insbesonders beklagte sich den ganzen Tag, daß sie ihre Kinder wegen des rauheren Herbstwetters nicht habe mitnehmen können, und erschöpfte ihre Einbildkraft und den Antheil Anderer durch unerfreuliche Voraussezungen. Auch die Leitung ihres Hausstandes ver-

mißte ſie ſchwer. Sie war an dieſe ihr erwünſchte Thätigkeit gewohnt und befürchtete ohne eigne Aufſicht Unordnung und Veruntreuungen. Albertine konnte nicht genug über die Unverläſſigkeit der Dienſtboten klagen, überwachte jezt in Ermangelung eigener die ihrer Eltern, zankte mit ihnen und war in Küche und Geſindſtube eine grämliche unbeliebte Erſcheinung. Allmälig hatte ſich in ihr der Sparſamkeitſinn faſt bis zum Geize, bis zu einem gewiſſen Grade von Mißgunſt ausgebildet. Sie machte ihre Mutter auf manche mögliche Erſparung und zukömmliche Beſchränkung aufmerkſam, die die gute Matrone mit erzwungenem Lächeln, aber beſtimmt zurük wies, um ſo mehr, da es ſich jezt ohnedies um einen außerordentlichen Zuſtand handelte, der durch ſolche Bedenklichkeiten unmöglich erheitert werden konnte. Albertine war übrigens beleibt und ſo fett als möglich geworden; man konnte die anmuthige leichte Geſtalt, die ſie als Mädchen einſt gehabt hatte, kaum mehr in der Erinnerung zurük rufen.

Man nahm zu Muſik und Geſang die Zuflucht. Aber jezt erſt ergab es ſich, daß Stella während ihrer Ehe keine neuen Muſikſtüke eingelernt hatte, und daß die einſt ſo beliebten nicht mehr den alten Antheil erwerben konnten. Auch ihre Stimme war etwas ſchneidend, faſt durchdringend geworden. Uebrigens war Stella jezt geſunder als je. Sie hatte die Migräne völlig verloren, ihr Puls folgte nicht mehr mit fiebernder Aufregung jeder Gemüthbewegung; auch ihr Gefühl war feſter geworden und ihre Nerven hatten ſich geſtärkt. Dadurch ward der Geſellſchaft zwar allerdings manche leidenſchaftliche Verwirrung erſpart, aber man war vielleicht an Stella ſchon Außerordentliches gewohnt, ſo,

daß man dieſe Rükkehr in das gewöhnliche Geleis befremdet gewahrte und den Aufſchwung der Phantaſie, die Romantik des Gefühls, an ihr nur ungern vermißte. Stella erſchien wie ein in Proſa überſeztes Gedicht. Man nahm Lektüre vor und fand, daß in der langen Vereinzelung ſich der Geſchmak geſondert und getrennt hatte. Ein Theil wünſchte Verſe, der andere Proſa, die Einen beliebten Wiziges, Scherzhaftes, die Andern Ernſtes, Rührendes. Selbſt über die Sprache, in der vorgeleſen werden ſollte, konnte man ſich nicht ganz vereinigen.

Die beiden Alten mochten das Wiederkehren voriger Zuſtände erwartet haben, und Schwangau wäre vielleicht gar nicht auf das Land gegangen, oder hätte doch keine Gäſte geladen, wenn er geahnt hätte, daß ſich die Geſellſchaft nicht mehr ſo leicht und ſchnell, wie einſt, zuſammen finden würde. Der alte Herr war übrigens dem Einfluſſe dieſer lezten Jahre nicht entgangen, ſein Kopf ſenkte ſich etwas gegen die Bruſt und ſeine Haare waren ſparſam und völlig grau geworden. Weniger verändert wies ſich ſeine Gattin, obwol auch ſie matronenhafter und nachdenklich erſchien. Dieſe Einwirkungen durften minder der Zeit als inneren Bekümmerniſſen zugeſchrieben werden. Am Hochzeittage ihrer zwei ältern Töchter hatten ſie das Lebenglük Beider feſt, obwol in verſchiedner Weiſe, begründet gehofft. Ihre Erwartungen mochten nicht völlig eingetroffen ſein. Sie konnten Albertinens Rüktritt aus der Welt, ihre häusliche Beſchränktheit, um ſo mehr, da ſie der Stellung und den Neigungen ihres Gatten entgegenlief, nicht billigen. Nach ſo wenigen Jahren fanden ſie dieſes Paar ſich entfremdet, ja, wenn es nicht in den Kindern

ein neues Band gefunden hätte, zur Trennung reif. Dabei erkannte keines der beiden Ehegatten den eigenen Fehler, und Albertine glaubte als brave tüchtige Hausfrau zu wirken, während ihr Gemal alle Pflichten seines Standes und seiner Familie sich allein aufgelegt erachtete. Aber auch mit den häuslichen Verhältnissen seiner zweiten Tochter war der Baron nicht zufrieden. Er hatte Stella für ein außerordentliches Wesen gehalten, sie konnte also auch ihr Glük nicht auf den gewöhnlichen Wegen finden. Ihre Liebe zum Malen schien diesfalls den Wurf über ihr Leben entschieden zu haben. Sie mußte außer der Gesellschaft, nur mit ihrem Herzen, mit Eduard, mit der Kunst glüklich werden, und seltsamer Weise entwikelte sich jezt in Beiden zu spät und zur Unzeit, eine Neigung für gewöhnliche gesellschaftliche Zustände. Schwangau hatte einst gezweifelt, ob Stella mit ihren seltsamen abenteuerlichen Neigungen und Anlagen je werde glüklich zu werden vermögen, jezt aber verzweifelte er völlig daran, als er sie regelrecht gemäßigt werden sah. Diese Rükkehr zur Ordnung schien ihm Ermattung, oder jene edle Ueberspannung nur Verirrung gewesen zu sein; beide Fälle verhießen dieser Ehe wenig Glük. Noch andere heimliche Bedenken, selbst der Umstand, daß Roderich fast gleichzeitig mit ihnen den Falkenstein bezog, erfüllten ihn mit unheimlichen Ahnungen, denen er bestimmte Gedanken zu unterlegen absichtlich vermied.

Unterdessen nahm die übrige Gesellschaft diese Zugesellung des Prinzen doch für ein frohes Ereigniß, für eine besondere Aufmerksamkeit hin, und der ländliche Aufenthalt ward dadurch Manchem aus der Gesellschaft erträglicher und annehmlicher. Einige ergaben sich sogar der heitern

Illusion, als sei nun Alles so, wie es vor einigen Jahren an derselben Stelle, unter denselben Personen, gewesen sei. In Falkenstein's Forsten tönten jezt auch in der That wieder heitere Jagdhörner, ritterliche Jäger und liebliche Damen saßen auf geschmükten Zeltern und zogen durch den grünen Wald, und freudige Rüden verschwanden im Dikicht. Wasserfahrten und Spaziergänge wurden veranstaltet, und jeder Sonnestrahl, jeder Wieseplaz gesellig verwendet.

Aber jene heiter bewegten hoffnungreichen Tage ließen sich, selbst bei dem besten Willen der Gesellschaft, nicht mehr zurük rufen; damals hatte der Frühling geherrscht, jezt aber war es Herbst, und überdies die Gesellschaft um ein paar Jahre älter. Die verschiedenen Feldfrüchte waren bereits eingebracht, die lezte Heuernte vorüber; über den Stoppelfeldern, auf den Brachwiesen dufteten Herbstnebel und die meisten Bäume standen fruchtlos in gelben dünnen Blättern. Was die Speicher und Scheunen verschließen mochten, stellte sich nicht dar; nur das Verwelken, das Vergehen war sichtbar; der Gedanke aber der Ernte und ihres allfälligen Reichthums war nur durch einen Schluß zugänglich. Die unstät schwärmenden Zugvögel vermehrten noch das Unheimliche der Landschaft. Das Vergängliche der Natur mahnte unwillkürlich auch an das Unhaltbare im inneren Leben, und gerade das Schöne, die Hoffnung, die Jugend, die Freude, die Liebe, schienen diesem Loose verfallen. Die wenigen Herbstblumen vermochten nicht aufzuheitern, sie schienen gleichsam die lezte Illusion des Jahres, und der Frost, der Reif und die Nebel machten das Herz den Täuschungen bereits unzugänglich.

Unter solchen Umständen und Gesinnungen begann die Weinlese. Die Gesellschaft auf Schwangau nahm daran vielfachen Antheil; mit Körben und Winzermessern versehen, zerstreute man sich über die Rebenterrassen; man schnitt nach Behaglichkeit und Laune und die gedungenen Arbeiter hatten eine desto mühsamere unerfreulichere Nachlese. Kelter und Presse standen unfern bereitet und waren auf das Anmuthigste ausgeschmükt; man schnitt noch allerhalben die Trauben und schon blinkte der junge schäumende Rebensaft in den Römern. Obwol das Gewächs um Schwangau zu den edelsten gehörte, mundete das frische gährende Getränke doch nicht zum Besten; es war zu süß und doch zu herbe, jedenfalls unreif und nicht erquiklich. Man kehrte alsobald zum alten geprüften Rebensafte zurük und selbst die Damen verschmäheten nicht eine heitere Probe. Als die Lese zu Ende ging, erschien ein festlich geschmükter Bachantenzug. Schwangau hatte den Grundsaz, an Vergnügungen, besonders ländlichen, auch die Landleute, die Arbeitenden, so viel es nur immer schiklich war, Theil nehmen zu lassen; in diesem Sinne wurden fast alle Winzer aufs Stattlichste in mithologischem Kostüme herausgepuzt, mit Epheu und Rebenranken umwunden, mit Thirsusstäben versehen, und stellten sich jezt zu Fuße und zu Esel in buntem Zuge dar. Fand auch der schön heitere Weingott, der geheimnisvolle Gott der Freude keinen geeigneten Vorsteller, so stieß man in der Gruppe doch auf recht schikliche Silene, Faune und Satire. Die Lust, das Vergnügen der Arbeiter ging einigermaßen auch auf die vornehme Gesellschaft über; bedenklich, obgleich gewöhnlich, blieb aber auch dieses Mal die Bemerkung, daß gerade jene Stände, die dem Vergnügen, dem

Genuſſe vorbehalten ſcheinen, der heitern Wirkung ſo ſchwer zugänglich ſind, während auf die Mühſeligen, Gedrükten die Freude leicht und tröſtlich wie himmliſcher Thau hernieder ſinkt.

Die dunkelnde Nacht gab das Zeichen zu einem kleinen Feuerwerke; Flammräder ſchwirrten, Funkenbündel entwikelten ſich ergözlich und bunte helle Sterne flogen zu den himmliſchen und ſchwebten eine Weile täuſchend über ihnen. Als zulezt das beliebte Aſtrallicht die Gegend rings erhellte, ſah man die Zuſchauer in Gruppen zerſtreut und nach Neigung und Bedürfniß zu einander geſellt. Es konnte bei dieſer Gelegenheit wol nicht fehlen, daß man Leander ſtill und freudig an Juliens Seite gewahrte.

Ein Theil der Geſellſchaft fuhr nach dem Feuerwerke in der blaſſen Mondnacht nach Hauſe, der größere Theil jedoch verſammelte ſich auf Hohenſchwangau zu einem Balle. Auch für die Arbeiter und Dorfbewohner war in einem Nebengebäude ein Tanzſaal bereitet, und ſo ſchloß denn das Herbſtfeſt heitrer und fröhlicher, als es Stoppelfelder und raſchelndes Laub am Tage verkünden wollten.

Prinz Roderich verſäumte auch während dieſes Landaufenthaltes nicht, ſich der Geſellſchaft verbindlich und angenehm zu erweiſen. Er erinnerte ſich, wie angenehm Allen ſchon ein Mal eine Seefahrt geweſen war, und lud nun ſeine Freunde vor dem Abſchiede vom Lande zu einer ſolchen. Wieder gleitete die geſchmükte Jacht mit zahlreicher Geſellſchaft über den klaren Seeſpiegel; ermangelte das Ufer dieſes Mal auch der heiteren Frühlingtinten, ſo nahm es ſich in der bunten Tracht des Herbſtes aus der Ferne kaum ſchlechter aus. Die Flut ſpiegelte wie einſt einen klaren

unwandelbaren Himmel zurük, über dem Gebirge zog ſich der glühende Purpur des Abends hin und der Abendſtern ſchwamm in flüſſigem Golde. Da fielen, wie einſt, Waldhörner und Flöten ein, die Ruder ſanken, die Geiſter der Töne ſchienen in den Wimpeln zu ſpielen, ſie blähten ſich, ohne daß man ſonſt ein Lüftchen bemerken konnte.

Roderich blikte auf Stella; ein verbindliches angenehmes Lächeln ſchwebte auf ihren Lippen; Adlerhorſt horchte an der andern Seite des Schiffes auf die Waldhörner, ſie aber dankte dem Prinzen für die Ueberraſchung. Es ſchien ſich wie von ſelbſt zu verſtehen, daß er ſie eben ihr bereitet hatte. Noch lagen alle Reize der Jugend auf Stella's Antlize, und doch ſchien es jene Stella nicht mehr zu ſein, die einſt mit einer ähnlichen Seefahrt gefeiert wurde: wo war das leidenſchaftliche Verſinken dieſer Züge, — die Sehnſucht dieſer Augen? Stella vergaß jezt nie, daß ſie unter Leuten war, innere Viſionen verſchloſſen ihren Blik nicht mehr der äußern Umgebung.

Der Prinz hatte diesmal die Wirkung der Muſik noch zu ſteigern geſucht; die Inſtrumente verſtummten plözlich und ein reicher Vokalchor ſang das herrliche Lied:

Silenzio delle stelle . . . . . .

Die Geſellſchaft ergözte ſich an dem wohl ausgeführten Geſange, auch Stella beklatſchte ihn lebhaft am Schluſſe, aber die Märchen der Nacht, die geheimnißvolle Sternſtunde ſchien nur zwei Herzen aus der Geſellſchaft verſtändlich, Leander und Julien. Sie ſaßen ſtill und einander nicht nahe, aber ihre Augen hingen verzükt an den Geſtirnen der Nacht, und ihre Herzen, ihre Liebe wandelte unter Sternen.

Die Gesellschaft war in die Stadt zurükgekehrt. Man fühlte sich hier in vielfachen Bequemlichkeiten heimischer als auf dem Lande. Leanders Liebe zu Julie war jezt dem ganzen Kreise der Bekannten kein Geheimniß mehr. Alle hegten günstige Wünsche für sie, äußere Verhältnisse und innere Zustände schienen vollkommen zu einander zu passen. Nur der Magister sah finster und mißgünstig auf diese Gefühle, ja seit sie sich so unverholen ausgesprochen hatten, entzog er Julien jene Vorliebe, die er sonst immer für sie im Verhältnisse zu andern jungen Frauenzimmern gehegt hatte.

An einem kühlen nebeligen Herbstmorgen lud er Leander zu einem Spaziergange. In einsilbigem Gespräche schritten sie über die nassen Stoppelfelder; feuchte Herbstgespinnste flogen über den Weg, das kalte Morgenlicht schien mit den Dünsten in eine Masse geronnen, und erst als sie den Hügelkamm entlang schritten, griff ein keker Sonnestrahl durch die Nebel, die sich verdichteten und als weiße Streifen über die Fluren senkten, während der zitternde wässerige Herbstduft in die Höhe stieg.

Irrwisch hielt an und schaute in die sich gestaltende Tiefe, auch Leander that es; Jeder von ihnen mochte seine eignen Gedanken haben.

Endlich wendete sich Irrwisch zum jungen Grafen und fragte ohne Einleitung: Du liebst Julie?

Ja, mein theurer väterlicher Freund.

Weißt du aber auch, mein Sohn, daß das Weiberherz dem Wachse gleicht? Seine Eindrüke schmelzen zwischen warmen Fingern, während was in mein Mannherz gemeiselt wird, und sei es noch so abgeschmakt und illusorisch, fest

hält wie egiptiſche Hierogliphen, wie Schrift auf Leichenſteinen. — Die Braut iſt ein Engel, das Weib wird bald zum gefallenen.

Ich hoffe, mein Vater, daß Wize nichts beweiſen; was gibt es im Leben Wahres und Vortreffliches, das in Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nicht verzerrt und entweiht werden könnte? Der Verſtand hinkt neben jedem Gefühle.

Willſt du Ernſt und ſcharfe Wahrheit mein Freund, ſo kann ich ſie dir in Fülle geben. Der Menſch hat ein ewiges Daſein, er hat die Beſtimmung der Vervollkommnung, die durch Welten fortläuft; gut iſt, was ihn dieſer zuführt, ſchlecht Alles, was ihn ablenkt. Nicht nur die Lüge, die Uebelthat entführt ihn ſeinem Berufe, auch das Gefühl thut es, dieſe Larve der Verſuchung, die Löwenhaut des Eſels. Irdiſch in ſeiner Entſtehung, bedingt, beſchränkt von Unedlem, ſchwankend, willkürlich in ſeiner Fortbildung, maßt es ſich gleichwol die Würde, die Bedeutung des Ewigen, Abſoluten an, verleitet durch große Worte und führt wie das Schlechteſte, Unwahrſte, zum Rükgange, zum Tode. Alles an ihm iſt falſch, nur die gemeine grobſinnliche Grundlage iſt Wahrheit, der rohe Trieb, der auch die Thierwelt meiſtert. Und wohl dem Menſchen, wenn er es bei der ſchlichten Begierde bewenden ließe, aber thöricht will er ſie mit dem Schönſten, Edelſten verſezen, und eben dieſe Miſchung vergiftet die Meiſten. Kein Laſter, kein Irrthum hat ſo viele Geiſter vom wahren Wege abgelenkt als das Gefühl. Nicht nur unſere Weiſen erkennen es, auch die Lobredner des Gefühls, die Dichter müſſen dieſes unwillkürlich eingeſtehen. An das gleißende

Gefühl kettet ſich Mord und Gewaltthat und die Geiſter erheben ſich nicht mehr von der inneren Niederlage. Keine groſſe That ward je unternommen, die das Gefühl, die nicht Liebe geſtört hätte: Illiums Fall und Jeruſalems Befreiung verzögerte es, und Priſeis und Armida waren Weiber. Selbſt der fröhliche und heitere Arioſto erzählt, daß, als Aſtolfo dem raſenden Orlando die Flaſche, worin deſſen Verſtand verſchloſſen war, an die Naſe brachte, dieſer ſeine Liebe zu Angelica im Augenblike verloren hatte. Dies war das erſte Zeichen der wiedergekehrten Beſinnung.

Fabel und Hiſtorie ſind wol nicht zuverläſſiger als Wiz und Scharfſinn.

So ſiehe ins Leben, betrachte das Nächſte! Du erinnerſt dich wol noch, daß ich ein Mal den Frühling die Ironie des Jahres, die Liebe die des Lebens nannte; mein Geheimniß iſt erfüllt. Wo ſind die Miriaden Blüten, die wir einſt im Maien ſahen, was ergab ſich aus all dem Aufwande von Duft und Farben? O Leander, laß' es uns geſtehen, ſie ſind dahin! Gerade das am meiſten Verſprechende war ohne Erfolg, die hellſten Blumen trugen keine Früchte, und nur das Unſcheinbare, Schlichte hat ſie gereift, die Aehre, der Rebenſtok, die Kartoffelblüte. Und ging es im Leben, ging es mit der Liebe beſſer? Zwei Paare haben wir in nicht ſehr entfernter Zeit vereint: Abel und Albertine verſanken in die Gemeinheit des Lebens, jene Blüte der Liebe hat Beide die lezte Phantaſie gekoſtet, das Mark ihrer künftigen Gedanken aufgezehrt; — Adlerhorſt verlieſ die Kunſt, was er noch übt, iſt nur geſelliger Zierrath, und Stella, die hochfliegendſte von Allen, iſt die Maitreſſe des Prinzen.

Kann es wahr ſein, was du ſagſt?

Es iſt, mein Sohn! Die Liebe iſt vorüber, aber auch alle Theile von ihrer Lebenſendung abgelenkt. Vier Leben ohne Früchte!

Du verwirrſt mich, mein Vater. Doch nein, nein, nicht die Liebe trägt dieſe Schuld, ſondern die Verirrten ſelbſt: Auf Weltſinnlichkeit und Erdenſorgen, auf Phantaſie und Schwärmerei pfropften ſie das Reis vom Baume des Paradieſes; es blühte kaum und mußte ſterben, und was wir jezt ſehen, ſind nur Triebe des gemeinen Lebenſtrauches. Aber, o mein Vater! wie iſt Julie ſo verſchieden, — hinter ihren Zügen liegt die Glorie der ewigen Welt!

Das betheuert jeder Verliebte, dieſe Phraſe langt nicht aus. Mein Freund, du wirſt bald reif genug ſein, die Geſchichte deiner eigenen Familie zu hören. Auch an deiner Wiege ſtand die Liebe, und iſt entflohen unter Schreken!

Vater, Vater, ich werde Julie ewig lieben, ich werde ſie nie vergeſſen, und ſollt' ich ſie nicht mehr ſehen!

Du biſt ſchwach, mein Zögling! Wie dein Herz zukt und ſich windet, um nur einem Traume nicht zu entſagen, — und doch iſt's die Wahrheit, die weltumſchließende, der ich dich zuführen will. Dieſe Luft nährt deine Erſchlaffung; wir müſſen wieder fortziehen. Lerne nur die Bedeutung des Lebens, den Ernſt der Ewigkeit ganz erkennen, dann wage ſie um einer Illuſion willen zu verrathen. Erſt wenn du volljährig biſt, wenn das Teſtament des Generals geöffnet werden ſoll, kehren wir zurük. Vergiß nicht, daß nicht du allein über dein Schikſal zu beſtimmen haſt, deine Verfahren haben mit ihrer Neigung und Fürſorge ein Recht über dich erworben, das du nicht undankbar und unfromm

verleugnen darfſt. Bis dahin aber nehme zu an Kenntniß und Tugend, und lerne das Nothwendige vom Wandelbaren ſcheiden.

Noch im Spätherbſte wurden die Anſtalten zur Abreiſe getroffen und dieſe ſelbſt ausgeführt.

Leander gab Julie das Wort ewiger Treue, auch ſie betheuerte, nie eines Andern zu werden. Wieder bat Leander um einen Kuß, er drang in ſie, er beängſtigte ſie, aber Julie verſagte ihn und wies auf die Zukunft. Leander war zuerſt leidenſchaftlich, dann gekränkt, am Ende jedoch beſänftigte ihn der Blik dieſer Augen und wies ihn zurecht. Aber in Träumen erſchien ihm Julie und bog ſich ſanft und lächelnd über ihn, und ihm wurde, als empfinge er den Kuß eines Engels.

# Dreizehntes Kapitel.

Auf einem Alpenpasse, der nach Italien führt, finden wir unsere Reisenden wieder. Ein blauheller Gießbach stürzt ihnen wild und mit weißem Schaum bedekt entgegen, furchtsam schleicht die Straße daneben, tiefer unten hängt der alte Saumweg. Riesige Felswände ohne einen Halm, ohne Moos starren an beiden Seiten in die Höhe und verlieren sich in graue Nebel; Granitblöke liegen zerstreut umher, die Teufelbrüke hängt zitternd, von Staubregen besprizt über dem Abgrunde. Diese Schlucht scheint ein Siz verbannter Geister zu sein. Aber plözlich öffnet sich ihr schauerliches Thor, ein kleines freundliches Bergthal mit Rasen und Wiesblumen liegt zwischen Felsen und Gletschern, das Bergdorf daneben trägt nicht unverdient den Namen Andermatt. Weiter hinauf geht ein angenehmer Fußweg durch Wiesen mit Alpenrosen, daran drängen sich Schneewände und Lawinengänge. Am Gipfel des Gotthard kommt man zu zwei kleinen Alpenseen, über die sich selbst im hohen Sommer eine leichte theilweise Eisdeke breitet; aus einem derselben entspringt die Reuß, aus dem andern der Ticino; jene brauſ't in die Schweiz hinunter, dieser führt nach Italien. Herrliche Alpenflora bedekt den südlichen Abhang des

Gebirges, groſse Anemonen, Aurikeln, Rhododendron und Bergnelken blühen bunt durcheinander, und zu den Füſsen des Reisenden liegt Italien. Wol Niemand seit Hannibal überstieg ohne seltsame Aufregung das erste Mal die Alpen; die Longobarden, als sie nach vielen Irrfahrten die unendliche glükliche Ebene vor sich sahen, fielen erstaunt auf ihr Angesicht und priesen ihre deutschen Götter. Doch dies Land war zu reizend, zu verführerisch; sie vergaſsen das Walhalla der Väter und wurden Italiener. Aber billiger Weise hält noch heut' zu Tage jeder Wanderer aus Norden auf der feierlichen Länderscheide an; hinter ihm ragen unzählige namenlose Gipfel der Alpen, ewige Eisberge, Granitsäulen, über denen noch kein Aar, nur der Geist Gottes geschwebt hatte; vor ihm liegt Wälschlands grüne üppige Ebene. Sonnestrahlen spielen auf tausend Tinten der Vegetazion des Lebens; so weit das Auge reicht, so weit das Fernrohr späht, dehnt sich lachende Ebene und Sonneschein; lustige goldne Nebel verhüllen den fernen Apennin und die blaue ewige Meerflut.

Leander war von diesem Anblike berauscht.

Die Straſse senkte sich schnell in vielen Windungen; helle Lärchenbäume reihten sich jezt an ihrer Seite; endlich kam man durch Kastanienwälder; in der Ferne erschienen die Seen Oberitaliens. In den entzükenden Zauberkreis dieser Wasser, deren Wellen ein Paradies bespülen, führte der Magister seinen jungen Freund. Natur und Kunst sollte als ewig jugendliche Hebe ihm den doppelten Nektartrank des Lebens reichen; Leander zog in leichter Barke über den See von Como, und ihre Schale floſs über: Unzählige Villen und Ortschaften liegen um seinen berggrünen Spiegel,

Buchten mit Lorbeergebüschen schließen sich an Bergzüge und Rebgelände. An diesem See lagen einst die zwei Villen des Plinius; er nannte sie die Komödie und die Tragödie. Wo sich jezt die Villa dell' olmo erhebt, dürfte die heitre Komödie gestanden sein; aber eine düstre Felsschlucht, Wasserfall und Baumschatten bezeichnen noch den Plaz, den einst die Tragödie einnahm, die er uns im dreißigsten Briefe seines vierten Buches beschreibt. Auch die Villa, die sich jezt unter dem Namen der Pliniana an ihrer Stelle befindet, ist schon eine Ruine. Aber der lacus larius ist der Nähe des Genius gewohnt; noch wiederhallen seine Ufer vom Liede der gestorbenen unsterblichen Malibran, und die freundliche Villa Pasta ist für eine andere Königin des Gesanges bestimmt. Die Marmorhallen an seinen Ufern sind mit Meisterwerken der Plastik und Malerei erfüllt. Schlank und reizend springen die Säulen empor und tragen freie helle Wölbungen; darunter prangt an den Wänden des Saales Alexanders Triumphzug, von Thorwaldsen's Meißel geschaffen. In Marmornischen springen Fontainen, Blütenduft durchwürzt die Zimmer und Geist und Sinne schwelgen zugleich. Was die neusten Schulen der französischen und wälschen Malerei Herrlichstes hervorgebracht haben, schmükt diese Räume; Romeo's Abschied, die sterbende Atalie, der in sich selbst versinkende Narziß weisen die Kunststufe der Gegenwart, und alle Farben sind prächtig und hell, als wären ihnen Flammen beigemischt worden. Marmorbilder und Hermen stehen daneben, eine Fauna lächelt voll schmerzlicher Seligkeit, die Unschuld kos't mit einer Schlange.

Leander hielt vor Canova's Amor und Psiche, und sein Herz bebte, seine Pulse flogen. Diese Gruppe, obwol

nicht von ausgezeichneter Schönheit in den Gesichtzügen und nicht ohne sonstige Fehler, ist durch ihre kühne Bewegung, durch ihren hinreißenden Sinn erstaunungwerth. In vergehender Sehnsucht sinkt Psiche gegen rükwärts gekehrt, auf Flügeln der Liebe eilt der jugendhafte Amor herbei, er eilt, er fliegt, er stürzt, und kniet zu ihren Häupten. Amor neigt sich, sie zu küssen; Psiche hebt sich nach rükwärts ihm entgegen und hält die Hände ideal über sein Haupt, gleichsam um ihn anzuziehen, um ihn für immer zu halten. Jedes Glied dieser Gruppe ist voll glühender Phantasie, voll leidenschaftlicher Bewegung. Sehnsüchtig und jubelnd werden sie jezt im Kusse zusammen stürzen und selig sein, und die Kunst wußte noch den lezten Augenblik für irdische Anschauung zu erringen.

Wenige Tage darauf wandelte Leander auf den glüklichen Inseln des Langsees. Wäldchen von Lorbeeren und Myrten umgaben ihn, er saß im Schatten und Dufte der Orangenbäume und Magnolien, unter ihren großen weißen Zauberblumen. Am Uferfelsen blühten riesige Aloen, die Umgebung bevölkerten nur Singvögel und Goldfasanen und über den See spielten goldene selige Lüfte. Leander erlag der allerhalben einstürmenden Schönheit, diese Seligkeit zwang ihn zu Thränen.

Und weiter ging die herrliche Südenfahrt; jede Stadt mit ihren Kunstwerken, jede Flur, jedes Wäldchen mit seinen Reizen wurde geistig erobert. Die Kastelle und Mauertrümmer, jezt mit friedlichem Epheu überwachsen, wiesen in die alten guelfischen Zeiten; Leanders Herz fühlte die Vergangenheit und die Weltgeschichte vor ihren großen rührenden Denkmalen. Jener ferne Staub

an der Heerſtraße mußte vor hohenſtaufenſchen Rittern aufſtiegen, — an dieſem Sarge aus rothem Marmor ſollte jezt und jezt der ſüße Ruf ertönen:

Giulietta, o mia Giulietta,
Dove sei tu? . . . .

Venedig ſtieg aus den Fluten, die mehr als tauſendjährige Meerbeherrſcherin; — in dieſem Garten von Ferrara wandelte einſt Taſſo und Eleonore; — Florenz wies die Wunderwerke antiker Kunſt. Endlich erhob ſich über den grauen wüſten Freithof der Campagna die ewige Roma, das unſterbliche Monument der Vergangenheit.

Irrwiſch hatte ſeinen jungen Freund auf ernſte fördernde Kunſtſtudien vorbereitet, dennoch ſchauderte Leander vor Erſtaunen, vor Begeiſterung, als er mitten unter den marmornen Göttern ſtand, die unſterblich ſind wie die olimpiſchen. Hier ſah er die ewige Schönheit, wandellos und nothwendig, von Menſchenkraft ſo vollendet und überſchwänglich ausgeprägt, als ſie irdiſche Natur nicht hervorzubringen vermag. Die verſteinten Ideen uralter Jahrhunderte enthüllten ſich in ehrwürdiger Pracht ſeinen Blikken. Er ſah egiptiſche und etruſkiſche Anfänge der Kunſt, bewunderte die herrlichen Gebilde des griechiſchen Genius, ſtudierte die Fortſezungen der römiſchen Epoche und ſtieß dann wieder auf Abnahme und Verfall. Aber neue Kunſtbeſtrebungen ſchloſſen ſich bald daran; zwar iſt an ihren erſten Geſtalten alte kraftloſe Manier oder junge barbariſche Unbehilflichkeit ſichtbar, doch bald ſchwingt ſich aus den Verſuchen ein neues Ideal der Schönheit empor, von einem andern Lebensprinzipe beſeelt, aber darum nicht minder herrlich und werth der Bewunderung. Wollte die

Antike das Irdiſche im Schönen dem Ewigen zuführen, ſo prägt die Romantik durch dasſelbe vermittelnde Glied das Unendliche im Begränzten aus. Die alte Kunſt ſtrebte nach der Vergötterung, dem Pantheismus des Endlichen, die neue predigt die Inkarnazion des ewigen Geiſtes. Aber löblich iſt es, daß auſſer der Tugend und dem Streben nach Wahrheit zu allen Zeiten noch ein Trieb im Menſchen thätig war, der uneigennüzig nicht auf materiellen Genuß gerichtet, Kräfte und Mühe aufwendete, um eine erhabene ewige Richtung zu verfolgen. Dieſe edle Thätigkeit, das Kunſtbeſtreben der Menſchheit mochte in einzelnen Perioden allerdings zurük ſinken, ja ſich gänzlich zu verlieren ſcheinen, aber immer geſchah es nur, um auf neuer Grundlage noch ungewagte Verſuche zu machen, um endlich durch Vielſeitigkeit den Kreis des Schönen abzuſchlieſſen. In dieſem Sinne knüpft ſich die moderne Kunſt an die alte, und die unzähligen Nüancen beider, ja jedes einzelne Genie und Talent iſt ein neuer Ring der groſſen goldenen Kette.

Daß aber die kruſtliche Kunſt das leichtere Mittel der Farben dem ſpröden des Marmors und Metalles vorzieht, iſt nur zum Theile durch die gröſſere Oekonomie der Gegenwart zu erklären, obwol auch dieſe Beſchränkung in einem Fache der Thätigkeit durch die Vielſeitigkeit der Beſtrebungen, durch das nöthige Gleichgewicht zu entſchuldigen wäre. Ein weiterer und vielleicht tieferer Grund der gröſſern Neigung zur Malerei dürfte insbeſonders in der oben angedeuteten Richtung der modernen Kunſt zu finden ſein. Ihrem Grundſaze zufolge iſt ihr der Stoff nie Gegenſtand der Verherrlichung, ſondern nur Mittel zum Ausdruke ihrer ſchönen Ideen; gerade um das Uebergewicht des Geiſtigen geltend

zu machen, um das Hinabſinken zur Materie zu verhindern, trägt ſie einige Scheu vor Arbeiten in vier Dimenſionen, und wählt ein Medium, das mit der möglichſten Unkörperlichkeit alle Illuſionen wirklichen Daſeins vereint. Aus demſelben Grunde iſt in der Gegenwart auch die Muſik ſo ſehr beliebt und ſchreitet bei uns ſo raſch vorwärts. Die Plaſtik täuſcht das Auge durch Anregung und fingirte Thätigkeit des Taſtſinnes, die Malerei hintergeht dieſen durch den Sehſinn, die Muſik wählte das feinſte irdiſche Kunſtmittel; die Töne ſchweben wie Geiſter in dünnen unſichtbaren Lüften.

Aber im Umſchwunge der Zeiten iſt die Bemerkung tröſtlich, daß das Gediegene, Würdige keiner Epoche verloren geht. Wenn auch erſt nach zeitweiliger Verſchüttung und Vergeſſenheit, — das Wahre, Schöne und Gute flüchtet ſich aus jeder verſunkenen Epoche, und eine herrliche fördernde Tradizion bleibt die dauernde Errungenſchaft des menſchlichen Geſchlechtes. Die Menſchheit ſchreitet vorwärts. Die Uranfänge geſelliger Zuſtände, die Bücher Moſes, der Glaube an Gott ſind die unſchäzbare Ueberlieferung uralteſter Zeiten. Die frohe Pracht der Antike, — die Verjüngung der Gattung durch unverdorbne Barbaren, — die edle Chevalerie des Mittelalters ſind die Andenken folgender Zeiten. Dieſes dunkle ſo oft gänzlich verdammte Mittelalter hat Ideen von Frömmigkeit, Ehre und Liebe ausgeſonnen, zu deren Auffindung die Philoſophie und hohe Bildung des Alterthums nicht genügend geweſen war. Die neuere und neuſte Zeit endlich arbeitet redlich an der Entwiklung der Zuſtände, an Vermehrung der allgemeinen Schäze; klare Verſtändigkeit, ſcharfſinnige Aus

einanderſezung aller Verhältniſſe, glänzende Induſtrie ſind die Zweige, auf die ſie ſich vorzugweiſe verlegt. Manche Definizion kam ihr theuer zu ſtehen. Das Gute beſteht, nur das Zufällige, Werthloſe geht zu Grunde. In dieſem Sinne wird jedem edlen Beſtreben, jeder löblichen Leiſtung der Lorbeer der Unſterblichkeit; mag auch der irdiſche Name vergeſſen werden, die fördernde Wohlthat dauert. Die Summe des Wiſſens ſteigt; — die gewaltſamen blutdürſtigen Verbrechen ſind faſt ausgerottet und verbannt, — weitere Fortſchritte werden auch die ſtillen Sünden, die geheimen Laſter beſchränken; das Gefühl wird veredelt, das Glük der Erde iſt im Zunehmen. Eifrige Forſcher graben und ringen nach dem Vortrefflichen aller Zeiten und Enden. Während mehr als ein herrliches Pompeji und Herkulanum der Vergangenheit aufgedekt wird, eignet ſich die Kenntmaſſe des Geſchlechtes auch die geiſtigen Beſizthümer ausgeſchiedener vereinzelter Stämme an. Das Fördernde der abgetrennten Bildungsgänge entlegener Erdſtriche wird der allgemeinen Ziviliſazion einverleibt und die Mauern von Sina ſcheiden dies Land vielleicht noch von Europa, doch gewiß nicht mehr Europa von Sina.

Irrwiſch war bemüht, den Standpunkt, aus dem Leander die Dinge betrachtete, zu erhöhen, ſeinen Geſichtkreis, ſeine Weltanſicht zu erweitern. An der Kunſt eröffnete er ſeinem jungen Freunde einen neuen Weg zu veredelnder Einſicht. Und da überall und insbeſonders in Italien, Natur, Kunſt und Geſchichte auf das Innigſte mit einander verwebt ſind, ſo glaubte der Magiſter den Grafen auf dem Boden, wo ſie gedichtet wurden, mit den italieniſchen Meiſterwerken redender Kunſt bekannt machen zu müſſen.

Italiens vier größte gekrönte Dichter gehören dem Mittelalter an, und keine folgende Epoche hob seine Musen mehr auf solche Höhe. Die neuere Zeit lag noch im tiefsten Dunkel, kaum regten sich die ersten Anfänge der wiedergebornen bildenden Künste, als schon Dante Alighieri seine divina commedia sang, ein Gedicht, dessen heiliger Kreis alle Zeiten, alles Herrliche, alles Verruchte, Hölle und Himmel umschließt, und das durch tiefe Auffassung wie durch meisterhafte Darstellung die Bewunderung aller Zeiten erregen muß.

Frühe schon liebte Dante die edle Beatrice Portinari. Ihre frommen Augen, ihr geliebtes Antlitz führte ihn den Pfad der Tugend, den Weg zum Himmel. Aber Dante war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, als Beatrice starb. Andere Reize nahten ihm; er war zu schwach, er vergaß die Verstorbene und folgte der Sünde. Umsonst war's, daß sie ihm in Träumen erschien, in plötzlichen Eingebungen ihn zur alten Tugend lenkte; Dante war schon zu tief gesunken, diese kurzen Erhebungen verschwanden schnell, er irrte wegelos im dunklen Walde, in der wilden Wüste der Sünde, des Irrthums. Aber Beatrice konnte selbst im Himmel ihre erste Liebe nicht vergessen; weinend bat sie am Throne Gottes um Dante's Heil, und ihre fromme Bitte ward ihr gewährt. In der inneren Anschauung der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses sollte Dante den hohen Weltgang, der zum Guten, zur Seligkeit lenkt, erkennen. Phantasie und Poesie sollten diese Bilder ausspinnen und in seiner Seele fixiren. Mit Augen, leuchtender denn Sterne, mit süßer leiser engelhafter Stimme bat das selige schöne Weib den Dichter Virgil, Dante

auf ſeinem Fluge zur Erkenntniß zu begleiten. Dieſe Reiſe beſchreibt die divina commedia. Im erſten Theile führt ihn Virgil durch die zehn Höllenkreiſe; ſie ſehen in ſteigendem Fortſchritte alle Laſter und Martern. Francesca von Rimini und ihr geliebter Paolo fliegen ihnen gleich zärtlichen Tauben ſchon im zweiten Kreiſe entgegen. Francesca erzählt die rührende Geſchichte ihrer Liebe, ihres Verbrechens. Eines Tages las ſie mit ihrem Geliebten das Buch, das Lancelot's Liebequalen beſingt. Sie waren allein und ohne Verdacht auf ſich ſelbſt. Sie liebten ſich lange ſchon ſtill und unbewußt und kein böſer Gedanke war noch je in ihre Herzen gekommen. Aber jezt ſeufzten und weinten ſie mit einander über Lancelot's Liebe, der warme Hauch ihres Athems vermiſchte ſich, und als ſie endlich von Lancelot's Kuſſe laſen, da küßte auch der Geliebte Francesca's Mund das erſte Mal ſchmachtend und zitternd, und an dieſem Tage laſen ſie nicht weiter. Traurig und mitleidig weint Dante über ihre Liebe, ihre Schuld und ihre Qualen. Aber das Gemälde der Laſter und Strafen wird bald wilder und empörend. Im zehnten Kreiſe nagt Ugolino an Ruggieri's Haupte, und die lezte Sphäre des lezten Höllenkreiſes iſt die Giudecca; ſie enthält die Verräther, und Judas iſt ihr lezter. Im zweiten Theile führt Virgil ſeinen Schuzbefohlenen durch das Fegefeuer. Dante entwikelt abermals ſeine Kenntniß, ſeinen warmen Antheil an vaterländiſchen und auswärtigen Geſchichten. Als er im Aufſteigen ermüdet, ſagt ihm Virgil, daß ſie am Gipfel des Berges Beatrice finden werden, und unſer Dichter hatte alle Mattheit verloren. An der Ausgangſchwelle des Fegefeuers, jenſeits des Lethe, erſcheint nun wirklich in Blumen-

nebeln Beatrice. Doch ſchon ſo lange Zeit war er nicht in ihrer Gegenwart geweſen (Dante begann ſein Gedicht als er bereits vierzig Jahre alt war), daß er ihre Augen nicht mehr erkannt; nur zitternd, zagend fühlt er die geheime Rührung ſeiner alten Liebe, und ſie ſtrekt ihm, überraſcht vom eignen Herzen, die Arme entgegen und ruft:

Guardami ben: ben son, ben son Beatrice!
. . . . . .
Ella si tacque, e gli angeli cantaro
Di subito . . . . . .

Aber Beatrice erinnert ſich ſeiner Verirrungen, und zürnt nun himmliſch ſtolz und macht ihm Vorwürfe, dann ſchimmert durch ihr Sternengewand die ferne Liebe durch und leuchtet ſchöner, herrlicher ſelbſt als die ewigen Sonnen. Dante bekennt und beweint ſeine Thorheiten und Verirrungen; ohne Reue überſchreitet kein irdiſch Weſen die Waſſer des Lethe. Endlich darf er aus Lethe trinken; Virgil verſchwindet, und Beatrice geleitet ihn in den Himmel.

Wie ſich in Italien die Kunſt in das Leben verſchlingt, ſo greifen auch die einzelnen Künſte unterſtüzend in einander, und die herrliche Natur iſt der hebende Hintergrund für alle. Wer kann die zulezt beſprochene Stelle der göttlichen Komödie leſen, ohne ſich einer Marmorgruppe zu erinnern, die am reizenden Ufer des Comerſees, im zauberiſchen Garten der Villa Melzi ſteht. Sie ſchreibt ſich nicht aus den lezten Zeiten her, hat mehre Mängel in der Ausführung, ſtellt aber auf rührend ſchöne treffliche Weiſe dieſe Stelle des Gedichtes dar: Beatrice tritt im Aufwärtsſchreiten auf die Erdkugel, die der Thierkreis umgibt; mit der linken Hand weiſ't ſie empor,

mit der rechten leitet ſie Dante, der aus der Tiefe zum Lichte aufſteigt.

Im dritten Theile beſingt Dante ſeinen Flug durch das Paradies. Dante entwikelt eine Fülle von Phantaſie und Anſichten, die — insbeſonders ſeinem Zeitalter entgegengehalten — mit bewunderndem Erſtaunen erfüllt. Die göttliche Komödie iſt ein ſchönes heilig erhabenes Denkmal ſeiner Liebe zu Beatrice Portinari, der frühe verſtorbenen. Er hatte Gemma Donati geheiratet und war unglüklich; aber jene erſte Liebe vergaß er nie ganz, im dunkelſten Augenblike weihte ſie ſein Daſein wieder und führte ihn aus Verirrungen und Leidenſchaften zur Erkenntniß und Tugend, zum Himmel. Kein Dichter kann ſeine Liebe würdiger feiern, als durch die Veredlung ſeines Lebens, durch ein unſterbliches Gedicht.

Auf der Fahrt durchs Paradies verſank Dante in Beatrice's Anblik; wenn er ſie ſah, war er frei von jeder andern Sehnſucht, ihm genügte der Abglanz der Himmel auf ihrem Antlize. Ja Beatrice mußte ihn lächelnd zurechtweiſen, daß nicht nur in ihren Augen das Paradies ſei. Im Himmelkreiſe der Kontemplanten ſchweigt die Harmonie der Sphären. Er fragt nach dem Grunde dieſes Verſtummens:

. . . . . qui non si canta
Per quel che Beatrice non ha riso . . . .

Hier weben die Rathſchlüſſe der Vorſehung, der ewigen Barmherzigkeit; die Stelle iſt zu hochheilig für Lächeln und Sphärenchor. Geängſtigt durch die feierliche Pracht der Himmel, muß er ſich immer wieder an Beatrice wenden, wie das Kind, das ſtets dahin flüchtet, wo es am meiſten vertraut. Dante fliegt jezt über das Geſtirn der

Zwillinge, unter deren Zeichen er einſt geboren wurde; eine fromme rührende Erdeerinnerung überkommt ihn, dann aber gedenkt er wieder entzükt ſeines demüthigen Triumphes und ſchlägt ſich die Bruſt weinend über frühere Sünden und nur über ſeine Reue freudig. Was Dante während des Aufſchwungs in den neunten Himmel ſah, ſchien ihm ein Lächeln des Univerſiums zu ſein, alle Genüſſe der Kunſt und Natur ſind ihm nichts gegen die neue göttliche Freude. Ueber den neunten Himmel blikt Dante in den Abgrund des ewigen Lichtes. Alle Seligen, auch Beatrice, die jezt auf ihren Plaz zurük kam, ſizen in himmliſchen Kreiſen umher. Dante gelangt zum Ende jeder Sehnſucht, wie ein Bliz überkommt ihn die Erkenntniß der Vereinung unſerer Natur mit Gott. Auch ſeine frühere Sehnſucht, ſein Herz zieht ſchon in der Harmonie der Sphären, und in Gott verliert ſich ſogar ſeine Liebe zu Beatrice.

Der Genius des vierzehnten Jahrhundertes wird durch Francesco Petrarca gleich würdig gefeiert; ſeine Sonette und Kanzonen an Madonna Laura ſind ein unſterbliches Heldenlied der Liebe. Mit ſanfter Rührung war Leander in ſeiner Villa zu Arqua geſtanden; über Weinlauben und Lorbeergebüſchen verſank die Sonne hinter den Euganeen; die Lieder des gekrönten Dichters ſchienen noch in den Hallen, die er einſt bewohnt hatte, wieder zu klingen. Seltſam iſt es, daß man in dieſer ländlichen Klauſe Petrarca's ausgeſtopfte Kaze noch vorweiſt, während Laura's Grab unbekannt, ja ſogar ihr Name beſtritten iſt. Sollte dies vielleicht die Vergeltung dafür ſein, daß ſie ohne wahre Liebe, nur eitel und geſchmeichelt die Huldigung ſeines vollen Lebens, ſeines unſterblichen Liedes aufnahm? Aber die ſo

oft wiederholten Liebequalen der Dichter, die geringe Gunst, die sie in der Regel bei der gefeierten Dame finden, oder das karge Glük, das ihnen höchstens zu Theil wird, lassen kaum zweifeln, daß über jeden Dichter im besten Falle Apollo's Loos verhängt sei,

„Daß er den Lorbeer erreicht, während ihm Daphne entspringt."

Doch der hinkende Erdegeist schlich hinter Petrarca's hoher Liebe; nach seinem Tode hinterließ er ein halbes Duzend natürlicher Kinder, als Nachlese späterer Neigungen, während sein hohes Lied allen siechen Liebepoeten das Signal der Thränen gab und er ihren Reigen als erster Weiner eröffnet.

Kaum war wieder ein anderes Jahrhundert verschwunden und Ludovico Arioſto ſang ſeinen **Orlando furioso**. Petrarca hatte bereits den Uebergang von der himmliſchen Liebe gefunden, und Arioſto beſang die Liebe zum gröſten Theile leichtfertig und ſcherzend.

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese in canto . . . .

beginnt Arioſto und hält Wort. Angelica iſt die Dame, um die ſich Alles bewegt, die Blüte chriſtlicher und mauriſcher Ritterſchaft buhlt um ſie. Wie ſchön iſt die Erfindung von den zwei Zauberquellen, aus denen Rinaldo und Angelica trinken; eine erwekt Liebe, die andere Haß. Orlando und Rinaldo ſind Nebenbuhler. Ruggiero und Bradamante ſind das zweite hervortretende Liebepaar. Nun aber ſchieſen um den dünnen loſen Hauptfaden unzählige ernſte und ſcherzhafte Epiſoden. Arioſto's Phantaſie iſt unerſchöpflich und ſüdlich lebhaft, ſie gleicht dem Hippogryphe des Zauberers Atlante. Wie herrlich iſt das Abenteuer, wie Ariodante unerkannt, in ſchwarzer

Rüſtung für die Rettung der von ihm treulos gehaltenen Geliebten Ginevra kämpfen will? Aber gleich daran ſchlieſſen ſich wieder ſchlüpfrige lüſterne Hiſtörchen, die jedoch alle mit unverletzender Naivetät vorgetragen werden.

Das romantiſche Gewirre wird ſtets verwikelter, irrende Ritter und fahrende Damen kreuzen durcheinander, kämpfen unmäßig und genieſſen nicht minder der Liebe. Die einzelnen Fäden verwirren ſich immer mehr und die Abſicht des Ganzen wird beinahe unklar. Orlando und Angelica erſcheinen nur ſelten. Schon im neunzehnten Geſange (das Werk hat ſechsundvierzig) wird dieſe durch ihren verliebten Umgang mit Medoro mehr als zweideutig. Ein heiteres Beiſpiel wälſcher Uebertreibung gibt Arioſto, indem er vom Seeungeheuer, das Orlando bezwingt, behauptet, daß es wie eine aufſteigende Regenwolke Alles verdunkelt und das ganze Meer bedekt habe. Rolands Schwert Durindana übt Wunder in ſeiner Hand. Auch Mambrins Helm und ein Prinz Zerbino kommen vor und erinnern an ſpätere ſpaniſche und deutſche Dichtwerke. Der Orlando furioso iſt ein groſſes poetiſches Novellen- und Märchenbuch, deſſen Hauptplan faſt unbeherrſcht und zufällig weiter läuft. Der eigentliche Held iſt wenig intereſſant, und dies noch um ſo minder, als er wegen Angelica's Untreue nakt und wüthend umher rennt, und bei gefeiter Achillhaut unbewuſte Heldenthaten übt. Seltſam iſt es, daß in den Sagen und Heldenliedern der meiſten Völker ein gehörnter Held beſteht; Achill, Siegfried und Orlando ſind es. Endlich im neununddreißigſten Geſange kommt Orlando zu Verſtande und wird ſeiner Liebe bar. Er geberdet ſich nun zum Schluſſe klug, bleibt aber wie vorher nur Namenträger des Gedichtes.

Im ſechzehnten Jahrhundert ſang Torquato Taſſo, entflammt von Begeiſterung, Jugend und Liebe, ſein herrliches Lied vom befreiten Jeruſalem. Wenige Dichterwerke ſind ſo tief bedacht und ſo fleißig ausgeführt worden. Taſſo's Gedicht iſt vielleicht weniger eigenthümlich als die ſeiner Vorgänger; Homers und Virgils Vorbild iſt darin nicht zu verkennen; Taſſo verſtand jedoch, die aus ihnen geſchöpften Studien auf ſchikliche Weiſe der kriſtlichen Zeit anzupaſſen. Ich möchte ſein Gedicht einen romantiſchen Reflex der Iliade nennen. Auch in Gerusalemme liberata handelt es ſich um Eroberung einer Stadt; Bouillon iſt Agamemnon, Rinaldo — Achill, Tancredi — Ajax Telamonius; ſtatt der einen Helena erſcheinen hier Clorinda und Armida, auch Erminia; und ſelbſt die Bildwerke am Schilde des Achilles finden in der Beſchreibung von den Waffen Rinaldo's und von den Waffen an Armida's Palaſte ihren Gegenſaz. Die heidniſche Armida hält Rinaldo in ihren ſüßen Banden; von ſeinem Heldenarme hängt gleichwol der Fortgang des Kreuzzuges ab. Und wie Weiſe ordnet Taſſo Alles nicht nur im Hauptgange des Gedichts ſondern auch in den Epiſoden. Armida iſt glühend und ſtolz, — Erminia ſehnſüchtig; er bereitet keiner von ihnen ein hartes Loos; der Leſer kann nach dem Bedürfniſſe ſeines Herzens für Beide noch das Beſte hoffen. Der Geiſt kriſtlicher Romantik ſchwebt über dem ganzen Gedichte. Homeros arbeitete in farbloſem Marmor in pariſchem; gewaltig und groß ſpringen ſeine Göttergeſtalten aus dem Steine, ſeine Heroen reifen der Apotheoſe zu. In einfach erhabenen Gruppen legt er ihre Thaten aus einander. Taſſo malt; jede Geſtalt hat karakteriſtiſche helle Farben; was an der individuellen

Faßlichkeit, am Gevierten mangelt, erſezt der genaue Auftrag der Lokaltinten. Statt des einfachen Piedeſtals wählt er einen bedeutungvollen Hintergrund.

Der zwölfte Geſang iſt unſäglich ſchön. Tancredi tödtet im nächtlichen Zweikampfe unwiſſentlich ſeine heidniſche Geliebte, die amazonenhafte Clorinda. Bei ihr war bisher Liebe und Haß im Streite, jezt aber wird ihr die Liebe klar; ſie liebt ihn unendlich; ſterbend verzeiht ſie ihm und bittet auch ihn um Vergebung. Er möge ſie taufen und für ſie beten. Eine vorausgehende herrliche Epiſode erzählt Clorinda's Geburt: ſie ſtammt von kriſtlichen Aeltern. Tancredi tauft die Sterbende. Er wird ſchwer verwundet und todt ins kriſtliche Lager getragen. Seine Klagen ſind unermeßlich:

Dunque i' vivrò tra memorandi esempi
Misero mostro d'infelice amore!

Er ſieht die theure Leiche und vergeht vor Schmerz, als er die von ihm ſelbſt geſchlagene Wunde erblikt. Ihr blaſſes Antliz gleicht dem nächtlichen Himmel, der noch heiter iſt, doch ohne Glanz. Aber im Traume erſcheint ihm Clorinda, umgürtet mit geſtirntem Kleide —

Bella assai più; ma lo splendor celeste
L' orna, e non toglie la notizia antica . . . .

So mußte eine Liebe enden, die diesſeits durchaus nicht gedeihen konnte: Der Himmel nahm ſie auf. Das Schikſal und die poetiſche Gerechtigkeit verſtehen ſich auf ſolche Schlichtung.

Taſſo mußte die wollüſtige Schönheit Italiens kennen, um den Garten Armida's ſo ſchildern zu können, wie es ihm gelungen iſt. Wie rührend, wie ſchön tönt in dieſem Haine das Lied des Zaubervogels von der Roſe, die die

Jugend und die Liebe iſt. In dieſem Garten liegt der kriſtliche Held im Schooße der reizenden heidniſchen Zauberin. Sie neigt ſich lächelnd über ihn, und er ſeufzt ſo tief vor Wonne und Sehnſucht, als wollte ſeine Seele ſich in Armida überſtürzen. Aber die zwei Abgeſandten des kriſtlichen Heeres wiſſen ihn gleichwol aus ihren Armen zu reißen. Armer Rinaldo! ſolchen Zauber löſ'ten ſie dir! Armida jammert, erſchüttert nimmt er Abſchied; endlich bricht er in Wuth und Drohungen aus; er beharrt auf ſeinem Entſchluſſe. Armida wollte ihn nicht nur dem Unternehmen des Kreuzzuges entziehen, ſie liebte ihn wirklich. Als er ſich losreißt, wird ſie ohnmächtig. Rinaldo weint, aber der Himmel misgönnt ihr ſogar die Tröſtung, ſeine bittern Thränen zu ſehen. Ihre Augen ſind geſchloſſen. Sie erwacht endlich, Rinaldo iſt fort; ſie hält ihn für völlig grauſam. Sie ſchwört ihm Rache: wer ihn erlegt, dem verſpricht ſie ſich zum Lohne. Sie ſelbſt tritt ihm in der Schlacht entgegen; ſie ſchleudert wuthentbrannt ihre Pfeile gegen Rinaldo, aber wie ſie fliegen, da zittert ſie wieder, daß ſie wirklich den noch immer Geliebten treffen möchten. Rinaldo erſchlägt all' ihre neuen Ritter, doch nie vergießt er, daß er ſelbſt einmal geſchworen hat, ihr Ritter zu ſein. Troſtlos flieht ſie endlich, am Haſſe wie an der Liebe verzweifelnd. Er trifft ſie im Haine, wo ſie ſich ermorden will, und rettet ſie. Wie ſchön verklingt dieſe Stelle in Armida's Worten:

Ecco l'ancella tua: d'essa a tuo senno
Dispon (gli disse) e le fa legge o cenno.

Am Schluſſe wird Jeruſalem befreit, und nach herrlichen Thaten und prächtigen Abenteuern iſt das Werk wie billig geendet.

Aber muß uns nicht nothwendiger Weiſe Erſtaunen ergreifen, daß ſchon vor ſo vielen Jahrhunderten das neue Italien ſo weit fortgebildet war? Allerdings trat dort ſeitdem in vielen Fächern und insbeſonders in der Dichtkunſt ein ſeltſamer Stillſtand ein, deſſen Ende erſt die neueſten Beſtrebungen erwarten laſſen.

Sollte man gleichwol den eben beſprochenen Meiſterwerken einen Vorwurf machen, ſo träfe er zugleich die ganze italieniſche Poeſie und beſtände darin, daß die vielen Zuſammenziehungen, ja gerade die zu große Sucht nach Weichheit manchmal zu Härten führt, und daß die Silben für den wälſchen Vers gezählt aber nicht gemeſſen werden. Die feſte, meiſt unveränderliche Silbenlänge griechiſcher und lateiniſcher Wörter gibt dem Rhithmus dieſer Sprachen eine überlegene Sicherheit, Klarheit und Reinheit. Das ſchwankende, häufig nur auf dem Sinne des Sazes beruhende Silbenmaß der Deutſchen kann dieſe Vorzüge nicht erreichen, und unſere Verſe erſcheinen daher beinahe barbariſch. Aber der eben bemerkte Grundſaz der italieniſchen Proſodie ſcheint wenigſtens der Theorie einen noch niedrigeren Standpunkt, als ihn die deutſche inne hat, anzuweiſen. In der Praxis iſt dieſer Mangel minder bemerkbar, da der italieniſche Dichter ſeine gezählten Silben noch ein Mal nach dem Ohre mißt, und italieniſche Ohren den Inſtinkt des Wohllautes beſizen. Aber wie ſehr überhaupt iſt der Italiener (doch minder als der Lateiner) durch das Befugniß begünſtigt, die Worte ſeines Sazes vielfach zu verſezen, und wie noch mehr dadurch, daß die italieniſche Sprache faſt nur zwanzig beliebte Wortausgänge hat. Die Reime ſtrömen ihm zu und ſind bei den wenigen Tonnüancen

der italieniſchen Ausſprache, bei einfacherer Orthographie faſt durchaus reine Reime. Der deutſche Poet arbeitet dagegen im Schweiße ſeines Angeſichtes.

In ſolchen Studien und Betrachtungen verbrachte Leander die Zeit; Bücherwiſſenſchaft und Lebenerfahrung ſchritten gleichmäßig, einander unterſtüzend vorwärts, und der Aker ſeines Geiſtes wurde vielfältig und zwekmäßig angebaut und beſäet. Irrwiſch glaubte, daß Wiſſenſchaft und Kunſt die Liebe aus ſeinem Herzen verdrängen würde, aber ſie wuchs im Gegentheile mit den Fortſchritten, die Leander in beiden machte. Leanders Liebe war nicht im Widerſpruche mit dem höchſten Ziele des menſchlichen Daſeins, ſie war vielmehr auf dieſes gegründet, ihre Vollendung und ihr Glük davon abhängig. Die Liebe warf einen verklärenden Glanz auf ſein Leben; durch die Wunder der Natur, durch die Schönheiten der Kunſt und zwiſchen den ernſten Linien der Wiſſenſchaft wandelte ſie als ſchöner ſegnender Engel, deſſen ſtille Gegenwart jedes Beſtreben gedeihen ließ, unter deſſen Schritten ſich der Raſen mit Blumen bedekte. Durch jedes edle Gelingen fühlte ſich Leander der Liebe würdiger, jede Kenntniß ſchien ihm zugleich eine Verherrlichung Juliens, und ſeine Liebe war mit den höchſten Beſtrebungen ſeines Lebens untrennbar verflochten.

Wer aber könnte auch in Italien der Liebe vergeſſen! Sind Wälſchlands Fluren nicht ſo unendlich ſchön, daß das Bedürfniß nach Glük dort lebhafter wird als irgendwo? Iſt ſeine Meerflut, ſein Himmel nicht ſo ſehnſüchtig blau, daß ſie zu ſeligen Thränen rühren? Welches junge Herz kann den Duft der Orangenblüten, der azalea glauca einathmen, ohne in Schauern der Liebe zu beben, — einer

wirklichen oder geahnten? Wie glüklich verlangt der Menſch unter dieſen Nachtigallgebüſchen zu ſein, wie berechtigt zur Liebe fühlt er ſich unter dieſen blühenden Mirtenlauben! Da erwacht jede vergeſſene Klage der Sehnſucht, verlorne Erinnerungen tauchen wieder empor, und wie fata morgana ziehen die alten Bilder der Liebe in goldenen Nebeln. Die Sehnſucht nach Glük iſt ſo ſchuldlos und erhaben als irgend ein ewiger Trieb in unſerm Herzen, — aber nur die Liebe könnte den Menſchen ſo ſelig machen, um eine würdige Staffage heſperiſcher Fluren zu ſein.

In Neapel hielt Irrwiſch ſeinen jungen Reiſegefährten langer als irgendwo zurük; dieſes Land ſchien eine beſondere Anziehkraft für den alten Mann zu beſizen. Dieſer Reiz muſte jedoch ſeltſamer Art ſein, und äußerte ſich eben ſo ſehr in einem gewiſſen Grade geneigter Theilnahme, als in einer an Haß gränzenden Strenge gegen den leichtfertigen Karakter des dortigen Volkes. Mit ſtummer Aufgeregtheit, der ſich bittere Rührung beizumiſchen ſchien, ſtarrte er oft über den Golf hinaus, ſah von Poſilippo über den Meerbuſen von Bajä, auf die reizende Inſelgruppe von Capri, Iſchia und Procida; die Welt, die Gegenwart mochte vor ihm verſinken, ſein Blik ſchien durch die klaren Lüfte, durch die abendrothe Flut nach vergangenen Tagen zu ſpähen. Der Veſuv mit ſeinem ewigen Rauche, den die untergehende Sonne feuerroth färbte, war ein paſſender Hintergrund ſeiner ſtummen einſamen Gedanken.

Kann man dich aber auch ungerührt ſehen, ſchöne wunderbare Parthenope? Strekt nicht ſelbſt der alte Okeanos ſeine blauen Arme ſehnſüchtig nach dir aus, und ſendet dir nicht auch der Hades ſeine liebeglühenden Grüße aus

dem Krater des Feuerberges? Du aber kümmerst dich wenig um die greisen Götter, und liebäugelst mit dem heiteren Genius der Gegenwart. Deine Straßen sind mit tausendjährigen Lavablöken ausgelegt, doch das leichtfertigste Mädchen; der jüngste Lazaroni ist dir lieber als der klassische Moder der Vergangenheit. Du schmükst dich immer neu und heiter mit blühendem Oleander, mit goldenen Orangen, mit Blumen und Flitterwerk und mit der lebendigen Perlenschnur schöner Gestalten. Dein Stolz jedoch ist und bleibt die herrliche Straße Toledo, der Brennpunkt deines Lebens, das Herz deines Daseins. Selbst der Wanderer aus Norden, der diese Fest- und Prunkgasse sieht, muß in den Jubel des echten Neapolitaners einstimmen:

Vedi Napoli e poi muori!

Paläste drängen sich eine halbe Stunde lang zu beiden Seiten an einander, die Erdgeschosse bilden einen glänzenden Bazar. Was die Mode und der Luxus erfand, wird hier in geschmakvoller Vertheilung ausgeboten, und darüber hebt sich die schlanke prächtige Säule und die heitere Kuppel schwebt in sicherer Freiheit. Dreißig Fuß beträgt die Breite der Straße Toledo, aber doch vermag sie kaum das Gewühl drängender und eilender Menschen zu fassen, die alle in ihrem Raume sich umher treiben wollen. Wenn man sich hier glüklich durchgearbeitet hat, kommt man am königlichen Palaste vorüber auf den minder bestürmten Kai und zu dem herrlichen Spaziergange Villa reale. Hier in den weitläufigen Gartenanlagen findet die Lust des Volkes hinlänglichen Raum und besondern Stoff. Eßwaren, kühles Getränke, Palmenfächer und tausend Kleinigkeiten werden hier ausgeboten. Ein altes Weib rührt die goldene Polenta und

ſchneidet bald darauf für einen Cavallo noch rauchende Scheiben; um dieſelbe Münze erhält man daneben ein purpurnes Stük der kühlen Angurie; aber der Dampf des Makaronikeſſels lokt die neapolitaniſchen Feinſchmeker am meiſten. Auch wer kein Geld ausgeben will, findet für ſich geſorgt; ein alter zerlumpter Improviſator kündet im Lorbeerſchatten eine Probe ſeiner Dichtkunſt an. Er bemerkt ausdrüklich, daß nur, wer beliebe, etwas zahlen möge. Der Alte hält auch auf Ruhm: ſein Stol; iſt der volle horchende Kreis. Seine Phantaſie ergeht ſich am liebſten in der Beſchreibung eines herrlichen Gaſtmahls. Er malt die einzelnen Gänge mit ſolcher Genauigkeit, daß man Trüffeln zu riechen vermeint. Auch des köſtlichen Weines wird nicht geſchont. Dabei ladet er beſtändig zum Eſſen und verſichert wieder, daß er ſelbſt nicht mehr zuzulangen vermöge. Er wiſcht ſich häufig den Mund, das genoſſene Fett droht überzulaufen. Aber um ihn ſtehen, kauern und liegen gerührte hungerige Zuhörer; ſie vergeſſen den Mund offen, und lächeln über die Fülle der Speiſen naiv und erſtaunt wie ein junges Mädchen beim erſten Geſtändniß der Liebe. Emſig ſucht der Lazaroni in den Taſchen und kaut zulezt vergnügt am Ende eines gebratenen Maiskolbens. Daneben iſt ein Marionettentheater aufgeſtellt. Die jüngſten Scherze des Volkes ſo wie die älteſten Geſchichten der Geneſis erſcheinen auf den luftigen Bretern. Wenn aber die abendliche Gebetgloke ertönt, da erheben ſich die Zuſchauer ohne Zaudern und ſagen den engliſchen Gruß. Die Vorſtellung ſezt aus und ſelbſt Gott Vater, der das erſte Menſchenpaar ſo eben aus dem Paradieſe verwies, muß zur eigenen Ehre die Bühne verlaſſen. Nach der kurzen Unterbre-

chung wird der Fortgang des Schauspieles mit desto gröſſerer Luſt erwartet.

In den Alleen treiben ſich Gaukler und Taſchenſpieler umher, Lieder werden vorgetragen, und wo die Mandoline klingt, ſammelt ſich eine Schar von Tanzluſtigen. Sie ſtellen ſich zum Monfrine an; aber ihre Luſt am Tanze iſt ſo unſchuldig, daſi die Geſchlechter meiſtens geſondert tanzen und eine greiſe Mutter nicht ſelten die Partnerin ihrer blühenden Tochter iſt.

Leander beſah ſtundenlang dies harmloſe Volktreiben. Der Anblik ſtimmte ihn heiter und wehmüthig, er wuſte nicht, ſollte er dieſe Maſſen bedauern oder beneiden.

Keinen Abend ging er durch dieſen Spaziergang, ohne im Sterne der Allee einige Augenblike anzuhalten. Wer ſich im Jahre 183* einige Zeit in Neapel aufgehalten hat, wird dort ſo wie Leander ein ſchönes ſchmächtiges Kind bemerkt haben, das jeden Tag kurz vor der Abenddämmerung einen kleinen Kreis von Zuſchauern um ſich verſammelte und dann ſeine geringen Künſte begann. Dieſe beſtanden freilich nur in wohlbekannten Springerſtükchen, in künſtlichen Verdrehungen des Körpers, die es ſich ſelbſt erſonnen oder willkürlich nachgeahmt haben mochte. Es kollerte ſich zu einem Knäul zuſammen und rollte dann auf dem Raſen, es überſchlug ſich, es lief auf den Händen und tanzte zulezt die Tarantella. Aber jede ſeiner Bewegungen, obwol minder gewandt als bei gewöhnlichen Saltanten, trug einen rührenden Liebreiz an ſich, und das feine ſchöne Antliz des Knaben, die reichen ſchwarzen Loken, ſeine dunklen glühenden Augen verſicherten ihm den Antheil der Zuſchauer. Er mochte vielleicht älter geweſen ſein, als ſein

Wuchs verrieth, aber seine Gestalt war zart und gebrechlich, seine Wangen blaß und nur von einem einzelnen rothen Fleke belebt. Er schien auf seine Künste noch nicht gewohnt zu sein, denn seine Mienen wiesen dabei oft einen Zug des Schmerzes; vor Allem erschöpfte ihn die Tarantella. Dennoch raffte er sich jeder Zeit mit innerer Anstrengung zusammen und eilte zärtlich und schmeichelnd zu einer alten Frau, die bleich und traurig im Grase daneben saß und ängstlich und besorgt auf die gefährlichen Kunststüke des Knaben sah.

O versprich mir, mein Kind, die Tarantella nie wieder zu tanzen. Sie reibt dich auf.

Nicht doch, liebe Mutter, versicherte der Knabe und zwang sich seine Erschöpfung zu verbergen, mir ist ganz wohl, und gerade die Tarantella lieben die Leute am meisten. Ach sieh, heute bekam ich sogar ein Silberstük. Er lächelte sanft und schüttete eine Handvoll kleiner Münzen in den Schooß der Mutter.

Sie seufzte und schwieg dann traurig, während sie einen bunten Tuchlappen um die Schultern ihres Kindes schlug und ihm die kurzen Loken aus der Stirn strich.

Armes Kind, Gott wird dich belohnen, deine Mutter kann nur beten für dich. Aber wenn ich nun bald vor seinem Throne stehen werde, fuhr sie nach kurzer Pause fort, dann will ich nicht ablassen von Bitten und Gebete, bis er dir —

O sprich nicht so, meine Mutter, rief das Kind und flüchtete an ihre Brust, dir ist ja besser seit einigen Tagen, und bald wirst du wieder ganz gesund sein. Wenn du aber traurig sprichst, wie soll ich den Leuten zulächeln und vor ihnen Scherze treiben können?

Armes Kind, armes Kind! daß es so weit mit dir gekommen ist!

Der Knabe schien diese Worte zu überhören, er machte seine Mutter auf die kühlere Nachtluft aufmerksam, die von der See herüber wehte, und trieb zum Nachhausegehen. Leise zitternd und mühsam erhob sich die Mutter und der Knabe führte sie unterstüzend über das Blumengrün. Die Matrone war nicht dem Alter erlegen, denn ihre welken Züge wiesen kaum vierzig Jahre; Schmerz und Kummer mochte ihre Wangen eingepreßt haben, und ein schleichendes Fieber hatte das Mark ihres Gebeines aufgezehrt.

Sogleich nach der kleinen Darstellung des Kindes hatten sich die Zuschauer theilnahmlos verlaufen, und die zwei verlassenen Wesen schlichen jezt unbeachtet nach Hause. Nur Leander hatte ihr kurzes trauriges Zweigespräch behorcht und wendete sich gerührt zu seinem Gefährten.

Ja, mein Freund, es gibt viel Unglük auf dieser Welt, antwortete der alte Mann ernst; wenn dir nicht ein kurzes Leben bestimmt ist, wirst du dich an den Schrei des Elendes gewöhnen müssen.

Das Paar, das so eben in einer Seitenallee verschwunden war, schien auch seine Teilnahme aufgeregt zu haben. Ein Weib, dessen Jugend und Schönheit ein schleichender Gram und dessen äußere Folge, die Krankheit vernichtet hatte, — ein Kind, dessen schuldloses Leben bereits dem Unglüke verfallen war, verfehlen selten, Eindruk auf ein Menschenherz zu machen, das nicht in Selbstsucht gänzlich verschlossen ist. Gleichwol äußerte sich des Magisters Mitgefühl anders als das Leanders. Dieser wollte alsogleich nacheilen, helfen und spenden, aber Irrwisch erinnerte ihn

daran, daß man alles Elend doch nicht zu mindern vermöge und daß das Unglük den lezten Grund meiſtens in Schuld und Sünde habe.

Leander war durch dieſe Weiſung mehr beängſtigt als befriedigt, dennoch dämpfte ſie ſeinen ſchnellen Drang wohlthätig zu ſein, und er beſchloß vor Allem zu bemerken und zu prüfen.

Leander fand ſich alſo die folgenden Abende regelmäßig in der Allee ein; um die beſtimmte Stunde erſchien die Mutter mit ihrem Kinde; dieſes machte ſeine kleinen Kunſtſtüke und erhielt einige unbedeutende Geſchenke. Obwol ſeine Darſtellung ſich täglich wiederholte, ſo mangelte ihr doch nie ein mäßiger Kreis von Zuſchauern, die den Knaben mit Antheil ja mit einem gewiſſen Grade von Wohlwollen umgaben. Es ließ ſich auch nicht läugnen, daß ungeachtet der nur mäßigen Gewandtheit über jede Bewegung des Kindes liebliche Unſchuld, ja ſelbſt künſtleriſche Grazie ausgegoſſen war, die jedoch offenbar weniger der Erlernung als einer urſprünglichen Intuizion und glüklichen Anlage zuzuſchreiben war. Der Gauklerknabe ſchien den Inſtinkt des Schönen zu beſizen; auf ſeinem Geſichte war deſſen Stämpel ausgeprägt, und die dunklen großen Augen verbreiteten einen rührenden Glanz über ſeine Züge. Da aber der Weg zum Herzen leichter gefunden wird, als zur Börſe, ſo blieb auch die Theilnahme der Zuſchauer nur eine theoretiſche; der Knabe gewann ein beifälliges freundliches Lächeln, aber die tägliche Geldſpende reichte kaum hin, ihm und ſeiner Mutter für den nächſten Tag das Leben zu friſten. Erſt ſeit ſich Leander unter den Zuſchauern einfand, fiel dieſe reichlicher aus, und die Matrone war in der Lage, ſich und

ihrem Kinde einige Bequemlichkeit zu gönnen. Es iſt rührend und traurig ſchön, wenn Kinder im zarten Alter den Unterhalt für ihre Aeltern verdienen. Der Knabe kannte bald ſeinen groſsmüthigen Wohlthäter, begrüſste ihn an jedem Abende mit einem ſtummen unſäglich lieblichen Lächeln. Seine Mienen drükten, ſo oft er Leander ſah, eben ſo viel naive Freude als demüthige Anhänglichkeit aus. Ja er wollte, wenn Leander zufällig etwas ſpäter erſchien, ſeine kleine Darſtellung gar nicht vor ſeiner Gegenwart beginnen; er ſpähete unruhig umher und ſchien gleichwol überzeugt zu ſein, daſs ſein Gönner nicht ausbleiben werde. Und wenn nun Leander wirklich erſchien, da zeigte ſich die fliegende bekränzte Röthe auf den Wangen des Kindes, und es fing befriedigt ſeine lieblichen Gaukeleien an. Aber auch während der Vorſtellung konnte nicht überſehen werden, daſs der Kleine dieſe vorzüglich an den deutſchen Fremdling richtete, und daſs er nur in deſſen Bliken den Wink des Beifalls ſuchte. So beſtand ein gewiſſes liebliches Einverſtändniſs zwiſchen Beiden, ohne daſs ſie mit einander geſprochen hatten.

Leander hatte bereits den Entſchluſs gefaſst, die Lage des Knaben und ſeiner Mutter bleibend zu verbeſſern, er war nur noch über die Art und Weiſe der Ausführung mit ſich nicht einig, als die unerwartete Unterbrechung einer ſolchen abendlichen Produkzion eine Entſcheidung herbeizuführen ſchien.

Emil, ſo hieſs der Knabe, hatte an dieſem Tage den apuliſchen Tanz eigenthümlicher lebhafter als je ausgeführt. Die Mandoline kam ſeinen raſchen Bewegungen kaum nach, mit der Schellentrommel beſchleunigte er ſelbſt fortwährend den Takt des Tanzes. Das holde Kind ſprang und taumelte,

kaum berührte es den Boden, ſo ſchnellte es wieder in vollem Jubel empor, wilde Begeiſterung ſchien es dahin zu reißen. Sein Tanz war rhitmiſcher Wahnſinn, die Raſerei eines Gottbeſeſſenen. In lieblichſter Stellung ſchloß der Tanz, der Beifall war laut und ſchallend, mit ſüdlicher Lebhaftigkeit ward deſſen Wiederholung begehrt. Emil ſchien erſchöpft aber dennoch dazu geneigt; ſeine Mutter winkte ihm ängſtlich, auch Leander bemerkte ſeine Ermüdung und wollte ſich vordrängen um das Kind von weiterer Anſtrengung abzuhalten. Aber wieder brach das Verlangen den Tanz noch ein Mal zu ſehen bei den Zuhörern aus; die Saiten erklangen, und das zweite Mal gleitete und ſchwang ſich das Kind zur wilden Muſik der Tarantella. Noch war der Tanz nicht geendet, als es ſtumm und ohnmächtig zu Boden fiel. Die Mutter warf ſich jammervoll und ſchreiend über ihr Kind, Leander brach durch den gedrängten Kreis der Zuſchauer und raffte es erſchrekt und ergriffen empor. Kopf und Arme des Kindes hingen ſchlapp hinunter, ſeine Züge waren marmorbleich, in keinem Pulſe regte ſich das Leben. Dieſes Weſen, kaum noch voll begeiſterter Raſerei, ſchien jezt bereits eine Beute des Todes zu ſein. Leander blikte in heftiger Beſorgniß im müſſig gaffenden Kreiſe umher und rief endlich erzürnt um Beiſtand. Da trat ein betagter und ernſt blikender Mann in wohlhäbiger Kleidung an ſeine Seite. Er fühlte nach dem Herzen des Kindes und lauſchte aufmerkſam mehre Augenblike, dann ſprach er dumpf und langſam vor ſich hin: Ziehe weiter, Engel des Todes! deine Beute iſt noch nicht reif für dich! Er zog ein Fläſchchen mit ſtark riechender Eſſenz aus der Taſche, rieb Emils Schläfe und Lippen, und hielt es ihm dann

an die Naſe. Bald zukte eine matte Bewegung durch die Glieder des Kindes; es ſeufzte tief und ſchlug bald darauf die Augen auf. Sie blikten noch ſo ernſt, als hätten ſie eben Geiſter geſehen.

Mir iſt wohl! rief der Knabe leiſe und ſeine Mutter ſchloß ihn in die Arme.

Du ſollſt nicht wieder tanzen, rief dieſe, ich bin ſchon wieder kräftig genug und vermag zu arbeiten.

Nicht doch, Mutter, beängſtige dich nicht weiter, es iſt vorüber.

Eine ſchwache Röthe ſtieg auf ſeinem Geſichte empor, ein mattes Lächeln blühte auf ſeinen Lippen. Er ſtand wieder, er bewegte ſich und ging, und war nun ſeiner Seite auf das zärtlichſte bemüht, ſeine Mutter zu tröſten und zu beruhigen.

Leander nahm den Fremden, der früher mit ſo gutem Erfolge um Emil beſorgt geweſen war, am Arme. Der Fremde ſchien mehr über das Kind zu wiſſen. Leander entſchuldigte ſeine Zudringlichkeit und befragte ihn um ſeinen kleinen Schüzling.

Emil hatte einen Krampfanfall. Das Kind iſt von zarteſter Körperbeſchaffenheit, es iſt gleichſam eine kurze Anleihe, die der Tod dem Leben machte. Emil hat nebſtdem einen organiſchen Fehler im Herzen, ſein Puls macht ungefähr nach jedem fünften Schlage eine längere Pauſe. Sollte die Kunſt darüber entſcheiden, ſo müßte ſie dieſen Umſtand der ungewöhnlichen Enge der Aortamündung, einem periodiſchen Krampfe ihres muſkulöſen Anfanges zuſchreiben. Lezterer verurſacht ein nach kurzen Zwiſchenſäzen beinahe regelmäßig wiederkehrendes Steken des Blutumtriebes.

Der Mund der Aorte schließt sich, das Blut drängt sich für einen Augenblik im Herzen zusammen. Da dieser Zustand aber schnell vorübergeht, so bleibt er ohne äußere Folgen, und das Kind, das daran gewohnt ist, hält ihn für den ordentlichen nothwendigen Verlauf des Lebenprozesses. Große Erschütterung oder heftige Anstrengung läßt zu Zeiten diesen periodischen Herzkrampf länger anhalten; daraus entstehet Ohnmacht; aber bald läßt er nach und alle Folgen derselben sind dann schnell vorüber. Ich habe das Kind wiederholt ärztlich behandelt. Sie werden Emil morgen so lebhaft wie bei der heutigen Produkzion finden. Doch eines Tages wird die Aorte zu lang verschlossen bleiben, die Herzkammern werden das zuströmende Blut nicht länger zu fassen vermögen, und das arme Kind wird am gebrochenen Herzen verscheiden. Seine Mutter scheint einst bessere Tage gekannt zu haben. Sie arbeitete sonst fleißig und unermüdet und fristete ihr Leben und das ihres Kindes. Aber ein schleichendes Fieber vernichtete ihre Lebenkraft; sie vermag seit mehren Monaten nicht mehr zu arbeiten. Ein wohlthätiger Instinkt lehrte Emil kleine Künste; die Rollen sind jezt gewechselt, das Kind ernährt seine Mutter. Doch diese Last wird ihm bald genommen sein; die Matrone ist dem Grabe verfallen; ich überlasse ihrer Beurtheilung, ob das Kind zu beglükwünschen oder zu bemitleiden sein wird. Leben sie wohl.

Der Arzt entfernte sich durch eine Seitenallee. Sein kurzer schlichter Vortrag enthielt für Leander manches Erschütternde. Der junge Mann war entschlossen zu helfen, und kehrte rasch nach der Stelle zurük, wo er Emil und seine Mutter verlassen hatte. Aber schon waren sie im

Gedränge verschwunden und keine Spur weiter von ihnen zu entdeken. In den Baumkronen flatterten die rothen Fahnen der Abendröthe, vom Kaſtelle Sankt Elmo tönte der Kanonenſchuß, der täglich den Sonnenuntergang in Neapel verkündet, und auf dem Golfe verſchwanden allmälig die bunten Tinten des Tages. Leander ging ſinnend am Ufer des Meeres und verſchob die beſchloſſene gute That nur ungern auf den folgenden Tag.

Aber dieſer nächſte Abend kam, und Emil erſchien nicht an der gewohnten Stelle. Leander wurde unruhig, und dieſe Unruhe wuchs um ſo mehr, als Tage um Tage vergingen und Emil nicht wieder zum Vorſcheine kam. Leander fragte nach ihm, aber Niemand wußte vom Gauklerknaben und dem Bettelweibe eine Kunde zu geben; ja die Spaziergänger von Villa reale hatten des kleinen Künſtlers bald völlig vergeſſen, und ein Affentreiber riß ſeine Poſſen an der Stelle, die ſonſt Emil vorbehalten war, und ſtellte Alle zufrieden. Leander ſtrich ängſtlich und unmuthig auf andern Promenaden umher, doch nirgend fand er von ſeinem Schüzlinge eine Spur, ſelbſt den alten Doktor, der an ihm ebenfalls einigen Antheil zu nehmen ſchien, konnte er nicht erkunden. Leander war in ſeinen Entſchlüſſen noch zu lebhaft, im Guten noch raſch und zu wenig an Zögerung und Täuſchung gewohnt, als daß er ſich durch das ſo unerwartete Verſchwinden des hilfbedürftigen Kindes nicht ergriffen und bedrängt gefühlt hätte. Ungeduld und bekümmertes Mitgefühl bemächtigten ſich ſeiner, — eine Haſt, die ihn zum ſtätigen Fortgange, zur gemeſſenen Verwendung des eigenen Daſeins untauglich machte.

Ein Gefühl von befreiender Genugthuung ergriff ihn daher, als er endlich nach mehren Wochen das leicht erkennbare Gesicht des Arztes auf einer Promenade heraus fand; heftig drängte er durch die Leute und befand sich im nächsten Augenblike an des Dokters Seite. Er konnte nicht ohne Angst um Emils Befinden fragen.

Der Dokter sah ihm zuerst überrascht in das Gesicht, dann aber schien er sich seiner zu besinnen.

Emil ist wohl, aber seine Mutter liegt im Sterben. Ich habe Beide im Sankt Lazarusspitale.

Jener Unfall, der Emil betroffen, hatte die kranke Matrone so heftig erschüttert, daß ihr siecher Körper diesem lezten Stoße nicht mehr widerstehen konnte. Schon am nächsten Tage vermochte sie nicht mehr das Zimmer zu verlassen und das rasch zunehmende Fieber verlangte bald die sorgsamste ärztliche Pflege. Emil flüchtete sich in der Angst des kindlichen Herzens zum alten Dokter, der schon sonst seine Hilfe dem verlassenen Paare gespendet hatte; dieser eilte mit ihm zur kranken Mutter, aber die erste Prüfung erwies die Krankheit als tödtlich. Der Arzt wendete jene Mittel an, die dem schnell verzehrenden Fieber einige Linderung versprachen; da er jedoch die verlassene Lage des kranken Weibes und des hilflosen Kindes bedachte, verschaffte er der Matrone einen Plaz im Hospitale, das seiner Leitung anvertraut war. Das arme Weib sollte mindestens eine Stelle haben, um in Frieden sterben zu können. So wie ihr Kind in frommer Liebe sie nie verlassen hatte, so folgte es ihr auch in das Haus der Krankheit und des Todes. Aber der Gedanke an den Tod seiner Mutter kam nicht in Emils Herz; er dachte nur an ihre Genesung und

hoffte ſie jezt bei vermehrter Pflege näher als je. Das Kind hatte zwar ſchon viele Leichen durch die Straßen Neapels tragen geſehen, aber ſeine Mutter hatte es ungeachtet ihrer Kränklichkeit für unſterblich gehalten. Was ſollte es ohne dies theure einzig geliebte Weſen noch weiter auf der Erde? Täglich fragte Emil den Arzt um die Geneſung der Mutter; der alte Mann verſprach und tröſtete, er hielt den plözlichen Schmerz, deſſen jähe Fülle betäubt, für erträglicher, als die Marter des langſamen vorbereiteten, deſſen Schnitt immer tiefer ins Leben dringt. Aber die Krankheit der Mutter ſchritt ſo vernichtend vorwärts, daß der Tod ihrem Kinde eheſtens das bittere Geheimniß verrathen mußte. Sie konnte nur mehr wenige Tage überleben.

Kaum hatte Leander die Lage der zwei Menſchen, an denen er ſo warmen Antheil nahm, erfahren, als er den Doktor dringend aufforderte, ihn zu ihnen zu führen. Auch der Magiſter ſchloß ſich dieſem Beſuche an. Leanders Herz ſchlug in ſeltſamer Beklemmung, als er durch die langen ſtillen Korridore ſchritt; nur gedämpfte Seufzer glaubte er manchmal zu vernehmen, wenn eine Thüre aufknarrte, und an den verſchloſſenen Pforten ſchienen lauſchend die Würgengel zu ſtehen. Endlich traten ſie in ein kleines Zimmerchen, das die gütige Sorgfalt des Arztes ſeinen zwei Schüzlingen ausſchließlich beſtimmt hatte. Mit einem frohen Ausrufe, der ſeltſam zu den traurigen hagern Zügen des Kindes paßte, eilte ihnen Emil entgegen. Er hatte nur am lezten Abende, an dem er ſie geſehen, mit dem Fremden geſprochen, und doch kam er Leander vertrauungvoll entgegen. Das Unglük ſchließt ſeine Bekanntſchaften

ſchneller als das Glük und die Freude; auch hatte das Kind ſich ſeitdem öfter in ſeinen Gedanken mit dem freundlichen Fremden beſchäftigt, der es bei ſeiner Hinfälligkeit mitleidig in den Armen gehalten hatte. Ja, Emil war durch dieſen Beſuch nicht überraſcht, er hatte ihn nach ſeinen kindlichen Gedanken vielmehr als zuverläſſig vorausgeſezt und früher erwartet.

Die Mutter iſt ſehr krank, rief er Leander entgegen, aber ſie wird bald geſund werden, gewiß recht bald und ganz geſund.

Die verfallenen Züge der Matrone bildeten einen bittern Gegenſaz zu den hoffnungvollen Worten des Kindes. Der Tod hatte bereits ſein geheimnißvolles Siegel darauf gedrükt; dieſes Antliz gehörte nicht mehr der irdiſchen Welt an. Mühſam hob die Mutter eine zarte abgehärmte Hand über ihre Augen und liſpelte, Emil unverſtändlich: o mein Kind! mein armes Kind!

Irrwiſch ſtand dem Krankenbette näher, und ergriffen von dieſen traurigen Zuſtänden trat er zur Sterbenden: was ſich auch ereignen möge, ihr Kind ſoll nicht verlaſſen ſein; mein Wort tröſte ſie! Er hatte ſich zu ihr niedergebeugt und ihre Hand gefaßt. Ein leiſer Schauer theilte ſich ſeinen Gliedern mit; ihre Hand war feucht und kalt. Sie ſah zum Himmel, dem Zuken ihrer Lippen ſah man an, daß ſie lächeln wollte.

Jezt traten auch die andern an das Krankenbett. Das Ausſtellen der lezten Hinfälligkeiten des Lebens, ſeines mühſeligen Verlöſchens war für Leander ein fremder Anblik. Die Züge der Kranken ſchienen faſt durchſichtig, die zweite Welt ſchaute durch ihre vergehenden Schatten. Aber Leander

gewahrte nur das Aengſtliche der lezten Anſtrengungen des irdiſchen Lebens und ſein Herz fühlte eine dumpfe kalte Erſchütterung.

Sie verweilten längere Zeit bei ſpärlichem Geſpräche im Krankenzimmer; einſame geſonderte Gedanken zogen durch das Herz jedes Gegenwärtigen, und erſt als der Doktor wegen der nöthigen Ruhe der Kranken an den Abſchied mahnte, entfernte ſich Leander und der Magiſter. Sie verſprachen morgen wieder zu kommen, und Emil nahm anſchließend und vertrauend Abſchied von ihnen.

Sie gingen faſt ſchweigend nach Hauſe; Leander war in ernſte Gedanken verſunken. Der Magiſter ſah, daß in ſeinem Innern Betrübniß und Aengſtlichkeit herrſchte. Er hatte jedoch ſtets an dem Grundſaze feſt gehalten, daß junge Herzen jeden Zweifel ſelbſt bewältigen, zu jeder Erkenntniß auf dem Wege eigener Schwankung und eignen Forſchens gelangen müßten. Ein Sterbebett hielt er für eine neue fruchtbare Erfahrung, und die Wiſſenſchaft des Lebens ſchien ihm ohne die des Todes nicht abgeſchloſſen und vollendet. Leander brachte die Nacht ſchlaflos zu; ſeine Phantaſie ſpann ihm die Bilder des Vergehens in ſchauerlicher Genauigkeit weiter; er erſchrekte vor den Geſtalten der eigenen Einbildkraft. Aber endlich fand er auch in dieſen Wirrniſſen die Klarheit; das troſtloſe Gerippe ward ihm das Sinnbild nur des irdiſchen Todes, und ſeine Seele fühlte Troſt und Freude im ſiegenden Gefühle menſchlicher Unſterblichkeit. Nicht mehr ſchauerlich erſchien ihm der Tod, nur noch rührend; er betrachtete ihn als einen Abſchied, einen Uebergang. Die Morgenröthe fand Leander ruhig und ſtark.

Noch in den Vormittagſtunden beſuchte er mit Irrwiſch das Hoſpital. Der Doktor empfing ſie mit der ernſten Ruhe: die kranke Frau lag im Sterben. Die eben vergangene Nacht hatte die lezten Vorräthe des Lebens aufgezehrt; ſeit ſie gehört hatte, daß die beiden Fremden Deutſche ſeien, hatte ſie wiederholt nach ihnen gefragt. Der Arzt führte ſie in das Krankenzimmer; die Matrone lag eben in ſchlafähnlicher Abſpannung. Rührend war der Anblik des des Kindes, das von dieſem Schlummer noch immer das Beſte erwartete. Schweigend ſtanden die vier Menſchen um das Sterbebett und ſchauten auf die Leidende. Selbſt dieſer jüngſte Tag hatte neue Veränderungen auf ihrem Angeſichte hervorgerufen; ihre Züge hatten jenen Ausdruk angenommen, der nur das lezte Ringen des Lebens bezeichnet. Sie lag mit geſchloſſenen Augen, doch unruhig. Nun öffneten ſie ſich und die Bilder dieſer Erde ſchwankten noch ein Mal vor ihren gebrochenen Bliken.

We ſind ſie? begann ſie abgeriſſen und leiſe, und erkannte die Umſtehenden nicht mehr, — koſtbar ſind die Augenblike — im fernen Deutſchland — hu mir iſt kalt wie in nordiſchem Winter, — wie die Nebel den Schimmer der Sonne trinken — in Deutſchland war's — armes Weib, ſteil und troſtlos iſt der Weg im Felsgebirg', — warum haſt du deine Blumen verlaſſen? — das Kind hungert, — o ſtill, ſtill, mögſt du ſchlafen — — Schönes Italien! — In Deutſchland —

Vergebens wollte der Magiſter die Sterbende zum klaren Bewußtſein erweken; ihre Gedanken ſchwankten bereits willkürlich durch einander, ihr Geiſt hatte ſeine Herrſchaft verloren; der Arzt verhielt ſie zur Ruhe. Jezt

aber schien die Kranke sich erheben zu wollen, sie rieß die die Augen auf und rief ziemlich laut mit hastiger Anstrengung: Mein Kind, o mein Kind!

Emil flog an ihre Brust; sie schien ihn zu erkennen und schlang die Hand um seinen Leib: Mein Kind, — Gott —

Erhebe dich Seele zum Throne deines Schöpfers! rief Leander erschüttert mit gefalteten Händen, er wohnt im Lichte, in Seligkeit, in Jubel! Verzage nicht, irdischer Geist, vor seiner Herrlichkeit, er ist barmherzig! Sphären klingen, die himmlischen Heerscharen preisen ihn; er neigt sich zu dir und ewige Glorie empfängt dich!

Sie seufzte und sank zurük. Sie hatte schneller geendet, als man hätte erwarten sollen. Emil lag weinend an ihrem Busen, er wußte nicht, daß die Mutter gestorben war. Die Hand der Todten ruhte auf dem Haupte des Kindes, wie zum ewigen Segen. Aber ihr Antliz, erst noch so streng, schmerzvoll und unstät, bedekte ein feierliches Lächeln. Mit leuchtendem Blike, in erhabener Stille blikte Leander auf die Todte, seine Gedanken folgten noch dem Fluge des befreiten Geistes, und auch seine Augen schienen geblendet vom Glanze der Ewigkeit. Aber Irrwisch neigte sich zur Todten und schloß die noch geöffneten Augenlieder.

Deine Mutter ist todt, armes Kind, rief er dann zu Emil, aber wir wollen dich nimmer verlassen.

Das Kind stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und sank ohnmächtig auf die Todte. Der Doktor beschäftigte sich sorgfältig mit demselben; als es wieder zu erwachen begann, legte er es leise in des Magisters Arme: Hier, empfangen sie es; es ist ein Engel, der seine Schwingen bald zum Fluge in die Heimat öffnen wird.

# Vierzehntes Kapitel.

Das Gute muß hier auf Erden immer durch Thätigkeit und Mühe herangebildet werden; ſobald der Menſch die Fäden der Verhältniſſe aus der Hand ſeines Willens läßt, ſo verwirren ſie ſich alſobald und ſtürzen raſch ihrem gänzlichen Verfalle entgegen. Auch die Natur um uns bietet dieſer Erfahrung aus der moraliſchen Welt vielfache Gleichniſſe: wie mühſam und langwierig iſt es, eine Haide, einen Wald urbar zu machen; die Hand des Menſchen muß durch Jahre Bäume fällen, Geſtrippe und Wurzeln ausroden und durch beharrliche Künſte eine Miſchung des Bodens bilden, die nüzlichem Hervorbringen geneigt iſt. Die Wildniß iſt hartnäkig, und häufig feiern erſt die Nachkommen des Pflanzers den Sieg über ihren rohen Widerſtand. Läßt aber der Bebauer ſeinen Aker nur wenige Jahre ohne Nachhilfe liegen, ſo findet ſich freiwillig Unkraut und Gemiſte ein, der Boden kehrt zur alten Unfruchtbarkeit zurük, Steine oder Pfüzen ſezen ſich an, und die Steppe erzeugt ſich in Kurzem von ſich ſelbſt. Dieſer herrſchende Grundſaz der Verwilderung iſt zwar die Quelle vieler menſchlicher Mühſeligkeiten, in ihm liegt aber auch die Anerkennung unſerer

Kraft: er nimmt das Gute und Hohe für die Freiheit und Anstrengung des Menschen in Anspruch.

Der Kammerherr und seine Gattin überließen bald nach der Hochzeit die Fortbildung und Entwikelung ihrer häuslichen Zustände dem Zufalle und der Willkür des Augenbliks und ihrer Neigungen. Der kurze Glanz, den Jugend und ein Gefühl (das man am füglichsten Liebe nennen mußte) auf ihr Dasein geworfen hatte, war verschwunden, sie hatten weder Einsicht noch Kraft genug, um nach einem edlen Ziele hinzuarbeiten, und versanken in Unwerth und Gemeinheit. Abels Gedanken erhoben sich nie mehr über die Zusammenstellung seiner Livree, über die Ausschmükung eines Gesellschaftsaals, über den Erfolg eines Balles. Er kroch über die Erde, benagte die nächsten Blätter, und seine dumpfen Fühlhörner für die zweite Welt wurden nie mehr entfaltet. Seine Gattin ging denselben Weg, nur auf andere Weise. Sie verbaute sich in ihrem Hauswesen gegen den Antheil am Leben; das Küchenfeuer ersezte ihr Sonne und Sterne, und keine fruchtbringende Erschütterung konnte mehr bis zu ihrem Gefühle, ihrer Phantasie den Weg finden. Ihre früheren Mängel gingen in wirkliche Fehler über: ihre Gelassenheit ward zum Stumpfsinne, ihr geringer Antheil wuchs zu geistiger Trägheit, ihre Sparsamkeit stieg bis zum Geize. Dazu gesellte sich noch der Einfall, daß sich die dike Frau fortwährend für krank hielt; ihr eigenes Fett wurde ihr Beschwerde, und diese Unbequemlichkeit erklärte sie als eine sich vorbereitende tödtliche Krankheit. Zuerst gelang es ihr, auch der Umgebung einige Besorgniß einzuflößen, aber ein aufrichtiger Arzt entdekte den Quell ihres Uebelbefindens. Er wurde

entfernt, so wie jeder Nachfolger, jedes Kammermädchen, das an dem argen Zustande der Dame zweifelte. Endlich fand sich ein lustiger Arzt, der vollständig auf ihre Zumuthungen einging, auch solche Domestiken wurden aufgetrieben. Der Doktor erschien jeden Morgen und häufig auch noch einige Male im Verlaufe des Tages; er fühlte den Puls, besah die Zunge, fragte nach Allerlei und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Seine Rezepte verschrieben der kranken Dame gefärbtes Zukerwasser und Fruchtabgüsse; nach Verlauf mehrer Wochen mußte aber regelmäßig ein derbes Brechmittel angewendet werden, sonst klagte die Gräfin über die geringe Wirkung der Arzneien. Nach jeder solchen Radikalkur gab sich Albertine mehre Tage gesunder; stellte sich aber wieder bei heißer Jahrzeit ein Schweiß, oder im Winter ein Frost ein, so mußten die Diener durch das Haus und um Hilfe rennen und die Krankheit nahm den gewohnten Verlauf. Erst wenn der Doktor mit dem beliebten Erzmittel herausgerukt, und das Kammermädchen wiederholt versichert hatte, diesmal habe das Leben der gnädigen Frau an einem Faden gehangen, beruhigte sich Madame einigermassen und lächelte leidend aber zufrieden.

Stella hingegen führte ein sehr bewegtes geselliges Leben; sie gewöhnte sich mehr als je in Gesellschaft zu glänzen und fand darin die größte Befriedigung. Aufregung, kleine Ränke, Gefallsucht und Beifall belebten und versüßten ihre Tage, und der höhere Schwung, der wissenschaftliche Gehalt, den sie häufig dem Gespräche zu geben wußte, machte sie glauben, daß sie fortwährend mit den edlen Interessen des Lebens beschäftigt sei. Lob der Kunst,

Simpathie für die Natur, Antheil am Groſsen war ihr zur ſtehenden Redeart geworden, die ihr mit Leichtigkeit und Anmuth von den Lippen floſs, und fahrende Künſtler, Gelehrte und Enthuſiaſten bezauberte. Man konnte faſt immer überzeugt ſein, daſs in Stella's Nähe irgend ein Gegenſtand der Literatur, eine berühmte Statue, eine merkwürdige That beſprochen wurde; ihr Urtheil war jederzeit ſcharfſinnig und beſtechend, ihre Worte gewählt und eindrukvoll. Aber hinter dieſem Gepränge von Geiſt und Phantaſie, unter dieſen glänzenden Anſichten und wizigen Worten lag eine Leere, die den wahren Forſcher und Menſchenfreund mit Unzufriedenheit und Trauer erfüllte. Nicht der fromme Glaube, nicht die innige Erkenntniſs der ewigen Welt gab ihrem Wiſſen und ihrem Gefühle Haltung und Ordnung, ſchenkte ihnen erwarmendes Leben und verband ſie in fortſchreitender organiſcher Gliederung, ſondern ihre Kenntniſſe und Wallungen lagen loſe und wirr durch einander, ihr Erwerb war zufällig, ihre Fortbildung unfruchtbar. Stella war zur berühmten Memoirenheldin beeigenſchaftet, aber es fehlte ihr die Kenntniſs, der Adel des verſtändigen tugendhaften Weibes. Der Gedanke an Gott lag vergeſſen in einem Winkel ihrer Seele; ſie zog ihn nur hervor, um die Stärke ihres Geiſtes in ſkeptiſcher Behandlung zu zeigen, oder um einen überraſchenden Gedanken zu Tage zu fördern. Oft gefiel ſie ſich wol auch darin, die Ewigkeit als ein Gewiſſes zu ſezen, aber dann lieſs ſie ſelbe auch dahingeſtellt und ihr Weſen zog keinen Gewinn daraus. Dieſer troſtloſe Mangel einer unwandelbaren unbedingten Grundlage zerſezte bei genauerer Prüfung all ihr Wiſſen, entzog ihrem Antheile jeden Werth.

Ihr Enthusiasmus für Schönheit und Kunst war ein Rausch der Phantasie; Stella bewunderte jede erhabene große That, sie verstand aber nicht die stille duldende Tugend zu würdigen; Stella wußte viel, aber sie erschöpfte nichts. Bei solcher Richtung konnte es nicht fehlen, daß sie ihre Aufwallungen häufig übertrieb, ihre Kenntnisse mit gefälligem Scheine umgab; Stella suchte zu glänzen, zu überraschen: sie zog es vor, Alle oberflächlich zu unterhalten, als durch Gründlichkeit sich oder Andere anzustrengen und zu fördern. Ihre Studien waren nicht auf einsame Ueberzeugung sondern auf gesellige Mittheilung berechnet. Aber nicht nur durch inneren Glanz, auch durch äußere Schönheit wollte sie gefallen. Mit nagendem Schmerze bemerkte sie daher, wie ihre Reize allmälig matter zu werden anfingen. Ihre Haut verlor den tadellosen Glanz der Jugend, ihre Züge traten in schärferem Ausdrucke hervor, in ihrem Blicke verloschen der hinreißende, ideale Glanz, und die zarte durchsichtige Röthe ihrer Wangen wich einer trüben Blässe. Wer hätte in der geschminkten Salondame die romantische Geisterseherin entdekt? Dabei befestigte sich jedoch ihre Gesundheit immer mehr; mit dem Feuer ihrer Phantasie dämpfte sich zugleich jene überwiegende Reizbarkeit. Stella verlegte sich frühzeitig auf die Künste der Toilette; sie malte die Wangen, studierte die Farben, um die Wirkung ihrer Züge zu vermehren, und berechnete alle ihre Bewegungen auf den Eindruk.

Stella war in Gesellschaften noch immer des Erfolges gewiß; ihre elegante Schönheit wurde anerkannt, ihr Witz fesselte, ihre Talente fanden allgemeine Huldigung. Sie gab sich aber auch immer so liebenswürdig wie nur we-

nige Damen, und nur wenn Prinz Roderich manchmal die Arie der italienischen Sängerin zu warm bewunderte, oder zu lang am Divane bei der russischen Fürstin verweilte, wurde ihre Laune scharf, ihr Wiz verlezend. Doch Roderich kehrte jederzeit in die gewohnten Fesseln zurük, ein stechender Blik, ein frizes Wort war das lezte Zeichen ihres Unmuthes, das den Umstehenden noch preisgegeben wurde, und Stella schien wieder ganz scherzende Anmuth.

Adlerhorst war zu sehr mit dem Neuen und Anziehenden seiner gesellschaftlichen Bedeutung beschäftigt, sein eigenes Verhältniß zum Prinzen bot ihm zu viele Annehmlichkeiten, als daß er zu Bedenken und Mißtrauen geneigt gewesen wäre. Mochte der Schein auch etwas zweideutig sein, er hätte sich doch nur lächerlich machen müssen, wenn er gegen ein Wesen Eifersucht gezeigt, das seinen Besiz noch vor so wenigen Jahren durch die gewaltsamsten Beweise leidenschaftlicher Liebe errungen hatte. Adlerhorst war überhaupt nicht mehr jener heftige, rüksichtlose Mensch, der er damals gewesen war; in Augenbliken des Nachdenkens mußte er seine eigne frühere Unbändigkeit, seine allvergessende Liebe belächeln, ja er verstand jene gereizten Zustände gar nicht mehr und war zufrieden, sich aus ihrem wilden Entzüken, ihrer namenlosen Pein in behagliche Mäßigung, in bequeme Beschränktheit zurükgezogen zu haben.

Gleichwol fingen im Verlaufe der Zeit die Beziehungen, die sich zwischen seinem Weibe und dem Prinzen darstellten, allmälig seinen Beifall zu verlieren an; er fühlte keine Eifersucht, aber die Aufmerksamkeiten des Prinzen gegen sie mißbehagten ihm. Wo er in Gesellschaft mit Stella auftrat, bemerkte er, daß alle Gegenwärtigen No-

derichs Vertraulichkeit mit ihr für eine ausgemachte Sache annahmen; er unterschob ihr zwar durchaus nichts Bedenkliches, aber schon der Schein des Gegentheils mißfiel ihm. Adlerhorst war jederzeit für seine äußere Ehre sehr besorgt gewesen, dieser war er stets jedes Opfer zu bringen bereit. Einst, noch während seiner Malerstudien in Italien, hatte er sich durch das Benehmen eines Marchese empfindlich verlezt gefühlt; in der Wallung der Leidenschaft war er zu einem Waffenschmiede gerannt, und hatte einen langen prächtigen Dolch gekauft. Mit dieser Waffe versehen, begab er sich zum Marchese zurük, fest entschlossen, im äußersten Falle davon Gebrauch zu machen. Die Beleidigung hatte jedoch eigentlich nur auf einem Mißverständnisse beruht; die Sache erklärte sich und Adlerhorst legte den Dolch zu seinen werthesten Erinnerungszeichen. Aber bevor er dies that, hatte er selbst auf den Griff der herrlichen Waffe jene Worte des ersten Franz von Frankreich eingegraben, und der Entschluß war nie aus seinem Herzen gewichen, lieber Alles zu verlieren als seine Ehre.

Unter solchen Verhältnissen kam Adlerhorst's Geburttag heran. Er selbst hatte darauf vergessen, aber Stella bereitete ihm ein kleines Fest vor. Der Umstand, daß er am vorhergehenden Tage viel außer Hause war, begünstigte ihre Anstalten. Gegen Abend war sie mit denselben fertig geworden und begab sich jezt mit ihrer Harfe in eine Laube des Gartens. Sie hatte beschlossen, Eduard an diesem Abende mit jenem Liede zu begrüßen, das ihm einst in den ersten Zeiten ihrer Liebe so theuer gewesen war, und auf das sie Beide im Verlaufe drängender und zerstreuender Begebenheiten so lange nicht mehr gedacht hatten. Sie hatte

ſeitdem deſſen Weiſe beinahe vergeſſen, und mußte es nun für ſich ſelbſt zuerſt verſuchen. Aber die ſüßen rührenden Töne, die einfachen ſanften Worte ergriffen ſie noch nach ſo mancher Zeit auf wunderbare Weiſe. Jene erſten früheſten Tage der Liebe dämmerten wieder vor ihrer Seele, da Eduard als ein Halbgott vor ihrer Phantaſie wandelte, da ihr eigenes Herz ſich jeder ſchönen Begeiſterung voll und unbeſchränkt hingab. Wo war jener wilde fieberiſche Pulsſchlag, die unaufhaltſame glühende Thräne, der Sturm überſtrömender Glükſeligkeit? Ihr Herz konnte nicht mehr lieben wie damals, die Sterne ſtanden jezt ihren Träumen unerreichbar und ihre Gedanken waren nüchtern und glatt. O daß ſie nur noch ein Mal jene allvergeſſenden Thränen weinen, daß noch ein Mal die volle Macht des Schmerzes ſie erſchüttern könnte! Und doch hatte ſich zwiſchen damals und jezt eigentlich ſo wenig zugetragen; unbemerkt und allmälig waren andere Verhältniſſe herangekrochen, man konnte kaum ein Ereigniß ausſcheiden. Aber Alles war vorüber und anders. Nur in der geheimen Tiefe von Stella's Innerem wachte ein Vorwurf unabweislich wie Heißhunger, brennend wie Durſt, und ihr Herz fühlte keine Sehnſucht nach unbekanntem Glüke mehr, ſondern nur eine ſtumme nagende Reue. Der Lärm des Lebens, der Rauſch der Geſelligkeit genügte nicht, ſie zu unterdrüken; leiſe pikte ſie wie die Todtenuhr an die Wände des Herzens und die Wangen welkten unter ihrem wühlenden Zahne. Die Erinnerung überwältigte Stella heute. O wäre ſie damals untergeſunken in der Tiefe des Stromes mit der Fülle ewiger Liebe im Herzen, und hätte die Erfüllung nie ihre Hoffnungen untergraben! Wol blieb ihr

Eduard noch immer theuer, aber dieſe Thränen erquikten ſie nicht, die Quellen der heiligen Waſſer waren verſiegt. Stella verzweifelte an der Wahrheit, an der Ewigkeit der Liebe; als teller Rauſch erſchien ihr, was ſie einſt für die Weihe des Lebens gehalten hatte. Was vom Daſein noch zurükgeblieben war, verwarf ſie als völlig unwürdig. Die Liebe, das Leben, der Menſch ſchien ihr gehaltlos, hinfällig und ſie weinte in bitterer Zerknirſchung.

Unterdeſſen war Adlerhorſt von ihr unbemerkt nach Hauſe gekommen. Auf die Aufforderung eines Freundes ſuchte er eine Landſchaft, die er einſt entworfen hatte. Er konnte das Blatt unter ſeinen Zeichnungen nicht finden und erinnerte ſich endlich, daß er es Stella gegeben hatte. Da er ſie außer Hauſe glaubte, und die Skizze ohne Zögerung zur Hand haben wollte, durchſuchte er, was er ſonſt nie gethan hatte, die Mappe ſeines Weibes. Bevor er jedoch die gewünſchte Landſchaft ausfinden konnte, fiel ihm ein offener Brief in die Hände, deſſen Schrift die Züge Roderichs zeigte. Ueberraſcht fing er ihn zu leſen an, aber bald entſank er ſeiner Hand, die Bläſſe einer Leiche bedekte ſeine Wangen: der Brief enthielt den Beweis der Untreue ſeines Weibes. Er zitterte leiſe und ſtarrte dumpf vor ſich hin, aber plözlich gedachte er jenes Dolches, der ſchon einmal ſeine gekränkte Ehre herſtellen ſollte. Schnell wuchs der Entſchluß in ſeinem Innern, das raſche wilde Blut des Malers rollte wieder durch die erſchlafften Adern des Weltmannes, und als er den Dolch aus der Lade hervor geholt hatte, glühte ſein Antliz in blutdürſtiger Luſt.

Da ſchlugen Harfentöne im Garten an; der Maler zukte auf, ſein Opfer war ihm nahe. Er verbarg den

Dolch und den Brief unter die Bruſtklappe und eilte in den Garten. Stella ſah ihren Gemal kommen und fiel in die alte theure Liederweiſe ein:

Einſt, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Aſche meines Herzens,
Deutlich ſchimmert auf jedem Purpurblättchen
Adelaide!

Die unſchuldigen Töne ſpielten mit der Abendröthe zugleich durch die Baumkronen. Er hielt einen Augenblik an, ein frommes Gedächtniß erwachte in Eduards Herzen; die erſten Quellen der Liebe ſprangen vor ſeiner Erinnerung, ihre Träume, ihre Hoffnungen flatterten auf: — und blutig und ſchreklich mußte nun dies Alles enden! Als er in die Laube drang, lächelte, nach kaum geſtillten Thränen, Stella mit einem Blumenkranze geſchmükt zu ihm empor.

Was ſoll die tolle Mummerei? rief ihr Adlerhorſt entgegen.

Stella ſtarrte mit vergehendem Lächeln auf ſein verſtörtes Antliz.

Nun, Stella?

Es iſt morgen dein Geburttag, Eduard!

Ha! ha! ha! Und du beſcherſt mich, — nicht wahr, Weib? Gehört auch dies hier zu deinen Angebinden?

Er hielt ihr den Brief hin. Sie ward bleich und zitterte.

Gelobt ſei Gott, daß du nun Alles weißt, ſprach ſie nach einem tiefen Seufzer.

Ich weiß es, und du mußt ſterben!

Er zog den Dolch, Stella ſank zu ſeinen Füßen: Recht ſo, Eduard! ſo muß ich enden!

Da fielen in der Tiefe des Gartens Blasinſtrumente, die Stella dahin beſtellt hatte, in dieſelbe wohlbekannte

Liederweise ein; die Melodie der ersten Liebe sang einen wunderbaren Chor zu der Szene, die jezt zwischen Adlerhorst und Stella vorging.

Das Schikſal hat im Racheamte schon vor dir gewaltet, fuhr ſie fort: ich habe Roderich nie geliebt, — und er verläßt mich!

Du haſt ihn nie geliebt, und haſt ihm mich und meine Ehre hingegeben, — du haſt ihm Alles geopfert und er verſtößt dich!

Gebeugt ſtand Adlerhorſt; die Hand mit dem Dolche hing matt über Stella.

Steß' zu, Eduard! und fürchte dich nicht, daß du Unrecht thuſt. Mein Blut komme über mich ſelbſt! Steß' zu, nur vergib mir!

Sehnſüchtig und ſchmachtend führten die Flöten die rührende Weiſe des Liebeliedes aus; ein Waldhorn hatte dann einen langen zärtlichen Solo. Adlerhorſt durchſchauerte ein Gefühl der Erbärmlichkeit des Lebens, die Schwäche des menſchlichen Herzens füllte ſeine Augen mit Thränen. Er konnte nicht ſtrafen, ſein eigenes Herz war nicht ſtark und rein genug.

Steh' auf und lebe! ſprach er nach einer langen Pauſe zu Stella. In lezter Anſtrengung zerbrach er die Klinge des Dolches und warf ihn von ſich. Er ſelbſt ſank auf die Bank zurük.

Wie, du willſt mich nicht tödten? wenn auch nicht deine Liebe, ſo räche doch deine Ehre.

Wie zur Liebe iſt der Menſch auch zur Rache zu ſchwach! Lebe, und ſei glüklich, wenn du es zu ſein vermagſt.

Das Musikchor spielte immer leiser, der Abend ward dunkler. Wie die Töne, wie die Lichter zerflossen die Gedanken der beiden Menschen; sie verschwebten in Nebeln. Stella kniete noch immer vor ihrem Gatten, sie hatte seine Hand erfaßt und bedekte sie mit Küssen und Thränen; im dumpfen Taumel von Mitleid und Vergessenheit entzog er sie ihr nicht. Die Sterne zogen herauf, das Paar in der Laube erhob den Blik nicht zu ihren Hieroglyphen.

Nach einigen Tagen verließ die italienische Oper die Residenz; auch Roderich begab sich auf Reisen.

Im Malerhause war's seitdem einsamer; Adlerhorst und seine Gattin hatten die Wahl zwischen langen ermüdenden häuslichen Abenden oder unerquiklichen Gesellschaften, die für Beide den Reiz nun schon verloren hatten. Sie wendeten sich von einem Uebel zum andern und brachten nur in die Langeweile einige Abwechselung.

Die Folgen, aber nicht die eigentliche Wesenheit dieser Verhältnisse kamen zur Kenntniß des Herrn von Schwangau; er fand dadurch seine alten Ansichten von Leben und Liebe bestätigt. Er mischte sich jedoch aus Grundsaz auch jezt kaum in die häuslichen Verhältnisse seiner verheiratenten [illegible]ter, und zwar um so weniger in dieser lezten Zeit, da Julie, das einzige Kind, das sich noch im väterlichen Hause befand, von schwerer Krankheit befallen wurde. Nach kurzer Ungewißheit stellte sich das Uebel als die bösartigen Poken dar; ein heftiges Fieber ergriff sie, ihre Sinne verwirrten sich und der Abgrund des Todes öffnete sich vor ihrem Krankenbette. Aber Juliens gute Eigenschaften verließen sie auch jezt nicht in der Stunde der Prüfung und

des Trübsals; mit sanfter Geduld ergab sie sich in ihre Leiden; sie bedurfte nicht des Trostes, sie spendete ihn vielmehr ihren Eltern, und die Visionen ihrer Fieberphantasie sezten, obwol in springender Begeisterung, den reinen unschuldigen Gang ihrer Gedanken und Gefühle fort. Bald dünkte sie sich noch ein Kind und spielte zwischen Blumen und Quellen; ihre Eltern saßen an der Seite, Leander trieb sich mit ihr umher. Sie war ein Kind und liebte ihn schon; — und warum sollte sie nicht, war doch die reifere Liebe der Jungfrau noch so schuldlos wie die eines Kinderherzens. Es war eine Liebe, die sich eng an die zu ihren Eltern schloß. Dann schien sie zu beten und segnete ihre Eltern und Leander, und bat um alles Glük für sie, und für sich nur um Tugend. Dann glaubte sie den Geliebten auf seinen Reisen zu begleiten, aber diese Gegenwart war keine irdische, nur als Schuzgeist schien sie ihn zu umschweben, und aus allen Verhältnissen dieser Erde nach oben zu weisen. Es war erstaunungwerth, wie vertraut Julie in ihren Phantasien mit allen Gegenden war, die Leander durchzogen hatte; ohne je dort gewesen zu sein, schien sie diese Kenntniß einer inneren Intuizion zu verdanken. Sie bewies, wie sehr sich ihre Gedanken jederzeit mit ihm beschäftigt hatten, wie innig sie Alles ergriffen hatte, was mit Leander in Bezug getreten war. Aber ihre Krankheit verschlimmerte sich, und als sie einst aus ihren Fieberträumen erwachte, verkündete sie ihren Eltern die innere Ueberzeugung ihres Todes. Ihr Blik war der zweiten Welt zugewendet, die Erde, die holde Flur ihrer Kindheit lag bereits absinkend zu ihren Füßen. Dankbar und gerührt sprach sie von den schönen glüklichen vergangenen Tagen; die Fülle der

Liebe und Dankbarkeit für die Eltern ſollte ſie über das Grab begleiten, und auch die Liebe zu Leander muſte mit ihr in die ewige Welt verpflanzt werden. Jezt an der heiligen Pforte ſprach ſie mit klarer unendlicher Liebe von ihm; ſie gab ihrer Mutter ihren lezten Gruß, ihren Segen für ihn; er ſollte der Sohn ihrer Eltern werden, ſie beſtimmte ihm das Vermächtniß einer doppelten Liebe. Dann nahm ſie auch von ihren Eltern Abſchied; die Erde verſank hinter ihr in Abendröthen, die Himmel öffneten ſich vor ihr. Ihre Seele war bereits der Ewigkeit würdig. Sie hatte die lezten Augenblike Gott beſtimmt, mit ſeligem Lächeln wendete ſie ſich nun zu ihm, aber ihre Sinne verdämmerten. Sie verſank in tiefes Phantaſiren, — darauf folgte langer Schlummer, — auf dieſen — Geneſung. Ihre Erdenſendung war noch nicht beendigt.

Als jezt die Krankheit gebrochen war, erholte ſie ſich raſch, ihre Gedanken reihten ſich wieder ſanft und geordnet an einander, die Wellen des Blutes trieben erquikend und belebend durch ihre Adern.

Endlich war die Geneſung beendet; ſie blühte wie vorher in der Fülle der Geſundheit, nur über ihre Schönheit lag ein dünner Schleier gebreitet, die Krankheit hatte Pokenmarben zurükgelaſſen.

Ein leiſes Gefühl von Trauer und Rührung überflog ſie, als ſie das erſte Mal dieſe Veränderung im Spiegel betrachtete. Sie ſelbſt hatte irdiſche Schönheit nie überſchäzt, dennoch regte ſich der Zweifel in ihr, ob ſie Leander noch eben ſo lieben werde, ob ſie ſeiner jezt nicht minder würdig ſei. Aber bald machte ſie ſich über ihr Mißtrauen in den Geliebten Vorwürfe und ſchikte ſich fromm

und dankbar in die göttliche Fügung. Juliens Antliz hatte durch dieſe Spuren, die von der Krankheit zurükgeblieben waren, eigentlich nichts verloren, nur der irdiſche Glanz ihrer Schönheit war in etwas gedämpft worden, und hatte dem Ausdruke ihrer Seele deſto mehr Spielraum überlaſſen.

Leander befand ſich unterdeſſen in Sizilien, er wußte nichts von Juliens Krankheit. Ihr Vater, ſo wie Irrwiſch hatten gewünſcht, daß die beiden jungen Leute ſich nicht ſchreiben ſollten. Des Vaters Wunſch war für Julie Geſez, und auch Leander fügte ſich in des Magiſters Willen. Aber ungeachtet dieſer äußeren Entfernung und Abſchränkung wuchs die Liebe kraftvoll und unaufhaltſam in ſeinem Herzen. Wozu bedurfte es auch bei ihm und Julie jener brieflichen Verſicherungen und Anregungen, ohne die bei getrennten Liebenden ſo häufig jede Verbindung und Verſtändniß aufhört? Die Sterne trugen Botſchaft zwiſchen ihnen, die Lüfte des Frühlings, die Schönheiten der Natur, die großen Gedanken ihres einſamen Nachſinnens. Ihr Verkehr war ein ſicherer, ein unmittelbarer: im Guten, im Wahren und Schönen trafen ſie zuſammen. Die Liebe war es, die den Baum von Leanders Leben ſo ſchnell und prächtig empor getrieben hatte, ſie war es, die ſeinem Willen freudige Schnellkraft, ſeinen Gefühlen die Weihe der Ewigkeit gab. Leander hatte ſein ganzes Herz an Julie verloren; wenn ſein Auge ins zitternde Himmelblau, über die duftige Meerfläche ſchweifte, da regte oft plözlich die Sehnſucht in ihm die Flügel, Hoffnungen und Wünſche zogen wie wandernde Vögel über Meere und Länder und er fühlte, daß er nur bei ihr Ruhe und Glükſeligkeit finden

könne. Das Schönſte, Herrlichſte, das er irgendwo getroffen, ſchien ihm gleichſam die Folie ihres Bildes; der Gedanke an ſie berauſchte ihn mit traumhafter Wonne. Sie ſchien ihm das Weſen, ausgewählt aus Millionen, mit dem er die Wanderung durch die Welten vollbringen ſollte. Aber dieſe Liebe ſtand in treuem Zuſammenhange mit ſeiner Weltanſicht, ſeiner Erdeſendung; auf ihren Fahnen ſtand das feierliche Wort: Empor zum Lichte! ihre Weiſen klangen verwandt in die Harmonie des Weltalls.

Leander war von Julie getrennt; aber dieſe Entfernung ſtimmte ihn nicht zu müßiger Klage, zu trägem Phantaſiren. Er wollte die Erde, das Leben kennen lernen, ſein Gefühl läutern, ſeinen Willen ſtärken; das hohe Ziel des Erdelebens erfüllte ihn mit freudiger Begeiſterung; das Glük ſeiner Liebe lag ihm in der Vervollkommnung ſeines Weſens. In dieſem Sinne beobachtete er eifrig Menſchen und Länder, die er auf ſeinen Reiſen beſuchte; er übte ſeine Gefühle an der Schönheit der Natur, an den Meiſterwerken der Kunſt; der Wille, gut zu ſein, ſollte ihn auch des Glükes würdig machen. Seine Reiſen waren nicht moderne Zerſtreuungen ſondern fruchtbare Studien. Wenn ihn dann einmal die Sehnſucht nach Julie in unaufhaltſamer Fülle, mit irdiſcher Kraft zu überwältigen drohte, da konnte ihm nur der Gedanke ſeines ewigen Berufes das Gleichgewicht ſeines Daſeins und Strebens wieder ſchenken. In der Idee Gottes fand jeder ſeiner Zweifel, jeder ſeiner ungeſtümen Wünſche Beruhigung und Hoffnung.

Seine nächſte Umgebung war jezt durch ein Weſen vermehrt geworden, durch Emil. Leander fand edle Zerſtreuung und Erheiterung im Umgange mit dieſem ſeltſamen

Kinde. Er entdekte in ihm alle Anlagen zu allem Vortrefflichen, deren willkürliches Spiel, jeder Bildung ermangelnd, eben ſo ſehr überraſchte als anzog. Die freien eigenthümlichen Hervorbringungen natürlicher Gaben waren abenteuerlich aber köſtlich. Emil wußte faſt nichts aber begriff Alles; ſeine Wißbegierde überflügelte alle Mittheilungen; Leander ſelbſt übernahm das Amt ſeines erſten Lehrmeiſters. Wenn dem lieben Kinde etwas geſagt wurde, das es nicht ſchnell verſtehen konnte, ſo wurde es ungeduldig, ja heftig und entſchlüpfte ſo ſchnell als möglich jeder weiteren Mittheilung. Aber in einſamer Abgeſchiedenheit wiederholte es ſich wol hundert Mal die Worte des Lehrers, bemühte ſich eines nach dem andern genau zu verſtehen, und ruhte nicht, bis es nicht den Sinn ihrer Verbindung zu begreifen glaubte. Dann aber flog es in unſicherer Freude zu Leander, wiederholte ihm ſeine Reden von Wort zu Worte, fügte ſeine eigene Auslegung hinzu und fragte ihn, ob es noch im Irrthume ſei. Der Fleiß und Scharfſinn des Kindes war in der That zu bewundern, um ſo mehr, da es oft ganze Reden auswendig behielt, die Irrwiſch und Leander zuſammen führten. Obwol ihm die Vorkenntniſſe zu deren voller Verſtändniß fehlten, erfand es ſich dennoch einen möglichen, nicht ganz verwerfbaren Sinn. Leander hatte ſeine Freude mit dem unſchuldigen harmloſen Weſen. Aber auch Emil fühlte ſich wohl und traulich in der neuen Lage. Was vergißt ein Kind von vierzehn Jahren nicht Alles! Emil hatte den bittern ſtechenden Schmerz über den Tod ſeiner Mutter verloren, er gedachte ihrer nur mehr als einer unbegränzt Seligen. Seiner Trauer über ihren Verluſt, dem gerührten Gedächtniſſe

ihrer Liebe miſchte ſich die fromme Freude über ihr jeziges Glük bei. Wenn Emil von ihr ſprach, blikte er unwillkürlich zum Himmel; dort oben war ſie jezt nach ſeiner kindlichen Ueberzeugung in ſeligem Glanze, und auch ſeine feuchten Augen überflog eine lächelnde Verklärung.

Emil hatte von ſeiner Mutter auch etwas deutſch gelernt, und zeigte nun eine beſondere Vorliebe für dieſe Sprache. Da er bis jezt nur mit ſeiner Mutter manchmal deutſch geſprochen hatte, ſo kannte er nur die Anrede mit du, die auch Irrwiſch und Leander zwiſchen einander gebrauchten. Emil redete daher mit Beiden in derſelben vertrauten Weiſe. Emil hatte Neigung zur deutſchen Sprache und machte darin die ſchnellſten Fortſchritte.

So lebte das Kind unter glüklichen Verhältniſſen bei ſeinen Wohlthätern; es leiſtete zwar aus freiem Antriebe manchmal einige kleine Verrichtungen, aber dennoch wurde es von ihnen nicht als Page oder Diener, ſondern vielmehr als Schuzbefohlener, als Zögling angeſehen. Insbeſonders liebte Leander das Kind mit der Zärtlichkeit eines älteren Bruders, ſo wie auch Emil die innigſte Anhänglichkeit zu ihm fühlte. Am liebſten befand er ſich in Leanders Nähe. Bei Spaziergängen und Ausflügen trachtete er an ſeiner Hand zu gehen; wenn Leander für ſich las und ſtudierte, pflegte das Kind ruhig und ſtill zu ſeinen Füßen zu ſizen, aber ſeine Blike hingen an Leanders Antliz, und aus deſſen Zügen ſchien auf dasſelbe der ſtille Schimmer heiteren Glükes auszuſtrömen. Der Liebe Emils zu Leander war eine rührende ſelbſtaufopfernde Unterwürfigkeit beigemiſcht; ihm gegenüber hatte das Kind keinen Wunſch, keinen Willen als den ſeinen. Sein Anblik, der Ton ſeiner Stimme zau-

berte ein leiſes Lächeln auf ſeine Züge; in Leanders Nähe ſchien es glüklich. Ja dieſer hatte einen ſolchen überwiegenden Einfluß auf dasſelbe, daß bei den Anfällen der Migräne und des Herzklopfens das Auflegen ſeiner Hände die Schmerzen des Kindes ſtillte und es allmälig in ſanften Schlummer wiegte. Dieſe Entdekung wurde zufällig gemacht, ſpäter aber wiederholt mit Erfolg angewendet. Emil war ſtets bemüht, Alles zu thun, was Leander angenehm war, ja ſein Errathen der unausgeſprochenen Wünſche desſelben war manchmal ſo überraſchend, daß es nur durch einen inneren geheimnißvollen Bezug dieſer beiden Naturen erklärt werden mochte. Wenn Leander heiter blikte, war auch Emil froh und freier Laune, während er manchmal, ſelbſt wenn Leander außer Hauſe war, die trübe Stimmung desſelben vorahnend mitzufühlen ſchien.

Dabei war das Kind von ſtiller Dankbarkeit durchdrungen, und fühlte ſich manchmal durch ſeine unmächtige Lage bedrängt, die ihm den Ausdruk ſeiner Gefühle unmöglich machte. Es hoffte zuerſt, Leander durch Wiederholung ſeiner kleinen Fertigkeiten einiges Vergnügen zu gewähren, aber der Graf hielt es von weiterer Ausübung dieſer anſtrengenden Kunſtſtüke ab. Endlich kam es ſelbſt auf den Gedanken, Stellungen und Gruppen antiker Bildnereien oder anziehender Gemälde nachzuahmen. Sein Sinn für das Schöne, frühgereift unter Italiens glüklichem Himmel, ließ es bald geeignete Wahl treffen, ein buntes Tuch, ein ausgefundener Shawl genügte ihm, um bei natürlicher Anlage und Fertigkeit die anmuthigſten Darſtellungen zu Stande zu bringen. Jede ſeiner Bewegungen athmete heitern Reiz, der Schnitt und Ausdruk ſeines Geſichtes war

ſchön und lieblicher Mannigfaltigkeit fähig. Sein Lächeln glich dem der holdeſten Amorette, ſein Schmerz eignete es zum Kinde der Niobe. Es wechſelte zwiſchen dem Ausdruke holder, in ſich ſelbſt verſunkener Jugend und den heftigſten Bewegungen der Sehnſucht, der Trauer, des Schrekens. Einen Kranz aus Blumen, eine Weinblätterkrone wußte es zu den anmuthigſten Veränderungen zu verwenden. Bald war es Eros, bald Pſiche, — jezt Hebe dann Ganimed. Oft ſchien es aus dem wirklichen Leben in das Reich der Kunſt unwiederbringlich hinübergeflüchtet, nur ſeine großen Augen leuchteten im dunklen Sternglanze, wie ihn kein Meißel, kein Pinſel zu erſchaffen vermag. Leander nahm den lebhafteſten Antheil an dieſen lebendigen Nachbildungen todter Meiſterſtüke, er ließ einige nöthige Geräthſchaften und Gewänder anſchaffen, und die Vorſtellungen wurden bedachter und erweiterter betrieben. Leanders Kunſtſtudien gewannen ſehr durch dieſe Zubereitungen und Uebungen. Emil fand aber deſto größere Freude daran, je mehr Antheil der Graf zu nehmen ſchien. Mit dem Beifalle desſelben wuchs auch ſeine Geſchiklichkeit.

Leander gewöhnte ſich, Emil gleichſam als einen theuern jüngeren Verwandten zu betrachten; er gab ſich mehr mit ihm ab, als es bei ſo verſchiedenem Alter zu geſchehen pflegt. In der Dämmerung ſaßen ſie oft traulich bei einander, und der Graf erzählte dem Kinde von fernen Ländern und Thaten oder von den Träumen und Wünſchen des eignen Herzens. Es klang manchmal ſeltſam und märchenhaft, und ſtimmte gut zu den Schatten des Abends. Das Kind ſchmiegte ſich auf ſeinem Schämel lauſchend an Leander, legte wol ſeinen Kopf in deſſen Schooß oder hielt deſſen

Hände. Aber ſeine Augen lächelten gläubig und kinderhaft zu ihm empor, und es ſchauderte vor innerem Antheil und Entzüken. Da pflegte es Leander manchmal in edlem Wohlwollen an ſein Herz zu drüken, und ſeine zarte Stirn, ſeine feuchten Lippen zu küſſen. Das Kind ließ ihn gewähren, es zitterte dabei vor ſtiller Seligkeit.

Emils Mutter mußte eine vortreffliche Frau geweſen ſein, das Herz ihres Kindes war rein und makellos, und ſo weit man es durchforſchen mochte, war nichts Unedles, Gemeines darin zu finden.

Auch ſeine Geſundheit gedeihte in ſeinen neuen Verhältniſſen auf das Beſte; ſeine Wangen gewannen allmälig eine lebhaftere Farbe, ſein Wuchs ſchien höher zu werden, ſeine Glieder wurden voller.

Leander ſprach zum Kinde auch von Julie. Es horchte darauf wie der Gläubige auf fromme Legenden; bald erſchien ſie ihm als der Inbegriff aller irdiſchen Anmuth und Vollkommenheit, es verehrte ſie wie eine Heilige und liebte ſie wie eine ältere Schweſter. Aber dennoch geſellte ſich zu dieſen Empfindungen eine bittere Beigabe: Emil fühlte ſeinen eigenen Unwerth, ſeine Unbedeutung neben Julie. Dieſe beſaß Leanders volle Liebe, er ſelbſt konnte neben ihr ſeinem Beſchüzer von keinem Belange ſein. Für ihn fiel höchſtens die karge Spende des Mitleids ab, die Gabe des Herzens war ausſchließlich Julien vorbehalten. Das arme Kind drängte dieſe Gefühle, die ihm ſelbſt unklar blieben, in die Tiefe ſeines Herzens leiſe zurük; leiſe wie ſonſt ſaß es zu Leanders Füßen und horchte demüthig, wenn er von Julie ſprach. Nur eines begriff ſeine ſchuldloſe Seele, daß es Julie lieben müſſe, und daß es ſeiner Wünſche höchſtes Ziel ſei, Julien zu gleichen.

Leanders Liebe zur Entfernten gewann feste männliche Zuverſicht; ihrem zarten Weſen hatte ſich die Pracht der Hoffnung beigeſellt. Sie hatte jezt auch irdiſchen Boden gewonnen und erſchien ihm als der Born der Glükſeligkeit ſeines Lebens. Sein Herz ſtand in der vollen ſchönen Blüte der Jugend, der Hoffnung und der Liebe, ſeine Bruſt war faſt zu eng, um alle Geiſter des Frühlings und des Glükes zu beherbergen. Lachende Träume, ſelige Ahnungen ſtürmten auf ihn ein; er fühlte ſich ſeines Glükes gewiß und durfte ſich deſſen auch würdig halten. Leander war ein Mann geworden, die ſchwankende Gränzenloſigkeit des Jünglings, jene körperloſen unſicheren Wünſche, die unbeſtimmte Sehnſucht hatte ihn verlaſſen. Sein Leben lag klar und begriffen vor ihm, er kannte die Ziele ſeines Willens, er verſtand die Sehnſucht des Herzens. Beide lagen erreichbar, er fühlte die Nähe der ſeligſten Stunde. Sein Haupt hob ſich ſtolz und glüklich, bald ſollte es die Krone des Lebens empfangen. Leander hatte glüklich die Klippe vorbei geſchifft, an der ſo viele edle jugendliche Herzen ſcheitern: die Schwärmerei der Jugend war für ihn nicht zur dauernden Schwäche, nicht zu bleichſüchtiger Empfindelei geworden, aber auch die Schärfe des Verſtandes hatte ihm nicht das Gefühl des Herzens, nicht den Schwung der Phantaſie geraubt. Seine ganze Geſtalt drükte jezt die Reife ſeines Weſens aus: die gedrungene gediegene Stirn verkündete die Kraft ſeines Willens, auf dem weichen Munde, im dunkel glänzenden Auge lag der Zauber edlen Gefühls, und die Klarheit und Harmonie aller ſeiner Züge trug den Stämpel tiefer Erkenntniß, feſter Ueberzeugung an ſich.

Irrwiſch geſtand ſich, daß das Werk ſeiner lezten Jahre, Leanders Erziehung vollkommen gelungen war und jezt als vollendet angeſehen werden mußte. Er ſchaute mit tiefer Liebe, mit feierlicher Freude auf das vollbrachte edle Werk, und nur Eines mißfiel ihm noch immer an dem jungen Manne, deſſen Liebe zu Julie. Was auch immer die Gründe und Veranlaſſungen geweſen ſein mochten, die dem Magiſter die Abneigung und das Mißtrauen gegen die Liebe aufgedrungen hatten, ſeine feindſelige Anſicht derſelben war unerſchütterlich, er hatte nur noch eine Aufgabe an dem theuren jungen Freunde zu löſen, ihm endlich die Liebe aus dem Herzen zu reißen. Er hatte einſt die Wiſſenſchaft zu dieſem Endzweke aufgeboten, aber die fortſchreitende Kenntniß war der Liebe nicht entgegen getreten; er hatte ihm dann die Herrlichkeiten der Welt und des Lebens gezeigt, und der junge Mann hatte das Bild ſeiner erſten, ſeiner einzigen Liebe keinen Augenblik vergeſſen. Sie hatte ihn durch alle Reize der Natur begleitet, die Kunſt ward durch die Begeiſterung der Liebe ſeinem Herzen vermittelt, und wo er ſich befand, was er immer betrachtete oder ſtudirte, ein ſeliger Ton klang ſtets in ſeinem Herzen, der ihn wie Alpenreigen an die ferne Liebe erinnerte. Irrwiſch hatte nun einen andern, obwol gewagten Weg eingeſchlagen: er wollte die Liebe durch Liebe beſiegen. Er zog Leander mit Abſicht in den geſelligen Kreis großer Städte, er führte ihn in die verführende Nähe gefährlicher Schönheiten. Das Gegenwärtige ſollte ſein Herz entzünden, vor den glühenden Farben umſtrikender Reize ſollte endlich der ferne Sternenglanz ſeiner Liebe erbleichen. Leander war ſchön wie wenige, er mußte Antheil erregen; es konnte nicht fehlen, daß die

Königinen der Geſellſchaft ihm ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, ihn zum Opfer ihrer reizenden Künſte auserkoren. Ein kurzer Rauſch des Gefühls, ja ſelbſt der Taumel der Phantaſie und Begierde konnte genügen, den Glauben an die makelloſe Ewigkeit der Liebe in ſeinem Herzen umzuſtoßen, und jene frühen köſtlichen Gefühle, deren Wurzeln gleichſam noch in ſeiner Kindheit gelegen waren, für immer zu zerſtören. Der Magiſter handelte nach Grundſäzen, er zog die leichteren Uebel dem ſchwereren vor. Dieſe augenblklichen Verirrungen und flüchtigen Bezauberungen ſollten Leander das Räthſel der Liebe löſen; kurze Reue genügte dann zur Sühne, und ſein geliebter junger Freund war der Gefahr, ſein volles Herz und Leben auf einen Irrthum zu ſezen, auf einer falſchen Karte zu verſpielen, für immer entzogen. Irrwiſch leitete das meiſte Unheil auf der Welt von der Liebe her; durch ſie wurden nach ſeiner Anſicht die edelſten Kräfte erfolglos verſplittert. Der Irrthum, der dem jungen Menſchen alle erhabenen Gefühle, jede Hoffnung des Glükes in ſie übertragen läßt, die Abgeſchmaktheit, mit der nach ſeiner Anſicht ein gemeines Bedurfniß, eine unſaubere That zum Edelſten des Lebens erhoben wird, erſchien ihm als der Grund des geringen Fortgangs der Einzelnen ſo wie der Menſchheit. Mit der ſpäten Enttäuſchung war dann ſtets auch der Gehalt des Lebens unwiederbringlich verloren. Der Magiſter wollte alſo Leander dieſe Erkenntniß ſo frühe als möglich verſchaffen; noch in der Fülle ſeines Lebens ſollte er den wahren Werth und Unwerth der Dinge erkennen und das Zufällige leicht und harmlos genießen lernen.

Aber an der Reinheit ſeines Herzens ſcheiterte der Plan ſeines Begleiters ſo wie die Künſte der Buhlerinen.

Die Schönheit der Weiber zog ihn an wie die der Blumen, der Bilder; er fühlte ſich wohl in ihrer Nähe, er ſuchte ſie. Der leichte Wiz, die ſcherzende Luſt der Gewandten reizte und ergözte ihn, er konnte Gefallſucht für Liebewürdigkeit nehmen, aber tiefer drangen dieſe Eindrüke nie, und ein Blik, ein Wort genügte dann auch, um ihn für immer zu entfernen. Leander trug ein Ideal des Weibes im Herzen; makelloſe Reinheit, fromme Begeiſterung waren die Grundzüge desſelben. Leander hatte ein Weſen kennen gelernt, das jenem Urbilde glich; wie ſollte ihn noch das üppige weltſinnliche Weib feſſeln, das vor den Flittern der Erde, vor den eignen Reizen und Begierden längſt den ewigen Beruf des Lebens vergeſſen und den Thau des Himmels aus ſeinem Herzen gerüttelt hat. Leander floh mit Ekel vor der Entwürdigten und pries ſich glüklich, Julie gefunden zu haben.

In dieſe Zeit fiel eine ſeltſame Entdekung des Magiſters. Ein frühes Geſchäft führte ihn eines Tages in Emils Zimmer, als das Kind noch ſchlief. Der rechte Arm hing über die Kiſſen ſeines Lagers, den linken hielt es um den Kopf gebogen; aber dieſe Arme, dieſer Naken waren blendend weiß und von lieblichſter reizendſter Bildung. Die Züge des Kindes erſchienen bei geſchloſſenen Augen noch feiner, rührend zarter als gewöhnlich. Des Magiſters Blik verweilte mit wohlwollendem Antheile auf dieſem Bilde ſchuldloſer Kindheit. Leiſe ſäuſelte der Hauch des Athems um ſeine morgenrothen Lippen und die Bruſt hob ſich ſanft unter der linden Strömung. Aber die Wölbung dieſes Buſens war nicht knabenhaft, und der Magiſter entdekte, daß das lieblichſte Mädchen vor ihm liege. Seine Mutter

mochte durch dieſe Täuſchung des Kindes und der Umgebung die arme Waiſe mindeſtens für die Gegenwart beſſer geſchüzt gehalten haben, oder es mußte ein tieferes Geheimniß über ſein Daſein ſchweben. Der Magiſter verlor ſich in Nachſinnen, beſchloß jedoch die allſeitige Täuſchung zu erhalten. Die Entwikelung ſollte der Zukunft vorbehalten bleiben.

In ſeltſame Gedanken verſank er aber, wenn er jezt wieder Leander und das Kind bei einander ſizen ſah, wenn er bemerkte, wie das junge Weſen an Leander hing. Die Natur oder der Zufall ſchien hier einen abenteuerlichen Verſuch zu machen; der Magiſter ließ es gewähren. Vielleicht ſollte im Verlaufe der Zeit dem Kinde der Natur gelingen, was den Damen der Salone mißglükt war. Irrwiſch ſah in dieſen Fügungen ein neues Mittel zu ſeinem Zweke. Er verkannte nicht, daß die Zukunft des jungen lieblichen Weſens bedroht war, aber er glaubte in der Wahl zwiſchen ihm und Leander ohne Zaudern zu Gunſten des lezteren entſcheiden zu müſſen.

Doch auch dieſe lezten Erwartungen des Magiſters ſchienen ſich nicht erfüllen zu wollen; heiter und unbefangen nahm Leander an ſeinem Schüzlinge Antheil, und dieſer lebte in unbewußter dämmernder Kindheit wie bisher.

Jezt erſt kam die Nachricht von Juliens Krankheit aber zugleich auch die von ihrer gänzlichen Geneſung. Leander fühlte mehr als jemals das Heimweh, die Sehnſucht der Liebe in ſeinem Herzen. In Kurzem vollendete er ſein zweiundzwanzigſtes Jahr; die Zeit, da das Teſtament des Generals, das über Leanders Leben zu entſcheiden

hatte, eröffnet werden ſollte, näherte ſich, und auch der Magiſter beſchloß nun die Rükkehr.

Leander gedachte kaum dieſes Teſtamentes, alle ſeine Gedanken waren bei Julie. Seine Sehnſucht flog vor ihm über die Alpen zurük. Er ſelbſt aber kehrte bereichert an Wiſſen und Veredlung, voll freudiger Liebe in die Heimat.

# Fünfzehntes Kapitel.

Julie lehnte im Fenſter; ſie wußte, daß Leander nach der langen Abweſenheit heute in der Reſidenz ankommen ſollte. Sie blikte die Straße entlang und Erde und Himmel verſchwammen vor ihren Augen. Welches Herz hat nicht ein Mal die Sehnſucht der Liebe empfunden, jene Sehnſucht, die erſt leiſe aufſteigt, dann aber die ganze Bruſt, das ganze Leben ausfüllt? Die irdiſche Glükſeligkeit liegt in der Liebe; nicht ihre erkannten begriffenen Freuden erheben das menſchliche Herz ſo hoch, aber ihr Reich umſchließt noch einen Himmel voll Ahnung, voll ferner unerkannter Geſtirne. Kein Genuß, kein Begriff genügt den Wünſchen des Gemüthes, in Traum und Vorgefühl ſucht es Befriedigung und Glük.

Die Sehnſucht der Liebe hatte Juliens Herz bemeiſtert; ihre Gedanken ſpielten mit den blauen Lüften, ſie zerfloſſen im Abendroth. Flimmernde Luftſchlöſſer ſchoſſen unwillkürlich vor ihr empor, Leander wandelte auf goldenem Hintergrunde, und das Füllhorn der Glükſeligkeit ſchien ſich über Beide zu ergieſſen. Eine innere Stimme ſagte Julien, daß dieſes Wiederſehen über ihr Leben entſcheiden, ihm die Krone aufſezen werde.

Jezt tönte ein Posthorn; seine Laute drangen klar und scharf herüber; Juliens Herz schlug in athemraubender Heftigkeit. Bald darauf ward ein wohlbekannter Reisewagen am Ende der Straße sichtbar und hielt am gewohnten Hôtel; ein hoher junger Mann mit blonden Loken sprang heraus, und es hatte seines alten Begleiters mit rothen Haaren nicht bedurft, um Julie jeden weiteren Zweifel zu benehmen. Sie brach in Thränen aus, — die Freude der Menschen hat diese Boten mit dem Schmerze gemein, — ihr Kopf schwindelte, ihr Herz jubelte, alle Sinne waren in Seligkeit aufgelöst. Als sie wieder durchs Fenster sah, war die Reiseszene bereits verschwunden und Juliens Pulse flogen freudig dem Wiedersehen des Geliebten entgegen. Sie sank wonnetrunken in den Sessel zurük, sie schloß ihre Augen um an inneren Gesichten zu schwelgen; sie weg der Zeit die Minuten, die Sekunden zu, — in der nächsten mußte sie Leander wiedersehen. Aber die Hast der Liebe hatte der Zeit ein zu kleines Maß angelegt; Leander konnte noch nicht bei ihr sein, und sie mußte selbst über ihre kindische Ungeduld lächeln. Gleichsam um sich dafür zu bestrafen, sezte sie eine noch längere Frist zum Wiedersehen aus; aber sie lächelte wieder, sie wußte ja, daß er früher kommen müsse. Als jezt Schritte über den Korridor tönten, verging ihr der Athem, drohte das Herz zu springen; — die Schritte eilten vorüber. Die Viertelstunde schlug, Leander war noch nicht hier, — der Ton der Gloke klang ihren Ohren schneidend und widerlich. Er überkleidete sich also, — wozu diese leere Zeremonie? Die Uhr schlug wieder und wieder, Leander erschien noch immer nicht; Juliens Herz fühlte einen bangen Druk, ihre

schnellkräftigen Glieder hingen schwer und matt. Sie lehnte noch immer im Fenster; das Brausen des Tages verrauschte allmälig in den Gassen, die Laternen wurden angezündet, die Laden geschlossen, — und dunkle einsame Gestalten schritten endlich still an den Häusern vorüber. Das Hôtel am Ende der Gasse war schon längst glänzend erleuchtet, die hellen Fenster bezeichneten viele und heitere Gäste, aber Leander war noch immer nicht gekommen. Eine Täuschung konnte nicht vorgegangen sein, Julie hatte seine schöne hohe Gestalt nur zu gut erkannt, sie hatte auch Irrwisch bemerkt; eine Krankheit ließ sich eben so wenig voraussezen, denn Leander war mit der Kraft der Jugend und Gesundheit aus dem Wagen gesprungen und hatte sich munter und rüstig bewegt. Was konnte ihn so lange von ihr entfernt halten? Auch beim Aussteigen hatte er nur sehr kurze Zeit auf der Gasse verweilt, er hatte, wie sie sich zu erinnern glaubte, nicht einmal herüber gesehen. Das lezte Mal war er alsogleich vom Wagen zu ihr geeilt; bedekt vom Staub der Reise, hastig und ungestüm hatte er sich zu ihren Füßen gestürzt, und selbst der kurze Weg bis zu ihr schien ihm noch zu lang gewesen zu sein. Warum mochte er diesmal zögern? — Endlich war es ganz finster in den Gassen, die Hausthore schlossen sich, die meisten Fenster waren schon dunkel; jezt erlosch auch der Lichtschimmer des Gasthofes allmälig und die fernen Sterne blikten sanft und leise in die öden Gassen. Die Nacht lag über der Stadt, der Schlaf sank kühl und allverwischend hernieder, aber Juliens Augenlieder waren noch heiß und geöffnet, und ihr Herz klopfte bang und ruhelos. Es schlug Mitternacht; sie wußte sich im Labirinthe von Zweifeln und Besorgnissen

nicht zurecht zu finden, in fieberhafter Unruhe lag ſie auf dem Bette und ihre Gedanken verloren ſich endlich in weiten finſtern doch unklaren Bildern. Auf Momente entging ihr das Bewußtſein, aber der Schlummer ſank doch nicht beruhigend über ihre Seele. Die fortlaufenden Schläge der Thurmuhr dröhnten an ihr Ohr, der erſte Hahnenruf, das früheſte Regen des erwachenden Taglebens webte ſich in das Geſpinſt ihrer wachen Träume. Jezt fiel der Strahl der Morgenſonne durch die Gardinen und ſie ſprang von ihrem Lager. Kopf und Herz war ihr müde und bang; nur ein Gedanke ſtärkte ſie: dieſer Tag, der nun ſo frühroth heraufzog, mußte ihr Löſung bringen, und ihre Liebe, ihre Hoffnung hielt noch, mindeſtens jezt in der Morgenſtunde an der Erwartung des froheſten Ausganges. Julie hatte auch ihre innere Kraft theilweiſe wieder gewonnen und hatte ſich einigermaßen geſammelt. Sie verrichtete geduldig ihre Geſchäfte, ſchaffte in den Zimmern und leitete das Hausweſen; ſie hatte beſchloſſen, Leanders Kommen und die weiteren Entwikelungen ſtill zu erwarten. Aber ungeachtet dieſer Ermuthigung lag auf ihren Wangen doch eine merkliche Bläſſe und ihr Geiſt ſchwebte gleichſam entbunden über der Maſchine des Körpers. Sie ſtrengte ſich an, die Gedanken an ihre kleinen Verrichtungen zu feſſeln, aber es gelang ihr nicht, und nur Gewohnheit und Geſchiklichkeit ließ ſie faſt unbewußt Alles gehörig zu Stande bringen.

Gegen Mittag ging ſie an einem der Fenſter vorüber, von denen ſie ſich bisher abſichtlich entfernt gehalten hatte. Der Zufall hatte den Augenblik ſeltſam gewählt; ſie konnte noch Leanders Wagen erbliken, der ſo eben vorüber gefahren

war; alles Blut verlor ſich aus ihrem Antlize, ihr Herz ſtand einen Augenblik ſtill. Er war alſo in der That ausgefahren, ohne ſie vorher beſucht zu haben. Zufällig erfuhr ſie bald darauf, daß heute im Gerichthauſe des General Witte Teſtament eröffnet werde, da Graf Leander ſein zwei und zwanzigſtes Jahr bereits vollendet habe. Ihre Bangheit, ihre Angſt gewann jezt beſtimmtere Form, ſie hatte bisher kaum jemals auf dies Teſtament gedacht; nun ſtieg es vor ihrer Seele als ein finſterer Spruch empor, dem Macht über das Schikſal ihres Lebens gegeben ſei. Ohne daß ſie klare Gedanken feſthalten konnte, ſchien es ihr, als hörte ſie die Urne über ſich rauſchen; ſie zitterte bei jedem fremden Tritte, bei jedem raſchen Worte ergriff ſie ein Schauer.

Aber wenden wir uns jezt auch zu unſerem Freunde Leander. Als er geſtern den Reiſewagen verlaſſen hatte, wollte er alſogleich zu Julie eilen, aber der Magiſter hielt ihn zurük. Er theilte ihm mit, daß er die Eröffnung des Teſtamentes auf den kommenden Tag eingeleitet habe, und nahm Leander das Verſprechen ab, vor deſſen Kundmachung durchaus in keinen Verkehr mit Julie zu treten. Der junge Graf machte dagegen Einwendungen, allein Irrwiſch beſtand auf ſeinem dringenden Wunſche. Leander ſollte morgen der unumſchränkte Herr ſeines Willens werden, konnte er heute ſeinem väterlichen Freunde das lezte Begehren abſchlagen? Traurigen Herzens willigte er ein, nicht die eigne verzögerte Freude, ſondern die Sorge, die Julie über ſein Ausbleiben befallen mußte, ſteigerte den Preis dieſes Opfers unendlich. Mißmuthig begab er ſich im Gaſthofe in ſein Zimmer und wollte ſich unfreundlichen Betrachtun-

gen überlaſſen, als auch der Magiſter ihm in dasſelbe folgte und ſeine Aufmerkſamkeit für ein paar Stunden verlangte. Leander horchte dem ernſten Vortrage. Der Magiſter erzählte dem jungen Grafen die Geſchichte ſeines Vaters, die bereits aus einem der erſten Kapitel bekannt iſt. Irrwiſch ſchilderte den Grafen Altberg als einen den Wiſſenſchaften und ernſten Beſtrebungen ergebenen Mann. Betrachtungen und Erfahrungen machten ihn frühe gegen die Weiber und gegen die Liebe mißtrauiſch, ſeine Ueberzeugung, ſein feſter Wille ſchienen ihn endlich auch mit Gleichgiltigkeit ausgerüſtet zu haben. Er hielt die Weiber für Geſchöpfe, die weit unter den Männern ſtänden, und die Liebe für die gefährlichſte Verſuchung der Endlichkeit. Er ſtudirte viel und machte weite Reiſen; aber auf einer derſelben ſah er ein Mädchen, deſſen Schönheit dem Himmel entſtammt zu ſein ſchien. Der bereits vierzigjährige Weiberfeind ſchrieb den Eindruk, den ſie auf ihn hervorbrachte, nicht dem Geſchlechte, ſondern der allgemeinen Schönheit zu. Er ſuchte ihre Nähe als die eines Meiſterſtüks der Natur, ihr Antliz erſchien ihm als das herrlichſte Modell für ſeine Kunſtſtudien. Allein ſeine Bilderliebe nahm bald einen individuelleren Karakter an; aus dem Bewunderer ward ein Verehrer, endlich ein Liebhaber. Der Archäologe begnügte ſich nicht mehr mit der todten Pracht des Marmors, er floh davon zur ewig bewegten reizenden Schönheit des Lebens. Die reine Harmonie dieſes Antlizes, der göttliche Bau dieſer Glieder konnte nur eine Seele beherbergen, die der edelſten männlichen ebenbürtig ſein mußte. Seine ſorgfältig aufgezogenen Grundſäze gingen unter, und Graf Altberg warb um Roſa's Hand. Sie ward ihm, und

zwar, wie es schien, mit Gegenliebe zu Theil, und der glükliche Gatte glaubte, Italien den kostbarsten Schaz zu entführen, als er mit dem jungen schönen Weibe über die Alpen zog. Diese Augen leuchteten wirklich wie Sonnen der Nacht, diese Wangen wetteiferten mit rothen und weissen Rosen, und die Herrlichkeit der Antike mußte dieser gebornen weichen. Aber Rosa Emilia bewies sich gegen ihn auch als ein Engel, und dieser Engel liebte ihn. Der Graf war unsäglich glüklich, die bizarren Seiten seines Karakters kehrte er nur gegen die Welt, für Rosa war er ein seliger Entzükter; jene wollte er absichtlich entfernt halten, diese beglüken. Sie lebten in ländlicher Abgeschiedenheit; Leander war das vergötterte Kind ihrer Liebe.

Doch der Geist der Verneinung blieb nicht lange von diesem Paradiese entfernt; der Versucher nahte und das angebetete Weib, die glükliche Mutter erlag schon seinem ersten Erscheinen.

Lasi' mich kurz sein, Leander, fuhr der Magister düster fort, es ist unheimlich, wenn die Kinder die Schmach ihrer Eltern erfahren. Ob deine Mutter verführt wurde, oder ob sie selbst frohlokend die Hand bot, ich weiß es nicht; genug, sie wurde deinem Vater untreu; er fand Beweise darüber und rächte den Verrath. Es ist viel Blut um die Lüsternheit dieses Weibes geflossen; sie endete im Elende, — dein Vater verkümmerte in Jammer. Dies, mein junger Freund, genügt für heute; wenn du morgen das Testament vernommen, wenn du dann den Entschluß eines Mannes würdig gefaßt haben wirst, dann werd' ich dir noch ein Heft mit Briefen und Tagbüchern deines Vaters geben, damit du die Geschichte seines Lebens ganz begreifen mögest.

Irrwiſch verließ ihn, und Leander hatte für dieſe Nacht Stoff genug zu ernſten vielfachen Betrachtungen. Tiefe Betrübniß ergriff ihn über die ſündhafte Schwäche ſeiner Mutter, über den Schmerz ſeines Vaters, aber gleichwol mußte er die Liebe ſchuldlos ſprechen, und Julie ſtand makellos wie immer in ſeinem Herzen.

Am nächſten Morgen fuhren Irrwiſch und Leander aufs Stadthaus, wo das Teſtament des Generals hinterlegt war.

Zuerſt wurden mehrfache Aktenſtüke und Beilagen verleſen, die faſt nur auf Ausweiſung des Vermögens, das ſich ſehr bedeutend zeigte, Bezug hatten, der Schluß erſt enthielt die einfache Verfügung, daß Leander Graf von Altberg der einzige Erbe des geſammten Reichthums ſei, wenn er innerhalb Jahrfriſt das Gelübde der Eheloſigkeit in einem ritterlichen Orden ablegen wolle. Im entgegengeſezten Falle war das Vermögen zur Errichtung eines Waiſenhauſes beſtimmt und Leander verblieb nur ein ganz unbedeutender Jahrgehalt.

Leander hörte dieſe Anordnungen faſt gleichgiltig an, und verließ den Saal, indem er die gute Verwendung der großen Verlaſſenſchaft billigte. Irdiſche Güter hatte er eigentlich noch nicht ſchäzen gelernt; keiner ſeiner äußeren Wünſche war bisher aus Rükſicht auf dieſelben unerfüllt geblieben; was lag ihm daran, daß er dieſen Reichthum verlieren ſollte. Seine Bruſt fühlte ſich im Gegentheile jezt frei und froh, dieſes Teſtament war die lezte Zeit immer als ängſtender Schatten über ſeine Gefühle und ſein Leben gefallen; jezt wußte er endlich den Inhalt: es hatte ſich alſo nur um Geld gehandelt und ſein Herz, ſein Wille war nach geringem Entſagen rein und frei.

Irrwisch beobachtete aufmerksam den Eindruk, den das Testament auf Leander gemacht hatte, und war über die frohe Regung, mit der er es hinnahm, beinahe betreten.

Ich eile zu Julie, rief ihm der Graf zu, als sie die Treppe des Gerichthofes hinabstiegen.

Und was willst du dort? fragte der Magister mit ruhigem Ernste.

Ich will nach der langen Trennung endlich selig sein: ich werd' ihr noch ein Mal meine Liebe gestehen und sie vom Vater zum Weibe verlangen.

Und das Testament?

Ich werde ihr seinen Inhalt erzählen, wenn sie nicht vorzieht, nur von meiner Liebe zu hören.

Leander, unterbrach ihn voll Ernst der Magister, ich muß mir über deine Erziehung einen schweren Vorwurf machen; du hast viel gelernt und dein Verstand ist scharf und gediegen, aber du kennst die äußeren Verhältnisse und Bedingungen des Lebens nicht. Wird Julie den armen Freier genehmigen?

Der Magister schob den Grafen unterdessen in den Wagen, und befahl auf eine entfernte Promenade zu fahren. Diese Frage stellte ihm seine Lage von einer neuen Seite zur Betrachtung dar; überrascht, beinahe unbewußt, nahm Leander Plaz an der Seite seines alten Freundes, und der Wagen rollte bald darauf aus dem Stadtthore.

Unsere Gefühle, so wie unsere Gedanken und Entschlüsse, begann Irrwisch, sind unser freies inneres Eigenthum, aber sobald sie als Begierde und That aus uns hervortreten, verfallen sie unabweichlich dem Geseze der äuße-

ren Welt, das nicht von unseren Wünschen abhängt. Schon das Urtheil der anderen Menschen zieht eine gewaltige Schranke, aber wer auch diese überspringt, der vergeudet seine Kraft erfolglos an der Mauer des gegebenen Gesezes, an der Richtschnur des hergebrachten Gebrauches, an den Felsen des Bedürfnisses. Was fragt die Welt nach den weichlichen Empfindungen, nach den süßen Wünschen des Herzens; ihren Spruch rühren keine Thränen, vor ihrem Richterstuhle gibt es hiernieden keine Berufung. Die Liebe ist ihr ein thörichtes Kind, und sie selbst ihr gebietender Vormund. Nur wenn die tolle Sehnsucht derselben zufällig mit ihren eigenen klugen Absichten zusammen läuft, gibt sie ihr das schüzende Privilegium, in jedem andern Falle erwarten sie Hemmung und Fesseln. Aber auch ohne die Gewaltthat der Menschen muß die Liebe, sobald sie den Verhältnissen entgegen läuft, im Drangsale unserer Bedürfnisse verkümmern. Der reiche Graf Leander wäre ein erwünschter Bräutigam für Julie von Schwangau gewesen, dem enterbten muß sie den Rüken wenden.

Nein, Vater, das wird Julie nicht! Und sollten tausend Herzen in dieser Probe erliegen, auf dies eine sez' ich meine Glükseligkeit.

Du schwärmst, Leander; und wenn auch sie in die unverständige Verbindung willigte, würde ihr Vater sie je zugeben? Schwangau kennt diese irdische wechselnde Welt zu genau, um einem Bunde seinen Segen zu geben, an dessen Ferse die Reue hängt. Die Erfahrung an Stella hat ihn weiser und fester gemacht.

Nicht doch, mein Freund, zur Glükseligkeit bedarf der Mensch nicht des Ueberschwangs äußerer Güter; stille

Beſchränktheit genügt und Mühe verſüßt die kleinſten Genüſſe.

Die Mühe des Erringens kann der Menſch ertragen, aber niemals die des Entbehrens. Schwangau's Vermögensumſtände kamen in lezter Zeit ſehr herab, ſie genügen kaum mehr, Adlerheyſt und Stella zu erhalten; jede neue Laſt wäre unerträglich. Seine Kapitale werden kaum ausreichen, den Hausſtand ſeiner Famile, ſo lange er lebt, zu verſorgen; ſein Tod wird einen traurigen Abgang ausweiſen. Auch ſeid ihr beide an Wohlſtand gewohnt; Equipagen, Dienerſchaft und Ueberfluß ſchäzt man oft nur gering, ſo lange man ſie beſizt; aber der Mangel fällt jedenfalls unerträglich.

Uns gewiß nicht, mein Freund! Unſer gegenſeitiger Beſiz wiegt hundertfach alle anderen Genüſſe auf, und ein beſcheidenes Loos wird unſerer Liebe genügen.

Der Jahrgehalt, der dir ausgeſezt iſt, bereitet kaum dir allein ein ſolches; euch vereint würde er der Armuth preis geben.

Ich kann arbeiten, und auch Julie wird es wollen; im Schweiße des Angeſichts werden wir der Erde unſeren Unterhalt abringen.

Gutmüthiger Schwärmer! die Flur, der Wald ſind längſt vertheilt, in deinem Looſe liegt kein Stük Erde, das dein Schweiß befeuchten könnte. Deine Kenntniſſe, deine Fertigkeiten ſind nicht für den Gewinn des Marktes berechnet; dir bliebe nur die Arbeit des Laſtträgers, der Gewinn des Handlangers.

Er ſei mir willkommen, wenn ich Julie damit erringe.

Und wärest auch du thöricht genug, der Wallung des Augenbliks das Schikſal deines Lebens zu opfern, Schwangau wird es nicht zugeben, und Julie dich verwerfen.

Ich muß zu Julie, — bei ihr, von ihr will ich mein Urtheil hören, und es wird mich zum glüklichſten Menſchen machen, wie ſehr auch die Regeln dieſer Erde ſich dagegen auflehnen mögen.

Aber dieſer Entſchluß ließ ſich nicht ſo eilfertig ausführen, als er gefaßt wurde. Während des verſtehenden und ähnlicher Geſpräche war der Magiſter mit Leander unvermerkt auf einer entlegenen Hügelſtelle angelangt; ſie hatten den Wagen verlaſſen, und der Magiſter dieſem den Auftrag gegeben, ohne ſie nach Hauſe zu fahren. Es lag jezt noch ein ziemlich weiter Weg über Hügel und Thal zwiſchen ihnen und der Stadt. Leander trieb ungeſäumt zum Rükgange, und ſeiner Haſt und Ungeduld ſchien die Straße kein Ende zu nehmen.

Unterdeſſen war Freiherr von Schwangau zum ſpäten Diner nach Hauſe gekommen; ſein Gang war gebeugt, auf ſeiner Stirn lag ungewöhnlicher Ernſt. Sein erſter Blik fiel auf Julie. Sie hatte ihn, ohne die Wimpern aufzuſchlagen gegrüßt, und vollzog eben traumhaft einige unbedeutende Verrichtungen. Der alte Mann ſezte ſich in einen Lehnſtuhl und betrachtete einige Zeit ſchweigend, doch mit tiefer Rührung ſeine fromme Tochter, an der er noch nie einen Fehler entdekt hatte. Nach einer langen Pauſe ſtummer Gedanken, rief er Julie zu ſich: Wohl dir, mein Kind, daß du fromm und gottesfürchtig biſt; faß' dich in Geduld und Kraft, ich habe eine böſe Nachricht für dich. Ich will dir ihre Bitterkeit nicht tropfenweiſe

eingeben; lies diesen Brief, und erfahre sie ganz und auf ein Mal.

Der Brief war von Irrwisch geschrieben, und theilte dem Freiherrn den Inhalt des Testamentes mit. Kurz und verständig sezte er dann die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen Julie und dem Grafen aus einander, von der sich das Fräulein gewiß eben so sehr überzeugen werde, als Leander es bereits sei. Auf höfliche verbindliche Weise berührte er dann den Schmerz dieses Lezteren über die nothwendige Entsagung, und fügte den Wunsch hinzu, daß man den jungen Leuten die völlige Trennung so leicht als möglich machen möge. Julie hatte die Zeilen nur überflogen, doch war ihr der Sinn derselben klar über jeden Zweifel. Nun verstand sie auch Leanders Ausbleiben. Der Brief entfiel ihr, sie drükte die Hände an die Brust, und ihr Kopf sank darüber, als sei er zu kraftlos, sich aufwärts zu heben, wohin sonst doch immer die ersten Regungen ihrer Gefühle gegangen waren. Aber ihr Vater schloß sie tief erschüttert in die Arme; sie war sein liebstes Kind, das lezte, auf dessen Glük die alternde Hoffnung seines Lebens gebaut gewesen war.

Jezt sei stark, meine Julie! Die Seligkeit deines Herzens ist dahin, aber du hast noch deine alten treuen Eltern, und über uns waltet der ewige Gott.

Julie sank in seine Arme, ein Thränenstrom löste dann den Krampf ihres Herzens und der feuchte Blik hob sich ungewiß und schmerzvoll nach oben.

Der alte Schwangau fühlte durch sein ganzes Leben wenig Sympathie für die Leidenschaft der Liebe und anderer leidenschaftlicher Gefühle, ja sein Verstand verwarf sie;

dennoch kennte er gegen Juliens Liebe nie einen Tadel aufbringen, ſie ſchien ihm nicht den Regeln gewöhnlicher Triebe zu unterſtehen. So geſchah es auch heute, daß zwar ſein Verſtand an des Grafen Entſchluſſe, ſo wie an der Art und Weiſe, mit der ihn der Magiſter mittheilte, nichts mißbilligen konnte, daß aber dennoch das Wohlwollen, das er ſonſt für Beide gehegt hatte, verſchwand, und daß er eine geheime Erbitterung gegen ſie fühlte.

Erſt gegen Abend erſchienen Leander und der Magiſter im Hauſe des Freiherrn. Jener trat mit der Ueberzeugung ein, daß ſchon die erſte Begrüßung alle Zweifel, die Irrwiſch bei ihm erregt hatte, zerſtreuen würde; allein der Erfolg entſprach nicht ſeinen Erwartungen. Schwangau empfing ihn mit ſtrengem Ernſte, den nur geſellſchaftliche Rükſicht milderte; auch das Wohlwollen der Dame des Hauſes ſchien von ihm abgewendet, und Julie erwiederte ſeinen Gruß mit nur halb zugewendetem Auge und in ſcheinbarer Ruhe. Der junge Graf war gewohnt, äußere Geberden und Worte für den treuen Ausdruk innerer Geſinnungen zu halten. Sein lebhafter herzlicher Gruß, der heiße Strom ſeiner innigſten Gefühle prallte ab an dieſem kalten Empfange. Er fühlte ſich zuerſt verwirrt und befangen und ſuchte Wendungen und Worte, das Geſpräch in Gang zu bringen; als dies endlich ſeinem weltgewandten Begleiter gelungen war, verſank er in Schweigen und fand Muße, die Bedeutung des Augenbliks zu bedenken. Der Magiſter hatte alſo Recht gehabt, als er die Neigung der Menſchen als von äußeren Umſtänden abhängig erklärte: Leander hatte kaum den Glanz des Goldes, wenigſtens unter gewiſſen Bedingungen verloren, und ſchon kehrten

ihm seine Freunde den Rüken. Er fühlte sich auf der liebsten Stelle dieser Welt als Fremdling empfangen. Die theuersten Rechte, deren Beſiz er nur sich selbſt zuzeschrieben hatte, waren verloren, die zuverläſſigſten Menſchen hatten ihn verſtoßen. Er blikte jezt mit einem Anflage von Hohn, ja von Verachtung auf das Elternpaar, das mit Irrwiſch ein ſchikliches Geſpräch begonnen hatte. Wie anders wäre er empfangen werden, wenn das Teſtament ihn zum unbeſchränkten Erben der vielen Glükgüter berufen hätte. Er hatte ſich ſonſt geſchmeichelt, das aufrichtige Wohlwollen dieſer Menſchen zu beſizen; nun begriff er ſchnell, wie wenig er die Menſchen kenne und wie viel richtiger ſie Irrwiſch beurtheile. Doch was lag ihm an der Meinung der beiden Alten, — konnte aber Julie, auch ſeine Julie ihre Liebe um die Güter der Welt ausbieten? Sein Blik fiel wieder auf die theure holde Geſtalt. Merkliches Zittern hatte ſie beim Eintreten des Grafen durchſchauert, die Farben ihrer Wangen wechſelten ſchnell und heftig, aber Leander hatte bei der gewaltigen eignen Erſchütterung dieſe Zeichen ihrer Liebe überſehen. Jezt ſchlug ihr Herz zwar immer noch ſtürmiſch und verrathend, aber eine ſanfte Ergebung, duldende Ruhe war über ihre äuſſere Erſcheinung gekommen. Sie ſaß furchtſam vor einer Tapetenarbeit und verſuchte ſich in emſigem Fleiſſe vor der Unbeſonnenheit ihres Herzens zu ſchüzen. Doch der Sturm des Augenbliks hatte Leanders Sinne und Gedanken betäubt, verwirrt: an ſeine Bruſt hätte Julie fliegen, in allvergeſſender Liebe auch dem Armen, Enterbten ihre Treue bekennen ſollen, — aber ſie ſaß gelaſſen und berechnend vor dem Stikrahmen und die Erinnerungen der Liebe verblaſten zugleich mit dem Schim-

mer des Goldes. Die geänderte Geſinnung der ganzen Welt hätte er ertragen, an dieſem einen Verrathe verblutete ſein Herz. Mit bitterem Lächeln hing ſein Auge an Juliens abgewandter Geſtalt, aber auch die Kraft der Kränkung brach und die herbſte Thräne ſeines Lebens umflorte ſeinen Blik. Langſam näherte er ſich Julie und nahm ihr gegenüber Plaz; die bunten Fäden des Gewebes verwirrten ſich vor ſeinen Augen; ſie erſchienen ihm ſchwarz und blutig wie das Nez des Todes unter den Händen der Parzen. Stumm ſaß er ihr eine Weile gegenüber, endlich begann Julie ſchüchtern das Geſpräch.

Sind ſie von ihrer Reiſe befriedigt?

Der Graf ſtarrte ihr in das Geſicht; er hatte die Frage zuerſt nur gehört, nicht verſtanden; als die Laute endlich Sinn für ihn gewannen, erſchien ihm dieſer zu unbedeutend um in ſolchem Augenblike zu antworten. Erſt nach einer geringen Pauſe gewann es Julie über ſich, eine ähnliche Frage zu ſtellen.

Sie kamen bis Sizilien?

Ja wol, erwiederte Leander jezt ohne Zaudern und fühlte ſich verlezt, daß Julie nur ſo Unbedeutendes von ihm zu erkunden beſtand.

Die Reiſe durch Italien gehört wol zu den genußreichſten, fügte Julie ſchüchtern hinzu.

Wie man es nehmen will, meine Dame, erwiederte der Graf und beſchloß in gereizter Stimmung mit plözlichem ſcharfen Humore ein gebildetes Geſpräch zu führen. Die Natur iſt dort zwar allerliebſt und die edlen Gliedmaſſen der Antike liegen ringsum über das Land zerſtreut, aber Natur und Kunſt ſind am Ende zu wenig pikant und

der feinſte Geſchmak ſehnt ſich nach raffinirteren Genüſſen.

Julie hob ſtumm ihr Auge zu ihm empor.

Sie theilen ohne Zweifel dieſe Meinung, und Paris und London muß ihnen wie mir als Ziel der Sehnſucht erſcheinen. — Ich lege ihre ſtummen Blike bejahend aus, mein Fräulein?

Erſchroken ſenkte Julie die Augenwimpern: Verzeihen ſie, daß ich nicht antwortete; ich erinnerte mich an ein Geſpräch, das ich ſie einmal führen hörte.

Die ſo eben genannten Städte ſind ohne Widerſpruch das Höchſte, das unſerem Geſchlechte jemals gelungen iſt; dort ſpringen die Quellen jedes Genuſſes und Geld iſt der Stab Moſes. Dort treiben die Blüten des Lebens, dort reift ſeine köſtliche Frucht.

Dennoch hatten ſie einſt andere Anſichten.

Man ändert ſich; Aenderung iſt die Bedingung des Fortſchrittes. Nur gewiſſe Grundwahrheiten und Urerkenntniſſe bleiben unerſchüttert, z. B. daß Reichthum der Sonneſchein und Thau des Lebens iſt.

Julie ſchwieg.

Nicht wahr, mein Fräulein, ſie theilen meine Ueberzeugung?

Sie genießt die Billigung der Welt.

Leanders gewaltthätige Stimmung wurde noch erhöht; der Schritt von der Verzweiflung bis zu toller Laune iſt nur ein geringer.

Sie ſpielten vorher auf die Aenderungen an, denen wir ausgeſezt ſind: ſie überkommen uns zu unſerem Heile. Nicht die Seele allein wird mündig und das Herz feſt,

auch das Äußere unterliegt dieſer günſtigen Fortbildung und erhält erſt das Gepräge, das in dieſer Welt in Umlauf iſt. Nicht nur der Körper hat ſeine Uebergangkrankheiten, auch die Seele phantaſirt in Fiebern der Schwärmerei und Empfindelei. Aber beide gehen geſtärkt aus dieſem Kampfe hervor und tragen nur leichte Spuren davon, wie — Pokennarben.

Mag nun dieſes Gleichniß Leander nur zufällig beigekommen ſein, oder hatte es ſeine Gereiztheit abſichtlich gewählt, genug es zukte wie ein Dolchſtich durch Juliens Herz. Schnell fuhr ihr Antliz empor und ſtarrte in den gegenüberſtehenden Spiegel; ſie erblaßte, und der Bliz einer neuen Erkenntniß drang durch ihre Bruſt. Nicht nur ſein Hang am Geldbeſitze trennte Leander von ihr, auch ihre matteren, von einzelnen Narben umdämmerten Wangen vermochten nicht mehr den alten Reiz über ihn zu üben, und ſeine Liebe, das Gefühl, das ſie ſtets für das zuverläſſigſte, heiligſte dieſes Lebens gehalten hatte, war nichts als das üppige Spiel ſeiner Sinne geweſen. Sie ließ matt die Hände ſinken und eine Ohnmacht bedrohte ſie. Nicht irdiſche Eitelkeit war in ihr verlezt worden, ſondern der Glaube, das Vertrauen ihres Herzens auf den Adel des Gefuhls hatte jezt die völlige Niederlage erlitten.

Was iſt ihnen, Julie? rief jezt Leander in plözlicher Beſtürzung, ſie wanken! Julie, Julie, hat die Vergangenheit noch Gewalt über ſie?

Er wollte ihre Hand faſſen; aber ſie war zu ſich gekommen und entzog ſie ihm mit ſtrenger Kälte.

Es war ein Schwindel, eine Schwäche; beunruhigen ſie ſich nicht, Herr Graf.

Leander erhob ſich ſtolz.

In einiger Entfernung war unterdeſſen das Geſpräch zwiſchen Irrwiſch und den Eltern karg und unfreundlich fortgegangen; beide Theile ſahen dieſe letzte Unterredung zwiſchen den jungen Leuten nur ungern und wendeten ſich jezt faſt zugleich an ſie. Der Magiſter wechſelte mit der jungen Dame einige artige Reden und bemerkte endlich wie zufällig, daß der Graf dieſe Gegenden bald wahrſcheinlich für längere Zeit verlaſſen werde, da Frankreich und England dauernde vielfache Ausbeute zu bieten verſpreche.

Dieſe Nachricht wurde ganz gleichgiltig hingenommen und Leander fühlte ſein Herz bei ſo tiefer allſeitigen Kälte erſtarren.

Bald darauf empfahl ſich Irrwiſch und ſchweigend eilten die zwei Männer nach Hauſe. Aber in der Einſamkeit ſeines Zimmers warf ſich Leander troſtlos verzweifelnd in den Divan und brütete ſtundenlang vor ſich hin. Er konnte ſeinen Zuſtand noch nicht recht faſſen; es mangelten ihm die Uebergänge, ihm fehlte noch die Fähigkeit, den Gedanken verlornen Glükes zu ermeſſen.

Als es ſchon tief in der Nacht war, ſprang er endlich empor, riß Fenſter und Verhänge auf und ſtarrte erwartend und hoffend in die Nacht hinaus: es muſte ja doch Alles nur ein Traum, ein Blendwerk ſein! Aber kalt blies die Nachtluft herein, in unerſchütterlichen Kreiſen zogen die Geſtirne, und ſein Herz ſchlug bang und unglücklich. Ihn hatte kein Traum befangen, Julie und das Glück ſeines Lebens war ihm für immer entflohen.

Julie, Julie! rief er hinaus in die mondſcheinhelle Nacht, und der Laut dieſes Namens klang ſüß und rührend

zurück; er eilte hinunter auf die Gasse und starrte zu ihren Fenstern empor. Nur der Mondschein brach sich an den Scheiben, aber diese Mauern schienen Leander durchsichtig, und Julie schien vor ihm zu stehen mit allem frommen Liebreiz, aller Huld der Vergangenheit.

Sie konnte ihm nicht verloren sein, er fühlte Kraft in sich, mit einer Welt um sie zu ringen. Jugend und Liebe entsagt der Glückseligkeit nicht so schnell. Er liebte sie mit unveränderter Glut, — und sie sollte ihn nicht mehr lieben? Wie das Gute, das Wahre, das Schöne noch bestand, so mußte auch ihre Liebe noch dauern und unsterblich sein. Er rief sich sein leztes Gespräch mit ihr in das Gedächtniß zurück, aber der Schmerz hatte seine Erinnerung abgestumpft. Es waren hohle Worte gewesen, die sie wechselten; was er gesprochen hatte, war nicht aus seinem Herzen ausgegangen, warum sollten ihre Reden mehr Gewicht gehabt haben als die seinen. Nur eine Erinnerung flog jezt wie ein helles Gestirn in seiner Seele empor: Er hatte am Ende ihrer Unterredung eine Thräne in ihrem Auge schimmern gesehen. Ja gewiß, es war eine Thräne gewesen, sie hatte ihr Auge verklärt, in ihren Wimpern gezittert! Julie hatte geweint, Leander konnte nicht verzweifeln. Diese kostbare Thräne mußte Thau der Liebe gewesen sein; unbegreifliche Thorheit hatte gestern seine Sinne befangen, er hatte tolle wüste Reden geführt, und eine einzige einfache Frage hätte ihn schnell auf den Gipfel seiner Wünsche getragen. Wo sollte er Wahrheit suchen als gerade bei Julie? Ihr Mund mußte die Frage seines Lebens schnell und — glücklich entscheiden. Und diese Frage glühte jezt in seinem Herzen, flammte auf seinen Lippen; die Nacht schien ihm

unerträglich und seine Sehnsucht hätte die Sterne verlöschen mögen.

Aber nur langsam verschwanden sie, ihr lezter führte endlich die Morgenröthe herauf. Leander hatte sich ermannt; er strich noch eine Weile im Thau des Morgens umher, dann aber eilte er noch am frühen Morgen zu Schwangau, wurde jedoch wiederhohlt abgewiesen.

Erst gegen Mittag empfing man ihn. Nur die Mutter und Abel waren gegenwärtig, Julie fehlte, und das Gespräch entwickelte sich unerfreulich und gespannt. Die Matrone erfüllte nur die unerläßigsten Pflichten der Dame des Hauses, Abel führte schale Reden über Reisen, Stadtereignisse und Hoffeste, und Leander versank in stumme Gedanken. Mit vollem offenen Herzen war er gekommen, seine Züge hatten die Innigkeit und Unerschütterlichkeit seiner Gefühle zur Schau getragen, das Wort der Liebe hatte auf seiner Zunge geschwebt. Der Augenblick schien gekommen jedes Mißverständniß zu entfernen, die alte Liebe mußte hervorbrechen über alle Schranken und Bedenklichkeiten, und Julie wieder die Seine werden wie sonst und immer. Aber ihre Abwesenheit schlug seine Freudigkeit nieder, die nuzlosen Reden, in die er sich verwickelt sah, dämpften seinen Muth, und Ungeduld verwirrte ihn vollends. Die günstige wahre Schicksalsstunde rollte fruchtlos vorüber. Jezt erschien auch Schwangau und zeigte mit Absicht seine Befremdung über die Gegenwart des Grafen. Die Unterhaltung gewann nicht durch sein Einmischen, und alle Theile waren verstimmt. Ein Bedienter meldete die Anfrage eines verwandten Hauses, man wollte auch Julien darüber zu Rathe ziehen, nach einigem unbehelfenen Zögern wurde sie gerufen.

Julie erſchien. Die entſtandenen Zweifel wurden alſobald berichtigt, und dem Bedienten eine zukommliche Antwort ertheilt. Leander ſtarrte während der kurzen Verhandlung verzückt in Juliens Antliz, die Wirren ſeines Innern neigten ſich bei dieſem Anblicke zu genügender Löſung, ihn erfüllte die alte milde Seligkeit ſicherer Liebe. Alle Sonnen ſeines Glücks ſchienen ſich in dieſer edlen holden Geſtalt zum heilbringenden Sternbilde zu vereinen. Die geſellige Schicklichkeit mochte dem Fräulein ſchnelle Entfernung unterſagen; der einzige leere Stuhl ſtand neben dem Grafen, und Julie ſezte ſich nach kaum bemerkbarem Zögern an Leanders Seite. Wie ferner Lärm verrauſchte ſeinem Ohre das Geſpräch der Uebrigen, er ſah und fühlte nur noch Julie.

Es gibt Augenblike im Leben, in denen über dem geſellſchaftlichen Menſchen plözlich die Kruſte der hergebrachten Mode ſpringt, wo er in urſprünglicher Wahrhaftigkeit vor Seinesgleichen ſteht. Leander befand ſich in ſolcher Lage. Es handelte ſich um das Glück ſeines Lebens, was ſollte er wegen der Gegenwart Fremder die entſcheidende Frage zurück drängen. Er ſtellte ſie.

Lieben ſie mich noch, Julie? fragte er mit raſchem Entſchluſſe.

Dieſe Frage warf ſein Herz, ſeine Hoffnung demüthig vertrauend zu Juliens Füßen.

Sie ſchwieg.

Julie, wollen ſie noch die meine werden?

Nein! ſprach ſie mit abwendender Hand; ihre Stimme klang leiſe doch feſt. Sie war ſehr blaß geworden, erhob ſich langſam und verließ das Zimmer.

Leander war auf ſeinem Stuhle zurückgeſunken, das

Bewußtsein entschwand ihm beinahe, Donner rollten um sein Ohr.

Jezt erhob sich der Freiherr und wendete sich kalt und entschieden an den Grafen. Was soll dieses unzeitige Nachspiel. Das Testament ihres Wohlthäters hat ihnen den ehelosen Stand zugewiesen. Ein fester Entschluß auch von ihrer Seite war nur zu billigen. Aber unabhängig davon blieb auch an meinem nicht zu zweifeln, und gewiß war es, daß ich Julie keinem vornehmen Bettler geben werde. Welche Verpflichtungen sie auch gegen meine Tochter eingegangen sein mögen, sie stellt ihnen ihr Wort zurück, so wie sie das ihre bei veränderter Lage alsogleich für frei hielt. Ich aber ersuche sie, uns nicht weiter zu beunruhigen.

Schwangau hatte den Grafen unmerklich gegen die Thüre geführt; Besuche erschienen; Leander stürzte schweigend davon.

Er hatte Schwangau's Rede kaum gehört, aber Juliens Abweisung hatte den Stab über sein Leben gebrochen. Unaufhaltsame aufspringende Verzweifelung erfaßte ihn. Mit der Liebe war's aus, mit seinem Glücke vorüber, und obwol das Herz des Menschen der dikste Muskel sein soll, so drohte das seine doch zu zerspringen. Was sollte ihm all sein Wissen, was noch die Tugend nüzen, — ach, es war ja sein Glück für immer verloren! Geistern mögen jene Eigenschaften allein genügen, der Mensch bedarf nebstdem der Glückseligkeit, und nur die Liebe vermittelt sie ihm hienieden. Aber auch die Freudigkeit seiner inneren Fortschritte war vernichtet; die Fäden seiner Kenntnisse lagen zerrissen und verwirrt, seinem Wollen fehlte das nahe makellose Vorbild, die Vermittelung mit dem Himmel. Der Heiligen-

ſchein um Julie war zerriſſen, ſie ſank zum gemeinen Mädchen herab, und er wußte nun, daß dieſe Erde nichts Reines, Makelloſes zu tragen vermöge. Was ſollte er das Gute, Vollkommene anſtreben, wenn der Verſuch dieſer Seele mißlang! Die Bedeutung, der ewige Werth der Gefühle war für Leander zerſtört und zertreten; Wallungen des Augenblicks, Spiele der Sinne mußten ſie ſein, da ſie die Probe der Unſterblichkeit nicht zu beſtehen vermochten. Und verirrte ſich ja ein Mal ein einſames ewiges Gefühl, wie es das ſeine war, auf dieſe Erde, ſo war es dem Geſeze der Endlichkeit unterworfen, ſein Erfolg mußte verkümmern unter dem Unrathe der Erde, und das Herz, das es beſeſſen, unſeliger Verzweiflung preisgegeben werden.

Leander fand nicht zu Hauſe, nicht im Freien Ruhe und Stillſtand, der Jammer ſchlug mit tauſend Geißeln nach ihm, das Elend legte ihm ſeine Fußangeln und Neze.

Endlich verſuchte er ſeinem Schmerze Gedanken und Worte zu geben; er ſchrieb lang und unter häufigen Thränen. Er überlas es nicht, er wußte, daß er nichts geſchrieben habe, als was er fühlte, und daß er noch Vieles und Schweres zu ſagen hätte. Er verſiegelte die Blätter und ſchikte ſie an Julie.

Ein ferner Dämmerſchein des Troſtes zukte durch ſeine Seele, er wußte ſelbſt nicht, war es Hoffnung oder nur die Erleichterung, die im Gedanken lag, daß nun ſie ſeine Schmerzen wiſſe.

Aber ſein Schreiben kam bald und unentſiegelt zurük. Die Nacht ſeines Innern ward jezt noch dunkler; er wehklagte über ſich ſelbſt.

Ruhelos durchirrte er die Umgebung der Stadt;

dumpf brütete er in ſeinem Zimmer; nirgend zeigte ſich ihm Ausweg und Rettung. Unſtät war er wol hundert Mal an ihrem Hauſe vorbeigeſtrichen, es ſchien ihm jezt geändert und verzaubert. Dennoch zog es ihn unwiderſtehlich an, und ohne Freiheit, ohne Beſchluß fand er ſich plözlich in ſeinen Räumen, vor der Thüre der Geliebten.

Da erfuhr er, daß Julie und ihre Eltern fortgefahren ſeien; doch Niemand gab ihm Kunde, wohin ſie ſich gewendet hätten.

Leander hatte Alles verſucht, um ſein Glük wieder zu erringen, Alles war mißlungen; Julie war und blieb verloren. Die ganze Welt erhielt durch dieſen einen Verluſt ein geändertes Ausſehen. Hinter den Reizen der Natur ſchienen Todtenaugen hervor zu ſpähen. Das Loos des Einzelnen, ſo wie das Schikſal des ganzen Geſchlechtes lag als vergeblich und erfolglos vor ihm. Jeder Menſch, ſo wie die Menſchheit ſelbſt wälzt den Stein des Siſiphus auf den Berg der Vollendung und Glükſeligkeit; oft entrollt und entkollert er, und wieder erfaßt ihn der ruheloſe Ringer; aber wenn er dem Gipfel am nächſten iſt, dann entſtürzt er für immer und reißt den beſiegten Giganten mit ſich in den Abgrund. Zu ſpät erſt ergibt ſich, daß der Einzelne ſeinen Grabſtein, das Geſchlecht nur ſein Verhängniß gewälzt hatte. In Natur und Geſchichte ragten vor Leander Timurlan's Schädelpyramiden empor, und das Herrlichſte dieſer Endlichkeit erſchien als die Blüte tauſendfachen Moders. Ueber die ganze Erdoberfläche ſchwankt der ekelhafte Kreis aus Leben und Verweſung. Die Roſe, die Nelke waren einſt Staub und Fäulniß, das üppige Fleiſch der Lebendigen zerfiel ſonſt ſchon als morſches Todtenbein, und

ſelbſt die Felſen der Erde bauen ſich auf aus verweſenden Kreaturen. Miriaden Menſchen haben ſeit den achttauſend Jahren der Weltgeſchichte gelebt, wo ſind ſie alle dieſe wimmelnden Millionen? Ihre Leichname ſind über die ganze Erde geſtreut, jedes Moos, jede Molluske war einſt ſchon Menſch, und ihre Todtenbeine bilden muſiviſch den üppigen Glanz dieſer Erde.

Nach dem Sturme der Leidenſchaft dunkelte es kirchhofſtill in Leanders Innern. Er fühlte nur Eines, — brennenden abſchüttelnden Ekel vor dem Leben. Er durfte ſich geſtehen, daß er brav gelebt habe, er verdiente den Tod. Sollte er es geduldig hinnehmen, daß ihn die Zeit langſam rädere, oder ſollte er ſich ſelbſt den Gnadenſtoß geben? Und ſäße dann eine Jury von Engeln über ihn zu Gerichte, konnte ſie ihn deßwegen verdammen?!

Emil hatte alle dieſe Kämpfe ſeines Gönners bemerkt. Das Kind verſtand die Miſterie der Liebe nicht, aber das begriff es dennoch, daß Leander nur Julie liebe, und daß es ſelbſt nichts als ſein Mitleid genieße. Es war ihm sogar nichts; nicht einen Funken Troſtes, nicht einmal eine Pauſe des Kummers, eine kurze Zerſtreuung gewährte ihm ſein Anblik. Leander bemerkte endlich gar nicht mehr ſeine Nähe und verſank in verſchloſſenes Hinbrüten. Das Kind fühlte ſich ſo verlaſſen als jemals, ſelbſt das Grab ſeiner Mutter lag in der fernen Heimat, es hatte keine Zuflucht auf dieſer Welt, keine Stelle, um zu weinen. Ach, wie ward es einſt von ſeiner Mutter geliebt. Es war die Freude, das Glük, der Troſt der Matrone geweſen, und jezt war es ganz verlaſſen, eine Waiſe. Nicht die äußere Gemächlichkeit des Lebens, die Genüſſe des Reichthums konnten ihm

genügen, es fühlte Durst nach einem Blike des Wohlwollens, der Hunger nagte es nach einem Worte der Theilnahme.

Emil schwebte leise durch das Zimmer, wenn der Graf nach Hause kam und sezte sich geräuschlos zu seinen Füssen. Das Auge des Kindes hing an den theuren verehrten Zügen, ein Mal, ein Mal sollte doch sein Blik es erquiken; aber Leanders Augen starrten wüst vor sich hin, und wenn sie zufällig auf das Kind fielen, schienen sie es gar nicht wahrzunehmen.

Emil wußte nichts von den Vorgängen, die Leander betrafen; die Auffassunggabe des Kindes ließ es aber doch errathen, er fühle darüber so grosses Herzeleid, daß er Juliens Liebe für verloren hielt. Emil wollte Julie sehen; stets hatte das Kind die größte Sehnsucht gefühlt, das Wesen kennen zu lernen, das in Leanders Augen das vollkommenste dieser Erde war; längst war es selbst ungekannt sein Vorbild gewesen und hatte seine tiefe Verehrung genossen. Dieser Wunsch, dieses innere Bedürfniß ward jezt dringender als je: Julie sollte Leander nicht mehr lieben, — wie konnte sie ihn nicht mehr lieben und doch vollkommen sein?

Stundenlang starrte Emil nach Juliens Wohnung hinüber; ohne sie je gesehen zu haben, kam dem Kinde nie ein Zweifel, ob es sie erkennen werde. Es lauerte endlich in der Nähe des Thores und musterte die Vorüberkommenden.

Endlich sah es eines Morgens zwei verschleierte Gestalten aus dem Hause treten, und eine innere Stimme sagte ihm, Julie müsse die jüngere, schlankere derselben sein. Der zarte jungfräuliche Wuchs, der edle Gang, die Haltung des sanft gesenkten Kopfes bestärkten diese Vermuthung und Emil folgte den Damen.

Sie gingen in die Kirche, Emil betrat ſie bald hinter ihnen, ſie nahmen in einem der Betſtühle Plaz, das Kind zog ſich hinter einen Pfeiler des Chores zurük und verlor ſie nicht aus den Augen. Jezt ſchlug die Jungfrau den Schleier zurük, die zarten Wangen ſchimmerten in blaſſer Röthe, alle Züge lagen in frommer Eintracht und der Blik zweier groſser feuchter Augen flog zum Himmel. Es war Julie; Emil verſank in ihrem Anblike. In den Legenden der geſtorbenen Mutter hatten ſolche Engel gewandelt; auf dieſem Antlize lag noch der Glanz des Paradieſes. Julie betete und das Kind ſank unwillkürlich auf ſeine Kniee und ward mitgeriſſen in die Verzükung der Andacht. Aber Juliens aufſliegender Blik kam aus Augen voll Thränen, die Herrlichkeit des Himmels leuchtete über dem Schmerze dieſer Erde. Lang und inbrünſtig war ihr Gebet; der feierliche Orgelton ſchlug an die Bogen des Domes, aber ihre Seufzer drangen über alle Erdengewölke.

Emil betete, ſo lange Julie auf den Knien lag; mit ihr zugleich erhob ſich das Kind und verlieſs die Kirche. Draußen in dem Kreuzgange drängte es ſich leiſe an die Seite der verſchleierten Geſtalt und bot ihr einen blühenden Lilienſtengel. Es hatte ihn aus einem Blumenkruge der Vorhalle genommen, und verſchwand jezt hinter den Säulen.

In froher Wehmuth kam Emil nach Hauſe, ſein kindliches Gemüth wuſste, daſs Julie Leander liebe wie immer. Das Kind empfand eine traurige aber hohe Freude über dieſe Entdekung, es fühlte, daſs wenn es auch ſtets nur die unbedeutende Waiſe für Leander bleiben werde, doch dieſer glüklich werden muſste. Es verſtand die Gänge und

Händel dieſer Erde nur wenig, und empfand tiefe Betrübniß über die obwaltende Störung des Glüks ſeines Wohlthäters.

Es beſchloß den Verſuch zu wagen, ihn einmal ſeinen dumpfen Gedanken zu entreißen. Sein zurükgerufenes Gemüth ſollte dann leicht und ſicher den Weg zu Ausgleichung und Glücke ausfinden. Seine kleinen Darſtellungen hatte Leander ſonſt ſtets ſo wohlgefällig und freundlich aufgenommen; ſollte ihnen jezt aller Antheil, alle aufheiternde Kraft entnommen ſein? Das Kind hoffte das Gegentheil und bereitete eine ſolche Ausführung, die diesmal den frommen Erzählungen ſeiner Mutter entlehnt und auf ſinnige Weiſe den gegenwärtigen Zuſtänden angepaßt war. Nicht ohne Rührung und Thränen war es ans Werk geſchritten, das Gefühl der Verlaſſenheit hatte es dabei faſt überwältigt, aber eine innere Offenbarung wieder erhoben. Die Vorbereitungen waren bald getroffen, es vertraute auf den heilſamen Erfolg und erwartete aufgeregt des Grafen Zurükkunft.

Es war die ſchwärzeſte Stunde ſeines Lebens, als Leander endlich nach langem troſtloſen Umherirren ſeine Wohnung wieder betrat. Ein vernichtender Entſchluß lag feſt und drohend in ſeiner Seele. Da ſchwebte Emil im weißen leuchtenden Kleide an ſeine Seite, Roſen und Lilien ſchmükten die Loken, dieſelben Blumen trugen die Hände. Man errieth nicht, war dies Weſen ein Knabe oder ein Mädchen, es ſchien ein Engel zu ſein. Seine Züge ſtrahlten von rührender Schönheit, ſeine Augen glühten in verzehrendem Feuer, als ſie auf Leander fielen; aber in des Grafen Seele lag der dumpfe Tod; dieſe bunte leuchtende Geſtalt ſchien ihm gleichſam Hohn zu ſprechen; heftig und

verabſcheuend ſtieß er ſie von ſich. Der Graf verſchloß ſich in ſein Gemach; das Kind war bewußtlos zu Boden getaumelt.

In ganz anderer Weiſe als auf Leander hatte der Bruch der Liebe auf Julie gewirkt; auch ſie ſah das irdiſche Glük zerſtört, aber ihr Glaube wies ihr ſofort frei von allem Schwanken den Weg, den ſie wandeln ſollte: ſie floh zum Altar. Nebel und Dämmerungen ſanken während ihrer Gebete auf die endlichen Dinge um ſie, aber dem unbeweglich nach oben gerichteten Auge erſchien die Glorie der Ewigkeit. Drüben wohnte die Seligkeit; ihr Mißtrauen gegen dieſe Erde, das einſt nur die Liebe bezwungen hatte, kehrte um ſo ſtärker zurük; ſie ward unſicher und ängſtlich in vergänglichen Dingen, und ihre Sehnſucht ging nach dem Himmel. Mit der gebrochenen Liebe zerriſſen zugleich die meiſten Bande, die ſie an dieſe Welt gefeſſelt hatten; ihre Eltern blieben gleichſam die lezten Bindeglieder, und auch dieſe ſuchte Julie mit ſich zum Himmel zu entführen. Alles hienieden erſchien ihr unzuverläſſig und gefährlich, nur die Ewigkeit beſtand in unerſchütterter Ruhe. Die Neigungen und Wünſche mochten nur eben ſo viele Verſuchungen ſein, die Sehnſucht uns verrathen, und das Herz im Solde des Fleiſches ſtehen. Von Leanders Liebe war die Weihe der Ewigkeit gewichen: wer ſollte ſie je ſo wieder lieben, — und doch war auch dieſe Liebe nur ein Kind des Staubes geweſen. Ekel überkam ſie vor den Freuden der Welt. Sie vergab Leander und betete für ihn. Aber ihre Seele fand nur mehr in ewigen Richtungen Troſt und Frieden, ihre Hände ließen erſchreckt die Blumen dieſer Erde los und falteten ſich zum Gebete. Ihre irdiſche Sendung mochte noch lang nicht vollendet ſein, kein Gewaltſchritt durfte ſie über

die traurigen Schranken tragen; welchen Weg sollte Julie noch fürder durch diese Wirrnisse einschlagen? Sie war eine lange Nacht im Gebete auf den Knien gelegen, der Morgen fand ihre Seele entschlossen, Julie hatte für sich das Kloster gewählt.

Sie eröffnete diesen Beruf ihren Eltern. Der greise Vater ward erschüttert von dem Gedanken der Lossagung und Trennung, ihre Mutter umfing sie in furchtsamen Thränen, aber Juliens Herz schien nur in der Gewährung Sicherheit und Ruhe zu finden. Sie fühlte die bittern Wunden des Herzens, sie wagte es nicht länger, sich den Erinnerungen und Anfechtungen der Welt auszusezen, der Nonnenschleier sollte sie für immer von ihr trennen. Seltneres aber ruhiges Zusammentreffen mit ihren Eltern schien sie der fortdauernden gefährdeten Vereinung vorzuziehen, über den Sternen erwartete sie dann ein frohes ewiges Wiedersehen. Vielleicht mochte geprüft und geläutert dort auch der Geliebte ihrer irdischen Jugend in ihre Gemeinschaft eingehen.

Schwangau kannte das Bedürfniß seiner Tochter nach Ruhe, er mochte sich diesem lezten Wunsche ihres Herzens nicht widersezen und willigte in ihren Entschluß. In einsamer Landschaft lag das Kloster, das sich Julie wählte; es gehörte der strengen Regel des Berges Karmel an; der Nonnenthurm stand hinter düsteren Tannen. Von Hohenschwangau aus, wohin sich die Familie jezt plözlich gezogen hatte, wurden die nöthigen Verhandlungen und Vorbereitungen geleitet, man betrieb die Ausführung mit Eifer, und bald sollte Julie als Braut des Himmels dieser Erde für immer entschwinden.

Aber ein bitteres Gefühl überwältigte ihren Vater am

Abende ſeines Lebens. Die Erfahrungen des eigenen Herzens ſchienen ihm einſt alle Zweifel über die Liebe gelöſ't zu haben, doch die Schikſale ſeiner Kinder thürmten vor ihm noch ein Mal das Räthſel ihres Weſens. Ein Wort, das einſt in guter Zeit geſprochen ward, kam ihm nun in ſchwerer Erfüllung wieder zu Sinne. Wol ſchien die Liebe die Ironie des Lebens zu ſein, die blühende, vielverheißende, deren Frucht jedoch todt und bitter iſt, — ja ihr wilder Humor mochte noch weiter gehen, und Herzen vereinen, die bald ſpröd und wild aus einander fahren, und Herzen trennen, die mit einander glücklich werden mußten und Glück verdienten.

Doch wie viele Blumen verblühen ungeſehen und erfolglos auf dieſer Erde, warum ſollte dasſelbe Loos nicht auch dem Menſchenherzen und der Blume der Liebe beſtimmt ſein?

# Sechzehntes Kapitel.

Die Anlagen der Menschheit entwikeln ſich in Jahrhunderten, ganze Geſchlechter müſſen ihr Leben an unſichtbare Vorbereitungen wenden, bis das auserwählte endlich die Erfolge genießt. Zwar möchte jeder einzelne Menſch die ſchwebenden Fortſchritte noch ſelbſt ſehen und erleben, aber die Weltgeſchichte feiert meiſtens erſt nach einem halben Jahrtauſend ein Ernte- und Jubeljahr, und die Geſchlechter, die in die Uebergänge fallen, ſind verloren. Anderſeits iſt auch die Naturlehre unbeendbar, ein Muſeum ausgebalgten Gethieres läßt uns über Inſtinkt und Thierſeele im Dunkeln, und Urſprung und Fortpflanzung des Lebens bleibt unergründet. Zum Erſaze und Zeitvertreibe gleichſam gab uns das Schikſal die Biographie unſeres eigenen Herzens, und zwanzig oder achtzig kurze Frühlinggeſchichten.

Irrwiſch hatte den Grafen im Paroxismus der Leidenſchaft und Verzweiflung ſorgfältig doch nur aus der Ferne betrachtet, manches Anzeichen ſchien gefährlich und drohend zu ſein, aber der Magiſter blieb ſtumm und überließ Leander ſich ſelbſt. Er wußte, daß der Menſch nur einſam oder gar nicht ſeinen Schmerz überwindet.

Er hatte ſich nicht getäuſcht. Lang und mühſam, wie der Patriarch mit dem Engel, hatte Leander mit dem

Schmerze gerungen, endlich hatte er ihn beſiegt. Er war müde und entkräftet wie im Tode, aber er hatte das Leben und ſich ſelbſt aus dieſem Kampfe gerettet. Die Zuverſicht auf Gott und Ewigkeit war ſein Hort in den ſchweren Stunden geweſen, er beſtand die entſcheidende Probe, aber dennoch ging ſeine Weltanſchauung aus dem Streite vielfach geändert hervor. Er hatte den blühenden Kreis des Glükes, den er ſonſt um ſich gepflanzt und abgemarkt hatte, aufgegeben; die Heerſtraße der Ewigkeit lief jezt darüber hin und hatte ihn eingetreten. Sein eigenes Daſein ward ihm zur Geſchichte; es gab in Vergangenheit und Zukunft für ihn nichts Erlebtes mehr, nur Experimente; ſie fallen oft mühſam und koſtſpielig aus, wenn der elektriſche Schlag unſere Nerven zerreißt, wenn unſer Herz unter der Luftpumpe verkümmert, aber es werden doch immer nur vergängliche Dinge daran gewendet, und unſere Kenntniß wächſt an den mühſamen Verſuchen. Der Niederſchlag iſt dem Staube verfallen, der ewige Theil entbindet ſich für die Ewigkeit. Ihr gehört auch die Liebe an, — ſie ringt ſich los vom irdiſchen Verhängniſſe und flüchtet mit der Sehnſucht der Ahnung zu den Sternen. Unſere Freuden und Leiden diesſeits aber ſind die des Kindes, weil ein Pfeifroß bricht, weil ein Kuchen verſagt wird.

Man darf nicht immer ſich und Individuen vor Augen haben, man muß ſich zum Urtheile für das ganze Geſchlecht erheben. Die Menſchheit ſelbſt iſt das würdigſte Individuum der Erde. Die Erfahrung, wie unbedeutend der Einzelne ausgetilgt wird, wie ſpurlos er verſchwindet, ſoll uns die irdiſche Bedeutung im Geſammtleben der Gemeinde zeigen. Das Unglük lehrte Leander dieſe Wahrheit. Er erkannte

jezt eine doppelte Schäzung, eine zweifache Beſtimmung des Menſchen. Als Mitglied der großen irdiſchen Familie muß der Menſch die Wiſſenſchaft des Geſchlechtes wahren und fördern, die Entſchlüſſe desſelben veredeln und reifen, ſeine Thaten vorbereiten und ausführen. Das Streben keines Redlichen iſt in dieſer Hinſicht verloren; die Geſchichte bedarf nicht immer Helden und Genies, aber der ſtill Wirkende, der treu Erhaltende iſt ihr ſtets nöthig. Wären alle Zeitgenoſſen jemals dumm und ſchlecht, und dauerte dies auch nur durch ein paar Menſchenalter, ſo müßte die allgemeine Menſchengeſchichte um Jahrtauſende zurük gehen. In dieſer Wahrheit liegt die Würdigung der ſtill Thätigen, deren Namen keine Ehrentafel, kein Leichenſtein verkündet. Sie ſind es, welche die errungenen Schäze für die Zukunft bewahren, die den Roſt von den Koſtbarkeiten abwehren und die Perlen und Edelſteine ſchimmernd erhalten. Sie ſind es, welche die unſcheinbaren Werkzeuge kommender Thaten bereiten, die durch mißlungne Verſuche das künftige Gelingen möglich machen. Und endlich erſcheint auch der Glükliche, Erwählte; kühn holt er die feurige Wahrheit vom Himmel, ſiegend prägt er die That aus, auf die Jahrhunderte harrten. Der Zeiger der Menſchheit rollt in dieſem Augenblike um Jahrhunderte weiter, es ſchlägt die Stunde einer neuen Zeit. Aber der Heros legt ſeinen Lorbeer auf die Gräber der vorangegangenen Edlen, ihr ſtummes Wirken war nicht verloren. So geſchieht es, daß die menſchliche Gemeinde immer wiſſender und beſſer wird; das ganze Geſchlecht ſchreitet vorwärts, und der Schauplaz jedes künftigen Einzelnen wird günſtiger und edler.

Aber dieſer Einzelne ſelbſt iſt ein Sohn der Unſterb-

lichkeit, unbegränzte Vervollkommnung iſt ſeine eigene Sendung, ſein ewiger Flug überragt ſogar das Ziel der irdiſchen Gemeinde. Nur kurze Zeit iſt er ihr Glied. Wenige Frühlinge wird es ihm gegönnt, ihre Zwecke zu fördern, er entwächſt bald ihren vergänglichen Blumen und Düften und ſchwingt ſich über ſie, trunken von Unſterblichkeit. Wer will die Jahrhunderte zählen, die er aufwärts dringt durch die Sterne bis zum Anblike Gottes. Lenze, ſchöner als die irdiſchen, durchwandelt er, die Lichter der Erde werden ihm Schatten, und ſeine ſchmerzliche Sehnſucht ein ſeliges Hoffen. Aber wo ſind ſie, die er einſt liebte im Thale der Erde, — Eltern — Freunde — Geliebte — wo ſind ſie? — Sie wallen hinauf zu Gott wie er. — Wird er ſie wieder ſehen und kennen? — Die Liebe ſteigt mit ihm zum Urquell, ihre endlichen Kränze zerfallen.

Leander hatte die Kraft zum Leben wieder gefunden. Sollte er im Anblike unzähliger Sternennebel, in der Ueberzeugung der doppelten hohen Beſtimmung um des verlornen irdiſchen Glükes willen verzweifeln?! Die Geliebte ſeines Herzens war ihm entriſſen, er brachte ihr das Opfer wehmüthiger Thränen, aber wenn er ſie einſt im Weltall wieder fände, mußte der Makel getilgt ſein, der hier zulezt ihr Weſen verdunkelte. Der Beſchluß ſtand feſt, jenem zweifachen Berufe zu leben; aber raſtloſe Wanderfahrt ſollte ſchon in dieſem Leben das Sinnbild ſeiner ewigen Pilgerſchaft ſein. Leander erkannte überdies, daß er in örtlicher Ruhe ſeinen kranken Gefühlen nicht gewachſen ſei, und fand ſich dadurch in ſeiner Neigung zum Reiſen beſtärkt. Europa ſollte ihn die Gegenwart lehren, Aſien die Vergangenheit, Amerika die Zukunft. Er wollte überall der Menſchenge-

meinde nüzen so viel er konnte, sich selbst nach Möglichkeit vervollkommnen und mit ewigen Blumen das Grab seines irdischen Schmerzes verdeken.

Leander theilte Irrwisch seinen Entschluß mit; der Alte war über diese kräftige Aufrichtung hoch erfreut und rieth und betrieb die Fahrt nach Amerika.

Die Geschichte zweier Herzen hatte somit ihre Entwikelung gefunden: Julie griff nach dem Schleier, Leander nach dem Wanderstabe.

Ich darf hier nicht verschweigen, daß den ersten Anstoß zu seiner Aufrichtung eigentlich Emil gegeben hatte. Leander hatte durch seine Härte das Kind in den schweren Kreis seines eigenen Leidens gezogen, er stieß es theilnahmlos zurük, als es ihm in gutem Willen genaht war, er hatte ihm Unrecht gethan. Durch den Selbstvorwurf dieser Kränkung, die er einem schuldlosen, seinem Schuze anvertrauten Wesen zugefügt hatte, war zuerst der bis dahin ungetheilte Strom seines Jammers gebrochen worden. Seine Gedanken waren zwar noch zu sehr von der Selbstsucht des Unglüks befangen, als daß er jenes Unrecht gut zu machen sich bestrebt hätte, allein sein Schmerz hatte doch bereits an Einheit verloren. An diese Unterbrechung hatten sich allmälig verschiedene verwandte Erwägungen geknüpft, und endlich war sein Gemüth von der Verzweiflung emanzipirt und hatte hellere Geleise gefunden.

Emil war bald nach jener harten Abweisung von einem heftigen Anfalle des Herzübels befallen worden; allein und verlassen hatte das Kind eine Ohnmacht überstanden; mit einem tiefen Seufzer begrüßte es nach derselben das Leben, zu dem es ohne alles Zuthun plözlich wieder erwachte.

Durch Auflegen und Streicheln mit ſeinen Händen, durch den magnetiſchen Einfluß derſelben hatte Leander ſonſt ſtets ſeine Leiden in etwas wenigſtens zu beſänftigen vermocht, diesmal verbarg ſie das Kind ſorgfältig, und fand eine ſüß ſchmerzliche Pflicht in dieſer ſtrengen Verheimlichung.

Erſt nach mehren Tagen, nachdem er ſchon mehr Faſſung gewonnen hatte, wendete ſich Leander wieder an das Kind; mit liebevoller Hingebung doch nicht ohne ſcheue Demuth nahm es die Spenden ſeiner Theilnahme an. Es war noch immer leidend, und verſchwieg es. Endlich kündete ihm ſein Beſchüzer auch den Entſchluß der nahen und langen Reiſe an. Es vernahm ihn mit ſichtbarer Abneigung, und man konnte wahrnehmen, daß es dagegen Anſtände in der Seele trug, für die es jedoch die ſchiklichen Worte nicht zu finden vermochte und ſie daher verſchwieg.

Erſt nachdem Leander es wiederholt aufforderte, ihm mitzutheilen, womit es ihm einige Freude machen könne, verlangte es ganz unerwartet, Julie zu ſehen. Der Graf ward durch dieſes Begehren überraſcht und wußte dafür keinen genügenden Grund aufzufinden. Im Innern des Kindes mochte die Ueberzeugung unmittelbar aufgegangen ſein, daß ſein Wohlthäter ohne Julie unglüklich ſein, und daß eine zufällige Näherung genügen werde, alle Mißverhältniſſe zwiſchen ihnen, welcher Art ſie auch ſein mochten, zu heben. Leander wies dieſen Wunſch zurük, verſprach aber zugleich die Erfüllung jedes andern, in deſſen Gewährung Emil Vergnügen finden könnte. Er trug die dringende Sehnſucht in ſich, dem Kinde eine Freude zu machen. Es verſtummte jedoch ſogleich nach dieſer Abweiſung und erklärte endlich, es wiſſe keinen Wunſch mehr. So ſeltſam auch der

eben geäußerte im Munde des Kindes klingen mochte, so kehrten jezt Leanders Gedanken doch immer wieder zu dessen Möglichkeit und Erfüllung zurük, und immer mehr erwachte die Sehnsucht in ihm, Juliens Gestalt noch ein Mal an sich vorüber schweben zu sehen. Die hereinbrechende Trennung verkündete sich ja für so lange als das Leben. Zugleich ergab sich die Nachricht, daß die Familie des Freiherrn sich in Schwangau befinde.

Leander fragte endlich seinen Schüzling noch ein Mal, ob er auf seinem Wunsche beharre, und über dessen Bejahung versprach er ihm die nahe Erfüllung desselben. Es wurde beschlossen, daß sie sich gemeinschaftlich nach Hohenschwangau begeben würden; vorher sollten im nächsten Städtchen alle Anstalten für ihre lange Reise getroffen, und nach dem lezten stummen Abschiede dieselbe auch unmittelbar angetreten werden. Dieser Plan wurde Irrwisch mitgetheilt, der jedoch den Besuch Hohenschwangau's verwarf und als eine unnüze Schwäche mißbilligte. Allein Leanders Vorsaz blieb unerschütterlich, der Magister mußte ihm diesmal nachgeben, und bald darauf fuhren sie nach jenem Städtchen in Schwangau's Nähe. Hier aber behauptete Irrwisch noch so viele nöthige Reiseanstalten vorzufinden, daß er in dem Gasthofe zurük blieb, und nur Leander und Emil den Weg nach dem kaum über eine Stunde entfernten Schlosse fortsezen ließ. Bei der Oeffentlichkeit des Landlebens mußte sich dann bald eine Gelegenheit ergeben, Julie irgendwo außer dem Hause zu sehen, denn das Schloß selbst wollte der Graf nicht betreten. Für den nächsten Tag wurde jedoch die Rükkehr zuverlässig versprochen und dann sollte die Reise alsogleich begonnen werden.

Am frühen Nachmittage ging Leander mit Emil über einen einsamen Waldrüken gegen Schwangau. Die hohen Sonnestrahlen schwankten unsicher und flüchtig über dem Waldboden, und die Singvögel saßen im Dikicht still und verborgen. Auch Leander schwieg. Am Waldsaume öffnete sich vor ihnen das schöne Thal von Schwangau; den Strom umlagerten Wiesen und Akerstüke voll Abwechselung, und jenseits stand die Burg in mittelalterlicher Würde. Weit zur Rechten hoben sich die Ziegeldächer von Erbach aus grünen Baumgruppen, und an der entgegengesezten Seite blizte Falkenstein's Wetterfahne über den uralten Forst. Den Hintergrund bildete der sanfte Alpenzug. Leander hielt an dieser Stelle; das Bilderbuch seiner Kindheit lag vor ihm aufgeschlagen; diese Fluren hatten die Genien seiner Jugend durchschritten. Er hatte Vieles und Herrliches gesehen, und doch verlor vor diesem einfachen Landschaftbilde die gerührte Brust allen Athem. Er hatte sich sonst ein Glük geträumt und gehofft, dessen Hintergrund diese Fluren sein sollten, dessen Kreis eng und begränzt gezogen war, und doch all seine Wünsche umschlossen hatte. Dieser Kreis war jezt bereits zerrissen und Leander selbst aus dessen Trümmern vertrieben; der Schauplaz seines Lebens war wieder die weite Erde mit unzähligen Meeren und Ländern; ziellos und ohne Heimat mußte sich der Wanderer in ihr verlieren. Er schritt trüb und unselig den Hügelabhang hinunter, und bereute, diese Gegend noch ein Mal betreten zu haben; sein Herz zeigte sich zu diesem Besuche noch zu unkräftig und matt. Hohe Kornfelder lagen jezt an seiner Seite, die aufgeschossenen Aehren verdekten jeden freieren Ausblik; Kornblumen und Zichorie standen dazwischen; auch der

Eindruk dieſer Felder war ſchwermüthig. Ungeachtet ſeines Entſchluſſes lag noch viel Wehe in Leanders Seele und ſein Herz ſchlug noch ruhelos gegen ſeine Erkenntniß.

Emil ſchritt ſchüchtern und lautlos an ſeiner Seite; der Graf hatte auch das Kind beinahe vergeſſen und erinnerte ſich nicht mehr, daß er dieſen Gang eigentlich nur auf deſſen Bitte unternommen hatte. Aber es war mit dieſer Zurükſezung zufrieden, waren ſie doch jezt in Juliens Nähe, und in ſelbſtſüchtiger Laune hatte es ja um dieſen Beſuch nicht angeſucht.

Als ſie durch das Dorf kamen, das am Fuſe des Schloßberges lag, fanden ſie eben groſe Aufregung unter den Bewohnern. Geſpannte ängſtliche Geſichter verbargen ſich an den Hausthoren und Fenſtern, ein altes Weib führte wehklagend den Arzt in ihre Hütte, ein Paar Mütter ſchrieen händeringend nach ihren Kindern, die noch immer nicht aus dem Walde zurükgekehrt waren, und ein Trupp Bauern kam mit Knitteln und Feuergewehren bewaffnet vom Schulzen und Geiſtlichen geführt die lange Dorfſtraße herunter. Ungeachtet Leanders gegenwärtiger geringer Empfänglichkeit für die Außenwelt konnte er doch nicht umhin, nach der Urſache dieſer allgemeinen Bewegung zu fragen. Sogleich erzählten ihm die Nächſten, daß ein Schäferhund aus der nächſten Ortſchaft plözlich von der Hundwuth befallen worden und ſo eben in das Dorf herüber gekommen ſei, wo er auch bereits ein paar Perſonen gebiſſen habe. Die Tollwuth des Hundes ſei außer Zweifel geſezt und im höchſten Grade vorhanden, ſo daß die Gebiſſenen das traurigſte Loos erwarte; er ſei aber eben ſo ſchnell entlaufen als er unerwartet gekommen ſei, und die Männer des

Dorfes zögen jezt aus, ihn zu tödten. Leander gab eine nicht unbedeutende Geldſumme zur Verpflegung der Verwundeten und zur Aneiferung der Ausziehenden, und ging weiter. Der Gegenſaz ſeiner eigenen Gleichgiltigkeit zu dieſer allgemeinen dringenden Lebenſorge erſchien beinahe als ſchauerlich. Warum traf das Schikſal keine genügendere Wahl in ſeinen Looſen? Hätte ihn der wüthende Hund verlezt, ſo wäre ein Weſen dahingerafft worden, das das Leben nur aus Pflicht und Gehorſam trug, — warum mußten gerade die Daſeinfrohen ergriffen werden?

Bald lag jedoch der Weiler und jene Szene allgemeiner ängſtlicher Aufregung hinter ihm, und wieder breiteten ſich die ſtillen Dorfgründe vor ihm aus. Sein Gemüth zog ſich wieder auf ſich ſelbſt und das ihm Verwandte zurük; er ſchritt langſam durch die Feldwege und blieb an mancher Stelle voll Erinnerung ſtehen. Aus der Ferne leuchtete der Spiegel des Sees in der Nachmittagſonne.

Auf einer weiten offenen Wieſe, die mehrere Wege durchſchnitten, hielt er endlich an. Man hatte den See und das Schloß an dieſer Stelle mit einem Blike im Auge, und an jener Feldmark war Julie ſonſt an jedem ſchönen Abende vorüber gekommen. Dieſer Weg endete drüben an der Linde, aus deren Schatten man Abends den ſchönſten Anblik des abſinkenden Thales hatte. Am Stamme der Linde hing ein Votivbild mit Blumenkrügen, in der Tiefe des Thales ſtand die gothiſche Kloſterkirche.

Am Querwege, auf dem Leander und Emil gekommen waren, ſtand ein blühender Hag; hier hielten ſie an, und im Vorgefühle dauernder Trennung verlor ſich des Grafen Blik im Betrachten der Gegend.

Diese Stelle lag jezt so still und abgeschieden, daß nichts den Gang der Gedanken zu stören versuchte; die Sonnestrahlen fielen schwer und müde auf den Rasen, kein Lüftchen erhob sich, Alles wies die lässige Ruhe eines Sommernachmittags.

So wie die Laune der Natur nicht selten in offener Fehde unseren menschlichen entgegen tritt, so ist es andrerseits oft nicht zu errathen, woher ihr so viel Simpathie für die Stimmung unseres Herzens wird.

Nicht lange hatte der Graf im Grase gesessen, als Emil sich eifrig näherte, leise seinen Arm ergriff und zugleich über den Hagsaum wies. Julie! flisterte das Kind in tiefer Aufregung, die seine Wange färbte. Leander sprang auf, und das Kind zog ihn einige Schritte längs der Heke vorwärts. Den unfernen Schloßpfad kam eine schlanke Gestalt herunter, es war Julie. Ihr weißes Kleid schimmerte längs den Kornfeldern, ihr Antliz schien blaß. Leander hatte entsagt, aber ihr Anblik jagte doch alle seine Pulse in Fiebersturm, seine Hand bebte in denen des Kindes. Sie schritt langsam den bekannten Pfad über die Wiese herüber; es war das lezte Mal, daß dieses Wesen vor ihm wandelte; seine Rechte erhob sich wie zum Segen gegen sie.

Plözlich enstand ein Lärmen und Schreien am Wiesenrande, der Graf wendete sich, bewaffnete Bauern liefen längs den Heken, und ein großer Schäferhund, der nicht mehr fern war, erklärte die Gefahr dieser plözlichen Störung. Mit einem lauten Schrei entriß Leander seine Linke dem Kinde und sprang gegen Julie, die nicht mehr fern von ihnen ihre Schritte angehalten hatte. Das Rufen der

Männer, die von allen Seiten herbei eilten, verſtändigte auch ſie von dem Grunde dieſer gemeinſamen Bewegung, ſo wie von der Gefahr ihrer Lage. Aber ſchon hatte Leander den linken Arm um ſie geſchlungen und ballte die Fauſt zur Abwehre jeder Schädigung. Der wüthende Hund kam unterdeſſen den Querweg herüber geſprungen, auf dem einen Augenblik vorher Leander bei Emil geſtanden war. Regungslos, mit geſunkenen Händen erwartete ihn die Waiſe, ſie vergaß zu entlaufen, trübte ihr Geſchik doch kein Auge auf dieſer Erde. Der Hund rannte gegen das Kind und dann an ihm vorüber. Jezt drehte er ſeinen Lauf ein wenig, und ließ das Paar an der Seite; bald darauf fiel ein Schuß, und das wüthende Thier ſtürzte. Von allen Seiten ſprangen jezt die Bauern herbei, noch mehre Schüſſe folgten ſchnell nach einander; jeder verſuchte wo möglich noch einen Antheil am Ruhme des erſten Schüzen zu gewinnen. Aber ſchon dieſer Schuß hatte es abgethan, nur in nuzloſen Schlägen kühlten die Nachzügler ihren Muth und bald darauf kehrte der Zug Aller frohlokend mit dem Naſe gegen das Dorf.

Wie ein Traumbild war dieſe Szene vor Leanders und Juliens Augen vorübergezogen; er kniete vor ihr, er rief ſelig und voll Jubel ihren Namen, und ſie ſank ohne Kraft, ohne Willen des Widerſtands in ſeine Arme. Die Erde und der Himmel zitterten und ſchwankten vor ihren Bliken, nur ſie ſelbſt waren ſich gewiß und ſicher.

Dieſer Augenblik hatte die Nebel von ihren Augen geſcheucht; ohne dieſen Augenblik wären ſie unſelig und für immer aus einander gezogen.

Wie vielen Menſchen, die ſich lieben und doch ein-

Mal miſsverſtehen, naht ein ſolcher Augenblik nie oder zu ſpät!

Julie und Leander wuſsten jezt, daſs ſie ſich liebten, daſs dieſe Liebe ſich nie gemindert hatte. Sie lagen ſich ſtumm in den Armen, und nur ſelige Thränen feierten dieſe Stunde.

Als Leander endlich wieder Augen für die Welt gewann, fiel ſein erſter Blik auf die Waiſe; er hatte ſie kurz vorher, hingeriſſen vom Zuge ſeiner Liebe, in gröſster Gefahr verlaſſen, er hatte ſie nicht nur verlaſſen, ſondern vergeſſen. Doch jezt in der ſeligſten Stunde ſeines Lebens konnte er über nichts Schmerz oder Reue fühlen. Auch blieb das Kind ja ohne Klage; noch ſtand es an der vorigen Stelle, ſeine Hände hingen noch matt geſunken, ſeine Wangen mochte die Furcht ſo geiſterbleich gefärbt haben, nur ſein Auge ſchaute voll dunklem Schimmer. Das Paar näherte ſich wohlwollend, Leander rief die Waiſe, er lud ſie ein, Julie ihre Hand zu reichen. Sie ſchüttelte ernſt mit dem Kopfe, und als der Graf ihre Rechte faſſen wollte, ſchien die Linke ſie ängſtlich mit krampfhafter Stärke zu verbergen, und entzog ſie Juliens dargebotenen Händen. Als ſich Leander jezt verwundert wendete, entſchlüpfte die Waiſe ſcheu und flüchtig, und hatte ſich bald ihrem Blike entzogen.

In dieſer Stunde konnte der Graf die Laune des Kindes unmöglich weiter berükſichtigen; die ganze Welt ſank zu ſeinen Füſsen ab, Alles war vergeſſen, nur nicht Julie und die Liebe. Die Freude beſeligte die zwei Menſchen, der Rauſch des Entzükens durchglühte ſie, jeder Schmerz, jeder Schatten war bis zur Erinnerung ausgetilgt. Leiſe wandelten ſie die Wieſe hinaus, die Abendſonne rollte über

ihnen. Das Licht des Morgens wäre die ſchiklichere Beleuchtung dieſer Gruppe geweſen, die Matten des Frühlings ihr zukömmlicher Hintergrund. Sie ſchwiegen: in geheimer Werkſtätte muſte ihre Seele erſt die Fülle der Glükſeligkeit verarbeiten und ſich aneignen: dieſer eine Augenblik hatte Glanz und Schimmer genug, um ein ganzes Leben zu verherrlichen. Sie ſchauten leiſe lächelnd auf einander, und Eines erſtaunte über die himmliſche Schönheit des Andern.

Sie ſchritten an den Roſenheken vorüber und bemerkten ſie nicht; wie in unwillkürlichem Nachtwandeln hielten ſie draußen an der Linde an und ſchauten hinunter ins leuchtende Thal. Die Erinnerung entband endlich ihre Sinne: dieſer Strom, dieſe Gründe, dieſe Bergzüge waren die Zeugen ihrer erſten Gefühle geweſen. Wie viele Seligkeit doch ein Menſchenherz zu faſſen vermag!

Hinter dunklem Waldkranze glühte der abendrothe Spiegel des Sees, die Alpen lagen in himmliſchen Dämmerungen, und zur fernen Kloſterkirche bewegte ſich ein ſtiller Wallfahrtzug mit fliegenden Fahnen. Auch über den Himmel flog das purpurne Panier der Abendſonne, es ſchien auf die groſſe allgemeine Pilgerfahrt der Menſchen hin zu deuten. Die Blike der Liebenden verſanken in den Geheimniſſen des Himmels. Aus ſeinen Tiefen leuchtete herrliche Glorie, der kleine flimmernde Abendſtern ging faſt unter in den unendlichen Lichtwellen. Er glich dem irdiſch glüklichen Herzen, das auch die Seligkeit jener zweiten Welt vorahnt. Leiſe hielten ſich Beider Hände; der Abendſtern war ſtets der Stern ihrer Liebe geweſen. Jezt läutete die Kloſtergloke aus dem Thalgrunde herauf, Himmel und Erde glühten

im verſchönenden Abendroth. In gleicher Wallung der Begeiſterung ſtürzten Julie und Leander auf die Knie und beteten in lodernder Andacht, unter leuchtenden Thränen der Freude. Hinter den Flammen der untergehenden Sonne ſchien der letzte Kreis des Himmels geöffnet, und ſelige Geiſter den Abend zu feiern.

Wunderbare Stunde des Abends! iſt deine Pracht nicht der Gewandſaum der Allmacht, deren enthüllter Anblik das irdiſche Auge vernichten würde! hinter jenen Purpurdeken, hinter den Strahlenkränzen der Geſtirne thront ſie, — erſt dem Auge des Sterbenden werden dieſe Schleier ſich öffnen. Die Andacht und die Sehnſucht knien vor den Gewandfalten des Unbegriffenen, die Hoffnung und die Liebe ſingt ſchon hienieden ſein Jubellied, und die Wiſſenſchaft ſo wie der Glaube predigt dieſelbe Erkenntniß.

Als ſich Leander und Julie aus ihrer Verzükung erhoben hatten, lag ſchon die Nacht über der Landſchaft, Miriaden Sterne tauchten auf und verſchwanden im blauen Abgrunde des Himmels, und über die Alpe ſtieg jezt der Vollmond.

Dieſes Abendgebet der Liebenden hatte das lezte Verſtändniß ihrer Herzen vollzogen; nun waren ſie ſich klar und durchſichtig, und Julie trug keine Scheu mehr vor den irdiſchen Kenntniſſen des Geliebten.

Der Jubel edler Liebe erfüllte ihr Daſein, glükſelig und werth des Glükes kehrten ſie vom Abendgange zurük. Erkenntniß und Tugend hatte ihre Liebe geheiligt und die Ironie der Erde lag beſiegt zu ihren Füßen. Wol tragen tauſend eitle Blüten des Lebens keine Frucht, und ihre bunten Blätter verderren, ihr betäubender Duft verliert ſich;

der Stolz des Ruhmes, die irdiſche Ehre, die Hoffart der Kenntniß, die Eitelkeit der Kunſt fallen ab und vermodern, aber was ſeine Wurzeln in die Ewigkeit einſchlug, das treibt auch ſeine Kronen in himmliſche Lüfte. So iſt die Liebe der Fluch oder Segen dieſes Lebens; oft verlockt und täuſcht ſie mit tauſend vergänglichen Flittern, — ſie iſt es aber auch, die ein Gleichniß ewiger Harmonie in dies Leben legt.

Irrwiſch war unterdeſſen ungeduldig und übelgelaunt in den Gebirgen umher geirrt. Das Ungeregelte, Abenteuerliche in den Bildungen unſerer Erde reizte ſeinen Mißmuth und verdroß ihn; es erſchien ihm als das Vorbild des Willkürlichen, Unverſtändigen im Menſchenleben. Die ſeltſamen Felſenſpitzen und Porphirgebilde machten ihn ungeduldig, die fabelhafte Form ausgelockerter Baumwurzeln, das Zufällige in Blätterzahl und Baumſchlag ſteigerte ſeinen Unmuth. Er ärgerte ſich, daß nicht alles Unorganiſche die Regelmäßigkeit der Kriſtalliſazionen, alles Pflanzenhafte die genaue Uebereinſtimmung der Blütenfäden und Blumenkronen an ſich trage. Dieſe Unregelmäßigkeit und Abweichung ſchien ihm das böſe Prinzip in der lebloſen Natur zu ſein, das dämonenhaft den Menſchen zu gleicher Unordnung und Laune verführt, das ſeiner Phantaſie und Empfindung ſchädliches Beiſpiel und verderbliche Nahrung vorlegt, und ihn vom Pfade des Verſtandes ablenkt. In dieſem Sinne machte das ungleichmäßige Schwanken der Waldſchatten auf ſeinem nächtlichen Heimgange einen unheimlichen Eindruk auf ihn; er fand es verzeihlich, daß der Volksglaube Wurzeln und Felsgeſtalten als ſchauerliche Alraunen und Gnomen belebte, und fühlte einen lebhaften Abſcheu vor dem nächtlichen Waldſpuke.

Als er im Gasthofe, den sie im Landstädtchen bezogen hatten, angekommen war, wuchs seine üble Laune, da Leander noch nicht zurükgekehrt war. Jener Gleichzug zwischen der Willkür des Herzens und der zwekloſen Laune der Natur drang ſich ihm deutlich und widerlich auf, und die Liebe erſchien ihm eben als das abenteuerlichſte ſchauerlichſte Waldmährchen.

Um die Zeit bis zur Rükkehr des Grafen zu verkürzen, ſchrieb er einige Briefſchaften und ordnete mehre Papiere. Die Reiſe ſollte über Paris und London nach Amerika gehen, es galt alſo eine lange mehrjährige Trennung von der deutſchen Heimat, die die Ordnung verſchiedener Angelegenheiten vorausſezte. Der Magiſter konnte Leander keinen Theil dieſes ernſten Geſchäftes überlaſſen; er hatte nicht überſehen, daß ſein Herz nach den lezten Entſchlüſſen noch nicht erſtarkt und gekräftigt war. Irrwiſch war zufrieden, daß es ſich einſtweilen bis zu dieſer Höhe erhoben hatte, und hoffte von der Zukunft und der Einwirkung groſſer Weltverhältniſſe den günſtigſten Erfolg. In verſtändiger Erkenntniß einer nothwendigen Stufenfolge hatte er die gröſten Reizmittel für dieſen Zeitpunkt völliger Ermattung des individuellen Lebens ſeines jungen Freundes aufgeſpart. Der müde Sieger bedurfte in dieſem Augenblike der gewaltigſten Aufregungen, aber auch nur eben jezt war der Erfolg derſelben ein zuverläſſiger. Die Zuneigung des alten Mannes zu ſeinem geweſenen Zöglinge war voll tiefen Gefühles, voll rührender Innigkeit: Leander war ihm das Theuerſte auf dieſer Erde, ja er war das einzige Weſen, das er liebte, an dem er mit unaustilgbarer unſäglicher Zärtlichkeit hing. Traurige Erfahrungen, tiefe Leidenſchaften und Schmerzen hatten des Greiſes Weltanſicht feſtgeſtellt, er hatte folge-

recht und unerschütterlich nach seiner Ueberzeugung gewirkt, und Leanders Ruhe und Glük für gesichert gehalten, als endlich jener Entschluß der Entsagung in des Grafen Herzen gereift war.

Der Magister war allerdings mit den Ereignissen des lezten Tages unbekannt, gleichwol mißfiel ihm das lange Ausbleiben seines Gefährten; auch seine Geschäfte waren jezt beinahe beendet, und ungeduldig trat er einige Male an das Fenster. Mitternacht war unterdessen bereits vorüber, die nächtlichen Sterne neigten sich über den Zenith hinunter, die Felder, auf welche diese hinteren Fenster des Gasthofes hinausgingen, lagen in stillen dunklen Massen. Wie Nebel standen die Gebirge in der Ferne. Auf dieser Seite lag Hohenschwangau; — wo mochte jezt wol Leander sein?

Der Magister suchte ein Reisegeräth und betrat in dieser Absicht mit der Lampe versehen das hintere Zimmer. Zu seinem Erstaunen kauerte Emil in einer Eke desselben. Er sezte die Lampe auf den Tisch und trat leise näher, um den Schlaf des Kindes nicht zu stören. Es regte sich nicht; seine Stellung schien unbequem. Der Magister wollte es aufrichten, aber seine Hand fuhr zurük: die Stirne des Kindes war eiskalt. Irrwisch langte in Hast nach der Lampe, die Hand, mit der er sie ergriff, war mit Blut besudelt.

Er trug das Kind eilig auf das Ruhebett, und untersuchte sorgfältig dessen Zustand. Seine Züge waren blaß wie der Schnee, wie der Mondschein, nur ein dunkler Blutstreif drang aus dem Munde hervor; seine Pulse standen, die Wärme des Lebens war aus den Gliedmassen gewichen; die Starrheit des Todes erfaßte sie bereits. Der Magister machte noch die lezten Versuche: das Kind war

wirklich todt, schon vor mehren Stunden mußte es gestorben sein. Jener wälsche Arzt hatte die Wahrheit vorhergesagt, Emils Herz war endlich doch gebrochen.

Der Magiker war mit dem Ernste des Todes so wie mit dem des Lebens vertraut; er rief Niemand, allein, aber sorgfaltig wendete er noch jene Erwekungversuche an, die die Kunst vorschreibt. Sie blieben, wie er vorhergesehen, ohne Erfolg.

Jezt wusch er das Blut vom Leichname; vorn an der rechten Hand entdekte er eine unbedeutende Verlezung, die von einem Biße herzurühren schien. Es ließ sich jedoch kein Zusammenhang zwischen dieser Beschädigung und dem Tode des Kindes voraussezen, und der Magiker achtete nicht weiter darauf. Mit gekreuzten Armen und in tiefem Nachsinnen blieb er vor der schönen Leiche stehen. Diese Glieder schimmerten blendend weiß und schlank aufgetrieben in früher zärtlicher Jugend, der Strom dunkler Loken fiel über makellose Schultern, und verdekte halb den jungen aufquellenden Busen. Es war eine früh gebrochene Knospe, eine bald entflohene Psiche! Das Geheimniß des Todes lag feierlich über den huldvollen Zügen, die halbgeöffneten Lippen blühten wie blasse Rosen.

Irrwisch beugte sich zur Leiche und gab ihr den Kuß des Friedens. Schlafe sanft, Emilia! Jezt erst bemerkte er an einer feinen schwarzen Schnur ein Amulet oder Angedenken am Halse des Mädchens hängen; ohne es abzulösen, öffnete er voll Pietät die kleine Kapsel: zu seiner Verwunderung verbarg sie einen Ring mit blizenden Steinen. Er schien kostbar: ein Kranz kleiner Brillanten glänzte in reinstem Feuer, in der Mitte flammte ein rosenrother Rubin.

Irrwiſch ſchauerte bei dieſem Anblike zuſammen, die Hand, die den Ring hielt, zitterte. Furchtſam hob er den Blik zur Leiche empor, dieſes ſtille Antliz ſchien aus der Tiefe ſeiner Vergangenheit herauf zu ſchweben. Bebend zog er ein Etui hervor, das er an der Bruſt verwahrt trug; in der Haſt, in der Angſt ſeines Herzens hatte er das Geheimniß der Springfeder vergeſſen und zerriß es. Ein Ring fiel heraus, mit einem roſenrothen Rubine zwiſchen Brillanten; viele Jahre waren verfloſſen, ſeit er ihn das lezte Mal angeblikt hatte. Der Greis zitterte am ganzen Leibe, beide Ringe glichen einander völlig. Da fiel ihm ein längſt vergeſſenes Wahrzeichen ein; er hielt die beiden Ringe vor das Kerzenlicht. Der Rubin ſeines eigenen funkelte durchſichtig, den andern trübte ein leiſer Nebel. Dieſer war der echte! In wildem Krampfe zerbrach der Alte den Reif des andern und ſchleuderte ihn von ſich.

Qualen der Hölle über dich, Xaver!

Aber wie er die Fauſt ballte und wild an die Stirn fuhr, da ſank ſie matt und er ſtarrte plözlich gerade über die Leiche hin. Die Wuth verlor ſich aus ſeinen Zügen, erſchüttert, wehmüthig gerührt hing ſein Blik an derſelben Stelle. Jezt hob er beide Arme: Roſa von Lima, o meine Roſa! Lüfte der Nacht zerfloſſen in ſeiner Umarmung, und er ſank aufgelöſ't in Sehnſucht über die Leiche.

Lange lag er in wachen Träumen an den kalten Wangen des Mädchens. Die Bilder ferner Zeiten ſchwebten an ihm vorüber: Roſa wandelte im Orangenhaine, ihr Antliz leuchtete hell und zärtlich . . . . . Sie ward die ſeine, er zog mit ihr ins ferne Deutſchland . . . . . Ein Knabe ward ihm geboren ſchön wie der Engel der Liebe, o wie

waren sie glüklich . . . . . Dann aber nahte Verrath und Verdacht, aber nicht von ihr ward er betrogen, sondern von ihm, von dem Schändlichen, Abgewiesenen . . . . . Sein Degen schwelgte in seinem Blute, aber auch sie, die Unschuldige ward verstoßen, und er selbst ein Todter, Verschollener . . . . . Nur ein Freund wußte um sein Leben, als ein Fremder mußte er seinem eignen Sohn nahen, und die verlorne — angeborne Liebe erwerben . . . . Leander, der zwei Mal Errungene war die einzige Freude seines Lebens, auf sein Schiff hatte er die lezte Hoffnung des Herzens geladen . . . . . Er spielte ein schöner fröhlicher Knabe, er strebte ein herrlicher Jüngling . . . . . Wieder rauschte der Orangenhain in goldnen duftigen Lüften, die Meerflut brandete zu den Füßen des Posilippes, — die Szene war dieselbe, nur das Herz des Beschauers verändert . . . Ein holdes Kind tanzte auf dem Blumenrasen . . . . eine abgewelkte hinfällige Matrone lag im Lazarusspitale im Sterben . . . . Seltsame Erinnerungen flatterten um ihre verlöschenden Sinne . . . . In Deutschland, — im fernen Deutschland . . . . . Der Sand verrann, und wieder lag eine theure Leiche an seinem Herzen, und der fürchterlichste Irrthum hatte bereits die zweiten Früchte getrieben . . . . auch sein lezles Kind sollte am gebrochenen Herzen verkümmern . . . . .

Er sprang auf; zog mit eilender schwankender Hand mehre Papiere aus seiner Brieftasche, schrieb einige Zeilen darunter rnd sendete sie noch in dieser Stunde an den Gerichthof der Residenz. Einen zweiten Boten schikte er um einen vertrauten Arzt, seinen Freund.

Er unterrichtete Niemand im Hause von dem Tode

des Kindes, ſchloß die Thüren ab und kehrte zur Leiche zurük. Das frühe Morgenroth ſtrahlte eben durch die Fenſter und warf einen ſanften Roſenſchein über die blaſſen Wangen des Mädchens. Es lächelte ſanft und friedlich, — ſelig ſind die Todten. Seit vielen Jahren entſtürzten jezt die erſten Thränen aus den Augen des Greiſes. Unſer Schikſal iſt erfüllt, Roſa! dieſer Engel bittet für mich bei dir, — vergib mir, meine Roſa, ſo wie ich Allen vergebe! Wol iſt die heilige Liebe kein Irrthum ſondern eine Wahrheit, die ſich hier und dort erfüllt! Drei Menſchen ſind an der ſchreklichen Verblendung verkümmert, der vierte, Leander ſoll froh und glüklich werden!

Ein Zeichen des Friedens ſchien es dem greiſen Manne zu ſein, daß es ihm vergönnt geweſen, Roſa's brechende Augen im Lazarusſpitale zu Neapel zu ſchließen.

Jezt ſaß er wieder bei der Leiche des Kindes, wenige eisgraue Haare hingen um ſeinen geſenkten Scheitel, aber ſein Antliz blikte gefaßt und entſchloſſen; er ſchien zu weiter langer Reiſe gerüſtet.

Nach einigen Stunden kam der Doktor; er war den vergangenen Abend in Schwangau geweſen und erzählte dem alten Freunde die lezten Begebenheiten, die ſich dort ereignet hatten. Der Greis pries dieſe Entwikelung, und ſein altes Herz beging die Feier der Liebe, gegen die er, vom böſen Irrthum befangen, ſo lange und ſo hartnäkig angekämpft hatte. Allen Hinderniſſen und Gewalten zum Troze hatte Leanders Liebe allein und völlig geſiegt, und was der alte Mann noch eingeleitet haben mochte, konnte nur noch die Gabe des äußeren Glükes zu ihrem ewigen Erbtheile hinzufügen. Er kannte Leanders und Juliens Herzen und

wußte jezt, geheilt von ſeinem falſchen Vorurtheile, daß ihr Glük unvergänglich ſein werde.

Der Arzt ſeinerſeits war über den ſchnellen Tod Emilia's betreten; kopfſchüttelnd unterſuchte er die Biſswunde an ihrer rechten Hand, mußte aber am Ende doch die Vorausſagung jenes wälſchen Arztes beſtätigen: ſie war an der Berſtung der Aorte geſtorben. Sein greiſer Freund bat ihn, den Leichnam zu balſamiren, über den Todfall aber gegen Jedermann zu ſchweigen. Aus ſeinen abgebrochenen Reden konnte der Dokter entnehmen, daß hier ein Geheimniß ſeltſamer Art obwalte, und überzeugt von der guten verſtändigen Abſicht ſeines Freundes gelobte er ihm die verlangte Verſchwiegenheit.

Irrwiſch, — dieſen Namen wollen wir dem Greiſe auch noch für die lezten Blätter unſerer Geſchichte belaſſen, — ſchrieb an Leander, daß er in Hohenſchwangau bleiben möge, und fuhr dann in die Reſidenz zurük. Er hatte in dieſer Nacht ſeine Abſichten ſo wie ſeine Ueberzeugungen geändert und eilte jezt dahin um durch perſönliche Gegenwart jene Entwikelung zu beſchleunigen, die er bereits vor einigen Stunden ſchriftlich durch ſeinen Anwalt eingeleitet hatte. Er fuhr bei Hofe vor, und nach einem langen Beſuche beim Fürſten überbrachte er ſelbſt dem Gerichthofe jene Dokumente, die das Teſtament des General Witte abänderten, und Leander als den einzigen, durch keine Bedingung beſchränkten Erben des ganzen Vermögens beſtimmten. Mit dringender Haſt betrieb er in den nächſten Tagen die Ausfertigung des bezüglichen Spruchs des Gerichtes, und mit dieſem verſehen kehrte er in das Landſtädtchen zurük, wo er unterdeſſen Emiliens theure Reſte der Behandlung des Dokters überlaſſen hatte.

Als er dort ankam, war die Leiche bereits einbaſſamirt; des Doktors Vermittelung hatte auf geheime Weiſe einen Sarg aus Metall verſchafft. In dieſem lag nun Emilia auf Blumen und Kränzen, ihre Züge wieſen noch immer jene ſüße huldvolle Unſchuld, die nur ein früher Tod völlig und ungetrübt aus den Händen des Lebens empfangen kann; ſie ſchien ein blaſſer ſchlummernder Engel. Der Friede dieſes Antlizes gab Irrwiſch die Stärke zum Leben. In ſeiner Seele war ein feſter frommer Entſchluß gereift: Roſa lag im fernen Süden einſam und verlaſſen, ihr wollte er die Tochter bringen. So wie dies zarte Kind im Leben noch nicht den Froſt des nordiſchen Winters empfunden hatte, ſo ſollte auch kein ſolcher ſein weißes Leichentuch aus Schnee über ihren Hügel breiten. Roſa und Emilia ſollten bei einander unter immergrünenden Gebüſchen ruhen, und er wollte zuerſt und vor Allem an ihren vereinten Gräbern beten. Ach wie viel hatten ihm Beide zu vergeben!

Aber Leander mußte unterdeſſen das Glük ſeines Lebens für immer begründen. Keine Trauerkunde ſollte ſein wonneglühendes Herz überfallen, ja nicht einmal ſonſtige Aufklärungen durften jezt die Weiheſtunden ſeiner erſten Liebe beunruhigen. Wenn Irrwiſch den Todten die lezte Pflicht erwieſen haben würde, wenn er dann wieder auf deutſche Erde zurük kehre, erſt dann, geſtärkt durch das Glük der Liebe, ſollte Leander die lezten Eröffnungen über ſich und ſeine Familie erhalten. Mit wenigen liebevollen Zeilen überſendete ihm Irrwiſch die Zuweiſung ſeines Vermögens und nahm für einige Zeit Abſchied von ihm. Unerwartete Geſchäfte riefen ihn nach Italien, wohin er ihren Schüzling mitnehmen werde. Leander aber und Julie möchten des

Lenzes der Liebe froh werden, so wie sie dessen würdig seien.

In verschwiegener Nacht ward der Sarg in den Wagen geschafft, und nur von seinem alten treuen Diener begleitet, begann Irrwisch, ehe Leander zum Abschiede herbei kommen konnte, mit der Todten die Grabfahrt nach Süden . . . .

Aber am herrlichsten Sommermorgen, es war der Tag der heiligen Rosa von Lima, so wie Irrwisch es in einem Briefe gewünscht hatte, zog ein ländlicher Brautzug das Thal von Schwangau hinunter. Goldne Aehren wogten an seiner Seite, Lerchen sangen darüber in heiteren Lüften, und Landleute mit Kränzen und Bändern geschmükt folgten ihm. Das Brautpaar war Leander und Julie; Entzüken des Paradieses lag auf ihrem Antlize, selige Träume, holde flatternde Kinderengel schienen ihnen Blumen zu streuen. In der gothischen Klosterkirche, in der Julie das Nonnengelübde ablegen sollte, ward jezt die Trauung des Paares begangen, die Brautleute und Juliens Eltern vergossen Freudethränen, und die versammelte Gemeinde wiederholte wohlwollend und inbrünstig den Segen des Priesters.

Diese treue fromme Liebe hatte nichts mehr von der Ironie des Lebens zu befürchten.

# Epilog.

## An eine Geſtorbene.

Du fromme Todte! Schuzgeiſt dieſes Herzens,
In deſſen Tiefen liebend du geſeh'n,
Du fahſt die Ader wol des heil'gen Schmerzens
Durch taub Geſtein der blöden Scherze geh'n —

Du fromme Todte, deren Fehler Tugend,
Wie meine Tugend faſt nur Fehler war,
Dir bring' ich hier den lezten Kranz der Jugend,
Die Grute mancher Erdenlenze dar.

Noch lebend biſt du todt ſchon, — lebſt geſtorben,
Geſchloſſen iſt der Erde goldnes Buch,
Dein ſchlagend Herz hat Ruhe ſchon erworben,
Es ſchweigt die Sehnſucht wie im Leichentuch.

Doch iſt die Welt ſo ſchön, ſelbſt naſſe Blike
Erglüh'n noch oft an ihrer Herrlichkeit,
Das müde Herz es weiß von manchem Glüke,
Der Weg iſt rührend ſchön, drum nicht zu weit.

Nicht brüt' ich mehr in dumpf geſchloßnen Schranken
Nur ob mir ſelbſt, und ſuche nur mein Glük,
Befreiend kamen läuternd die Gedanken,
Im großen All vergißt man ſein Geſchik.

Und was dich ſonſt erfreut und jedes Beſte,
Das ich ſeitrem gedacht und das ich fand,
Hier biet' ich's der Erinnerung zum Feſte
Mit heitrem Blik, mit fromm gekreuzter Hand.

Die Freude ſelbſt darf nicht der Gabe fehlen,
Denn ohne ſie ſchließt nie der Kreis ſich ganz,
Wer kann den Jubel aus dem Lenze ſtehlen,
Wer aus dem Herzen ihren goldnen Glanz?

Die Blume bringt zum Kranze ihre Düfte
So wie das Bild der Thränen auch den Thau,
Mild überblinkt ſie endlich ſelbſt die Grüfte,
Und Nahrung ſinkt ihr aus dem ew'gen Blau.

Die Entfernung des Verfaſſers war Urſache, daß folgende den Sinn ſtörende Fehler ſich eingeſchlichen, welche der geneigte Leſer verbeſſern wolle.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite 22, | Zeile 4 | lese man, | je manchmal, | statt, | ja manchmal |
| » 33 | » 5 | » | » | darüber | » | darunter |
| » 33 | » 23 | » | » | wie in | » | wie ein |
| » 47 | » 2 | » | » | abgeſteft | » | abgeſtekt |
| » 61 | » letzte | » | » | auch ich | » | auch, ich |
| » 68 | » letzte | » | » | Ausbildung vollkommen | » | vollkommene Ausbildung |
| » 84 | » 17 | » | » | Statur | » | Natur |
| » 87 | » 19 | » | » | ihn | » | ihm |
| » 98 | » 5 | noch iſt, mangelt: „nicht" | | | | |
| » 118 | » 12 | lese man, | im | » | um |
| » 118 | » 17 | » | » | keinen | » | hellen |
| » 130 | » 24 | » | » | Dinge | » | Dinger |
| » 156 | » 4 | » | » | Sinne | » | Stimme |
| » 172 | » 20 | » | » | die beſte | » | das beſte |
| » 173 | » 28 | » | » | flattert der Gebundene noch | » | flattern der Gebundenen nach |
| » 174 | » 10 | mangelt vor Gefühle das Wort: „Ihre" | | | | |
| » 178 | » 17 | lese man, | den | statt, | der |
| » 178 | » 23 | » | » | auch nicht vom | » | wo nicht von |
| » 180 | » 25 | » | » | verlendem | » | gerbendem |
| » 181 | » 21 | » | » | dem Blinden u. Lahmen, statt, den | | |
| » 181 | » 1 | » | » | Jugend / Burgen | statt, | Tugend / Burgen |
| » 189 | » 24 | » | » | ſozialen | » | ſpeziellen |
| » 196 | » 13 | » | » | Stellung | » | Miſchung |
| » 206 | » 29 | » | » | kein | » | der kein |

# Die Induſtriellen.

## Roman

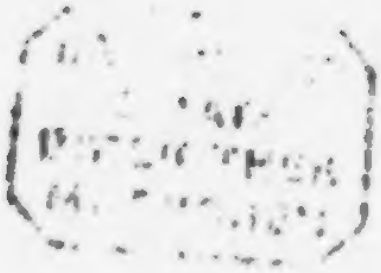
von

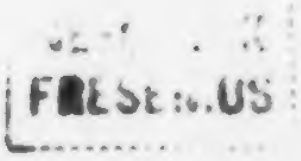
Adolf Ritter v. Tſchabuſchnigg.

Erſter Theil.

Zwickau, 1854.

Verlag von Gebrüder Thoſt.




FRESNO.US

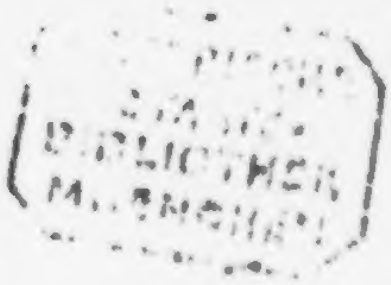
# Vorwort.

Der vorliegende Roman bildet seiner Handlung und seiner Tendenz nach für sich ein unabhängiges Ganzes. Er steht mit meinem frühern Romane „Der moderne Eulenspiegel“ nur insofern im Zusammenhange, daß er dieselbe Weltauffassung, die dort an Künstlern und Frauen dargelegt wurde, an den Industriellen zur Anschauung bringen will, und daß Till und Lanzelot-Melampus in allen drei Abtheilungen mitwirkend oder doch als sprechender Chor die Handlung begleiten. Nach der ursprünglichen Anlage sollte eine vierte Abtheilung die

Politiker verführen; ob das Werk in dieser Weise zum völligen Abschlusse kommen wird, bleibt der Zukunft überlassen.

**Klagenfurt** im April 1854.

**Der Verfasser.**



# Erſtes Buch.

Es war eine wilde ſtürmiſche Nacht. Wer hätte es glauben mögen, daß ſie einem Tage voll Frieden folgen würde! — Die alten Bäume ſchüttelten ſich, als faßte ſie der Simum, der verderbliche Hauch der Wüſte. Es rauſchte empor, herab, gellend durch die Lüfte — Ein Klagelaut, als ſpalte die Erde ſich und hauche noch einmal aus alles Leid, das längſt begrabene verklungene Leid... Blätter und Blüthen riſſen zitternd ſich los und tanzten wirbelnd hin durch die Nacht.. den ängſtlichen Reigen der ruheloſen Flucht. Ergrimmt ſchleuderte der Sturm dazwiſchen manch' ſtarken Aſt und wieder neue Maſſen welkenden Laubes... Hohl und ſcharf zog es über die kahlen Felder, durch Wald und Flur, und geheimnißvoll und ſchaurig klang es

überall: der grüne Sommer ſcheidet, der graue Herbſt zieht heran!..

In den Straßen Hallan's war es menſchenſtill; Alles wachte entweder im Hauſe, oder ſchlief bereits. Man unterhielt ſich wohl auch hie und da noch über die heutige Vorſtellung im Theater, meinte gähnend, Geldern habe ausgezeichnet geſpielt, es ſei aber doch etwas Schönes um Bequemlichkeit und Ruhe, und ließ ſich mit vieler Behaglichkeit Schlafrock und Pantoffeln reichen... Mancher ſprach auch von der berühmten Schauſpielerin Lucinde Harles, bedauerte, ſie nicht früher als am Schluſſe des Stückes bemerkt zu haben, und wunderte ſich, daß ihre Ankunft nicht eher bekannt geworden wäre. Man erging ſich in allerlei Vermuthungen, ob ſie hier längere Zeit verweilen, hier ſpielen würde, einzelne Herren dachten im voraus an die Triumphe, die ſie einer ſolchen Künſtlerin bereiten wollten; natürlich mit dem heimlichen Wunſche, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, damit ſie nicht lange im Unklaren bliebe, wem ſie das Glück eines ungewöhnlichen Erfolges zu danken hätte.. Von den Wenigſten im Publikum war der aufgeregte Zuſtand Geldern's in der Schlußſcene bemerkt worden, und geſchah es, daß man davon ſprach, ſo wurde es als eine herr-

liche Nuance des Künſtlers betrachtet, die von ſeinem tiefen Studium zeige...

Eine Zuſchauerin freilich war mit ganz anderen Empfindungen nach Hauſe gekommen: feſt und ſicher ſtand in Thereſe die Ueberzeugung, daß zwiſchen Lucinde und Geldern beſondere, — ſie ſagte es ſich mit Beben — intime Beziehungen vorwalteten. Kein Auge hatte ſie von Beiden gewendet, nichts war ihr entgangen von dem Moment, in welchem das Blumenbouquet auf die Bühne flog, von dem Blicke, in dem ſich Beide begegneten... Sie theilte ſich ihrer Schweſter nicht mit, ſchweigend und gedankenvoll trat ſie in ihr Zimmer, und der Morgen fand ſie noch wach, ohne daß ſie ſich zur Ruhe begeben hatte...

Ebenſo ſchweigſam, mit trockenem brennenden Auge, half ſie ihrer Schweſter bei den Anordnungen zur Abreiſe. Kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippen, und nur als der Wagen vor der Thüre hielt, der ſie zur Eiſenbahn bringen ſollte, entfuhr ihr unter einem tiefen Seufzer der Ausruf: „Nun Gott ſei Dank!“ —

Geldern hatte das Theater in einem Zuſtande höchſter Aufregung verlaſſen. Seine Ohnmacht war raſch vorübergegangen, aber dafür ſtürmte die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeines inneren Weſens hervor, und die unerwartete Ankunft und Nähe Lucinde's erregte

ihn vollends in einem Grade, der jedes Gebet der kalten Vernunft verachtet. Er wollte auf der Stelle von Hallan abreiſen und begegnete allen Einwendungen des Barons, der ihn begleitete, mit einem entſchiedenen: „Nein, nein! Ich muß fort! Es führt zu weitern Gefährlichkeiten, wenn ich bleibe. Trauen Sie mir ſo wenig Selbſterkenntniß zu, überſehen Sie ſo ganz, wie ſchön Lucinde iſt? Ich bin nicht ſtärker, wie jeder anderer Menſch. Ich muß der Verſuchung aus dem Wege gehen, oder ihr andernfalls unterliegen. Wir ſind nie geneigter zu vergeſſen und zu verzeihen, als wenn die erwachte Begierde uns mit einer Entſchädigung ſchmeichelt. Es wohnt ſo viel Niederträchtigkeit in uns, daß wir da die größte Mühe haben, unſere Ehre zu retten, wo ſie der Genuß bekämpft. Die Erinnerung an eine durchlebte Seligkeit iſt nur Waffe mehr für die Verſuchung.“ —

„Und wie haben Sie ſogleich wiſſen können,“ fragte der Baron — „daß das Bouquet von Lucinden kam?“

„Das Trauerband fiel mir auf, mit dem es umwickelt war, und als ich es aufhob, blitzte mir der Verlobungsring entgegen, den ſie von mir beſaß und den ſie mir früher nie wiedergeben wollte, obgleich ich ihr den ihrigen zurückgeſandt hatte. — Aber nun helfen Sie mir auch hinweg, Baron! Ich darf wahrhaf-

tig nicht bleiben, wenn ich weiß, daß ſie hier verweilen will. Der Sturm, der ſich erhoben hat und der die alten Bäume zuſammenrüttelt, als wollt' er ſie aus den Wurzeln reißen und gen Himmel ſchleudern, iſt mild gegen den Aufruhr in meinem Innern. Ich habe Mühe, den Groll zurückzuhalten, der in mir aufſteigen will, um ebenſo zu toben und zu rechten mit der Natur, die mich zu ihrem Spielzeug geboren. Wie ſtemmt' ich mich gegen die tauſend Widerwärtigkeiten, die mir das Leben vergällten! Wie hab' ich meine Kräfte angeſpannt, um nicht zu unterliegen den Keulenſchlägen des Geſchicks! Aus der größten Gefahr hab' ich mich losgerungen, aber da ich nun weiß, was ich dabei gelitten, will ich ſie nicht wieder auf's Neue herausfordern."

„Ich habe," verſicherte der Baron — „die Erfahrung gemacht, daß große Erſchütterungen nicht ganz ſo ſchwer zu ertragen ſind, als man gewöhnlich glaubt. Das menſchliche Herz iſt zu biegſam, um ſich nicht auch von der anſcheinend fürchterlichſten Niederlage nach und nach zu erholen. Man gewinnt dadurch ſogar in der Zukunft; denn unſer Muth iſt erhöht, wir haben bewieſen, daß unſere Seele nicht ganz ſo ſchwach iſt, und dieſes Bewußtſein ſtählt, die gewonnene Sicherheit läutert uns, und mit mehr Ruhe begegnen wir

den folgenden drohenden Ereigniſſen. Dagegen kenn' ich nichts Schlimmeres, als die kleinlichen erbärmlichen Sorgen des Tages, die ſich ſtets wiederholen, die man faſt ſo verachtet, daß ſie Ekel erregen, und die doch ſo drückend ſind. Sie ſind ſchleichendes Gift, Gift, das am Herzen frißt und das Hirn zuſammendorren macht; jene treiben das Blut bis zur Höhe des Siedens oder der Erſtarrung, aber nicht für die Dauer. Haben Sie nicht das alles ſelbſt erfahren, Geldern, und das in jüngſter Zeit? Denken Sie an Thereſe!" —

„Thereſe!" — Geldern blieb ſtehen und ſchlug die Hände zuſammen. „Ich habe ſie einen Augenblick.. länger vergeſſen können!"

„Wie kommt es — er ging wieder an der Seite des Barons, langſam und in tiefem Nachdenken — „daß meine Liebe plötzlich ſo gedämpft iſt? Ich kann ihren Namen nennen, ohne zu erbeben, und ich erbebte doch, als ſie mir die Hand zum Abſchied reichte und zurief: „Ich kann Dir nicht angehören!" — Das alles hat ſich mit mir ſchon einmal und nur in etwas anderer Weiſe ereignet. Damals ſprach ich dieſe Worte, aber mein Herz riß dabei... jetzt? Nun ich weiß nicht, bin ich gar ſo elend geworden, daß ich nicht mehr lieben kann, oder ſo elend, daß eine unausgerottete Neigung in mir ſteckt, die den Keim jeder neuen

Liebe erſtickt. Hier war es aber mehr als Keim — es war ein Rettungsweg, die Brücke zum neuen Leben — ſie brach morſch und jählings unter mir zuſammen.“ —

Sie waren inzwiſchen vor ihrer Wohnung angelangt, und Werthoff erklärte ſich auf das wiederholte Andringen Geldern's geneigt, ihm bei der Abreiſe behülflich zu ſein. Es waren kleine Arrangements, die er für ihn ordnen ſollte, da er ſelbſt keine Zeit mehr dazu gewinnen konnte. —

Als ſie in die Hausflur traten, kam ihnen die Wirthin, eine Frau gewöhnlichen Schlages, entgegen, und ſtreckte ihre kleine Figur in die Höhe, um bis zu dem Ohre des Barons zu gelangen. Menſchenfreundlich beugte er ſich herab, da er wohl errieth, daß ſie ihm etwas heimlich zu ſagen habe.

„Was gibt's denn?“ flüſterte er vertraulich.

Mit einem Blicke auf Geldern, der einige Schritte voraus gegangen, jetzt ungeduldig ſtehen blieb und den Baron erwartete, ſagte ſie ebenſo leiſe, ſo daß es jener nicht hören konnte: „Zwei Damen ſind da! Im Zimmer des Herrn Geldern.“

„Was?“ —

„Um Gotteswillen, ſtill!“ — Die Frau war ſo erſchrocken über den lauten Ausruf des Barons, daß

ſie alle Honneurs vergaß und ihre breite Hand auf ſeinen Mund legte. Er rümpfte die Naſe und zog ſich zurück, indem er bei ſich dachte: Roſenfinger hat ſie nicht, aber etwas Schartiges, das Wunden reißt." —

„Ja, ſie baten ſo dringend" — fuhr die Wirthin fort — „und verſicherten, ſie müßten Herrn Geldern noch heute ſprechen. Ich ſollte ihm auch nichts ſagen, Ihnen will ich es aber doch, damit Sie ihn beſänftigen, wenn er mir etwa zürnt."

„Was hat Sie denn für die Gefälligkeit bekommen?" fragte Werthoff, nicht wiſſend, ſollte er lachen oder böſe werden.

„Nicht viel, etwa was ich täglich verdiene," verſicherte die Frau.

„Nun, Sie kennen hohe Preiſe!" meinte der Baron und eilte Geldern die Treppe nach, die er bereits erſtiegen hatte.

Er kam gerade hinauf, als Geldern die Thür zu ſeinem Zimmer öffnete. Erſtarrt blieb er auf der Schwelle — vor ihm ſtanden Lucinde und Madame Dorbach. — Er traute ſeinen Sinnen nicht; das hatte er nicht erwartet. Mit unverhehltem Erſtaunen betrachtete er die Damen, während ſeine Hand krampfhaft den Drücker der Thür feſthielt, und ſein Herz hörbar zu ſchlagen anfing ...

Lucinde ſtand mitten im Zimmer, zur Seite die alte Dame, mit unbeweglichen Zügen und, obgleich ſie ſich gewiß in einer etwas eigenthümlichen Situation befand, ſo drückte ihr Geſicht durchaus kein Befremden oder Aengſtlichkeit aus, im Gegentheil Stolz und Sicherheit. Ihre Haltung war aufrecht, ſie ſuchte den Blick Geldern's, und erſt nach und nach verwandelte ſich der ſtolze Ausdruck ihres Antlitzes in den etwas milderen der Spannung, bis er ſich endlich wieder vereinigte zu einem Blitz ihres dunklen Auges, der in ſeine Seele dringen ſollte... Sie ſprach kein Wort, machte keine Bewegung, und auch Geldern verharrte ſtumm und regungslos...

Der volle Schein der Lampe, die auf dem Tiſche ſtand, fiel auf die Gruppe, und gab ihr etwas geheimnißvoll Schauerliches. Wenigſtens theilte dieſe Empfindung der Baron Werthoff, der inzwiſchen näher hinzugekommen, über Geldern's Schulter hinweg ins Zimmer blickte. Das fremde Geſicht erregte die Aufmerkſamkeit Lucinde's. Sie wandte einen Augenblick das Auge dahin, heftete es aber ſogleich wieder und durchdringender auf Geldern, der jetzt, durch ein leiſes Geräuſch ihres ſeidenen Kleides aus ſeinem Hinbrüten geweckt, auffuhr und raſch die halb geöffnete Thür aufriß und ſich entfernen wollte.

Der entgegenſtehende Baron verhinderte ihn an der ſchnellen Ausführung ſeiner Abſicht, die von ihr bemerkt wurde.

„Geldern!“ rief ſie, und nur das einzige Wort.

Er bebte zuſammen und ſtand aufs neue feſtgewurzelt... Er hatte dieſe Stimme lange nicht gehört, und doch klang ſie ſo bekannt, ſo gewohnt und belebend... Er ließ die Hand von dem Drücker der Thüre gleiten und kam jetzt einen Schritt näher, das Geſicht zu Boden geſenkt, zitternd am ganzen Körper...

So vergingen wiederum Secunden und eine Minute. Dem Baron wurde das drückende Stillſchweigen läſtig, und ſchon wollte er es mit einer Bemerkung unterbrechen, als ſich auch ſchon bereits Lucinde Geldern näherte und ſeine Hand ergriff. Sie ſagte dabei mit ihrer unendlich melodiſchen Stimme: „Ich habe Sie aufgeſucht, Geldern, Freund meiner Seele; Sie waren ihr entflohen, ich mußte Sie wiederhaben. Lucinde bittet Sie, mich nach meinem Hotel zurück zubringen; ich darf das Unpaſſende meines ſpäten Beſuches nicht weiter ausdehnen, und zwiſchen uns ſind Zeugen und Störer des Glückes.“ —

Es lag in dem Ausdruck dieſer Worte unendlich viel; die Weichheit und Milde des Tons bat um Verſöhnung, während er wiederum eine leiſe Anklage nicht

ausſchloß und ſogar etwas von ſeiner Koketterie durchblicken ließ. Die letzten Silben flüſterte ſie, nur ihm vernehmbar; ſie konnten recht gut als eine Aufforderung gelten, die ſchöne Vergangenheit zurückzurufen, eben ſo aber auch als das wiederholte Geſtändniß ihrer Liebe, in das ſich der Reiz der Verſchämtheit miſchte, mindeſtens drückte das Letztere ihr geſenkter Blick und die Verzögerung der Worte aus...

Geldern war peinlich berührt und zugleich durch ſo viel Liebenswürdigkeit und Anmuth gefeſſelt. Er fühlte die nahende Gefahr und doch ſank ihm der Muth, ſich ihr zu entwinden. Gewaltſam ſuchte er im Gedankenfluge die Vergangenheit ſich zurückzurufen, und ſie gab ihm zuletzt auch die Kraft, da es ihm gelang einen trüben Moment feſtzuhalten, ſich aufzurichten und mit freierem Auge Lucinde zu begegnen. Da er ſo viel über ſich gewonnen, ſtählte ſich ſeine Entſchloſſenheit immer mehr, und ohne Beben brachte er die Worte heraus: „Zu meinem innigſten Bedauern muß ich dem Vergnügen entſagen, Sie nach Ihrer Wohnung zurückzubringen; mein Freund aber, Baron Werthoff — er ſtellte ihn vor — wird gewiß die Güte haben, meine Stelle zu vertreten.“ —

Ein leiſes Zucken durchlief das Antlitz Lucinde's. Sie hatte das nicht erwartet und war beleidigt. Ge-

wohnt aber, ſich zu beherrſchen und die Rückſichten vor Augen, die ihr geboten, Gefühlen zu ſchonen, verſteckte ſie ſchnell den Mißmuth hinter ein Lächeln und ſie erwiderte mit graziöſer Unbefangenheit: „Dann muß ich Convenienz und Sitte bei Seite ſetzen und Sie zu einem Gehör zwingen, ſelbſt auf die Gefahr hin, auf kurze Zeit Ihre Wohnung mit Ihnen zu theilen. Der Herr Baron" — ſie heftete einen durchdringenden Blick auf dieſen, der ſich tief verbeugte — „wird es entſchuldigen, wenn ich ſeine Begleitung ausſchlage. Sollte es ihm darum leid thun, was ich kaum vorausſetze, ſo appellire ich an ſeine frühere Gewogenheit gegen meine geringe Perſon, denn wenn ich nicht irre, ſind wir uns ſchon begegnet."

„In Breslau," beſtätigte Werthoff — „wo man ſo gefällig war, ungeachtet meiner und der Proteſtationen des geſammten Publikums, den ſchönen Liebling plötzlich zu entlaſſen." —

Die verſteckte Andeutung auf ihre ſo unerwartete und ſchnelle Abreiſe von dort, entging Lucinde nicht, und obwohl ein neuer Mißmuth ſich in ihr zu regen begann, maskirte ſie ihn doch durch die zuvorkommendſte Antwort: „Ich bin Ihnen verpflichtet, Herr Baron, daß Sie ſich eines ſo geringfügigen Umſtandes entſinnen; ich habe Ihrem Gedächtniß mehr Leichtigkeit

zugemuthet.“ — Stolzer fügte ſie noch hinzu: „Hoffentlich bin ich nicht ganz ohne Entſchädigung geblieben für die Ungunſt des Schickſals, die mich von Breslau nöthigte.“

„Sie ſind berühmt geworden,“ entgegnete raſch einfallend, bevor der Baron noch antworten konnte, Geldern, deſſen verlorner Muth ſich mehr und mehr wieder einſtellte — „Ihren Namen nennt die Welt! Viel, unendlich viel für den Ehrgeiz; aber auch genug für die Befriedigung?“ —

„Er iſt verwegen,“ murmelte der Baron, während Lucinde einen eigenthümlichen Blick auf Geldern heftete, der es über ſich gewann, ihn auszuhalten. Sie riß an den Franzen ihrer ſchwarzſammetnen Mantille und ſchien etwas zu überlegen. Ihr wurde hier unerwartet ein Sieg ſchwer gemacht, den ſie leichter genommen, ſie ſtieß auf Widerſtand, den ſie in dem Grade nicht vermuthet; ſie verfiel in immer üblere Laune, die ſich noch durch die Gegenwart von Zeugen ſteigerte, da ihr dieſe die Gelegenheit nahmen, ſich frei und offen auszuſprechen. Ihr Lage war peinlich; ſollte ſie gehen, oder bleiben?... Die Schicklichkeit, ihre angetaſtete Empfindung gebot das Erſte, das zweite ebenſo gewichtige Motive, vielleicht wichtigere noch, da

ſie gleichzeitig noch Convenienz und Sitte überſprungen und ſie veranlaßt hatten, hierher zu kommen.

Ihr Herz war belaſtet. Seit drei Jahren hatte ſie den Augenblick herbeigeſehnt, der ſich jetzt ihr bot, ſie hatte ihm nachgeſtrebt auf die entſchiedenſte Weiſe, immer war er ihr entgangen, und nun ſollte er wiederum verloren gehen, um vielleicht niemals wiederzukehren?.. Es war nicht alles geordnet zwiſchen ihr und Geldern; damals in der Stunde der Scheidung, bewältigt von einem unvorhergeſehenen traurigen Ereigniß, fortgeriſſen und betäubt von den widerſtrebenſten Empfindungen, war nicht alles zur Entſcheidung gekommen, was ſich ihr ſpäter als nothwendig darſtellte; eine Kluft war zwiſchen ihnen entſtanden, aber noch führte eine ſchmale Brücke darüber, ſie mußte entweder ganz fallen, oder ſich breiter ausdehnen...

Sie hatte ihn anders gefunden, als ſie vermuthet. Hoffte ſie auch nicht — vielleicht weil ſie es nicht durfte — die volle Hingebung, ſein ganzes Herz wiederzufinden, ſo vertraute ſie doch dem Glanz der Erinnerung, dem blendenden Reiz ihrer Erſcheinung zu ſehr, als daß er ihr für die Dauer widerſtreben konnte. Aber gerade der umgekehrte Fall war eingetreten; ihr erſter Anblick erſchütterte, vernichtete ihn faſt, in ſpätern Augenblicken hatte er die Kühnheit, ſich ihr ge-

waffnet entgegen zuſtellen... Eine Ahnung ſtieg in ihr auf, daß ſeine Liebe verloren gegangen, oder auf dem Wege dazu ſei, und ſie nahm das für Kränkung, für einen neuen Reiz, ihre Waffen gegen ihn zu kehren. Das wußte ſie: er war ihr ergeben geblieben bis noch vor kurzem, trotz allem, was zwiſchen ihnen vorgefallen, trotz all' dem Ungemach, das ihn ſeitdem betroffen, dem Kummer und Schmerz...

Sie war ein Weib, gewohnt zu ſiegen, ſie wollte es auch hier zum zweiten Mal. —

Im gleichgültigſten Tone, wie hingeworfen, ſprach ſie: „Graf Heinrich von Wartenſee iſt in Berlin. Er trägt das Miniaturbild Ihrer Schwägerin Anna in einer Bruſtnadel, jedem Auge zur Schau.“ —

Geldern fuhr auf und ſtarrte ſie an... Sie zog dichter die Mantille um ſich und wandte ſich zu ihrer Begleiterin: „Gehen wir!“ —

Er trat ihr in den Weg. Sie ſah ihn verwundert an, als wollte ſie ſich nicht aufhalten laſſen... Haſtig rief er ihr zu: „Ich will Sie in Ihre Wohnung bringen!“ —

Ein Blitz der Zufriedenheit flog lächelnd über ihr Antlitz, machte aber ſogleich wieder dem frühern Ernſte Platz. Sie blieb ſtehen und blickte den Baron einen Augenblick ſchweigend an, dann ſagte ſie, nicht ohne

leiſen Anflug von Spott: „Herr Baron, ich muß Ihnen Madame Torbach empfehlen. Ich nehme den Arm meines Freundes; Sie werden es begreiflich finden.“ —

Werthoff ſchloß halb die Augen und betrachtete ſich die Empfohlene mit einem ſehr zweideutigen Ausdruck. Ja, er ließ ſich ſogar verleiten, den Kopf einigemal zu ſchütteln, bis er ſich denn endlich entſchloß, nicht aus Galanterie, die er unter gewiſſen Umſtänden nicht immer kannte, ſondern aus Rückſicht für Geldern und aus angeregter Neugierde, wie die Sache noch verlaufen würde, den Arm der Dame, die ſich bereits rüſtete, anzunehmen.

Mit den Manieren eines Hofmannes dankte er Lucinden, der er durchaus kein Terrain einräumen wollte, für das unerwartete Glück, das ſie ihm bereitete, und der alten Dame verſicherte er auf die verbindlichſte Weiſe, daß ſich ihre Züge auf gefährliche Art in ſeiner Bruſt einzuprägen begönnen.

Ein ſtechender Blick ihrer mausgrauen Augen zeigte ihm deutlich, daß ſie die Anſpielung auf einen frühern Auftritt, im Beiſein des Bademeiſters, recht gut verſtehe; ungeachtet deſſen nahm ſie dennoch ſeinen Arm und folgte Geldern und Lucinde, die bereits das Zimmer verließen...

Der Sturmwind hatte ſich immer heftiger erhoben. Krachend ſchmetterten die Bäume gegen einander und miſchten ihr betäubendes Geſtöhn in das Geheul der Luft. Eine dichte Finſterniß lagerte über alles und vermehrte den Eindruck des Schreckens, den die empörte Natur verurſachte. Die Wolken ſchoſſen pfeilſchnell vorüber, hie und da durch einen fahlen Lichtſtrahl des im erſten Viertel ſtehenden Mondes erhellt...

Schweigend gingen die Paare neben einander; Jeder war mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. — Geldern durchzuckte es wohl, als er den Arm Lucinde's empfing, es mahnte ihn dieſe Handlung wie eine Untreue gegen ſich ſelbſt, aber dieſe Empfindungen verloren ſich in dem lebhaften Wunſche, dem Grafen von Wartenſee wieder zu begegnen. Freilich war es ihm wohl auch, namentlich jetzt, da er an ihrer Seite ging, als ob er einen tiefern, andern Grund dadurch beſchönigen wolle, und heißer rollte es ihm durch die Adern, wenn Lucinde ſeinen Arm feſter an den ihrigen zog..

Hätte er in der Dunkelheit ſehen können, er würde um ihre Lippen ein feines Lächeln bemerkt haben, ein Lächeln voll Zufriedenheit und nicht frei von ſpöttiſcher Befriedigung... er wäre dann vielleicht geflohen, hätte ſich von ihr wieder losgeriſſen und wer

weiß es? wohl zu seinem Glück... Es gibt Menschen, die vom Schicksal bestimmt zu sein scheinen, eine ewig finstere Bahn zu durchlaufen... Geldern sprach einmal davon, daß er zu diesen gehöre; warum hatte er das vergessen?.. Dem Schrecken muß man nicht entgegen eilen. Graf Heinrich von Wartensee ist dein Feind, Geldern, und einer, der gefährlichsten, warum ihn herausfordern? Du hattest ihn bereits zu den Todten geworfen, warum rufst du ihn zurück durch Sie, von der du ebenfalls behauptest, daß sie dich verletzt, beleidigt, daß sie dein Herz durch Verrath zerrissen?...

Du gehst jetzt an ihrer Seite, du glühst mehr und mehr von der Wärme ihres Armes — wie schwankend, schwach und erbärmlich ist doch der Mensch! —

Zwischen dem Baron und Madame Torbach fand eine gleich schweigsame Unterhaltung statt, die nur zuweilen durch einige Ausrufe des Bedauerns von seiner Seite unterbrochen wurde, falls, wie es wohl einmal geschah, beide in der Finsterniß gegen einen Baum rannten, oder ein anderes Mal, wo sie unfreiwillig über einen glücklicherweise nicht gar zu breiten Graben setzten. Ihre nicht ganz klar und deutlich ausgesprochenen Worte bei dieser Gelegenheit, nahm er als Danksagungen für seinen Schutz, die er aber, als ch-

ter Cavalier, nicht annehmen zu können betheuerte; wiederholte, halb gebrummte Töne antworteten ihm. —

Der Weg nach dem Hotel, in welchem Lucinde abgestiegen war und in welchem Madame Dorbach bereits seit längerer Zeit wohnte, war nicht weit, und so kamen sie bald dahin.

Als sie in den Vorsaal traten, stürzte der Kellner, der sie durch eine Glasthüre erblickte, sogleich mit Licht heraus, ihm nach ein ganzer Schwarm von Herren, die noch im Restaurationszimmer verweilten. Diese Ovation galt Lucinde, die sie aber mit einer verächtlichen Miene aufnahm und rasch die Treppe voraneilte, die zu ihrem Zimmer führte. Die Andern folgten.

Oben angekommen, wollte Baron Werthoff Geldern in das Zimmer Lucinde's folgen, Madame Dorbach deutete auf eine entferntere Thüre und sagte: „Ich wohne No. 13." —

Der Baron stutzte, sah jedoch wohl ein, daß er dem Anstande Rechnung tragen müßte, und so führte er seine Dame bis an ihr Zimmer, nachdem sich ihm Lucinde durch eine flüchtige Verbeugung empfohlen, die Einladung seiner Begleiterin aber, mit hineinzutreten, schlug er eben so rasch als entschieden ab.

Es schloß sich vor ihm die Thüre von No. 13. — Er stand einen Augenblick zweifelhaft, was er be-

ginnen ſollte; ihm bangte für Geldern, er wäre ſo gern in ſeiner Nähe geblieben, anderntheils wollte er nicht aufdringlich erſcheinen.

„Nun, er iſt ja ein Mann!“ mit dieſer Beruhigung, der er innerlich doch nicht recht traute, entfernte er ſich und ging ausnahmsweiſe zurück in ſeine Wohnung. —

Im Zimmer angelangt, befahl Lucinde dem Kellner, der ihnen hinaufgeleuchtet und jetzt mit einem Seitenblick auf Geldern die Lichter anzündete, Thee heraufzubringen und Madame Dorbach herein zu bitten, dann warf ſie Hut und Mantille mit einer raſchen Bewegung von ſich, nahm eine brennende Wachskerze vom Tiſch und trat auf Geldern zu, der ſich an der Thüre hielt und ſchon bereute, ihr gefolgt zu ſein...

Mit herausforderndem Muthwillen, der ihm in dieſem Momente wie Hohn vorkam, die volle Gluth ihrer tiefdunklen Augen auf ihn werfend, ergriff ſie ſeine Hand und zog den Widerſtrebenden zum Sopha...

„Ich muß doch,“ ſprach ſie dabei mit graziöſem Lächeln — „den Flüchtling betrachten, wie weit er ſich verändert hat. Wir haben uns lange nicht geſehen. Wiſſen Sie, Geldern, daß die Zeit ſich verdoppelt, wenn ſie keine glückliche iſt? Sie müſſen das entwe-

der nicht gewußt haben, oder ſehr grauſam ſein. Drei Jahre hab' ich fern von Ihnen gelebt, in einem Zuſtande, der in ſeiner Verlaſſenheit und Oede mehr unter der Erde am Platze ſein mag, als hier oben mitten im Glanze einer reichen Schöpfung, die zum Genuß einladet. Drei Jahre! Die Zunge gleitet darüber leichtgefällig hin, aber die Empfindungen, die Empfindungen! Sie nehmen zu mit den Erfahrungen, immer bedeutender weiten ſie ſich aus, und haben wir es verſäumt im Anfange gleich ſie zu zügeln, ſo bewältigen ſie uns bald in beklagenswerther Weiſe. Der Wechſel des Lebens iſt ein Rad mit unzähligen Speichen; es kommt darauf an, mit welcher Regung wir in eine derſelben fallen, in die verſchiedenen Schattirungen von Glück und Unglück: das Rad dreht ſich und durch ſeine ſchnellen Schwingungen verlieren wir Bewußtſein und Wollen. Der Kreislauf des Glückes führt zum betäubenden Rauſch, nun .. das iſt Wohlthat, iſt Seligkeit .. Wehe aber dem, der in die rollenden Speichen fällt des Unglücks — das iſt ſicherer, getreuer. Sie haben durch unglückſelige Uebereilungen unſer Glück geſtört: war es Ihnen denn nichts mehr werth, war es denn ſo unwürdig geworden, daß ſie es von ſich ſtießen? Ich war immer der Meinung, Characktere wie der Ihrige, verſchenken nur Einmal, für die ganze

Lebenszeit und nichts iſt im Stande, ihre Neigung zu erſchüttern.“ —

Sie ſah ihm forſchend ins Geſicht, der in eine Ecke des Sopha's gedrückt, mit Aufmerkſamkeit ihren Worten lauſchte und ſich alle Mühe gab, ſich nicht blenden zu laſſen. Immer Einen, den verhängnißvollſten Moment ſeines Lebens vor Augen, gelang es ihm auch, kälter zu werden, als wohl ſonſt in ſeinem Weſen lag, und was zu erreichen, auf die Spitze zu treiben, ſein ſehnlichſtes Verlangen wurde.

Er antwortete, ihrem Auge feſt begegnend: „Die Neigung nicht, aber das Vertrauen läßt ſich erſchüttern. Es iſt die Pflicht des Mannes, die Ehre ſeiner Liebe voranzuſtellen. Mit welchen Augen ſoll ich der Welt begegnen, wenn ſie mir auf der Stirne leſen kann: Du haſt einem Sinnenrauſche Deine Ehre verkauft!?“ —

„Einem Sinnenrauſche, Geldern?“ — Es zuckte um ihren Mund.

„Allerdings, denn ich kann doch nicht als Liebe bezeichnen, wenn ſie das Herz mit andern Leidenſchaften und Mißtrauen theilt?“ —

Raſch ſtand ſie auf, eine flammende Röthe legte ſich auf ihre Wangen. „Sollte es ſcheitern?“ ſprach

ſie zwiſchen den Zähnen, und leiſe mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend...

Der Kellner trat ein und ſervirte den Thee..

Sie beachtete es nicht und ging einige Mal im Zimmer auf und nieder. — ..

In Geldern regte ſich eine neue, ihm noch unbekannte Empfindung; der Reiz der Sicherheit und Ueberlegenheit begann ihm zu ſchmeicheln. Lucinde hatte früher alles mit ihm beginnen können, er war weiches Wachs in ihrer Hand geweſen; ihre Stimmung wurde die ſeinige, ihren Anforderungen gegenüber, war er Sclave, er hatte nie den Muth gehabt, ihr ernſtlich zu widerſtreben. Jetzt bemerkte er ihre Aufregung, es entging ihm nicht, wie ſehr ſie Mühe hatte, ſich zu beherrſchen, ſie erſchien als die Unterliegende — etwas wie ein Triumph drang in ſein Herz. Zum erſten Male ſagte er ſich, daß der Mann gebieten müſſe, daß ein ſüßerer Reiz darin liege, aufgeſucht zu werden, als entgegen zu kommen. Weiter verlockte ihn der Gedanke: zu vergelten, wo er beleidigt worden war, da zu herrſchen, wo er ſich oft gehorſam gefügt. Die ganze Macht ſeines Verſtandes breitete ſich über dieſe neue verlockende Regung aus und ſein Geiſt fing an über ſeinem Herzen zu wachen...

Es fiel ihm auf, daß die alte Dame nicht wieder

erſchien. Lucinde hatte ſie wiederholt durch den Kellner hierher bitten laſſen; er ſah nun darin das Richtige — ein kleines Manövre, um dem Anſtand ſein Recht anzuweiſen. Im Grunde mußte es ihr bei den folgenden Auseinanderſetzungen darum zu thun ſein, mit ihm allein zu ſein.

Ohne Ahnung von ſeinen Zwiſchengedanken begann Lucinde auf's neue, nachdem ſich der Kellner entfernt hatte: „Wo begegneten Sie einer getheilten Liebe, einer Unwürdigkeit? Bei mir doch wohl nicht, die Ihnen zwei Jahre angehörte, die Ihnen bewieſen, wie hoch ſie die Liebe zu ſtellen weiß? Ich gehöre zu jenen, vielleicht unglücklichen Geſchöpfen, die aus einer hingebenden Erregung die wachſende Gluth erlangen. Ich kann nicht enden zu geben, wo ich angefangen habe zu nehmen. So in allem, im beſondern aber in der Liebe. Ich kann damit nicht wechſeln wie mit den Handſchuhen, von denen ich täglich ein Paar gebrauche. Drum muß es Ihnen begreiflich ſein, warum ich Ihnen mein Andenken aufdrang, warum ich keine Gelegenheit vorüberließ, die mich Ihnen wieder hätte nähern können; wenn es überhaupt zwiſchen uns einer ſolchen Erklärung bedarf. Ich meine, von Ihnen oft vernommen zu haben, daß ich zu Ihrem Glücke beitrage, daß ich es einzig und allein ausmache; warum

iſt das anders geworden? Sie haben ſich nicht verändert, ich bin immer noch, wie ich war, das Weib, das Ihnen angehörte, und dennoch entfliehen Sie mir, Sie wollen nicht, daß wir uns finden, die wir uns doch nie im Herzen verloren haben? Geſtehen Sie mir, Geldern!" —

„Was ſoll ich Ihnen bekennen?" entgegnete er immer kälter — Soll ich noch einmal das trübe Bild mir vor Augen rücken, das in den Hintergrund der Erinnerung zurückzudrängen, mein eifrigſtes Beſtreben war, und das mir ſo ſchlecht gelang? Es läßt ſich nicht alles vergeſſen! Nehmen Sie den jammervollen Augenblick zurück, und ich bin wieder der Ihrige, ganz ſo, wie ich mich Ihnen hingab, mit Sinn und Herz. Sie können es nicht! Es iſt nicht möglich, daß Sie das Vergangene auszugleichen im Stande wären. Sie ſind ſchuldig! Mehr laſſen Sie mich nicht ſagen. Es thut dem Manne weh, dem Gegenſtande ſeiner Verehrung Vorwürfe, wenn nicht Schlimmeres, machen zu müſſen. — Es iſt ſpät — wir müſſen uns trennen." —

Er ſtand auf und nahm ſeinen Hut.

„So nicht," rief ſie, raſch auf ihn zuſtürzend und ſeine beiden Hände ergreifend — So dürfen Sie nicht gehen, Geldern! Was wollen Sie noch für ein Be-

kenntniß von mir? Hab' ich Ihnen denn nicht alles, alles geſagt? Ich entſinne mich nicht, Ihnen auch nur den kleinſten Umſtand verſchwiegen zu haben."

„Nicht?" entgegnete er laut und bitter — „Sie nicht, ich will es Ihnen glauben, aber ich ſelbſt! Meinen Sie nicht, daß uns Zeit zur Ueberlegung genug geboten wird, wenn wir auch in einem ernſten Augenblick die Klarheit der Sinne verlieren? Vielleicht war auch das Verhängniß, die Vorſehung, wie Sie wollen, gütig genug, den Schleier nicht ganz von meinen blöden Augen zu ziehen. Anna iſt todt! Was brauch' ich noch mehr zu wiſſen? Sie iſt jung geſtorben, in der Blüthe der Jahre, durch einen Geiſtesmord, den Sie herbeigeführt. Ich legte [illegible] dem Leichentuch, das ich über ihren Körper breitete, auch die Blüthen meiner Liebe darunter; ſie ſind vermodert, zu Staub geworden, und nur wenn ich über Gräbern wandle, umweht mich ihr Hauch. Er iſt vergiftet." —

„Hugo!" — ihre Bewegungen wurden krampfhaft — „nicht ich vollbrachte die That, die ſo viel zerſtörte. Ich war abhängig, das verblendete Werkzeug in der Hand eines Dritten. Es gibt Augenblicke, in denen wir willenlos, verlaſſen von der Vernunft, dem Verhängniß unterliegen, daß in dieſer und der andern Weiſe zu uns tritt. Wir werden fortgeriſſen von der

Luſt zu handeln, das Schickſal zu regieren, ohne den Ausgang zu prüfen. Und dann! es gibt Empfindungen, die ſich nicht leicht beſiegen laſſen, die uns foltern und das Auge verdunkeln."

„Und von welcher Empfindung könnte hier die Rede ſein?" fragte er gleichgültig.

„Von der Eiferſucht, Geldern! Sie war es, die meinen Sinn verfinſterte, die mich unterliegen ließ der Macht der Verhältniſſe. Es iſt wahr, ich hätte Ihnen mehr vertrauen, Sie zuerſt berathen ſollen, aber von allen Leidenſchaften wirkt keine ſo zerſtörend, wie die Eiferſucht. Sie macht blind das Auge, taub das Ohr, ſie regiert die Hand, ohne daß man ſehen kann, was geſchieht. Nach allen Seiten verwundet ſie, aber man wird es erſt dann gewahr, wenn es zu ſpät iſt und wenn man ſich ſelbſt die größte Wunde geſchlagen." —

„Die Eiferſucht?" — Er ſtänd überlegend und der Blick ſeines Auges begegnete dem ihrigen, der bittend und mild auf ihm ruhte... Es war vielleicht möglich.. vielleicht war ſie nicht ganz ſo ſchuldig, als es den Anſchein hatte, als er glaubte, ſie verurtheilen zu müſſen... Ein Strahl der alten Liebe milderte die angenommene Kälte ſeines Herzens... er kehrte zum Sopha zurück und ſagte: „Ich höre!" —

„Nicht heute, Hugo," entgegnete ſie mit dem ganzen beſeligenden Zauber ihrer melodiſchen Stimme — „Heute nicht. Deine ungewohnte Nähe reißt meine Gedanken bald hier, bald dorthin; ich bin nicht geſammelt, meiner Seele fehlt die Ruhe, die zu einer ſo ausführlichen Auseinanderſetzung nöthig iſt. Und zudem! Soll ich das Glück, wieder bei Dir zu ſein, trüben durch alte halb verklungene Erinnerungen von ernſter Art?" — Sie legte ihre Hand auf ſeine Schulter und blickte zärtlicher in ſein Auge — Haben wir denn nichts beſſeres, Hugo, das uns entſchädigen könnte für die ſo lange Trennung? Mir wenigſtens will es gar nicht zu Sinn, daß ſich Liebende nicht mehr und ſüßeres zu vertrauen hätten. Das Reich der Liebe iſt ja ein ſo weites und immer in den Schranken des Glückes!" —

Es wurde ihm ſeltſam zu Muthe. Eine Fieberhitze durchlief ſeine Adern, heißer brennte es in ſeinem Herzen... die Seligkeit vergangener Tage gaukelte in den roſigſten Bildern vor ſeinem ſinnlichen Auge... Der letzte Reſt ſeiner Entſchloſſenheit lag in den viel milder geſprochenen Worten: „Und wann darf ich die Erklärung erwarten, wenn ich ſie nicht heute erhalten ſoll?" —

„Wenn Du mich begleiteſt, Hugo," flüſterte ſie

ihm näher rückend, so daß ihn ihr Athem traf — „wenn Du mir nach Berlin folgen willst. Morgen reise ich; kam ich doch nur Deinetwegen, mehr hab' ich hier in Hallan nicht zu thun." —

Er schwankte in der Entscheidung; das süße Gift ihres heißen Athems, der Zauber ihrer Stimme wollte ihn betäuben... da öffnete sich die Thür, und Madame Torbach trat in das Zimmer. —

Lucinde fuhr zurück und empfing sie mit einem zornigen Blick. Ihr schönes Gesicht war auf einmal verwandelt, aber nur einen Moment. Der sichtbare Unwillen und Verdruß machte bald einer angenommenen Freundlichkeit Platz.

Die alte Dame trat dann langsam an den Tisch, der vor dem Sopha stand, und auf welchem der Thee servirt wurde, nahm einen Stuhl und setzte sich Geldern gegenüber, den sie aber keines Blickes würdigte. Lucinde stützte das Haupt mit ihrem blendend weißen Arme und sah gleichfalls nicht auf. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken.

Geldern hatte sich inzwischen vollständig gefaßt und äußerte den Wunsch, sich zu verabschieden. Lebhaft erhob sich Lucinde und wandte sich an die Dame mit den Worten: „Denken Sie sich, Beste, Herr Gel-

dern hat mir den Korb gegeben; er will mich nicht nach Berlin begleiten." —

Madame Dorbach ſetzte die Taſſe, die ſie eben zum Munde führen wollte, wieder vor ſich hin, und betrachtete ihn mit einem Blicke der Ueberraſchung, indem ſie zu Lucinde äußerte: „Dann hab' ich um Entſchuldigung zu bitten für meine Störung; ich glaubte Ihre Unterhaltung beendet. Vielleicht" — ein verächtliches Lächeln ſpielte um ihre Lippen — „es iſt die Furcht, welche die Handlungsweiſe des Herrn Geldern beſtimmt, oder das Bewußtſein der Schuld."

„Madame" —

„Gewiß!" — Ihre mausgrauen Augen hefteten ſich durchbohrend auf ihn, der nicht wußte, wo ſie hinauswolle.

Lucinde blickte erwartungsvoll von dem Einen auf die Andere und beſtimmte die alte Dame: „So erklären Sie ſich doch! Sie ſehen, daß wir ungeduldig darauf warten."

„In Berlin leben drei Menſchen, die Herrn Geldern's Muth herausfordern dürften, die alle ein Intereſſe haben, ihn dort zu ſehen; der Herr greift aber zu den Schutzmitteln eines Feiglings und vermeidet die Reſidenz." Ihr Ton klang ſo höhniſch, daß es ſchneidend in ſein Herz drang.

Aufgebracht fragte er: „Und darf ich mir nicht erlauben, nach den Namen zu forſchen, die ſo wichtig für mich ſein ſollen?“

Madame Dorbach deutete auf Lucinde und erwiderte: „Vor allen hier meine liebenswürdige Freundin, dann der Graf Heinrich von Wartenſee und endlich, wenn auch nur mit ſchweſterlichem Intereſſe, die Geheimräthin, Freiin von Lohmarr. Sie ſehen, Herr Geldern, daß ein Edelmann, oder wenn Sie auch wollen, ein edler Mann Veranlaſſung genug fände, ſeine angetaſtete Ehre zu vertheidigen.“

Die Waffen, welche die alte Dame anwendete, waren weit wirkſamer, als Lucinde's Bitten und reiften die Gedanken Geldern's raſcher zu einem Entſchluſſe. Er fing an, die Nothwendigkeit einzuſehen, die Vergangenheit ganz aufzuklären, ſich von dem Drucke eines nicht ganz gelüfteten Geheimniſſes zu befreien und, ſtets darauf bedacht, ſeinen Character makellos zu erhalten, wollte er auch in dieſer Angelegenheit in Zukunft jedem Einwand begegnen. Hätte er ganz aufrichtig gegen ſich ſein wollen, als er dieſe Gründe überlegte, ſo hätte er auch den letzten nicht vergeſſen dürfen, der ganz heimlich in ſeiner Seele ſchlummerte: Lucinde's Bild tauchte immer wieder aus der Erinnerung in verführeriſchtem Lichte empor, und ihre Ge-

genwart, der Zauber ihrer Perſon verfehlten nicht, den Reiz ſeiner heimlichen Vorſtellungen zu erhöhen. Er ſuchte dieſen Grund freilich zu beſchönigen und herabzuſetzen, aber er war doch im Stande das Andenken Thereſe's zu verwiſchen und ihn beinahe gleichgültig zu laſſen, als hier doch ſo unerwartet der Name der Geheimräthin, ihrer Schweſter, genannt wurde. Davon freilich hatte er keine Ahnung, daß ſeine Zuſammenkunft mit Thereſe entdeckt und belauſcht worden war...

Er erklärte nach kurzem Nachſinnen, nur zu Lucinde gewendet: „Damit Sie ſehen, wie wenig ich die Vergangenheit zu fürchten habe, die ich freilich am liebſten ganz vergeſſen zu ſehen wünſchte, will ich mich Ihrem Andringen fügen. Sobald Sie in Berlin angekommen ſind, werde ich auch dort eintreffen.“ —

„Und warum,“ fragte Lucinde lebhaft und freudig erſchrocken — „verſchmähen Sie es, mich zu begleiten? Man muß das Willkommene feſthalten, ſo gut man kann; wie leicht tritt der ſchadenfrohe Zufall dazwiſchen und vereitelt eine Hoffnung? Haben Sie mir ſo viel zugeſtanden, das Wenige, was noch zu thun bleibt, kann Ihnen nicht ſchwer werden.“

„Nun,“ ergänzte Madame Derbach — „Herr Geldern lebt in der Furcht vor Ihnen, und wahrſchein-

lich auch noch in der beſondern, Jemand auf der Reiſe zu begegnen, der Ihr Bild, meine Liebe, aus ſeiner Bruſt ganz verdrängen könnte. Es iſt nichts natürlicher, als daß man eine abreiſende Schweſter ſo weit es thunlich, begleitet."

Gedrängt vom Augenblick, in der Beſorgniß, noch andere Auseinanderſetzungen herbeizuführen, die ihm nur heimlich ſein konnten, erwiderte Geldern faſt unbewußt: „Auch das ſoll mir nicht ſo ſchwer werden, als man zu glauben ſcheint. Ich werde Sie begleiten." —

Lucinde hatte genug gewonnen, denn Sie wußte, daß er nie ſein Wort zurücknahm. Sie unterdrückte ihre Freude und behandelte die Sache nun mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit. Gewohnt, ſich zu beherrſchen, eine durchbildete Dame von Welt, dankte ſie ihm artig, aber ohne jene Wärme des Tons, den er noch vor wenigen Augenblicken gehört und der ihn ſchon faſt bewältigt hätte.

Die Veränderung fiel ihm auf und er fing bereits an ſeine übereilte Zuſage zu bereuen, doch ließ Lucinde den Gedanken nicht in ihm aufkommen. Mit liebenswürdiger Gewandtheit wußte ſie die Unterhaltung ſchnell auf einen andern Gegenſtand zu lenken,

dem er ſich auch einen Moment hingab, um dann ſeinen Abſchied zu nehmen. —

Sie entließ ihn, indem ſie ihm die Hand drückte und genau die Stunde Ihrer Abreiſe beſtimmte.

Nicht ganz zufrieden mit ſich, mit neu erwachten Zweifeln gelangte er ins Freie. Die Bruſt belaſtet, die Stirne heiß, war ihm der ſcharfe Nachtwind willkommen, der immer noch fortraſte, und ſeine Schläfe kühlte.

Einen Augenblick blieb er ſtehen, kreuzte die Arme und blickte hinauf nach dem Fenſter, durch deſſen Gardinen ein Licht ſchimmerte, und das zu dem Zimmer gehörte, welches Lucinde bewohnte...

„Immer noch der alte Thor!“ murmelte er vor ſich hin — „Ihre ſchönen Augen ſind Zauberkreiſe, die mich immer wieder heranziehen, ſo oft ich auch den Verſuch mache, mich ihnen zu entreißen. Die Verwegenheit iſt meine Sache nicht; ich weiß, daß ich gewöhnlich dabei ſcheitere. Warum mußte ich hingehen, ſie begleiten? Bedurfte ſie überhaupt einer Hülfe in der alten Dame, die mit ihren verwitterten Zügen ſo ahnungsvoll drohend nach mir blickte?... Ich fürchte, ich fürchte, ſie hätte dieſer Unterſtützung nicht bedurft.. ich wäre auch ohne ihre Dazwiſchenkunft erlegen. — Soll ich denn reiſen? Eine innere Stimme ſagt:

„Nein!“ mein gegebenes Wort aber bindet mich. O wir weiſen Thoren mit dem weiten Herzen, daß wir doch niemals herrſchen, ſondern ſtets beherrſcht werden! Thut's ein Menſch nicht, der uns da und dorthin wirft, der Zufall thut es gewiß. Abſcheulich-ſchwach! Wir erkennen.. denken, und vor lauter Denken wirbeln wir im Kreiſe herum, wie ein Thier, das von der Tollwurzel gefreſſen hat...“

Langſam und mißgeſtimmt kam er nach Hauſe. Der Baron ſchlief bereits. Es war ihm unangenehm, denn nie fühlte er lebhafter das Bedürfniß nach Mittheilung, als in dieſem Augenblick. Völlig angekleidet warf er ſich auf's Bett und erwartete den Morgen. Der Schlaf floh ihn, und bald ſtand er wieder auf, ordnete ſeine Papiere und bereitete ſich zur Abreiſe vor.

Es ſchlug fünf Uhr vom Kirchthurm des Ortes. Gleichzeitig ſprang der Baron mit einem Satze von ſeinem Lager.

„Geldern!“ ſchrie er herüber.

„Was gibt's?“

„Ich träumte ſo eben, daß Sie abreiſen würden; was für ein Schreck! Er hat mich auf die Beine gebracht.“

„Sie haben recht geträumt. Ich reiſe wirklich und in der nächſten Stunde.“

„Plagt Sie der Teufel! Alſo wieder Jemand, der ſich von zwei ſchönen Frauenaugen zwei Mal bethören läßt. Himmel und Erde! Nennen Sie mir was Arges, damit ich fluchen kann. Sie reiſen doch mit Lucinde?“

„So iſt 's!“

„Wie einſilbig Sie ſind. Das Vergnügen hat doch ein ganzes Lexikon zu Gebot. Machen Sie es doch breiter, und ſpannen Sie mich nicht auf die Folter. Ich bin ein großer Kindernarr, und liebe es, mit ihnen zu plaudern.“

„Sie zählen mich alſo auch zu den Kindern?“

„Faſt, Geldern, faſt! denn ich kann Sie nicht begreifen. Die Kinder zerſchlagen und zerbrechen ihr Spielzeug und weinen dann, daß ſie es vernichtet haben; ſie wünſchen es dann ſo gern zurück. Sie haben nun auch ausgeweint, aber ich ſollte meinen, was der Mann einmal verworfen, dürfte ihn nicht wieder reizen. Wetten aber möcht' ich doch, daß der alte Satan, die mausgraue Madame Torbach, Ihnen die Falle geſtellt, in die Sie gerathen. Nehmen Sie ſich in Acht! Ich will lieber zum Frühſtück zwei Walachen maſſakriren helfen, als mit einer ſolch' alten Fuchtel zu Mittag eſſen. Der Teufel ſitzt in ihren Augen.“

„Ich werde ſuchen, Ihren Rath zu befolgen, und

will ihr aus dem Wege gehen," entgegnete Geldern, die andern Bemerkungen des Barons übergehend und nach der Klingel greifend. Die Wirthin trat ein und er forderte ſein Frühſtück und ſeine Rechnung.

In dem Zimmer des Barons, der ſich ankleidete, blieb es eine Zeit ſtill, bis er wieder von neuem anfing: „Wiſſen möcht' ich aber doch, Geldern, was Lucinde antreibt, Sie auf ſo beſondere Weiſe zu verfolgen. Wie ich Sie kenne, ſollte ich meinen, könnte ſie ganz ohne Furcht leben, angenommen auch, es habe ſich wirklich zwiſchen Ihnen Beiden etwas Außergewöhnliches ereignet. Drei Jahre ſind verſtrichen, und noch immer dieſe Beſorgniß gegen einander, dieſes Aufſuchen und nie finden. Mein Erfahrung lehrte mich doch, daß auch die Liebe einzig und allein ſolche Reſultate nicht zu Stande bringt. Zudem, ſie iſt Schauſpielerin, privilegirt zu Zerſtreuungen und gegen kleine Extravaganzen vor der öffentlichen Meinung geſchützt."

Die letzte Bemerkung des Barons geſchah in guter Abſicht, verletzte aber Geldern, der in ſeiner künſtleriſchen Stellung nur zu oft Gelegenheit gefunden hatte, zu bemerken, wie voreilig und ungerecht, die allgemeine Stimme gewöhnlich über den Stand des Schauſpielers urtheile, ohne indeß die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß das große Publikum den geringſten

Vorzug verdiene, und zu ſchlimmen Vorausſetzungen berechtigt ſei. Ueberall, in jeder Sphäre fand er Dünkel, Hochmuth, den Egoismus, der ſich mit äußerer blendender Hülle umkleidet, und innen von Leidenſchaften zerriſſen wie einer bunter Lappen umherflattert. Namentlich im Kaufmannsſtande, in der Geſchäftswelt überhaupt, begegnete er Schritt für Schritt der niedrigſten Geſinnung, dem ekelhafteſten Schachergeiſte, der Gedankenloſigkeit, die ſich wie ein geringelter Schlangenſchweif nur um Rechenexempel windet, der Dummheit, die ſich hinter ererbten recht ſtraffen Geldſäcken verbirgt; und nur ſelten das Gegentheil von allem. Und vollends war ihm nichts verhaßter, als die trockene Speculation, die rückſichtslos gegen die Armuth verfährt und den eigenen Gelüſten die maßloſeſten Zugeſtändniſſe gewährt. Tauſend Fälle waren ihm vorgekommen, wo dem eigenen Genuß, dem bloßen Gaumenkitzel und Sinnenreiz alles, ohne Koſtenbedenken geopfert wurde und in derſelben Stunde jagte man den armen Teufel von Arbeiter, der für ſeine Familie nicht zu betteln, nur den erworbenen Lohn zu fordern kam, hinaus, und beſtellte ihn für eine andere gelegenere Zeit; oder man verweigerte einem andern den kleinen Vorſchuß, der ihn von Nahrungsſorgen befreien ſollte; endlich aber verlachte man den armen Künſtler,

der ſein Geiſtesproduct unter dem Werthe zu verhandeln kam.. Ein Geiſtesproduct! Wie viel kummervolle Nächte, wie viel Herzblut ging darauf verloren! Und nun darum feilſchen, gar handeln, wie man um eine Marktwaare feilſcht; es müſſen bekritteln laſſen, die beſten, liebſten Seiten des Werkes angetaſtet ſehen, um es endlich mit einem Achſelzucken des Bedauerns zurückzuerhalten — o es iſt abſcheulich, niederſchmetternd, Gift des Lebens! Dieſes Achſelzucken und dieſes Bedauern! Es wird dem Werke zum Fluch, und vergällt dem Erzeuger, dem Dichter oder Künſtler, jeden Tropfen der Freude; es wirft einen weiten trüben Schleier über die ſchöne weite Schöpfung, der unzerreißbar bleibt für lange, oft für immer... Es iſt eine Schandſäule für die äffiſche Vornehmthuerei, die ſich Ducaten ins Knopfloch ſteckt, den hohlen Hirnſchädel mit Aſſignationen ausfüttert, und deren die Ariſtokratie der Geburt in den allerſeltenſten Fällen, der Adel des Geiſtes ſich niemals ſchuldig machen..

Geldern neidete und verurtheilte den Reichthum nicht, er war auch vermöge ſeiner Erziehung geneigt, einen gewiſſen Luxus zu verzeihen; aber nichts in der Welt erſchien ihm ſo verächtlich, als die nackte baare Hohlheit eines Reichen, der voll Arroganz und innerer Härte öffentlich Wohlthat affectirt und Humanität

predigt. Die ſocialen Verhältniſſe der heutigen Geſellſchaft geben dieſes traurige Bild faſt durchweg, wenn auch in verſchiedenen Schattirungen, und der Reichthum im allgemeinen ein großes düſteres Gemälde; die nie ſatte Begier führt den Pinſel, die Selbſtſucht wählt die Farben ...

In den untern, vom Glück wenig begünſtigten Geſellſchaften fand er mindeſtens ein wärmeres Gefühl, erregendere Empfindungen, und in den Künſtlerkreiſen, die Schauſpieler mit eingeſchloſſen, faſt durchweg, trotz aller übrigen Fehler, Theilnahme, Wunſch und Bereitwilligkeit zur Hülfe. Es mag nicht unwahr ſein, daß bei der Leichtfertigkeit das gute Herz wohnt, aber lieber dieſer flatterhafte Sinn mit Gutmüthigkeit gepaart, als das verhärtete Gemüth des Reichthums, der zu eigener Befriedigung, oft ſeltſamer und bloßer Launen, nichts zu theuer und zu koſtbar findet, für die Armuth aber nur höchſtens trockenes Brod hat, daß unter Grimaſſen und zögernd hingeworfen wird ...

Geldern entgegnete dem Baron der Wahrheit gemäß: „Lucinde hat ſich niemals Stunden abkaufen laſſen für die Zerſtreuung, nie, ſo lange ich ſie wenigſtens kannte, hatte die öffentliche Meinung nöthig, ihr kleine Extravaganzen zu verzeihen. Hat, oder hatte ſie eine Tugend, ſo muß ich ihr Zurückhaltung, Sinn für

die Häuslichkeit, nachrühmen. Möglich, daß sie sich veränderte; aber warum soll ich genöthigt werden, ihrem Stande, der auch noch halb der meinige ist, Gehässiges aufbürden zu lassen, womit im weit höheren Grade die sogenannte bessere Gesellschaft behaftet ist? Warum sie mich so ängstlich verfolgt? Ich frage mich es selber und finde auch keine rechte Antwort. Das bestimmt mich aber hauptsächlich, ihr nach Berlin zu folgen. Ich will endlich einmal den Druck der Verhältnisse, die uns so hemmend umfangen, von mir schütteln, das ganze Dunkel des uns betreffenden Geheimnisses zerreißen und hell heraustreten. Noch einmal will ich es antasten, dann aber nie wieder. — Ich bin dabei nicht frei von Sorgen und fürchte auch für mich, der ich meine Schwäche nur zu gut fühle, obgleich ich vor kurzem die verwegensten Vorsätze in Betreff der Frauen faßte; deshalb wünschte ich es sehr, lieber Baron, wenn Sie mich begleiteten. Ich habe Ihnen bereits zu danken für die mancherlei Beweise von Freundschaft, hier jedoch würden Sie mich unendlich verpflichten." —

„Begleiten?" rief der Baron hinüber — „das geht nicht, Geldern. Bedenken Sie, daß Sie zu einer Doppelperson reden; ich bin Baron, Rentier, und wieder Schauspieldirector und ein geplagter Mensch. Mein

Aſſocie macht mir Sorgen, daß, wär' ich nur ein Procent von ſchwächerer Conſtitution, ich längſt wie Tabaksqualm vergangen wäre. Mein Schneider klagt bereits, daß ich weniger Tuch zu meinen Röcken brauche, und mein Friſeur verkauft die Haare, die ich täglich unter ſeinem Kamme verliere, an die Schauſpieler zu Perrücken. Ich zahle dann den nöthigen Vorſchuß. Von allen Seiten in ſo liebevollen Banden gehalten, vergehen mindeſtens noch acht Tage, bis ich mich loswinde, dann kommt mir eine andere Reiſe dazwiſchen, aber ich verſpreche Ihnen, Sie beſtimmt und ſobald als möglich in Berlin aufzuſuchen."

„Gewiß?"

„Cavalierparole!" —

Die Unterhaltung ſchloß. Geldern ließ ſich von der Wirthin beim Einpacken ſeiner Effecten helfen, brachte alles in Ordnung und ging nur noch zu dem Baron hinüber, von dem er Abſchied nehmen wollte. Er kam ihm auf der Hausflur entgegen, völlig angekleidet und mit dem Vorſatze, ihn nach dem Bahnhofe zu begleiten. Geldern nahm es dankbar an und, ſeine Sachen vorausſchickend, verließ er mit dem Baron das Haus. Er war unentſchloſſen, ob er Lucinde nicht von hier aus nach der Eiſenbahn führen ſollte; auf ſeine

Frage nach ihr beim Kellner des Hotels, erfuhr er aber, daß ſie bereits vorausgeeilt ſei...

Der Baron war unzufrieden über den Verlauf der Ereigniſſe, da er ſie jedoch nicht dirigiren konnte, ſo ermahnte er nur noch Geldern in Einzelheiten vorſichtig zu ſein, und ihm eine briefliche Mittheilung zu machen, wenn er ſich dazu gedrängt fühle. —

Sie kamen wenige Minuten vor der Abfahrt des Eiſenbahnzuges auf dem Bahnhofe an. Noch einen herzlichen Abſchied vom Baron und nachdem ſein Gepäck abgegeben war, fragte Geldern den Conducteur, da bereits alles eingeſtiegen, nach zwei Damen, die er ihm beſchrieb. Derſelbe öffnete ihm das Coupé; er blickte hinein, und fuhr erſchrocken zurück... Auf der einen Seite ſaßen Thereſe und die Geheimräthin, ihnen gegenüber, auf dem Rückſitze Lucinde und Madame Dorbach... Von den beiden Erſten war er nicht bemerkt worden, indem ſie durch das ihm entgegengeſetzte Fenſter des Waggons hinausblickten, wo etwas ihre Neugierde feſſelte und, dieſen Umſtand benutzend, wollte er ſich eben wieder und wie er hoffte, auch von Lucinde ungeſehen, da er noch außerhalb der Wagenthüre ſtand, zurückziehen, aber ſchon hörte er ſeinen Namen aus ihrem Munde und ſah alle Augen auf ſich gerichtet. Es war unmöglich, daß er entweichen

konnte, denn der Conducteur drängte ihn haſtig in das Coupé, meinte: es ſei die höchſte Zeit! und ſchlug die Thüre hinter im zu. Die Locomotive pfiff, der Zug brauſte davon. —

Mit einer flammenden Röthe auf dem Antlitz, in höchſter Verlegenheit, wurde er gleichzeitig von den vier Damen, die ſich auf den Aufruf hin ſogleich zu ihm wendeten, bewillkommt; von Thereſe ſchüchtern und mit einem Anflug von Lächeln; von der Freiin von Lohmarr wie ein gern geſehener Freund; von der alten Dame mit Zurückhaltung und der nöthigſten Convenienz; und von Lucinde mit graziöſer Vertraulichkeit. Sobald die Damen den übereinſtimmenden Act wahrnahmen, betrachteten ſie ſich gegenſeitig und mit Ueberraſchung und geſpannter Theilnahme; die verſchiedenartigſten Eindrücke zeigten ſich dabei auf den Geſichtern, und Geldern ſchien von allen etwas zu empfangen, denn ſeine Züge wechſelten in einem fort und drückten bald Unbehagen und Verdruß, bald Beklommenheit und peinliche Erwartung aus.

Die Geheimräthin behielt ihre Unbefangenheit noch am meiſten, war ſie doch auch die einzige, die von den gegenſeitigen Intereſſen am wenigſten unterrichtet war; Thereſe hatte ihr nichts von den Beobachtungen mitgetheilt, die ſie während der Vorſtellung der

„Karlsschüler" gemacht, und sie selbst erkannte wohl Lucinde, die sie öfter in Berlin gesehen, doch war sie inzwischen wieder zweifelhaft geworden, ob sie zwischen Geldern und Lucinde intime Beziehungen voraussetzen sollte, da sie die letztere bis zu diesem Augenblicke ohne Geldern's Begleitung gesehen.

Madame Torbach gab ihrer Freundin nur leise Andeutungen über Therese; sie wollte die volle Wahrheit nicht sagen, denn ihr hämischer Character gefiel sich darin, Andere in Zweifel zu lassen, gewiß, die allerpeinlichste Empfindung, denn die betrübendste Gewißheit ist immer noch nicht so folternd, wie die unbestimmte Entscheidung. Zudem gebot ihr das eigene Verhältniß Rücksichten, da es dem scharfen Auge Lucinde's, die mit ihren Neigungen ziemlich vertraut war, gewiß nicht entgangen sein würde; denn sie verstand es aus kleinen Zügen, unbedeutenden Aussprüchen, die oft unbedacht geschehen, große Folgerungen zu ziehen...

Als Lucinde nach der Geheimräthin mit ihren Kindern und Therese in das Coupé eingestiegen war, beachtete sie die Damen nicht weiter, sie blieben ihr gleichgültig, und die öfteren unwillkührlichen Blicke Therese's, erschienen ihr nur als lästige Neugierde, die sie ihrer Eigenschaft als Künstlerin zu danken habe.

Jetzt freilich, als Geldern kam, klärte ſie ein zugeflüſtertes Wort der Madame Dorbach ganz auf, nachdem ſie bereits den Moment vorher mit Ueberraſchung Geldern's Bekanntſchaft mit den beiden Damen wahrgenommen...

Ein peinliches Stillſchweigen folgte der allgemeinen Begrüßung. Geldern hatte nicht den Muth das Wort zu nehmen und drückte ſich in die Ecke, die ihm Madame Dorbach neben ſich bereitwillig offerirte, mit halbem Bewußtſein über die Nachbarſchaft, die er ſonſt gewiß ausgeſchlagen haben würde. Er kam dadurch, ohne es gleichfalls zu wollen, Thereſe gegenüber zu ſitzen, die einen ſchmerzlich thränenſchweren Blick auf ihn heftete, dann ſich abwandte und mit den beiden Knaben ihrer Schweſter zu beſchäftigen ſuchte... Die Jungen reichten aber Geldern die Hand, der dadurch genöthigt wurde, ſich hinüberzubeugen und Thereſe's Arm zu ſtreifen. Die unwillkührliche Berührung, ihr Aufblicken, das eine ſtille Anklage zu enthalten ſchien, vermehrten nur ſeine qualvolle Situation und ließen ihn im Innern die Reiſe verwünſchen.

Die Freiin von Lohmarr las mit dem Inſtinct der Frauen aus den Augen der Uebrigen genug, um nicht ſogleich die Verhältniſſe zu errathen. Hätte ſie noch zweifeln können, die vertrauliche Begrüßung Lu-

cinde's beim Eintreten Geldern's, die ſie hier mit in ihre ſtillen Combinationen verwickelte, der ſpöttiſch herausfordernde Blick der Alten, der thränenfeuchte von Stillſchweigen begleitete Thereſe's, die ſichtbare und auffallende Verlegenheit Geldern's, mußten ihr wenn auch nicht volle, doch hinreichende Gewißheit geben. Ihr Stolz erwachte und ließ es nicht zu, daß ſie Geldern eine weitere Berückſichtigung ſchenkte, und die Ariſtokratie ihres Weſens legte ihr eine Zurückhaltung auf, die Lucinde und Madame Dorbach gegenüber nahe an Geringſchätzung grenzte. Dicht in ihren Mantel gehüllt, lehnte ſie ſich ſchließlich in ihrem Sitze zurück, ſchloß die Augen und affectirte Schlaf und Müdigkeit.

Lucinde, eine ſcharfe Menſchenkennerin, durchſchaute ſofort das Benehmen der Baronin, und es veranlaßte ſie zu derſelben ſtrengen Zurückhaltung, zu einer ſtarren eiſigen Kälte, die ſich auch in der geringſten Bewegung, in jedem Blick und Ton verräth... Als ſie eine und die zweite Station, immer unter gleichem drückendem Stillſchweigen, das ſich ſogar auf die beiden Knaben erſtreckte, die verwundert umher blickten, zurückgelegt hatten, erwartete ſie mit Sehnſucht die Univerſitätsſtadt Halle, wo ein längerer Aufenthalt ſtattfand.

Der Zug hielt. Sogleich ſtieg ſie aus dem Cou-

pé, gefolgt von Madame Dorbach, die ihre Abſicht errieth und erſuchte den Conducteur um einen andern Platz. Sie erhielt ihn bereitwillig angewieſen. Im Begriff ihn einzunehmen, wandte ſie ſich noch einmal an den verlaſſenen Sitz und rief, ſtehen bleibend, Geldern, der in halber Betäubung noch immer Thereſe gegenüber ſaß, zu: „Herr Geldern, ich habe in Ihrem Coupé mein Taſchentuch vergeſſen.“

Erſchrocken fuhr er aus ſeiner Gedankenwelt empor und ſuchte mechaniſch nach dem Gebetenen. Er fand es ſogleich und verließ damit, von Lucinde ſcharf beobachtet, mit einer Verbeugung und einer unzuſammenhängenden Entſchuldigung, die von Niemand erwidert wurde, mit einem tiefen Athemzuge draußen, das Coupé...

Der Zug brauſte weiter fort. —

Lucinde that jetzt, als wenn nicht das Geringſte vorgefallen wäre und ſchien die noch immer gedrückte Stimmung Geldern's ganz zu überſehen. Sie wurde geſprächig, und, an die unbedeutendſten Gegenſtände anknüpfend, plauderte ſie bald in der geiſtreichſten Weiſe, mit überſprudelnder Laune, anfänglich mehr zu eigener Unterhaltung, als mit Rückſicht auf ihre Begleitung, auch von dieſer ununterbrochen, fort. —

Sie kam bald auf Kunſtgegenſtände zu ſprechen

erregte dadurch endlich das Intereſſe Geldern's der ihr mit erhöhter Aufmerkſamkeit zuzuhören begann.

Dies bemerkend, wandte ſie ſich an ihn: „Wir ſtritten einmal darüber, welche Kunſt wohl die meiſte Befriedigung gewähre; ich damals glücklich durch die erſten bedeutenden Erfolge, wohl auch durch den ungewohnten Weihrauch befangen, behauptete, daß die Schauſpielkunſt darin voranſtehe. Sie geſtanden dies Recht der Bildhauerkunſt, der Malerei, der Poeſie, der Dichtung überhaupt, zu, und verſicherten, dieſe allein ließen einen Funken innerer Befriedigung zurück, da ſie auf etwas Reellem, Conſiſtentem beruhten. Ich glaubte Ihnen und erwartete auch den Moment nicht, der mich belehren ſollte. Wie es aber nun kommt? Ich muß Ihnen jetzt Recht geben. Der Beifall des Publikums iſt mir gewiß, von allen Seiten begegnet man mir mit der größten Zuvorkommenheit, man ſpricht mit Bewunderung und nennt meinen Namen mit den Berühmtheiten des Tages, ja, wenn ich nicht irre, ich habe das Glück aus jedem Schaufenſter im Bilde auf die Straße zu ſehen, und dennoch verringert ſich mehr und mehr meine innere Zufriedenheit. Oft vom Beifall erdrückt, überſchüttet von Blumen und Gedichten, verlaſſe ich das Theater mit einer Leere, die mir Sinn und Herz gleich ſehr erkältet; ich bin nicht befriedigt,

und die Berichte über meine Darſtellungen, die hinterdreinlaufen voll Lob und gedenkenreicher Weihe, verurſachen mir Widerwillen, ſelbſt Ekel. Und dieſer bedauernswerthe Zuſtand, der die Seele zu keinem rechten Aufſchwung mehr kommen läßt, wie es doch früher der Fall war, nimmt zu, anſtatt zu verſchwinden. Nur wenn ich auf der Bühne ſelbſt ſtehe, vergeſſe ich dieſe Lähmung des Geiſtes, dieſe Abſpannung des Herzens, die faſt etwas froſtiges hat und mich oft mit Befürchtungen für die Zukunft erfüllt. Die Jugend iſt Hoffnung, Kraft und Freude; iſt dieſe dahin, verlieren wir gleich zu viel von allem." —

Geldern erwiderte: „dieſe ungeſtillte Befriedigung, dieſe innere Leere beruht in der Unvollkommenheit der Schauſpielkunſt, bei der man ſich an Täuſchung und Verwandlungen gewöhnen muß. Der Künſtler ſelbſt, mit ſeinem eigenthümlichen Weſen, mit ſeinem individuellen Character gehört nicht auf die Bühne; ſobald er dieſe in einer darzuſtellenden Perſon vermiſchen will, ſchafft er Unwahres, Unvollkommenes; es wäre denn ſonderbarer Weiſe ſein eigener Character mit dem darzuſtellenden ganz und gar zuſammen und bildet ſo Ein Weſen in einer Doppelfigur. Er muß ſich außerdem zwingen zu der höchſten Potenz der Selbſtverläugnung, und da eben nur Wenigen dieſe Elaſtizität des Geiſtes,

dieſe Kraft der Seele gegeben iſt, darum auch bekommen wir ſo ſelten Character auf der Bühne dargeſtellt zu ſehen, an dem nichts zu tadeln wäre. Ich glaube behaupten zu können, nie kann der Menſch, wie er einmal gelebt hat und wenn er ſo vom Dichter geſchildert iſt, vom Schauſpieler ganz treu wiedergegeben werden. Immer wird ſich wieder daran etwas erinnern laſſen, hie und da wird man immer wieder auf Züge ſtoßen, die unſer Nachdenken reizen, und da und dort etwas zu verbeſſern finden. Wie der Menſch eine lange Reihe von Jahren bedarf, um ein nützliches Glied in der ſtaatlichen Geſellſchaft zu werden, wie er durch ſein ganzes Lebensalter nie die Erfahrungen erſchöpft, ebenſo gehört wohl auch ein jahrelanges Studium dazu, um einen Menſchen-Character zu ſtudiren, ihn zu prüfen und zu würdigen. Ihn zu ergründen dürfte wohl ein vergebliches Unternehmen ſein. Die Seele iſt ſo wunderſam organiſirt, daß ſie ſich mit jedem friſchen Eindrucke mehr entfaltet und wieder neue Empfindungen in uns rege macht, von denen wir ſelbſt bis dahin keine Ahnung hatten. Dieſe Erkenntniß gewinnt der denkende Schauſpieler, wenn auch nicht im Anfange ſeiner Laufbahn, doch gewiß ſpäter, und dies und die immerwährende Verleugnung ſeines eigenen Selbſt, die täglich von ihm gefordert wird, erzeugen

die Leere, die ſo folternd wird und ſich nicht leicht ausfüllen läßt. Das Bewußtſein, Stückwerke zu arbeiten und Stückwerke zu liefern, trägt alſo dazu bei. Dann entbehren Sie auch viel. Es hat allerdings etwas Blendendes und Verlockendes, von Tauſenden gekannt und bewundert zu ſein, aber von dieſen vielen Tauſenden lernen Sie wenige kennen, Sie bleiben Ihnen fremd, und wenn Sie Luſt haben, ſich unter ſie zu miſchen, ſo wird man der gefeierten Künſtlerin gewiß huldigend entgegen kommen, das Weib von Herz und Geiſt wird man vermeiden, und wenn das zu hart ſein ſollte, es doch gewiß nicht der Mühe für werth halten, ſich ausſchließlich damit zu beſchäftigen. Geſchieht letzteres dennoch, ſo wird es eben nur die Herrenwelt ſein, die über die Vehmrichterei der Sitte erhaben iſt, oder ein Mann, der vernünftig genug denkt, um nicht in jeder Sphäre weibliche Gefälligkeit und Güte zu vermuthen. An die Tugend einer Schauſpielerin glaubt ſelten ein Mann, niemals eine ihres Geſchlechtes. Ich modificire dieſen Ausſpruch dahin, daß ich an Tugend überhaupt wenig glaube." —

„Abſcheulich!" meinte Lucinde, die einen ſolchen Schluß ſeiner Rede nicht erwartet hatte und unwillkührlich lächelte. — Ein Glück, daß Sie keinem Geſchlecht den Vorzug geben. Beſtrafen muß ich Sie

aber für Ihre Bemerkung, die, wenn ich will — sie betonte die Worte — eine indirecte Beleidigung für mich enthalten."

„Und Sie fragen nicht einmal," fragte Geldern, der immer ungezwungener wurde, mit leiser Ironie — „warum die Welt so wenig an die Tugend einer Schauspielerin glaubt?" —

Lucinde wollte ihm keine Concession machen und erwiderte übermüthig: „Weil sie sich nicht die Mühe gibt, die eigenen gesellschaftlichen Kreise zu controlliren, weil sie das ihr Nächste übersieht. Wir werden auf der Bühne so oft vergiftet, daß es dem hochweisen Zuschauer reizt, es auch einmal dem Intriguanten im Stücke nachzuahmen. Ueberdies, die Liebe hat allerdings das weiteste Anrecht an uns; wir spielen mit ihr, verwerfen, schenken sie, modeln sie nach allen möglichen Verhältnissen und Rücksichten, es ist daher natürlich, daß sie sich zu rächen sucht — wir begegnen dem Ruf, wenn wir ihm vorauseilen."

Geldern war zweifelhaft, wie er diese Worte aufnehmen sollte, und blickte Lucinde mit kaum verhehlter Verwunderung an. Sie verblieb aber in ihrer reizenden Unbefangenheit, die nicht frei von Koketterie war, und meinte wiederum: „Nun, zu ihrer Strafe!" —

„Ich bin begierig!“ äußerte Geldern, im Stillen mit ihr beſchäftigt.

„Wie wurden Sie Schauſpieler? Schon oft wollte ich nach dieſer Veranlaſſung fragen. Ich denke mir, daß Sie nicht gerade von der Univerſität relegirt worden ſind, um dieſen Stand zu ergreifen.“

„Ich habe meine Profeſſoren nie herausgefordert,“ lächelte Geldern, „weder durch allzu vieles Wiſſenwollen, noch mit den Waffen in der Hand. Ich habe meine Studien ſo gut wie ein Philiſter, der mit dem Staate liebäugelt, vollendet; ſo gut wie ein Mediciner, der aus Mangel an Praxis, durch alle Fährniſſe und drangvolle Nöthen des Lebens ſchwimmt, und ſich da alle möglichen Krankheiten holt, um an ſich ſelbſt die verſchiedenen Kurmethoden zu verſuchen; aber ein Weiſer bin ich nicht geworden. Erſt ſpäter rüttelten mich bitterböſe Erfahrungen dazu auf. — Wie ich Schauſpieler wurde? fügte er ernſter hinzu — es iſt eine theuere Erinnerung, die ſich an dieſen Entſchluß knüpft, vielleicht die theuerſte meines Lebens. Ich will ſie hier erzählen, weil ſie wahr iſt und einen verehrten Todten betrifft, der vielleicht irrte, als er mich für dieſe Laufbahn beſtimmte, aber menſchlich ſchön handelte. — Ludwig Tieck iſt es, von dem ich hier rede. — Ich befand mich in Berlin, in dieſer großen Stadt voll

gleichgültiger Menſchen, von Niemand gekannt, an Niemanden empfohlen. Ich war damals in Zerwürfniſſe mit meiner Familie gerathen, die durchaus mir eine Bahn im Bureaudienſte vorſchreiben wollten, zu dem ich aber nicht den mindeſten Trieb und Beruf fühlte. Mein jugendlicher, alſo darum vielleicht nicht gerechtfertigter Stolz verſchmähte es, die Hülfe von Verwandten in Anſpruch zu nehmen. Ich hungerte und entbehrte. Glanz und Reichthum vor mir, durchwandelte ich allein die Straßen voll Kummer und immer härterer Bedrängniß. Ich ſann und überlegte. In der großen Friedrichsſtraße wohnte Tieck, ein Zufall hatte mir ſeine Wohnung verrathen. Ich hatte oft davon gehört, daß er ſich manches Kunſtnovizen angenommen, und eines Tages, ich weiß ſelbſt nicht wie, ſtand ich vor der Thür ſeines Hauſes. Es dauerte lange, ehe ich mich entſcheiden konnte, die Glocke zu ziehen. Endlich geſchah es. Das Hausthor öffnete ſich, und mit beklommenem Herzen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ich wollte, ſtieg ich die Treppe hinauf. Ein Diener meldete mich an, und es dauerte nicht lange, nachdem ich meinen Namen genannt, wurde ich vorgelaſſen. Ludwig Tieck empfing mich in ſeinem Bibliothekzimmer. Ich muß geſtehen, daß ich mir von dem Dichter ſo wunderſinniger Novellen, ſo duftiger Mär-

chen, von dem geiſtreichen Schöpfer des deutſchen Shakespeare eine andere Vorſtellung gemacht hatte; wie ich denn überhaupt gewohnt war, mir unter einem gefeierten Dichter auch eine vollendete körperliche Geſtalt zu denken. Erſt ſpäter lernte ich es faſſen, daß der durchbildetſte Geiſt in einer unſcheinbaren Hülle wohnen, und daß jener recht gut der äußern nichtig glänzenden Umfaſſung entbehren kann. Von ihm geht das Licht aus, das ewig zu leuchten beſtimmt iſt, der Körper iſt Schatten, der vergeht und verweht, und ſelten iſt die Natur mit all' ihren Gaben ſo freigebig, als wie bei Göthe. Es waren eben Vorſtellungen eines Jünglings, welcher der höchſten Poeſie auch ein ſchönes Gefäß zugeſtanden wünſchte. — Tieck's Haltung war gebückt, ſeine Geſtalt eine unanſehnliche, von Leiden gedrückte, aber für alles entſchädigte das edle geiſtreiche Geſicht, der Blick ſeines milden und doch wiederum glanzvollen feurigen Auges. Er verſtand es meine große Schüchternheit, die jetzt ihm gegenüber nur noch mehr wuchs, durch die größte Zuvorkommenheit gegen mich jungen unbedeutenden Menſchen und die auch nur einem ſo edlen Geiſte möglich wird, vollſtändig zu beſiegen, und bald beſaß er mein ganzes Vertrauen. Ich mußte wiederkommen, er glaubte in mir eine Befähigung für die Bühne zu finden, und

durch ſeine mir auf die zartfühlendſte gewährte Unterſtützung wurde es mir möglich, den lang gehegten Wunſch zu erfüllen. Mit Vergnügen werde ich mich ſtets der ſchönen Stunden erinnern, die der gefeierte Dichter an mich verſchwendete und niemals ſeine Worte und Belehrungen vergeſſen. Einmal verſicherte er mir in einen faſt wehmüthigem Tone, dem bald ein gutmüthiges Lächeln folgte, daß es ſtets ein heimlicher Wunſch von ihm geweſen ſei, Schauſpieler zu werden und daß er dem Schickſal oft im Stillen gegrollt habe, daß es ihn ſo kümmerlich ausſtaffirt. Sie haben eine Geſtalt für die Bühne — fügte er dann hinzu — ſpielen Sie denn meine Helden, wie ſie mir hier in der Bruſt leben. Es geſchieht ſo ſelten, daß ſich Jemand ihrer erbarmt. — Es war dies eine Anſpielung auf einen Schauſpieler am Berliner Hoftheater, den er durchaus nicht mehr mochte und der ihm die Aufführung ſeines „geſtiefelten Katers" faſt verleidete." —

Lucinde blickte einen Augenblick ſinnend vor ſich hin und ein faſt ernſter Zug wollte ſich auf ihrer reizenden Stirn feſtſetzen. Die Erinnerung an Ludwig Tieck, den auch ſie hoch verehrte, und der nun nicht mehr zu den Lebenden gehört, brachte ſie in dieſe Stimmung. Schnell aber, als fürchte ſie den zu großen Ernſt, ſchüttelte ſie das Haupt und fragte mit der frü-

heren Ungebundenheit: „Sprechen Sie dem Dichter eine innere Befriedigung zu? Ich bezweifl' es."

„So lange er das Papier vor ſich hat und die Feder in der Hand, gewiß." —

„Alſo dem Schauſpieler conform? Sie ſagten doch vorhin, während einer Darſtellung könne er alles vergeſſen."

„Es iſt ein Unterſchied zwiſchen Beiden. Der Schauſpieler erhält die Geſtaltung angedeutet und vorgeſchrieben, er iſt an gewiſſe Grenzen gebunden, die er nicht willkührlich überſchreiten darf, will er nicht die Intentionen des Dichters vernichten; der Dichter iſt in der Geſtaltung unbeſchränkt. Natürlich ſetz' ich hier voraus, daß er ſich an die Wahrheit hält und den Inſtinct der Schönheit und Form beſitzt."

„Den Inſtinct, Geldern?"

„Allerdings; denn die angelernte Schönheit wird nur zu oft trocken, die Form ſteif und ohne gefällige Rundung. Mir mißfällt nichts mehr, als wenn die Worte gedrechſelt daſtehen und man jedem Gedanken anſieht, hier hat der Schriftſteller gegrübelt, er hat die Silben hundertmal hin und her geworfen, bis ſie ihm gerecht erſchienen. Im Fluß der Rede darf den Leſer nichts aufhalten, keine Abſichtlichkeit, die nicht zur Sache gehört, kein perſönliches Dazwiſchentreten des Dich-

ters. Ich kenne einen Schriftsteller, auch wohl mehrere, sonst nicht ohne Verdienst, der es aber nicht unterlassen kann, auf jeder Seite eines Buches daran zu erinnern, das er es ist, der schreibt. Eine solche Eitelkeit zerstört den guten Eindruck -sofort, den man über das Werk eben zu fassen begann. Man soll die Form bilden, die Schönheit vervollkommnen, aber man soll auch nicht vergessen, daß die ersten klassischen Autoren keine andere Musterform hatten, als den eigenen Geist, keine andere Schönheit und Wahrheit, als die Natur. Die Sittlichkeit voran, und so aus dem Leben schöpfend, es treu wiedergeben, heißt Form und Schönheit finden. Dieser einfache Lehrsatz ist freilich bei der Ueberbildung der heutigen Welt, die kaum mehr etwas zu reizen vermag, etwas überflüssig, aber auch ohne Posaunenstöße angedeutet." —

„Wir kommen ab, wir kommen ab!" rief Lucinde besorgt, in ein ihr weniger erwünschtes Gebiet der Unterhaltung geführt zu werden. — „Wie sieht es mit der inneren Befriedigung eines Dichters aus? Es war mir immer, wenn ich ein so recht schwermüthiges, ernstes Gedicht gelesen, als könne der Verfasser nicht glücklich sein, ja, als könne er es nie werden. Und haben wir auch für diese Meinung nicht recht traurige Belege? Nehmen wir nur in der jüngsten Zeit Lenau.

Er hatte eine Braut, seine Verhältnisse waren durchaus nicht ungeregelt, und dennoch nahm er ein so beklagenswerthes Ende."

„Lenau mußte untergehen und wenn sich das äußere Glück über ihn zu einem Berge gehäuft hätte; denn er gehörte zu jenen Unglückseligen, die dazu bestimmt sind, durch ihren eigenen großen gewaltigen Schmerz den Schmerz der Menschheit zu lindern. Solche Erscheinungen sind Märtyrer der Nation, der sie angehören, ja der ganzen Welt. Mit einem Ideale im Herzen, erglüht für alles Erhabene und Schöne, stoßen sie überall an mit ihren ungewöhnlichen Ansichten, sie können sich nicht zurecht finden in dem alltäglichen Getriebe, und werden hin und hergeschoben, bis sie verzweifelnd Niemand angehören wollen und, in sich selbst versunken, ganz der innern Welt lebend, für die wirkliche ganz verloren gehen. Sie begreifen die Welt nicht und werden von ihr nicht begriffen. Man lies't ihre Werke, man lobt und bewundert sie, aber Niemand fällt es ein, vielleicht nur dem Allernächsten, der eine verwandte Seele trägt, auch nach der Existenz des Autors zu fragen. Man empfängt in seiner Dichtung ein Opfer, aber man betrachtet es nicht als solches, und erschrickt, wenn man vernimmt, daß das verströmte Herzblut — denn jedes wahre Gedicht ist damit ge-

ſchrieben — endlich zu einem auffallenden Tode geführt hat. Dann erſt fängt man auch an, über die bloße Neugierde hinweg, ſich für die Perſon des Dichters zu intereſſiren, man beklagt ihn, ſinnt wohl auch eine Zeitlang über ihn nach, aber kopfſchüttelnd gewinnen wir kein rechtes Reſultat. Bei ſo viel Fülle von Geiſt und Gemüth dünkt uns ein ſo bejammernswerther Untergang unmöglich und wir ſind nicht mehr als gern geneigt, dem Dichter die volle Schuld ſelbſt beizumeſſen. Aber das Gemüth! Das iſt es eben, was der Materialismus nicht faßt, nie faſſen kann und wird. Die Welt des Herzens iſt eine eigene, unendliche, unergründliche. Das Herz der Welt iſt in ein kleines Bändchen zuſammenzufaſſen; ja, das der heutigen, wenn Sie wollen, in ein einziges Wort — Geld! — Lenau iſt, getrieben von innerem heißen glühenden Boden, hoch und gewaltig aufgeſchoſſen, eine grüne Palme von gewaltigem Stamm, aber plötzlich blieb die Sonne aus, die ſie erwärmen und erhalten konnte: Werth und Liebe der Menſchheit. Und das ungeſtüme flackernde Licht ſeiner Seele verlöſchte; die grünen Blätter der Palme fielen ab, der Stamm verdorrte, er ſtürzte herab von dem Berge, auf dem er einſam thronte. — — In dieſem Bilde finden Sie, Lucinde, die beſte Antwort auf Ihre Frage, ob der Dichter im-

mer Befriedigung erreichen könne. Der wahre Dichter, der Seele und Gemüth an ſeine Werke ſetzt, nie; der rationelle Schriftſteller wird über der Thorheit der Welt wachen, ſie ausbeuten, lächelnd triumphiren und ſich einen bequemen Polſterſtuhl für ſeine Tage zu verſchaffen wiſſen."

„Alſo machen Sie keinen Unterſchied zwiſchen dem Schauſpieler und Dichter in gewiſſen Fällen?" fiel Lucinde ein.

„Niemals in großem, dem höchſten Streben. Schon dieſes ſchließt Beglückung aus. Wer erreichen will, hat nicht Zeit für die kleine Freude, und die große, ſein Ziel erreicht er nie. Das Vollendete ſelbſt erſcheint nur der Allgemeinheit als ſolches, dem Schöpfer nur dann, wenn er der Eitelkeit unterliegt; ſonſt dient es ihm nur als Stufe zu noch Höherem."

In ſolchen und ähnlichen Geſprächen verflog die Zeit der Reiſe. Kein Wort, keine Silbe kam über ihre Lippen, die ihm ihre Gedanken über die Begegnung mit Thereſe und der Freiin von Lohmarr hätten verrathen können; ſie ignorirte alles, was darauf Bezug hatte. Madame Dorbach nahm keinen Theil an der Unterhaltung. Ganz in eine Ecke gedrückt, brachte ſie der Müdigkeit ein willkommenes Opfer und ſchlief. Merkwürdig, daß der Schlaf keine Rückſicht auf den

Character der Menſchen nimmt. Er befällt eben ſo gut die Unſchuld, wie das Vergehen. Es gibt ſogar Verbrecher, die ihn förmlich commandiren und zu jeder Stunde ſchlafen können. Dagegen martert ſich die ſorgenvolle Armuth oft vergeblich ab, ſieht den Morgen wie den Abend wachend kommen, und der Halbſchlummer, dem endlich die müde Seele verfällt, bringt ſtatt Erquickung nur größeres Mißbehagen und verdüſtertere Sinne. —

Der Zug brauſte von Station zu Station und hielt endlich in Berlin. —

# Zweites Buch.

Mehrere Tage waren vergangen. Durch die Empfehlung ſeines Freundes, derſelbe der ihm nach Hallan geſchrieben, fand Geldern ein recht freundliches Logis, das er ſogleich beziehen konnte und in dem er recht bald häuslich eingerichtet war. Er fühlte ſich indeß in ſeiner Stimmung um nichts gebeſſert; die Reiſe, die große belebte Reſidenz, die er von je nicht geliebt, vermochten ihn nicht zu zerſtreuen und ſeine finſteren Gedanken zu erhellen. Der Freund, ein junger Mann, der eben im Begriffe ſtand, ſein Examen als Anwalt abzulegen, gewann wenig Zeit, ſich ihm zu widmen, und ſo blieb er vereinſamt mitten unter einer zahlreichen Einwohnerſchaft. Wohl hie und da überkam ihn von neuem die Abſicht, den Einfluß ſeiner Verwand-

ten in Anſpruch zu nehmen, um endlich eine feſte Stellung zu gewinnen, denn mit jedem Tage ſah er ſein kleines Vermögen zuſammenſchmelzen und bald den Zeitpunct herannahen, in dem er nichts mehr auszugeben haben würde; aber von Tag zu Tag verſchob er die Ausführung, theils aus Abneigung gegen einen ſolchen Schritt, theils ließ einen energiſchen Entſchluß das Schwankende in ſeinem Character nicht aufkommen. Außerdem wollte er in Berlin nicht länger verweilen, als bis ſich das Dunkle in ſeinem Verhältniß zu Lucinde ganz aufgeklärt haben würde, welchen Moment er mit jedem Tage erwartete. Er hat ſie nur erſt einmal ſeit der Reiſe und nur flüchtig geſehen, da ihre künſtleriſche Thätigkeit an jenem Abende in Anſpruch genommen war. —

Lucinde wohnte im erſten Stockwerk eines Eckhauſes, das eine ſehr belebte Straße und einen kleinen Platz begrenzte. Fürſtlich eingerichtet, vereinigte ſich in ihrer Wohnung alles, was Luxus' und Bequemlichkeit liefern können. Obgleich einer Familie entſproſſen, die dem kleinen Handwerkerſtande angehörte und in welcher oft die Noth zu Hauſe war, hatte ſie doch jenen Geſchmack, der jede Ueberladung zu vermeiden weiß und der ſich nur gar zu gern zeigt, wo, jener Sphäre entrückt, plötzlicher Wohlſtand und Reich-

thum ſich einſtellen. Was aber der ganzen koſtbaren Einrichtung zum höchſten Verdienſt wurde, war die größte Ordnung und Sauberkeit, die überall hervorleuchtete. Dieſe Thatſache wäre eigentlich kaum der Erwähnung werth und faſt kein Verdienſt, wo Mittel und Geſchmack ſich unterſtützen; aber nur zu oft findet man gerade bei Künſtlerinnen trotz allem äußeren Glanz und der Sucht des Aufwandes, eine Vernachläſſigung des Hausweſens, den laſſen Sinn, der es für kleinlich erachtet, jedem Gegenſtande ſeinen beſtimmten Platz anzuweiſen. In den meiſten Fällen wird es als ein Zeichen von Genialität betrachtet, wenn alles recht hübſch bunt durcheinander liegt und man auf eine Frage antworten kann: Es muß da oder dort liegen; wer hat Zeit an ſolche Kleinigkeit zu denken! — Die Ordnung iſt aber eine große Tugend und bei den Frauen vor allem. Dem Gelehrten kann man allenfalls eine Vernachläſſigung im Hausweſen verzeihen; erſtens gehört dieſes überhaupt nicht in das Bereich des Mannes, und zweitens wird er durch die Früchte ſeines Geiſtes vollkommen entſchädigen; die wenigſten Schriftſtellerinnen und Künſtlerinnen haben aber ſo viel Geiſt, daß man ſie ihrer Pflicht und Beſtimmung — das Haus und die Familie — entheben könnte. —

Die Wohnung Lucinde's beſtand aus drei Zim-

mern mit zwei ſeparirten Ausgängen auf die Flur des Hauſes. Daran ſtießen ein Schlafcabinet und eine kleine Kammer zur Aufbewahrung der Garderobe. Durch die eine Thüre empfing man die Leute, welche die nöthigen Bedürfniſſe des Lebens zum täglichen Verkauf führen, überhaupt Perſonen in Geſchäften. Wohl kam es auch vor, daß ein ſehr befreundeter Gaſt, der an keine Stunde für ſeine Beſuche gebunden war, den Vorzug genoß, hier eingelaſſen zu werden. Die andere Thür öffnete ſich den vornehmen Beſuchen, den Perſonen, die man mit Rückſichten empfangen wollte.

Das Zimmer, mehr ein kleiner Salon, in welches man hier gelangte, war faſt verſchwenderiſch ausmöblirt, verrieth aber auch dem aufmerkſamen Beſucher durch die Mannigfaltigkeit verſchiedener Gegenſtände, daß hier freigebige Hände zuſammengewirkt hatten. Namentlich galt das in Bezug auf einen meiſterhaft gearbeiteten Schrank von Akazie, durch deſſen Glasſcheiben die prachtvollſten Artikel von Gold und Silber blitzten. Auserleſene Nippes von Marmor und Porzellan drängten ſich nun vereinzelt dazwiſchen, dann aber reizten ſie durch ihre vollendete Form zur Bewunderung. Zwei große Oelgemälde von berühmten Künſtlern, Landſchaften darſtellend, zierten die Tapetenwand von dunklem Muſter. Ueber dem Sopha

von weißem Sammet, in welchen die reichſten Blumenbouquets in den täuſchendſten Farben gewebt waren, hing ein drittes kleines Bild, das aber mit einem grünen Seidenſtoff verhüllt war. —

Lucinde lebte getrennt von ihren Verwandten, die ſie nur zuweilen bei ſich ſah, denen ſie aber reichliche Unterſtützungen zu Theil werden ließ. Sie legte kein beſonderes Gewicht auf die Meinung der Welt, fürchtete aber doch den Mangel an Bildung bei ihren Angehörigen, der ſie in unangenehme Situation bringen mußte, ſobald ſie Jemand für immer in ihre Umgebung zog. Sie liebte ſie demungeachtet und betrachtete ihre Abweſenheit als ein nothwendiges Opfer, das ſie ihrer Stellung bringen müßte.

Ein Dienſtmädchen und eine Geſellſchafterin bildeten ihre nächſte Umgebung. An der letztern war eben nichts Hervorragendes. Einfach und ſchlicht, nicht mehr in den jüngſten Jahren, in denen die Hoffnung glänzendere Ausſichten bietet, hatte ſie ihre frühere Stellung als Erzieherin in einer Töchterſchule, mit Freuden mit der gegenwärtigen vertauſcht, die ihr bequemere Tage und ein beſſeres Auskommen bot.

Sie hing mit Liebe an Lucinde, verſtand es aber nicht, ihr Vertrauen zu erringen, wenigſtens nicht in dem Grade, der ihre Stellung bis zu einer warmen

Freundſchaft erhoben hätte. Vielleicht trug auch Lucinde einen Theil der Schuld, daß es nicht geſchah; ſie behandelte ſie vertraulich, zog ſie wohl auch mitunter zu Rathe, aber immer nur in den kleinen Angelegenheiten, wie ein neues Kleid, die Wahl eines Coſtumes und dergleichen; die ernſteren Ereigniſſe, wichtigere Intereſſen, ſelbſt die intenſiven Bewegungen ihres Herzens, die ein weibliches Weſen immer mitzutheilen nur zu ſehr geneigt iſt, verſchwieg ſie ihrer Geſellſchafterin. —

Lucinde empfing im Ganzen genommen wenig Beſuche, und am ſeltenſten von ihren Collegen. Sie ſtand zwar mit denſelben auf einem äußerlich freundſchaftlichen Fuße, vermied aber eine nähere Vertraulichkeit, da ſie in früherer Zeit, im Anfange ihrer theatraliſchen Laufbahn namentlich, nur zu ſehr die Erfahrung gemacht, wie leicht allzu große Offenheit ſchaden könne; Künſtlerneid, Egoismus und Eitelkeit hatten ihr manche bittere Stunde bereitet und manches angeknüpfte engere Freundſchaftsband raſch zerriſſen.

Von Recenſenten und Schriftſteller ſah ſie mehrere bei ſich und vereinigte ſie zuweilen zu einem kleinen Feſte, das ſie veranſtaltete. Mit innerer Abneigung gehorchte ſie hierbei der Nothwendigkeit, die ſich ihr erſt ſeit Beginn ihres künſtleriſchen Ruhmes auf-

gedrängt hatte. Viele ihrer Colleginnen verdankten ihren verdienten oder unverdienten Ruf ganz der Preſſe, und ſie ſah, wie ſich das Publikum derſelben accomodirte; warum ſollte ſie alſo die Mittel verſchmähen, die ihren weitſtrebenden Ehrgeiz unterſtützten? Sie buhlte deshalb nicht um die Gunſt der Journaliſten, ſuchte auch keinen durch baare blanke Münze zu erkaufen, denn ſie hatte immer noch eine beſſere als die gewöhnliche Meinung von den Spalten eines Feuilletons, aber ſie ſuchte durch Liebenswürdigkeit, die artigſte Zuvorkommenheit, und jene kleinen Gefälligkeiten, um die es zu bitten oft ſo ſchwer wird und die man doch ſo gern erfüllt ſähe, Aufmerkſamkeiten und Rückſichten auszutauſchen. Die ganz unabhängige Preſſe war ihr dabei doppelt werth und ein gereiftes und geachtetes Urtheil wußte ſie wohl von der gewöhnlichen Art zu unterſcheiden. —

Ein faſt täglicher Beſuch in ihrem Hauſe war der Graf Heinrich von Wartenſee. Aus einer der angeſehenſten Ariſtocratenfamilien des Landes, wußte man dennoch nicht viel mehr über ihn zu ſagen. Er verſtand es, ſeine Verhältniſſe im Schleier zu erhalten, und ob er reich, oder nur ein gewiſſes Einkommen habe, würde ſchwer zu beantworten geweſen ſein. Einen großen Aufwand machte er nicht, aber dennoch fehlte

er bei keiner Gelegenheit, wo es ſich ſelbſt um ſehr koſtſpielige Vergnügungen handelte und wobei ihn ſein vornehmer Name zur Theilnahme aufforderte. Im Theater hatte er ſeinen beſtimmten Platz in einer Loge des erſten Ranges, nie ließ er das Concert einer Celebrität unbeſucht, auf den Bällen der excluſiven Kreiſe ſah man ihn ſtets, und er verſäumte es auch nicht, ſich hie und da für einen durchreiſenden Künſtler zu verwenden und den Protector zu ſpielen. Er hatte Freunde, aber keinen Vertrauten, und ſein Haushalt beſtand nur aus einem Diener, der alle ſeine Geſchäfte beſorgte.

Eine öffentliche Charge bekleidete er nicht, obgleich er bereits das dreißigſte Jahr überſchritten hatte und wohl darauf Bedacht ſein durfte, einen einträglichen Poſten zu erhalten. Früher Officier in einem Huſarenregimente, vermied er es über die Veranlaſſung zu ſprechen, welche ihn genöthigt hatte, ſeinen Abſchied zu nehmen. Später war er durch einige Jahre im Hofſtaate einer ruſſiſchen Prinzeſſin und ihr Begleiter auf Reiſen geweſen. Er gab dieſe Stellung, obgleich ſich ihm dadurch die Ausſicht auf eine Verwendung im Staatsdienſte öffnete, gleichfalls wieder auf, weil — wie er ſagte — ſeine Unabhängigkeit, die er vor allem ſchätzte, darunter litte. —

Der Graf war von kleiner Statur und ſchmächtigem Körperbau, den man beinahe zierlich nennen konnte. Seine Hände waren es wenigſtens, ebenſo der Fuß. Sein Geſicht war gerade nicht ſchön, auch nicht beſonders geiſtreich, aber es intereſſirte, und mehr, je länger man es betrachtete. Man glaubte in dieſen ruhig freundlichen Zügen viel, Mancher wohl auch alles zu entdecken, und im Grunde konnte man nie zu zu einem rechten Reſultate gelangen. Seine unſteten dunkelbraunen Augen erſchwerten das Verſtändniß ſeines Characters ungemein. Es fehlte ihnen zwar nicht an Glanz und Lebhaftigkeit, doch das ſchnelle Feuer der Kraft und das Bewußtſein ſtarker Energie ſprach ſich nicht darin aus, und man war eher geneigt, ihnen mehr Schlauheit und Hinterliſt zuzugeſtehen. In demſelben Augenblicke wechſelte es aber auch ſchon wieder im Ausdruck und man glaubte darin Offenheit und Wohlwollen leſen zu dürfen. Seine ohnehin hohe Stirn verlief ſich mit einem kahlen Scheitel, der faſt bis an den Wirbel des Kopfes reichte und ihn bedeutend älter erſcheinen ließ, ohne indeß ſeine Würde zu erhöhen. Das Haar trug er kurz geſchoren, eben ſo den vollen Bart, der mit ſeiner dunkelſchwarzen Farbe ganz genau mit jenem harmonirte.

Seine Kleidung war ſtets gewählt und elegant,

ſein Benehmen ganz des eines Mannes, der nur die beſten Zirkel beſucht, zuvorkommend, höflich und geſchmeidig; ſeine Ausdrucksweiſe dem allen conform. —

Er hatte zu jeder Stunde des Tages ſeinen Zutritt bei Lucinde und war der Gönner ihrer Geſellſchafterin, mit der er ſich oft auf die herablaſſendſte Weiſe unterhielt; was namentlich geſchah, wenn Lucinde bei der Theaterprobe aufgehalten wurde und er ſie erwarten mußte.

Ueber ſein Verhältniß zu der Schauſpielerin war man lange Zeit nicht recht einig; Viele bezeichneten es als ein intimes, Andere leugneten es und ſetzten es auf das Niveau des freundſchaftlichen Umgangs herab. Er ſelbſt ſprach ſich nie darüber aus, und, war in ſeiner Gegenwart davon die Rede, ſo überhörte er die Fragen und nahm ſogar eine leichte Anſpielung darauf hin. Er hatte unter ſeinen Bekannten viele Neider, aber nie fiel es ihm ein, eiferſüchtig oder verdrießlich zu werden, wenn er einen derſelben ganz unerwartet bei Lucinde traf. Er behandelte ihn mit doppelter Zuvorkommenheit, überhäufte ihn mit Artigkeiten, ſorgte aber bei der Geſellſchafterin auch dafür, daß der Unerwartete die Künſtlerin nie wieder zu Hauſe traf.

Lucinde ſelbſt hatte von der Art ſeines Benehmens etwas gelernt. Auch ſie überhörte es, wenn man

von ihrem Verhältniſſe zu dem Grafen ſprach, und nur manchmal äußerte ſie, daß er ein früherer Bekannter aus Breslau von ihr ſei.

Das war allerdings richtig und ihre andere Behauptung ebenfalls: daß er ſich noch nicht ein volles Jahr in Berlin aufhalte. —

Nach ihrer Rückkunft von Hallan ſtand Lucinde eines Tages am Fenſter und ſah den Grafen auf ihr Haus zukommen. Er hatte mit ihr zugleich Berlin verlaſſen und eine kurze Reiſe zu einem Verwandten angetreten. Sie war zweifelhaft, ob ſie ihn empfangen ſollte, da ſie heute einen kleinen Widerwillen gegen ihn empfand, und Madame Torbach erwartete, die ſich hatte anſagen laſſen, doch, noch ehe ſie zu einem Entſchluß kommen konnte, trat er bereits zur Thür herein.

Er blieb unter derſelben ſtehen und muſterte Lucinde, die ſich vom Fenſter um keinen Schritt entfernte, mit einem flüchtigen Blick.

„Streuen Sie Roſen aus?“ fragte er dann lächelnd, indem er auf ſie zukam, ihre Hand ergriff und zum Munde führte. Es geſchah dies auf eine Weiſe, die es zweifelhaft ließ, ob es ein Act der Galanterie oder der Liebe ſein ſollte.

„Wie das?“ fragte Lucinde, ihm die Hand überlassend, doch ohne wärmeren Ausdruck in ihren Zügen.

„Weil Ihre Wangen glühen, als wären sie in Purpur getaucht. Was hab' ich davon zu hoffen? Den Reiz der genannten Blume, oder den Dorn Ihres Mißmuths?“ —

„Meines Mißmuths, Herr Graf?“

„Er steht auf Ihrer Stirn; sie ist umwölkt. Warum?“

Lucinde scheute den Scharfblick des Grafen, der ihre Stimmung sogleich errathen, und zwang sich zu einem Lächeln. Sie sagte: „Die Erwartung umwölkte meine Stirn. Ich habe den Flüchtling glücklich nach Berlin gebracht, weiß aber noch nicht, ob ich dem Schicksal für diese Gunst wirklich dankbar sein soll. Es schlummert so viel im Hintergrunde der Erinnerung, daß ich sie zu enthüllen mich fast fürchte.“

„Welchen Flüchtling?“ fragte der Graf aufmerksam.

Lucinde hatte ihm ihren plötzlichen Entschluß und die eigenthümliche Ursache ihrer Reise nach Hallan nicht mitgetheilt, auch von der Gesellschafterin hatte er den wahren Zweck nicht erfahren können, da Lucinde auch ihr gegenüber geheimnißvoll geblieben war und vorschützte, ihre Freundin, Madame Torbach, von da

abzuholen; er war deshalb nicht wenig erstaunt, als sie ihm auf die Frage entgegnete: „Hugo Geldern ist mit mir nach Berlin gekommen."

„Wer?" — Er sah sie mit großen Augen an und schien seinem Gehör nicht zu trauen.

Sie bestätigte ihm nochmals das Gesagte, und nicht ohne einen leisen Zug des Triumphes im Antlitz.

Er betrachtete sie halb von der Seite, während über seine Stirn eine Wolke des Unmuths flog, die sie sogleich bemerkend, belächelte: „Ei, Herr Graf, Sie sind nicht ganz heiter; was betrübt Sie so plötzlich?"

Schnell gefaßt, entgegnete er: „Es war nur der Abglanz Ihrer Stimmung und, wie Sie sehen, bereits wieder verschwunden. Wozu deshalb auch noch das Lächeln um Ihren schönen Mund? Es ist nicht gütig genug, um Sie noch schöner zu machen und den Fehler Ihres Herzens zu verbessern." —

Er wandte sich von ihr ab und warf sich nachlässig in das Sopha, über welchem das verschleierte Bild hing und welches er zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte.

Lucinde blieb am Fenster und haftete sinnend das Auge auf den Grafen. Der Ausdruck desselben war ungefähr: Soll ich Dich denn wirklich nicht ergrün-

den? Willſt Du auch diesmal mir entgehen? — Sie beobachtete alle ſeine Bewegungen und erwartete, daß er das herrſchende Schweigen unterbrechen würde. Er that es auch nach einer längerem Pauſe mit den Worten: „Das iſt ſein Bild.“ —

Es lag halb eine Frage, halb die eigene Beſtätigung in dieſem Ausſpruch, den er mit einer leichten Andeutung des Kopfes begleitete.

Lucinde antwortete nicht.

Ohne ſeine Stellung zu verändern, oder ihr Schweigen zu beachten, fuhr er fort: „Ich weiß es zwar nicht gewiß, aber ich glaube es. Ich war nie ſo unbeſcheiden, Ihre Abweſenheit zu benutzen.“

„Meine Geſellſchafterin hat den Auftrag, Niemand in das Zimmer zu führen, wenn ich nicht zu Hauſe bin, und vor allem darauf zu achten, daß das Bild nicht enthüllt werde“ — entgegnete Lucinde einfach, indem ſie vom Fenſter trat und nach einer Stickerei griff.

Der Graf biß ſich auf die Lippen und wandte ſich raſch zu ihr. Mit etwas ſchärferem Accent betonte er: „Ganz Berlin glaubt an den Vorzug, den ich bei der Schauſpielerin Lucinde Harles genieße, auch ich theilte dieſen Glauben; ſoll ich von nun an anfangen zu fürchten, daß dieſe Gunſt aufhören könne?“ —

Es regte ſich in ihr ein leiſer Groll und eine leichte Röthe des Unmuths legte ſich über ihr Antlitz. Zum erſten Male wagte es der Graf ihr gegenüber den Ton eines vornehmen Mannes anzunehmen, der durch ſeinen Beſuch ehrt und das erkannt wiſſen will. Ihr Stolz erlitt eine leiſe Niederlage, und der ſchwache Widerwille, den ſie beim Eintritt des Herrn von Wartenſee heute zum erſten Male wieder nach langer Zeit empfunden, ſteigerte ſich. Sie unterdrückte aber die aufwallende Empfindung und gab ſich Mühe, über das Gehörte nachzudenken.

Es war ein neuer Zug in dem Character des Grafen, der ſich in jenen Worten verrieth. Seine gewöhnliche Ruhe, die Vielen beneidenswerth erſchien, hatte einer Gewißheit Platz gemacht, die freilich ſonſt Niemand aufgefallen wäre, ſo unmerkbar war ſie und blos durch eine Beimiſchung von ſpöttiſcher Ironie erkennbar; aber Lucinde hatte ein ſicheres und feines Gefühl für den Wechſel ſeiner Stimmung, und es ſich überdies ſeit einiger Zeit zur beſondern Aufgabe gemacht, ihn genauer zu beobachten.

Bereits ſeit längerer Zeit hatte ſich Lucinde nicht verhehlt, daß ihr Ruf durch die täglichen Beſuche des Grafen zu leiden begönne, daß ſie endlich in Betreff ſeiner zu einem Entſchluſſe kommen müſſe. Sie hütete

ſich wohl, ihm dieſe Gedanken mitzutheilen, ließ überhaupt keine Veränderung in ihrem Benehmen eintreten, aber nach und nach reifte der Wunſch einer Entſcheidung immer feſter in ihr, und deshalb war ihr freilich das etwas unerwartete und plötzliche Andringen des Grafen in derſelben Angelegenheit nicht gerade unwillkommen, obgleich es ſie nicht augenblicklich beſtimmte. — Nicht lange vor ihrer Abreiſe nach Hallan beſuchte ſie der Graf zu gewöhnlicher Stunde. Seine feierliche Haltung fiel ihr auf, wurde ihr aber ſogleich enträthſelt, als er ihr nach einigen einleitenden Bemerkungen, zu denen auch gehörte, daß ſie ſein Herz längſt beſitze, ſeine Hand anbot. Der Antrag kam ihr ganz unerwartet, obgleich er ſeine Abſicht ſchon früher durch einzelne Anſpielungen angedeutet, was ſie aber nur als Galanterie betrachtete. Er drang auf Entſcheidung, die ſie ihm jedoch nach einer kurzen Ueberlegung nicht ſogleich gewähren wollte und auf vier Wochen hinausſchob. Er gab ſich damit auch, obgleich ſeiner Verſicherung nach ungern, zufrieden, wußte es jedoch von da an ſo einzurichten, daß die Sache im größeren Publikum bekannt und für gewiß angeſehen wurde. Auch wurde ſein Benehmen ihr gegenüber freier, ſein Auftreten in ihrem Hauſe ſicherer. Er kam als Mann, der keinen Widerſpruch mehr zu erwarten

hatte und als Herr gelten wollte. Im Aeußern, in der Geſellſchaft ſeiner ariſtocratiſchen Kreiſe, ſchwieg er jedoch nach wie vor, und wenn man ihm, was bisweilen mit fatalem Lächeln geſchah, gratulirte, ſo nahm er den Glückwunſch mit der gleichgültigſten Miene auf, ohne ihn durch das leiſeſte Wort zu beſtätigen oder zu desavouiren.

Sein Antrag koſtete Lucinde eine ſchlafloſe Nacht. Das Verhältniß zu dem Grafen war in eine Criſis getreten. Bis dahin hatte ſie ſeine Huldigungen, die eigentlich nie den Grad einer Bewerbung um ihre Hand vorausſetzen ließen, angenommen, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelte und ſie ſeine Beſuche als eine Auszeichnung betrachtete. Sein ariſtocratiſcher Name, einer der angeſehenſten im Staate, ſeine Verbindungen mit den höchſten Kreiſen, erſchien ihr als ein Licht, von dem auch ſie gewinnen konnte. Im Grunde liebte ſie ihn aber nicht, und als ſie in jener Nacht ihr Herz befragte, antwortete ſtatt deſſen die Vernunft, und mancherlei Bedenklichkeiten über die Wahrheit ſeiner Geſinnungen ſtiegen in ihr auf.

Er hatte es auch ihr gegenüber vermieden, von ſeinen Verhältniſſen zu ſprechen. Sie wußte nicht, ob er Vermögen beſaß oder nur von der Unterſtützung ſeiner reichen Verwandten lebte, und ihr delicater Sinn

verbot es ihr, darnach zu forſchen. Auch war davon ſehr wenig aus dem Publikum zu erfahren, das ſich in allerlei Muthmaßungen erging, niemals aber etwas Gewiſſes behaupten konnte. In Betreff ſeines Characters war das derſelbe Falk. Niemand war im Stande, ihm eine poſitiv unedle Handlung aufzubürden, doch hörte man anderſeits auch nichts, was ihm zum Ruhme oder Vortheil gereicht hätte. Er gehörte eben zu jenen Männern, die es vermeiden, ſich der Oeffentlichkeit aufzudringen, die es am liebſten ſehen, wenn man ſie nirgend vermißt und auch nicht aufſucht und doch willkommen ſind, wo ſie eintreten. Das letztere war bei ihm gewiß der Fall, denn ſelten gab es einen angenehmeren Geſellſchafter, wenn er es ſein wollte. Da dies von ſeiner Stimmung abhing, ſo ſtattete er auch nur dann Beſuche ab, wenn er ſich dazu aufgelegt fühlte, und nie ſah man ihn deshalb verdrießlich oder mißlaunig, wenn er aus dem Hauſe trat. Er verſtand die ſeltene Kunſt, die Sorgen daheim zu laſſen, wenn er Fremden begegnen wollte. Seine Geſchenke an Lucinde waren eben nur Kleinigkeiten, die ein Freund dem Freunde ſchenkt, nie konnten ſie auf Koſtbarkeit und Reichthum Anſpruch machen. Dagegen bereitete er ihr manchmal eine Freude durch geiſtreich geſchriebene Artikel über ihre Kunſt und ihr Ta-

lent, die er von einem literariſchen Freunde anfertigen ließ, und die durch ihre excluſive Abfaſſung Aufmerkſamkeit und friſches Intereſſe erregten; wie er denn überhaupt keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, ihr in dieſer Hinſicht, überhaupt in dem was für ihre künſtleriſche Laufbahn förderlich ſein konnte, zu nützen.

Lucinde nahm das dankbar und mit hohem Vergnügen auf, und welche Künſtlerin würde es nicht! Und dadurch gewann der Graf immer mehr Rechte und Gewalt über ſie, ohne daß ſie es ſelbſt fühlte und gewahr wurde...

Je mehr ſie indeſſen jetzt über den erhaltenen Antrag nachdachte, je mehr Zweifel ſtellten ſich über den Character des Grafen bei ihr ein, und ſie ſelbſt gewann es über ſich, ihre Handlungsweiſe und gedankenloſe Hingebung zu deuten und einer Prüfung zu unterwerfen. Sie erntete dabei eben nicht viel Lob für ſich und mußte ſich zu eigner Beſchämung einräumen, daß die Eitelkeit ſie bewußtlos einer unfreiwilligen, jetzt erſt klaren Herrſchaft unterworfen habe. Dieſe Entdeckung wirkte höchſt beſchämt auf ſie und weckte ihren vergeſſenen Stolz, oder beſſer, ihr eingeſchlummertes Selbſtgefühl.

Die Ueberzeugung führte ſie noch weiter. — Was

vermochte den Grafen, ihr ſeine Hand anzubieten? Sie gehörte den Künſtlerkreiſen, einem Stande an, der in Deutſchland wenigſtens noch immer von der Gleichberechtigung gewiſſer und namentlich hochgeſtellter Sphären ausgeſchloſſen iſt; betrachtete man es doch als etwas Außerordentliches, oft Unerhörtes, wenn eine Schauſpielerin in das bürgerliche Leben zurücktrat durch eine Heirath und war es auch nur mit einem höher geſtellten Beamten... Und hier nun gar, mit einem Grafen, einem Edelmann, dem kein ariſtocratiſches und reiches Haus verſchloſſen bleiben konnte, mindeſtens ſo leicht nicht... Freilich, der Graf hatte keine Stellung, ſeine Vermögensverhältniſſe waren dunkel.. ſie hielt dieſen Gedanken feſter, und mehr und mehr half er ihr auf eine Spur, die ſie endlich als das Gewiſſe betrachtete... Sie war an dem königlichen Inſtitute lebenslänglich, mit einem glänzenden Gehalte angeſtellt, immerhin für gewiſſe Männer eine lockende und anziehende Ausſicht... Mochte der Graf vielleicht nicht durch unerwartete Verlegenheiten veranlaßt, zu dem plötzlichen Entſchluſſe gekommen ſein? Er drang zudem auf eine baldige Vermählung und fügte ſich augenſcheinlich ungern der von ihr feſtgeſtellten Bedingung: ſich noch vier Wochen zu gedulden, bis ſie ihm eine entſcheidende Antwort gäbe... Dieſe Entdeckung, die

zur Beſorgniß wurde, je länger ſie ſich damit beſchäftigte, rieth ihr zur Vorſicht, zur reiflichſten Prüfung..

Ganz beſonders wirkte noch ein Umſtand mit den erwähnten zuſammen, der ſie vollends einſchüchterte und zur Behutſamkeit mahnte. Der Graf hatte in Breslau gelebt, und ſich ihr ſchon damals genähert, er ſtand in den intimſten Beziehungen zu der Schwägerin Hugo Geldern's — eine Entdeckung, die ſie freilich erſt ſpäter gemacht hatte — und ſchon in dieſer Zeit war ihr ſein Benehmen aufgefallen. Er war den Vorfällen, die ſich zwiſchen ihr und Geldern ereigneten, durchaus nicht fremd, ja ſie hätte behaupten mögen, er ſei der einzige Urheber eines Ereigniſſes, das mit einer ſo traurigen Kataſtrophe endigte; aber ſein Geſicht blieb ruhig und kalt, nicht die leiſeſte Miene verrieth ſeine Theilnahme, nichts konnte man ihm zum Vorwurf machen, ſo ſehr verſtand er es, von damals bis jetzt ſich in den Schleier des Geheimnißvollen zu hüllen...

Seine Annäherung an Lucinde war freilich mit aller Rückſicht geſchehen, die er Geldern gegenüber zu nehmen hatte, aber doch blitzte hie und da durch ſeine Huldigungen ein wärmeres Feuer, als es dem bloßen Freunde erlaubt iſt. Mit dem Scharfblick aller Frauen fühlte ſie das recht gut heraus, ſie beachtete es aber

nicht und vermied es auch, Geldern davon in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe kleine Unbedachtſamkeit, oder beſſer, Vernachläſſigung rächte ſich, und mußte ihr jetzt als ein Fehler erſcheinen, nachdem ſie, freilich erſt ganz vor kurzem und durch einen außergewöhnlichen Zufall, ſeine intimſte Betheiligung an dem Ereigniß, das ihre Trennung mit Geldern herbeiführte, erfahren hatte. Auch zu dieſer Zeit erſt erfuhr ſie von ſeinem Verhältniß zu Anna, ihrer Freundin und der Schwägerin Geldern's...

Um ganz klar zu ſehen, um das nicht ganz gelöſte Räthſel, das um den Tod Anna's ſchwebte, und den Geldern ihr ganz allein zur Schuld anrechnete, endlich gelöſt zu wiſſen, veranlaßte ſie einen literariſchen Freund zur Abfaſſung jenes Artikels in der Spener'ſchen Zeitung, der allgemeines Aufſehen in der Reſidenz und nicht weniger in der Provinz verurſachte. Gegen den Grafen, der ſeinen Mißmuth darüber nicht unterdrücken konnte, obgleich ſeine Perſon nicht verrathen war, ſpielte ſie die Unwiſſende, die ſelbſt dadurch verletzt ſei...

Ob bei dieſer Handlung die Liebe zu Geldern mitſprach?... Sie machte ſich ſelbſt kein Geſtändniß darüber und wollte dem ſtärkeren Herzſchlag, der ſie bei dem Gedanken an ſein Wiederſehn befiel, keine an-

dere Conceſſion machen, als die einfache Erwartung.. Die Eiferſucht ſollte aber jedenfalls Geldern herausfordern...

Ein Brief ihrer Bekannten, der Madame Torbach, veranlaßte ſie zur ſofortigen Abreiſe nach Hallan... Sie ſah Geldern. — Alle Erinnerungen, die Seligkeit vergangener Stunden, ſtürmten mit ihrer zauberiſchen Gewalt über ſie ein, und ihre glühende Phantaſie ſteigerte noch den heißen Pulsſchlag, der in ihr erweckt worden war. Es war keine Lüge, die Zärtlichkeit und Innigkeit, die ſie an ihn verſchwendete, als er ihr endlich in ihr Hotel gefolgt war... Aber ihre nachherige Kälte war eben ſo wahr.. Sie ſah eine Nebenbuhlerin in Thereſe, ſie durchſchaute Geldern's Liebe und ſie geſtand ſich fröſtelnd, daß ſie einen Theil ſeines Herzens verloren haben müſſe, wenn es nicht ſchon damals, ſeit ihrer Trennung von Breslau der Fall und in größerem Maßſtabe geweſen ſei. Ihr Stolz unterdrückte raſch die Wallungen ihres innigen Gefühls.. ſie wollte kein getheiltes Herz, ſie wollte geben voll, ganz, und wieder ſo empfangen; ſie wollte nicht wieder herrſchen, wo es ſich gezeigt hatte, daß ſie erſetzt werden könne.

Ihre faſt gleiche Lage zu dem Grafen von Wachtenfee zog ſie nicht in Betracht. Bei ſeinen Huldigun-

gungen war ihr Herz gleichgültig geblieben, ſie fürchtete nicht, dadurch einen Verrath an ihrer erſten Liebe begangen zu haben. Und je mehr ſie ſich bei dieſen Vorſtellungen voranſtellen, im Lichte ſehen konnte, je mehr ſchmeichelte ihr der Gedanke an einen Triumph, den ſie ſo ſicher glaubte. —

— Der Graf hatte ſich von dem Bilde abgewendet und mit einem Buche beſchäftigt, als er ſah, daß er von Lucinde auf ſeine Bemerkung keine Antwort erhielt. Er warf es jetzt weg und blickte zu ihr hinüber mit einem Ausdrucke, der gern ihre Gedanken errathen hätte. Ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen, bemerkte ſie dennoch jede ſeiner Bewegungen, aus denen ſie auf ſeine innere Unruhe ſchließen wollte. Tics und ihre ſtillen Combinationen veranlaßten ſie zu einer faſt übermüthigen Aeußerung. Lebhaft auffahrend, ſprach ſie: „Nun, Herr Graf, warum machen Sie Ihre Augen zu ſo deutlichen Alliirten Ihrer Mißſtimmung? Man iſt das von Ihnen ſo wenig gewöhnt, daß man faſt geneigt wird, zum Spion zu werden.“

Eine kaum merkbare Röthe überflog ſein gelbliches Antlitz, aber ſchnell gefaßt und mit der gewöhnlichen Ruhe entgegnete er: „Der verrätheriſche Verſuch würde ſich wenig lohnen; ich wüßte nicht, was ich zu verheimlichen hätte.“

„Wirklich nicht? Dann ſind Sie ein eben ſo merkwürdiger als glücklicher Menſch. Ich hegte die Anſicht, Niemand ſei frei von Geheimniſſen, wenigſtens ſolchen, die man nicht für Jeden enthüllt wiſſen möchte. Aber" — ſie legte den Zeigefinger auf den Mund und betrachtete ihn mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit — „von Ihnen erfährt man auch ſo gar nichts, und darum verdoppelt ſich die Neugierde."

„Nur die Neugierde?" fragte der Graf, gerade in keiner behaglichen Stimmung, die er jedoch hinter einem Lächeln zu maskiren ſuchte.

„Wenn Sie denn durchaus mehr wollen, dann — Theilnahme. Unter den Cavalieren der Reſidenz ſind Sie hauptſächlich Derjenige, von dem man am wenigſten zu erzählen weiß. Das iſt ſonſt nicht die Art von Euch, Ihr Herren, die Ihr dem Tage, ſeine vierundzwanzig Stunden durch, eben ſo viele Vergnügungen dankt, und ſonſt nichts damit anzufangen wißt. Ihr Name, Ihre Geburt lenkt die größere Aufmerkſamkeit auf Ihre Perſon, und doch thun Sie ſo wenig, dieſe Theilnahme — da Sie ſo wollen — zu rechtfertigen. Man ergründet höchſtens — daß Sie unergründlich ſind. Ich will dagegen auch nicht viel einwenden, die Menſchen ſorgen dafür, daß das Verlangen ſteigt, ſich ganz zurückzuziehen; aber zwei, drei

Freunde, einen Vertrauten hat gewiß ein Jeder — von Ihnen weiß man, daß Sie auch nicht Einen besitzen, den Sie ihres näheren Umgangs würdigten."

„Von wem ist die schöne Lucinde darüber so genau unterrichtet worden?" fragte der Graf, dem das Gespräch immer peinlicher wurde.

„Mein Gott, ist es denn nicht natürlich, daß man das alles und mehr erfährt, wenn man zwei Personen gegenseitig interessirt weiß? Es ist nicht einmal nöthig, daß man sich bei der Welt erkundigt, sie ist gefällig genug sich im Hause einzuführen und oft mehr auszuplaudern, als man zu wissen begehrt."

„Und ist das auch bei mir der Fall?"

„In Einzelheiten, ja. Diese verwünschte Ruhe und Undurchdringlichkeit Ihres Characters. Ich genieße die Ehre Ihres Umgangs, alles zusammen gerechnet, nun fast zwei Jahre und noch weiß ich nicht mehr, als in der ersten Stunde Ihres Besuches."

„Wissen Sie noch immer nicht, daß ich Sie liebe? Ich sollte meinen, das wäre genug, um meinen gegen alles übrige gleichgültigen Character in seiner Ruhe zu lassen." — Der Graf legte einen zärtlichen Ausdruck in diese Worte, stand auf und näherte sich Lucinde, die ihn von neuem mit einem Blicke betrachtete, der eine Mischung von Mißtrauen und Forschung em-

hielt. Er verſuchte es, ihrem Auge zu begegnen, wandte ſich aber gleich wieder ab und drückte, ſich hinbeugend, einen Kuß auf ihre weiße Hand.

Sie ließ es geduldig geſchehen, meinte aber doch: „Nun ſehen Sie! Ich fordere Ihr Vertrauen heraus, und Sie ſuchen, mir zu entſchlüpfen. Ich glaube von Ihnen einmal die Verſicherung erhalten zu haben, daß mir das erſte Anrecht auf Ihre Geheimniſſe zuſtehe?“

„Geheimniſſe!“ rief der Graf, immer lächelnd und mühſam ſeinen wachſenden Unmuth, der ihrem ſcharfen Auge nicht entging, unterdrückend. — „Ich habe Ihnen nichts zu verbergen. Meine Verhältniſſe ſind einfach geregelt, und es kann Sie doch wenig intereſſiren, wie viel Zahlen ich jeden Monat zu berechnen habe. Meine Ausgaben ſind meinen Einnahmen conform und manchmal weiß ich es einzurichten, daß die letzteren die erſteren überſteigen. Sind Sie nun zufrieden?“

„Das ſind Kleinigkeiten, lieber Graf,“ verſetzte ſie hartnäckig — „Dinge, die auch bei mir paſſiren, aber von den andern Begebenheiten, von den andern! Sie werden doch nicht ſo glücklich ſein, in ewiger Gleichförmigkeit, heut wie morgen, die Tage zu verleben. Das iſt ein beneidenswerthes Loos.“

„Ich bin ſo glücklich!“ erwiderte Herr von Wartenſee ruhig.

„Wahrhaftig?“ — Sie ſah ihn durchdringend an.

„Gewiß!“ betheuerte er nochmals, einen Stuhl ergreifend und ſich an ihre Seite ſetzend.

„Und dennoch glaubte ich eine Wolke auf Ihrer Stirn aufſteigen zu ſehen, als ich Ihnen die Ankunft des Herrn Geldern anzeigte.“ — Sie hatte wieder zu ihrer Arbeit gegriffen und beugte ſich ganz darüber hinab.

„Und ſollt' ich das nicht? Konnte mir verborgen bleiben, in welchen intimen Beziehungen Sie zu ihm ſtanden? Schon damals in Breslau — ich will es Ihnen nur aufrichtig geſtehen — war er mir im Wege, denn Sie waren die einzige Dame, für die ich mich — ich darf es wohl dreiſt behaupten — im Leben in mehr als galantem Grade, intereſſirte.“

Er hoffte durch dieſe Bemerkung von dem angeregten Geſpräche, das mit jedem Augenblicke widerwärtiger wurde, abzukommen, aber er irrte ſich. Lucinde gehörte nicht zu jenen Frauen, die bis in's kleinſte Detail die Vergangenheit verfolgen und jede Spur einer früheren Liebe erforſchen wollen; etwas ſehr gewöhnliches zwiſchen Liebenden. Zudem war ihre Neigung zu dem Grafen durchaus nicht von ſo ſtarker Art, daß

ſie dazu ein groſſes Verlangen verſpürt hätte, und überdies durchſchaute ſie ſeine Abſicht, ohne es ſich merken zu laſſen.

Mit der Hartnäckigkeit ihres Characters, der ein feſtgeſetztes Ziel unermüdlich und das in allen Fällen verfolgte, erwiderte ſie: „Sie meinen alſo, ich hätte mir aus Hallan nur deshalb Geldern nach dreijähriger Trennung zurückgeholt, um Ihnen einen Nebenbuhler entgegen ſtellen zu können.“

„Da Sie mir auf dieſe Weiſe vorauseilen, Lucinde, ſo muß ich Ihnen die Frage mit einem einfachen Ja beantworten.“ —

Einen Augenblick ließ Lucinde die Arbeit in den Schoß ſinken, indem ihre ſchönen weißen Hände darüber gleiteten und ihr Auge ſinnend vor ſich niederblickte, dann erhob ſie ihr Antlitz, ſchüttelte die herabgefallenen Locken von der Stirn und ſah den Grafen ſcharf an.

„Nun?“ fragte er erwartungsvoll, die Lippen zuſammenpaſſend, und ſeinen Blick mühſam fixirend.

„Ich dachte“ — ſprach ſie langſam, ohne die Stimme zu erheben und doch voll Nachdruck — „an die Schwägerin Geldern's, als ich dieſe Reiſe nach Hallan antrat.“ —

Sie ſtand auf, legte die Stickerei bei Seite und

ſtellte ſich an's Fenſter. Den Grafen ſchien ſie gar nicht zu beachten, obgleich ihr ſeine Verlegenheit, die ſich durch ein leiſes Aufzucken ſeiner Geſichtszüge verrieth, nicht entging. In demſelben Augenblicke wurde von der Geſellſchafterin Herr Hugo Geldern angemeldet.

Lebhaft ließ ihn Lucinde bitten, einzutreten. „Drei Tage hab' ich ihn nicht geſehen!“ ſprach ſie dabei in ſichtbarer Aufregung und mit der Abſicht, den Grafen herauszufordern. Sie bemerkte, wie er ſich erhob, nach dem Hute griff und Miene machte, ſich zu verabſchieden...

„Nein, nein, lieber Graf,“ rief ſie haſtig — „Sie müſſen bleiben! Es iſt ein alter Bekannter von Ihnen, und ich freue mich, Ihnen denſelben entgegenführen zu können.“

Herr von Wartenſee ſchien indeß ihre Zuvorkommenheit nicht anerkennen zu wollen und beſtand auf ſein Fortgehen, indem er ein nöthiges Geſchäft vorſchützte; doch bevor er noch mit ſeiner Entſchuldigung zu Ende war, trat auch ſchon Geldern ins Zimmer.— Er war augenſcheinlich überraſcht, dem Grafen zu begegnen und heftete einen ſonderbaren Blick auf ihn. Kein Wort kam dabei über ſeine Lippen und auch nur Lucinde begrüßte er mit einer ſtummen Verbeugung.

Sie prüfte ihn raſch mit den Augen. Unter ſeiner Stirne lag eine leiſe Wolke, aber ſeine übrigen Züge waren ruhig und undurchdringlich. — Sie ging ihm einen Schritt entgegen, ergriff ſeine Hand und nöthigte ihn zum Sopha, indem ſie, zum Grafen gewendet, ſagte: „Sie waren begierig, Herrn Geldern wiederzuſehen, Herr Graf, um meinen Ausſpruch beſtätigen oder verwerfen zu können, daß er ſich verändert habe. Ich bitte, prüfen Sie jetzt ſein Antlitz.“

Die verſteckte Bosheit Lucinde's herausfühlend, aber doch genöthigt, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, entgegnete der Graf mit Artigkeit: „Ich finde Herrn Geldern nicht anders, als wie er uns verlaſſen hat; es müßte uns Männern denn auch erlaubt ſein, von Schönheit zu ſprechen.“

Geldern ſchien das Compliment nicht zu verſtehen, und verſetzte, ſcharf nach ihm hinüber blickend: „Es kommt darauf an, Herr Graf, was für eine Gedächtnißſtärke uns von der Natur verliehen wurde. Ich meinestheils bin ſo unglücklich, nichts vergeſſen zu können. So ſchwebt mir noch immer jener Tag vor Augen, an dem ich die Ehre hatte, Sie das erſte Mal in meinem Hauſe zu ſehen, nicht minder aber Ihr letzter, mir ſo unerwarteter Beſuch. Sie waren bei meiner Schwägerin. Sie hatte kaum Zeit mir berichten zu

können, daß Sie ihr öfter die Ehre Ihrer Anwesenheit geschenkt, als sie auch schon in meinen Armen starb. Auf diese Veranlassung hin, erhielten Sie einen Brief von mir. Der Bote, der ihn überliefern sollte, kam mit der Nachricht zurück, Sie wären plötzlich abgereist.. Herr Graf, nach drei Jahren habe ich eben so unerwartet das Glück, Ihnen wieder zu begegnen: Sie werden die Frage, die bis dahin unbeantwortet blieb, ob Sie meinen Brief nach Ihrer Rückkunft in Ihrer Wohnung vorgefunden, begreiflich finden. Ich weiß bestimmt, daß das Schreiben den Händen Ihres Dieners übergeben wurde und daß Sie eine Fahrlässigkeit seinerseits nicht verzeihen würden."

Der Graf von Lucinde, die von dieser Angelegenheit nicht unterrichtet war, scharf beobachtet, hatte Mühe seine Fassung zu behalten und kämpfte mit sich selbst, ob er die Empfangnahme zugestehen oder ablehnen sollte. Ein kurzes Stillschweigen trat ein... Er fühlte zuerst das Drückende desselben und entgegnete endlich: „Ich kam von den Gütern meines Bruders erst in acht Tagen nach Breslau zurück, und weiß wirklich in diesem Augenblicke nicht, ob ich dann einen Brief, der, wie Sie sagen, von Ihnen sein sollte, erhalten habe oder nicht. Ich muß bekennen, daß ich

kein ſo gutes Gedächtniß von der Mutter Natur erhalten habe, wie Sie ſich eben rühmten.“

Er verſuchte zu lächeln, verfiel aber ſogleich wieder in den frühern Ernſt, als Geldern aufſtehend, ihm näher trat und, mit einer Bewegung gegen Lucinde, die er um Vergebung des Auftritts zu bitten ſchien — ihm mit Nachdruck erklärte: „So werden Sie mir erlauben, Ihnen den Inhalt des Schreibens jetzt mündlich zu wiederholen. Fräulein Lucinde wird mich gewiß entſchuldigen, wenn ich zu ihrer Erläuterung vorausſchicke, daß bei gewiſſen Männern und Angelegenheiten Zeugen nur von Vortheil ſind. — Herr Graf“ — fuhr er mit noch größerer Energie fort — Sie hatten ein Intereſſe, den Sarg meiner Schwägerin zur letzten Ruheſtätte zu begleiten; Sie entzogen ſich dieſer Pflicht. Herr Graf, Sie haben meinen Brief empfangen und verleugneten es; ich forderte von Ihnen Genugthuung für meine beleidigte Ehre, Sie waren nicht Edelmann genug, ſie mir gewähren zu wollen — jetzt fordere ich ſie mündlich von Ihnen, und ich hoffe, Sie werden nun Cavalier genug ſein, um die Anweſenheit einer Dame nicht zu überſehen.“ —

Mit affectirter Entſchloſſenheit und beſorgt, den unangenehmen Auftritt durch eine längere Ablehnung zu erhöhen, erwiderte der Graf achſelzuckend: „Ich will

annehmen, mein Diener habe eine Fahrläſſigkeit begangen und mir Ihr Schreiben nicht abgeliefert; zum mindeſten kann ich mich nicht darauf beſinnen, daß es geſchehen wäre. Um Ihnen indeß den Beweis zu liefern, daß ich begierig bin, den unbekannten Inhalt vollſtändig zu erfahren, theile ich Ihnen meine Adreſſe mit."

Er zog eine Brieftaſche aus ſeinem Ueberrock, nahm eine Karte heraus und ſchrieb einige Zeilen darauf, während er mit ſpöttiſchem Ausdruck in ſeiner Rede fortfuhr: „Sollte inzwiſchen in Ihnen wieder die Befürchtung rege werden, daß ich abermals abreiſen könnte, ſo will ich Sie auch in dieſer Beziehung beruhigen. Der Augenblick verſtattet mir, Sie mit einem glücklichen Ereigniß bekannt zu machen, das mich von jeder Entfernung zurückhalten muß. Sie ſehen in Fräulein Lucinde meine Verlobte!" —

Der unerwartete Schluß ſeiner Rede wirkte ſehr verſchieden auf die Betheiligten. Geldern war ſichtlich überraſcht und fand im Moment kein Wort der Erwiderung. Er war mit einer gewiſſen, mühſam erkauften Gleichgültigkeit in das Haus gekommen, und jetzt konnte er ſich nicht verhehlen, daß es in ſeinem Innern aufzuflammen begann...

Lucinde war faſt erſchrocken über dieſe Erklärung;

es war das erste Mal, daß sie der Graf so frei und unumwunden von sich gab. Sie suchte sich schnell zu fassen und im Gedankenfluge die Tragweite derselben zu ermessen. Was konnte den Grafen bewegen, sie auszusprechen?.. Er kannte ihr früheres Verhältniß zu Geldern, suchte er vielleicht darin ein Schutzmittel gegen eine ernste Verfolgung der angeregten Herausforderung? Glaubte er, Geldern würde ihn in Lucinde schonen? Sie wußte nicht, ob der Graf Muth besitze, aber sie nahm jetzt das Gegentheil an, da sie sonst durchaus keinen andern Grund aufzufinden vermochte. War es doch kaum möglich, daß er Geldern aufs neue verletzen wollte; oder wollte er der Möglichkeit eines Wiederverständnisses zwischen Beiden vorbeugen?... Ein Wort von ihr, und die Unwahrheit kam zu Tage, da sie durchaus noch nicht ihre Einwilligung gegeben. Sie schwieg aber und wollte die Wirkung dieser Nachricht auf Geldern abwarten...

Der Graf war froh, als Lucinde nichts entgegnete, überreichte Geldern seine Karte, und setzte triumphirend hinzu: „Sie sehen, mein Herr, ich habe bereits einen Vortheil über Sie errungen, und darf ohne Befürchtung erwarten, auch den zweiten zu erreichen.“ —

Er verabschiedete sich mit der zärtlich ausgespro-

chenen Versicherung gegen Lucinde, daß er noch heute hoffe, sie wiederzusehen. Lucinde folgte ihm mit den Augen, und die Ueberzeugung stand in ihr fest: daß er keinen Muth besitze; die letzte Aeußerung hatte es ihr verrathen. — War sie nun vorher schon entschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen, hatte sie sich bereits eingestanden, daß ihre Eitelkeit allein sie veranlaßt habe, die Huldigungen des Grafen anzunehmen: sie sah jetzt um so mehr die Nothwendigkeit ein, zu Stande zu kommen. Was sie eigentlich erwartete, hoffte... sie war sich darüber selbst nicht klar. Geldern hatte sich verändert, er schien keine rechte, warme Erinnerung mehr für die Vergangenheit zu haben, er sprach sich über nichts aus, und schien todt für eine frische Erregung. In ihrem Innern wallte es bunt durcheinander, Entschwundenes und Künftiges. Es regte sich wohl oft noch die alte Liebe, es reizte sie, die Geschicke in die Hand zu nehmen und von sich aus zu regieren, aber bald darauf versank sie in eine Muthlosigkeit, da sie wohl ein Ende, aber kein Ziel vor Augen hatte. Sie handelte allein, und doch konnte sie am allerwenigsten Einsamkeit vertragen.

Es gibt Frauen, deren Herz immer beschäftigt sein muß, wenn man auch nicht annehmen darf, daß das Interesse für Jemand stets ein großes sein soll. Es

genügt dabei oft der tägliche Umgang, wie dies bei Lucinde mit dem Grafen der Fall war, und da in jedem Weibe das dunkle oder klare Gefühl lebt, der Mann sei ihr überlegen, so ist es nichts seltenes, daß häufig die geistreichsten und gebildetsten Frauen, die ein sensibles Herz dabei besitzen, sich unbewußt der Herrschaft eines weit weniger würdigen Mannes unterwerfen, wenn der es versteht, sich unentbehrlich zu machen. Diese Unterwerfung bei der anfänglich von Liebe kaum die Rede ist, führt nach und nach und unbewußt zu weiterem, zur Hingebung und Gewährung. Kommt es so weit — und es geschieht öfter im Leben — eine späte Erkenntniß der Uebereilung ist die Folge, das unseligste Leid für solche Frauen. — Vor diesen Folgen schützte Lucinde ihre frühere wirklich seltene Liebe zu Geldern, und ihr Stolz, der ihr glücklicherweise immer zur Seite stand. Er schützte sie vor Schwäche, wo Andere so leicht zur Hingebung geneigt gewesen wären. —

Lucinde gehörte aber auch zu jenen Frauen, die so grenzenlos und im Opfer maßlos ihre Liebe auch sein kann, nicht blind für die Fehler des Geliebten sind. Seine Ehre wird zu der ihrigen, und je mehr Werth der Mann besitzt, je mehr wächst und erhält sich ihre Neigung. Geldern's Stellung war in Breslau der ih-

rigen gleich, ſeitdem war ſie aber geſtiegen in den äußern Glücksverhältniſſen, die ein ſorgenloſes Leben bedingen; er dagegen hatte, ungeachtet des reichen Schatzes ſeiner Kenntniſſe, ſich einer Muthloſigkeit hingegeben, die jede Thatkraft ausſchloß; nichts hörte man von ihm, keine That zeugte von der Kraft, die ſie von jedem Manne, alſo auch von ihm erwartete. Es that ihr weh, daß er ſo wenig auf ſich achtete, ſeine reichen geiſtigen Mittel nicht verwerthete.

In den drei Jahren der Trennung hatte ſie Muße genug gehabt, ihre beiderſeitige Stellung im Leben abzuwägen und natürlich neigte ſich die Schale zu ihrem Vortheil. Beſaß ſie auch den Stolz, der faſt die Linie der Billigung überſchritt, ſie dehnte ihn nie ſo weit aus, deshalb den Geliebten herabzuſetzen, aber der Gedanke, durch ihre Liebe Jemand zu erhöhter Thätigkeit anzufeuern, hatte für ſie etwas ungemein Verlockendes, das ſie alſo folglich auch auf Geldern angewendet wiſſen wollte. —

Sie ſah ihn nun wieder. Er kam ihr nicht entgegen, er behandelte ſie kalt, froſtig, und doch war es ihr zuweilen, als könne er ſie nicht vergeſſen, ihre Liebe einer andern aufgeopfert haben. Selbſt das Verhältniß zu Thereſe, das ſie indeß durchaus nicht gleichgültig ließ, erſchien ihr nur als ein Mittel, die Ver-

geſſenheit heraufzubeſchwören, als eine Handlung, in halber Bewußtloſigkeit geſchehen, wo man Erholung und Rettung vor der Leere oder Ueberfluthung des Herzens ſucht... Madame Dorbach warf freilich durch ihre anhaltenden Verſicherungen und durch die Stärke der Motive den Funken der Eiferſucht in ihr Herz, der ſich, fortwährend geſchürt, bald bis zu einer hellen Flamme erhob, aber ſie hatte auch Grund ihrer Freundin nicht ganz zu vertrauen, da ſie Gelegenheit hatte, Zeuge bei der letzten Abſchiedsunterhaltung derſelben mit dem Schauſpieler Wappner zu ſein und dabei einige Aeußerungen zu hören, die ihr erſt jetzt als bedeutungsvoll und für den Character derſelben eben nicht ſchmeichelhaft erſchienen. Sie erwartete mit Sehnſucht die Ankunft ihres ehemaligen Collegen von Breslau, da ſie ihm geſchrieben, ſie wolle, falls er nach der in Hallan beendigten Saiſon nach Berlin käme, für ſeinen koſtenfreien Aufenthalt und ein neues Engagement für ihn ſorgen. Er hatte denn auch nicht verſäumt — das königliche Theater vor Augen — zu antworten, daß er in wenigen Tagen in Berlin eintreffen würde.

Inzwiſchen gab ſie ſich alle Mühe, den erneuerten Verdächtigungen über Geldern's Character von Seiten der Madame Dorbach die größte Ruhe entge-

gen zuſetzen und ſie ſelbſt mit der Verſicherung zu beſchwichtigen, daß ſie daran denke, ihn ganz aufzugeben. Wenn hierauf Madame Dorbach fragte, was ſie denn unter ſolchen Umſtänden erſt Geldern verfolge, ſo kam ſie mit dem Einwand, daß es ein Act weiblicher Rache ſei, den ſie zu nehmen habe.

Sobald die Dame das Wort Rache hörte, wurde ſie erſichtlich zufrieden, und dieſe Erwartung war es auch, die ſie veranlaßt hatte, von Hallan aus an Lucinde zu ſchreiben und ihr die dortige Anweſenheit Geldern's mitzutheilen, da dieſe bereits früher über ihr Verhältniß zu ihm Andeutungen gemacht und geäußert hatte, es könne für ein beleidigtes Frauenherz keine größere Genugthuung geben, als dem frühern Geliebten in Glanz und Rechtfertigung entgegen zu treten. Madame Dorbach mißverſtand hierbei Lucinde, indem ſie, eine Vertraute des Grafen Heinrich von Wartenſee, dieſen vor Augen hatte und, nach der komiſchen Kataſtrophe im Walde bei Hallan ſogleich daran erinnert, alle Hebel in Bewegung ſetzte, Lucinde zur Herreiſe zu ſtimmen. Das eigentliche traurige Begegniß Lucinde's mit Geldern war ihr unbekannt — ſie ſollte es erſt ſpäter mit einigen Variationen von dem Grafen Wartenſee erfahren — aber es war ihr genug,

daß Lucinde ſich rächen, wie ſie oft gewünſcht, und ſie ihr Gelegenheit dazu bieten könne.

Sie ſchwelgte in Gedanken bereits in dem Triumph, Geldern niedergeſchmettert zu ſehen, bei ſeiner Ankunft in Berlin in dem Grafen einen glücklichen Nebenbuhler zu finden. Der Reiz der Rache und die Verſicherung Lucinde's, daß dieſer Tag bald herannahe, ließ ſie auch ihre Bitte erfüllen, den Grafen für jetzt von der Anweſenheit Geldern's nicht zu benachrichtigen. Sie vertraute hierbei Lucinde, die aus dunklem Inſtinct, in ihrer Gegenwart nie über den Grafen etwas Nachtheiliges ſagte und ſich immer in Aeußerungen ausließ, die eine doppelte Meinung enthielten, und war ganz fern von der Anſicht, daß ſie hierbei die Dupirte ſpielte. Sie ſchwelgte in dem ſichern Bewußtſein, mit einem Schlage Geldern elend und zu Grunde gerichtet zu wiſſen, denn ihre lebhafte Phantaſie führte ſie bereits über die geſellſchaftlichen Schranken hinaus und meinte, er müſſe ſoviel verſchuldet haben, daß ein gerichtliches Einſchreiten nöthig werden würde. Und auch nur in dieſer Weiſe glaubte ſie eine gerechte Genugthuung für ihr beleidigtes Frauenherz zu erhalten, das von Geldern unverantwortlich verkannt und verſchmäht worden war. —

Lucinde freute die Energie, die Geldern gegen den

Grafen bewieſen. Sie kam ihr, ſeiner ſonſtigen Muthloſigkeit gegenüber — deren Quelle ſie freilich nicht ganz richtig erkannte und zu hart beurtheilte — ganz unerwartet, aber eben darum doppelt willkommen. Sie war mehr denn je entſchloſſen, die Auseinanderſetzung der dunkel gebliebenen Verhältniſſe herbeizuführen, auch drängte ſie hierzu Geldern ſelbſt, der nach der Entfernung des Grafen äußerte: „Ich vermißte an der Bruſtnadel des Herrn, der uns ſo eben verließ, das Bild meiner Schwägerin, deſſen Beſtand Sie mir doch verſicherten.“

„Iſt das Bild nicht beſeitigt genug durch ſeine folgenden Worte?“ fragte ſie mit forſchendem Auge.

„Sind Sie wahr?“ meinte er ſeinerſeits, ohne die Stimme zu erheben.

Eine kleine Koketterie wollte Lucinde befallen und ſie zur Beſtätigung verleiten, als ſie aber jetzt in ſeinem Antlitz einen leiſen Zug von Schmerz wahrzunehmen glaubte, ſiegte ihr beſſeres Gefühl und ſie erwiderte, nicht ohne einen Anklang von Zärtlichkeit aus früherer Zeit: „Ich achte Sie zu ſehr, Geldern, um ferner mit einer Lüge Ihnen zu begegnen, nachdem ich ſo viel Mühe hatte, Sie in meinen Kreis zurückzuführen. — Der Graf — jetzt erſt wird es mir gänzlich klar — hat bereits in Breslau auf verſteckte Weiſe

mir ſeine Neigung, wenn von dieſer überhaupt die Rede ſein kann — erkennen laſſen. Ich habe damals ſeine Huldigungen nicht verſtehen können, da Ihnen mein Herz ausſchließlich gehörte und ich nicht annehmen mochte, daß es dann noch ein zweiter Mann wagen könne, das gleiche Ziel zu verfolgen. Freilich ſetzte ich außer Betracht, daß die Herrenwelt im allgemeinen eine Künſtlerin für gefälliger annimmt, als jedes andere Weib. Ich will nicht unterſuchen, worin das liegen mag, aber ich füge mit Stolz hinzu: daß ich mir Mühe gegeben, einen ſolchen Verdacht ſtets von mir fern zu halten. Wollte doch jede meiner Colleginnen, die Galanterie von der Liebe ſondern lernen und ſich nicht gar ſo leicht gefällig zeigen, jede Huldigung belohnen zu müſſen; es ſtünde beſſer um die Meinung über das Weib, und auch die Kunſt könnte nur gewinnen. Nach Ihrer Entfernung von Breslau erhielt ich den Antrag der hieſigen königlichen Intendanz, der ich ſogleich Folge leiſtete, da ohnedies meine Verbindlichkeit in der ſchleſiſchen Hauptſtadt zu Ende ging. Der Graf unterließ es, da er mich ſtets in großer Niedergeſchlagenheit fand, mich oft während meines dortigen Aufenthaltes, ſo lange er noch währte, zu beſuchen. Ich war aber nicht wenig überraſcht, nachdem ich ungefähr ein Jahr in Berlin war und

inzwiſchen eine lebenslängliche Anſtellung erhalten hatte, ihn eines Tages bei mir eintreten zu ſehen. Der Graf iſt ein Mann von Geiſt, gehört durch ſeine Geburt den höchſten Ständen an und dieſen beiden Eigenſchaften widerſtand mein — nnnt — mein nicht ganz eitelloſer Sinn nicht wie ich es mit den Gedanken an eine ſchöne Erinnerung vereinigen konnte. Indeß nahm ich anfangs ſeine Beſuche nur an, wie ich jeden Andern empfangen hätte. Später wußte er durch kleine Aufmerkſamkeiten, die nichtig an ſich, doch jedem Frauenherzen angenehm ſind, ſich willkommen, nach und nach unentbehrlich zu machen. Ich ſtand allein in der großen Reſidenz, unter meinen Collegen konnte ich keine Freundin gewinnen, mein Herz war vereinſamt und nur kümmerlich von einer Vergangenheit erfüllt, die aufhören mußte zur ſchönen Nahrung zu werden, da die Entſagung und der Schmerz ihr eine trübe Schranke ſetzte; ſo wurde er der Vertraute meiner kleinen Heimlichkeiten, der Richter über meine künſtleriſchen Leiſtungen. Er dehnte dieſe Vorrechte mir beinahe unbewußt immer weiter aus, bis er mein täglicher Geſellſchafter wurde, und jeden weitern Umgang in den Hintergrund drängte. Um kurz zu ſein, er warb vor kurzem, wenige Tage vor meiner Abreiſe nach Hallan um meine Hand. Ich wurde plötzlich aufmerkſamer, und der

Character des Grafen, den ich bis dahin nur mit den Augen einer Freundin betrachtet, wurde der Gegenstand ernſterer Prüfung. Zu gleicher Zeit fügte es ein günſtiges Schickſal, eben ſo unerwartet, als überraſchend, daß ich von ſeiner Theilnahme an dem verhängnißvollen Ereigniß mit Ihrer Schwägerin in Kenntniß geſetzt wurde. Schon in Breslau ahnte mir etwas davon, aber ich war fern von allen Beweiſen und Ihre ſo plötzliche Abreiſe, der vergebliche Verſuch, Sie zurückzuführen, vereitelten die Gewißheit. Ich bat mir, ſo vielfach zur Vorſicht und Vernunft ermahnt, eine Bedenkzeit aus, die er mir denn auch, obwohl mit Widerſtreben, zugeſtand. Hierbei will ich nicht unerwähnt laſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, eine Beſchämung zu erleiden, daß mich ſeine Name im Momente nicht ohne einen gewiſſen Reiz ließ. Es ſchmeichelte mir der Gedanke, von der Bühne herab Zutritt in den ariſtocratiſchen Kreiſen zu erhalten und, um vollends alles zu ſagen, meine Gedanken eilten auch zu Ihnen hinüber, Geldern, dem ich dadurch mit einer kleinen Genugthuung begegnen wollte. — Die unerwartete Mittheilung machte Ihre Anweſenheit nothwendiger denn je. In dieſer Lage der Dinge konnte mir nichts erwünſchter kommen, als der Brief einer Bekannten, die ſich im Badeorte Hallan aufhielt, der

Madame Dorbach, die mich von Ihrer dortigen Anweſenheit benachrichtigte. Fürchten Sie nicht, daß ich unſer Geheimniß dieſer Dame preisgegeben; es war in ihren Geſellſchaftskreiſen nur zuweilen ein Wort über Sie gefallen, und ich, damals noch immer aufgeregt, ſo oft mit Ihren Namen das traurige Begebniß vor meine Seele trat, ließ, mit echt weiblicher Empfindſamkeit den Wunſch nach Rache durchblicken. Freilich muß dieſer Wunſch in Madame Dorbach eine ganz andere Deutung, als die von mir beabſichtigte, erwartet haben, denn ſie ſchrieb über Sie nicht eben in den gemäßigteſten Ausdrücken. — Ich flog nach Hallan, ließ den Director des dortigen Theaters zu mir bitten und, in dem Bewußtſein, daß Sie nur mein plötzliches Dazwiſchentreten überraſchen und feſſeln könne, handelte ich, wie es geſchehen. Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen meine Gefühle dabei ſchildere, aus den eigenen mögen Sie entnehmen, was ich empfunden haben mußte." —

Es lag ſo viel Aufrichtigkeit in dem Tone Lucinde's, daß Geldern verſucht wurde, ihr zu glauben. Mit mehr Wärme begegnete er ihren Blicken; als er erwiderte: „Die Karlsſchüler! Man ſollte wahrhaftig an ein Verhängniß glauben, dem wir uns willenlos unterwerfen müſſen. Es war die letzte Vorſtellung in

Breslau, wobei ich mitwirkte, ſie wurde zu einer verhängnißvollen Epoche in meinem Leben; ſollte wieder eine ſolche beginnen durch mein unfreiwilliges Auftreten in Hallan? Ich kann Ihnen ſagen, daß ich mit Scheu den Tag erwartete, an dem die Karlsſchüler dort gegeben wurden. Einige Anzeichen wollten mich an ein neues Ereigniß mahnen und — Sie kamen!"

„Ich mußte kommen, Geldern. Rechnen Sie drei Jahre der Selbſtanklage, der Seelenfolter für nichts? Mein Freund, ich mußte zur Ruhe kommen, mit Ihnen im Klaren ſein, denn immer wieder ſtanden Sie mir vor Augen mit der Miene des Vorwurfs, wenn ich eben glaubte, vergeſſen zu können. Doch hören Sie! — Vor meiner Abreiſe nach Hallan, an demſelben Tage, an welchem mir der Graf von Wartenſee ſeine Hand anbot, trat ich, um einige Einkäufe zu machen, in die Modewaarenhandlung von Gerſon. Beim Hinausgehen, unweit der Werder'ſchen Kirche, in einer Straße, die nicht beſonders belebt iſt, erregt eine Geſtalt meine Aufmerkſamkeit, die an einem Pfeiler lehnte. Es war ein ältlicher Mann, deſſen Geſicht mir bekannt vorkam. Seine Kleidung war dürftig, hie und da zerriſſen, die Züge drückten Noth und Elend aus. Er ſchien nicht recht zu trauen, und doch mußte ich ihm bekannt ſein. Auch mir drang ſich im-

mer mehr die Ueberzeugung auf, daß ich dem Mann bereits und in andern Verhältniſſen begegnet ſein müſſe. Endlich redete er mich an, mit einer Stimme, die zitterte; ich wußte nicht, ob vor Freude, oder vor Hunger, denn der Arme hatte, wie er mir ſpäter mittheilte, ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen. — Sind Sie es wirklich, Fräulein Lucinde? rief er — Sie werden ſich wohl meiner kaum mehr entſinnen. Ich bin Friedrich, der bei Herrn Geldern in Dienſten ſtand. Nun wurde mir ſein bekanntes Weſen klar. Noth und Kummer hatten ihn verändert. Er erzählte mir denn im Fluge, daß er durch Ihre plötzliche Abreiſe außer Brod und vor einigen Tagen nach Berlin gekommen ſei. — Ich beſchied ihn, nachdem ich ihm ſo viel gab, daß er ſich eine anſtändige Kleidung anſchaffen konnte, zu mir. Er erzählte mir noch Mehreres von ſeinem traurigen Schickſal, daß er lange krank gelegen und ſeit drei Monaten vergeblich einen neuen Dienſt geſucht habe, nachdem er vorher bei dem Grafen von Wartenſee einige Zeit gedient, von ihm auf eine Reiſe mitgenommen und in Braunſchweig wegen eines kleinen Verſehens plötzlich entlaſſen worden ſei. — Sie können ſich denken, daß mich das Schickſal Friedrichs aus mancherlei Gründen intereſſirte. Ich ließ ihn ein Zimmer in der Hamburger Straße miethen, gebot ihm aber, ſich bei

dem Grafen nicht zu melden, überhaupt es zu vermeiden, daß ſeine Anweſenheit in Berlin bekannt würde. Dieſe Anordnung geſchah in Folge einer Enthüllung, die er mir machte, und die ganz geeignet iſt, das Dunkel, das noch immer auf dem Tode Ihrer Schwägerin laſtet, vollſtändig zu erhellen. Er entdeckte mir, daß er im Beſitze von Schriften ſei, die von Anna's Hand ſtammen, und die er nie hatte der Poſt anvertrauen mögen. Er hatte das Packet bei dem Grafen bemerkt und da ihm die Aufſchrift, die Ihren Namen enthielt, auffiel, ſo nahm er es zu ſich, wozu ihn ſeine Anhänglichkeit für Ihre Perſon und die beſondern Umſtände, die den Tod Anna's begleiteten, hauptſächlich veranlaßten. Er ſah darin keinen Diebſtahl, da es ihm klar wurde, daß ſie in unrechtmäßigen Händen bis jetzt waren und der Graf auf beſonderm Wege dazu gekommen ſein müſſe. Das kleine Packet iſt mit der Aufſchrift von Anna's Hand: „Für meinen Schwager Hugo Geldern," verſehen, verſiegelt, aber mit dem Wappen des Grafen und nur einige Siegelüberreſte deuten darauf hin, daß es früher mit einem andern Petſchaft verſchloſſen war. — Ich hatte nun ein doppeltes Intereſſe, Sie aufzuſuchen; es geſchah, und nun hängt es von Ihnen ab, ob Sie mich in die Wohnung Friedrich's begleiten wollen. Ich mochte nicht,

daß er viel in meinem Hause gesehen würde, da er leicht dem Grafen einmal begegnen könnte, und ich überdies meiner Gesellschafterin nicht alles vertraue. Der schadenfrohe Zufall vereitelt so oft die sichersten Erwartungen und Pläne. Seit meiner Ankunft von Hallan hab' ich Friedrich nicht wiedergesehen."

„Und sprach der Graf niemals von dem Verluste, der ihn betroffen?" fragte Geldern nachdenkend.

„Mit keiner Silbe, wie er denn überhaupt vermied, des Ereignisses Erwähnung zu thun. Auffallend bleibt es nur, daß er die Schriften nicht verbrannte. Ich kann mir diesen Umstand nur erklären, durch die natürliche Scheu, die man vor dem Vermächtniß Sterbender besitzt und die uns ein solches ehren läßt. Vielleicht erfahren Sie aber durch die Enthüllung der Schriften selbst einen noch gewichtigeren Grund. Nun aber — wollen Sie mich zu Friedrich begleiten?" —

„Gewiß!" rief Geldern aus, indem er aufsprang und Lucinden behülflich wurde, ihre Mantille umzulegen.

Sie klingelte und befahl dem eintretenden Mädchen, eine Droschke zu besorgen. Ihrer Gesellschafterin gab sie den Auftrag, Madame Dorbach zu ersu-

chen, ſich hier zu verweilen, falls ſie vor ihrer Rückkunft eintreffen ſollte. —

In einer kurzen Viertelſtunde hielten Lucinde und Geldern vor einem kleinen unanſehnlichen Hauſe in der Hamburger Straße. —

Lucinde eilte, von Geldern gefolgt, raſch eine Treppe hinauf und klopfte an die Thür eines Hinterſtübchens; Niemand antwortete. Sie wiederholte noch einmal das Klopfen, und, als ſie auch da keine Stimme hörte, wollte ſie ſchnell die Thüre öffnen; ſie war verſchloſſen.

„Sonderbar!“ murmelte ſie halb zu Geldern gewendet, der hinter ihr am Treppengeländer verweilte — Friedrich iſt ſonſt nie ausgegangen und weiß aus einem Briefe durch die Stadtpoſt, daß er mich erwarten ſoll.“ —

Indem ſie noch zweifelnd und unentſchloſſen verweilte, öffnete ſich eine Thüre gegenüber und eine alte Frau, die dem Handwerkerſtande anzugehören ſchien, trat aus derſelben. Sie mußte Lucinde bei einem ihrer Beſuche bemerkt haben, denn ſie kam ihr mit der Frage entgegen: „Ach, das Fräulein ſuchen wohl den Mann, der hier vor kurzem eingezogen?“ —

„Allerdings,“ beſtätigte Lucinde — „er iſt ausgegangen?“

„Nein," erwiderte die Frau — „er iſt abgeholt worden. Geſtern war hier ein vornehmer Herr — es verrieth das ſein Aeußeres — mit einem Polizeibeamten, der das Zimmer da drüben genau unterſuchte und mit dem dann Friedrich, ſo hieß ja wohl der Mann, in eine Droſchke ſteigen mußte. Wohin ſie ihn gebracht haben, weiß ich nicht."

Lucinde erbleichte. Wer kann das geweſen ſein? dachte ſie im Stillen, und ließ ſich dann die Geſtalt des vornehmen Mannes beſchreiben. Ein Geldſtück in der Hand, machte die Frau geſprächig und ſie beſchrieb ihn ziemlich genau. Es blitzte durch die Gedanken Lucinden's, und ſie fragte nur noch haſtig, ob man etwas gefunden habe bei der Unterſuchung.

Die Frau meinte Nein, da der vornehme Herr ſehr unzufrieden fortgegangen ſei und auch der Polizeibeamte einmal geäußert habe, er könne nichts finden. Gewiſſes wüßte ſie freilich nicht zu ſagen. —

„Es war der Graf, kein Anderer!" meinte Lucinde, als ſie ſich bei der Frau verabſchiedet und mit Geldern wieder auf der Straße war — Aber, um's Himmelswillen! wie hat er nur die Anweſenheit Friedrichs erfahren? Ich habe mit Niemand von ihm geſprochen — doch, einmal, aber nur flüchtig... ſollte

ſie?“... Sie ſprach den Gedanken nicht aus, aber er drängte ſich ihr immer gewiſſer auf.

Vor ihrem Hauſe angekommen, lud ſie Geldern ein, ihr zu folgen, der bat jedoch, ſie möge ihn entſchuldigen, da er jetzt aus doppeltem Intereſſe nicht verſäumen könne, den Grafen Wartenſee ſogleich aufzuſuchen. Sie entließ ihn nur ungern und nahm ihm die Verſicherung ab, daß er dann ohne Säumen zu ihr zurückkehren wolle. —

Geldern, für jetzt keinen andern Gedanken Raum gebend, als dem Verlangen nach Genugthuung, fühlte ſich im Drange der Umſtände neu belebt, und hatte er vor drei Jahren einen Schlag vom Schickſal erlitten, der ſeine Thatkraft gänzlich lähmte, ſeine Kräfte kehrten jetzt verdoppelt zurück. Mit Entſchiedenheit verdrängte er jede Einflüſterung der Schwäche, die aus der Erinnerung an Thereſe und die glückliche Zeit ſeiner erſten Liebe hervorquellend, ihn bewältigen wollte. Was auf ihn ſo günſtig einwirkte, geſtand er ſich anfangs ſelbſt nicht ein, nach und nach gewann er es über ſich, ſich zu ſagen, daß er Lucinde gegenüber ſich niedrig gefühlt habe, daß ihre geachtete und glänzende Stellung, die aus allem hervorging, ſeine Nichtigkeit ihn habe doppelt empfinden laſſen, daß ſie ihn beſchämt habe. Es war nicht Neid, der ſeine Gedanken hierbei

leitete, es war der zurückgekehrte Stolz, der es nicht dulden mochte, daß ein Weib, das er einst geliebt, das er vielleicht noch liebe, über ihm stehe, da doch die Natur ihn berechtigt hatte, mindestens mit ihr in gleichen Verhältnissen zu stehen. Es reifte in ihm die Ueberzeugung, daß er der Selbsterhaltung zum mindesten ein Opfer bringen müsse, daß er Lucinde gegenüber nicht mehr erröthen dürfe. Hat sie so viel erreicht, sprach er zu sich selbst — sollte es mir, einem Manne, nicht gelingen, dasselbe zu erreichen? Und, hat sie das Glück auch vielleicht augenfällig begünstigt, so will ich es zum wenigsten versuchen, es herauszufordern.

Der Gedanke an die bald einkehrende Sorge, an die Abnahme seiner Existenzmittel, hatte bei diesem Entschlusse keinen geringen Antheil.

Inzwischen, so innerlich beschäftigt, hatte er das Haus des Grafen erreicht. Ein Diener kam ihm entgegen und bat um seinen Namen. Er wollte ihn anfangs nicht nennen, da er befürchtete, dann nicht vorgelassen zu werden, er war daher nicht wenig überrascht, als er es dennoch gethan und er sogleich vom Grafen empfangen wurde.

Er fand ihn vor einem Tische, auf welchem Papiere ausgebreitet lagen. Bei dem Geräusch, das sein Eintreten verursachte, kam er ihm sogleich entgegen und

bot ihm mit der freundlichſten Miene die Hand. Geldern war erſtaunt und zögerte ſie anzunehmen.

„Nehmen Sie immer meine Hand," ſprach lächelnd der Graf, „ich bin Ihr Freund und will es Ihnen beweiſen, daß ich es bin."

„Ich habe nie darauf gerechnet, eine ſolche Ehre zu erlangen" — meinte Geldern ausweichend.

„Sie glauben doch nicht" — fuhr Wartenſee unerſchüttert fort — „daß eine gewöhnliche Herausforderung, ein Duell im Stande iſt, eine Freundſchaft zu trennen? Setzen Sie ſich!" — Er bot Geldern einen Stuhl an und ſetzte ſich ihm ſelbſt zur Seite, doch ſo, daß er einen Spiegel vor ſich hatte, in welchem er jede Miene Geldern's beobachten konnte, ohne von nun an ihn ſelbſt anzuſehen. Verwundert und jetzt begierig, wo der Graf hinauswollte, nahm Geldern den Stuhl, während der Graf verbindlich weiter ſprach: „Es ſind Mißhelligkeiten zwiſchen uns eingetreten, die, wie Sie meinen, nur durch blutige Entſcheidung ausgeglichen werden können. Bevor ich jedoch zu dieſem Schritt veranlaßt werde, der doch nicht immer die rechte Genugthuung gibt und bei dem der blinde Zufall oft den ſonderbarſten Richter ſpielt, möcht' ich Sie bitten, mir noch einmal Ihre Gründe auseinanderzuſetzen, die Sie zu Ihrer — verzeihen Sie mir — etwas burſchikoſen

Handlungsweiſe beſtimmt. Manche Menſchen, und unter dieſe gehöre auch ich, ſind ſo unglücklich, kein beſonderes gutes Gedächtniß zu beſitzen. Die Veranlaſſung ſtammt aus Breslau, nicht wahr?“

„Allerdings, Herr Graf, und ich kann meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß wirklich alles ſo ſehr aus Ihrer Erinnerung gewichen ſein ſollte. — Ich ließ meine Schwägerin Anna, die durch einen Schiffbruch ihren Gatten verloren, zu mir nach Breslau kommen, wo ich am Theater angeſtellt war. Anna, jung und ſchön, hatte ihre Erziehung in einem Landſtädtchen erhalten, war ohne alle Erfahrung gegen die Verlockungen der Reſidenz und dabei ein Weſen, das ohne ernſte Prüfung dem Ausſpruch ihrer Stimmung unterlag. Sie war launenhaft und zudem von einer ſtarken Reizbarkeit der Nerven, die mir oft Beſorgniß einflößte. Sie wurde die Freundin Lucinde's, mit der ich damals auf dem Puncte der Verlobung ſtand. Eines Tages — Sie werden ſich dieſes Vorfalls gewiß noch entſinnen, Herr Graf, traf ich Sie in meinem Hauſe. Die Verlegenheit meiner Schwägerin, die ſich in allen Mienen und durch ein tiefes Erröthen verrieth, fiel mir auf, außerdem hatte ich das erſte Mal das Glück, Sie in meiner Wohnung zu ſehen. Ihre eigene Ueberraſchung wußten Sie als Mann von Welt

zu maskiren, sie entging mir aber dennoch nicht und reizte meinen aufsteigenden Verdacht, den ich nur mit Mühe unterdrückte. Sie waren so freundlich, zu bemerken, daß Sie gekommen seien, mir für den Genuß zu danken, den ich Ihnen durch die Inscenirung eines Stückes gemacht hatte; ich hörte Sie höflich an, mußte aber Ihr Anerbieten, mir öfter die Ehre Ihres Besuches zu gönnen, um über verschiedene Gegenstände der Kunst Rath zu holen, entschieden zurückweisen. Ich unterließ nicht, nachdem Sie sich entfernt, Anna zu warnen, da ich eben keine besondere günstige Meinung von Ihrem Character hatte."

„Mein Herr!" unterbrach ihn hier Herr von Wartensee, mit affectirter Entrüstung.

Ohne sich stören zu lassen, fuhr Geldern fort: „Ich war weit entfernt, daran zu glauben, daß sich zwischen Ihnen und meiner Schwägerin ernstere Verhältnisse gebildet hatten und vernachlässigte es, durch eigne Gefühle in Anspruch genommen, über sie zu wachen. Als ich Sie das eine und das andere Mal bei Fräulein Lucinde traf, merkte ich aus Ihrem Betragen, daß es Ihnen lieb sei, wenn wir unsere Bekanntschaft verleugneten, und ich hatte nichts Erwünschteres zu thun, als Ihren Absichten entgegen zu kommen. Ich sprach auch in Ihrer Abwesenheit nie von

Ihnen, und, sonderbar genug, auch Lucinde erwähnte Ihrer nie mit einer Silbe. Ich betrachtete das von ihrer Seite als eine große Gleichgültigkeit, und ich sah mich auch nicht weiter veranlaßt, solche Gegenstände und aus Rücksicht für Anna, zu berühren. Das war ein grober Fehler von mir, der sich später gerächt hat. Meine Schwägerin beobachtete ebenfalls ein tiefes Stillschweigen und, wie ich leider später erfahren mußte, hatte sie die meiste Veranlassung dazu. Eine gewisse Leichtfertigkeit ihres Characters verleitete sie außerdem, einem Gerüchte, das, wir wußten alle nicht wie entstanden war, dadurch noch mehr Nahrung zu geben, daß sie entweder dazu schwieg, oder, wenn das Gespräch von anderer Seite, niemals von mir, darauf geleitet wurde, alles mit einem Lächeln hinnahm, was nicht ja, nicht nein ausdrückte, und folglich dem Mißtrauen und der Vermuthung offene Thüre ließ. Ueber den Character meiner damaligen Verlobten, Lucinde, hab' ich hundert Gründe, Ihnen gegenüber zu schweigen, nur soviel sei hier erwähnt, als zur Aufklärung der berührten Verhältnisse unerläßlich ist. Vielleicht könnten Sie mir — er heftete einen vielsagenden Blick auf den Grafen — auch diese Mühe erlassen, doch ich will annehmen, Sie hätten eine Ursache, die Sie davon abhält, und darum erwähnen, daß Lucinde, bei

ihren reichen Vorzügen die Schwäche vieler Frauen theilt, und nur gar zu leicht Einflüſterungen Gehör gibt. Zu dem daraus oft entſpringenden Mißmuth geſellte ſich die Annahme, die den Menſchen mehr Schlimmes als Gutes zutraut und der Trotz der Verſchloſſenheit, der es verſchmäht, ohne Aufklärung zu fordern. Es mag dies in Folge einer gedrückten Erziehung geſchehen. Es entging mir nicht, daß ſie in der letzten Zeit meiner Anweſenheit in Breslau, nicht mehr ganz ſo zutraulich war wie ſonſt. Eine finſtere Wolke lagerte öfter auf ihrer Stirn. Vergebens forderte ich ſie zum Reden auf, vergebens ſuchte ich den Grund ihrer Mißſtimmung und ihres ſchwindenden Vertrauens zu entdecken; das Aergerniß wuchs von Tag zu Tag und kleine Zerwürfniſſe zwiſchen uns traten häufig ein. Meine Schwägerin blieb bei dieſer Sachlage völlig gleichgültig, obgleich auch ſie in dem Benehmen Lucinde's eine eingetretene Kälte zu bemerken glaubte. Das Räthſel ihrer Verſchloſſenheit wurde mir immer peinlicher und ſteigerte den Wunſch, es aufgeklärt zu wiſſen. Noch war das Gerücht, von dem ich vorhin erwähnte, nicht bis zu mir gedrungen, jetzt ſollte es eben ſo plötzlich als unerwartet geſchehen. Es wurden Laube's „Karlsſchüler" gegeben. Es war die letzte Vorſtellung, in der ich mitwirkte. Lucinde ſpielte die

Franziska und ſchien zerſtreut und aufgeregt. Ich bat ſie leiſe, ſich ihrer Stimmung nicht ſo hinzugeben und mir ihr Vertrauen zu ſchenken. Mit einem vernichtenden Blicke antwortete ſie mir: „Was kann ihnen daran noch liegen? Gilen ſie doch lieber nach Hauſe und heilen ſie ihre thörichte Beſorgniß um mich in den Armen ihrer ſchönen Schwägerin.“ Sie mußte auf die Scene. Beſorgt ſah ich ihr nach und wußte im Augenblick nicht, wie ich mir ihre Worte deuten ſollte. Nach und nach wurde ein Gedanke immer lebhafter in mir rege, bis er denn zuletzt zur Gewißheit ſich herausſtellte. Schon öfter waren mir einige Sticheleien von Schauſpielern aufgefallen, aber ich hatte ſie nicht weiter beachtet, jetzt fielen ſie mir wieder ein und trugen dazu bei, mir Lucinde's heftige Aeußerung zu erklären. Man hatte mich mit meiner Schwägerin in Verdacht! Ich wußte wahrhaftig nicht, ſollte ich lachen, oder mich ärgern. Der Character Lucinde's ſtimmte mich bald ſehr ernſt und, als ſie an dieſem Abend vollends mit mir zuſammenzutreffen, auch meine Begleitung beim Nachhauſegehen vermied, ſah ich wohl ein, daß ich die Sache nicht von meinem Standpunct, der ſich darüber hinausgeſetzt hatte, betrachten dürfe, ſondern bis zur Entdeckung und Beſtrafung des Urhebers jenes Gerüchtes treiben müſſe. Ich kannte Lu-

einde, die bei aller Weichheit des Gemüths doch wieder ſchwer von einer vorgefaßten Meinung abzubringen war und namentlich in dieſem Falle blindlings den Eingebungen der Eiferſucht folgte. Aeußerſt mißgeſtimmt kam ich nach der Vorſtellung nach Hauſe. Ich hätte wer weiß was darum gegeben, wenn ſich der Vorfall, deſſen Tragweite ich damals noch nicht einmal ahnte, nicht ereignet hätte. Ich trat raſch in mein Zimmer und von da aus in das meiner Schwägerin. Ein eigenthümliches, überraſchendes, verwerfliches Schauſpiel begegnet meinen Blicken. Anna, in einem Zuſtande der höchſten Aufregung, ringt mit einem Manne, der mir den Rücken zugewendet. Die Entrüſtung und Leidenſchaft in Beiden hatten ſie verhindert, mein Eintreten zu bemerken. Raſch trete ich dazwiſchen, mit einem Schrei reißt ſich meine Schwägerin aus den Händen des Mannes, er wendete ſich um — ich erkenne in ihm den Grafen Heinrich von Wartenſee. — Dies, mein Herr, der Verlauf einer Begebenheit, ſo weit es Sie betrifft. Das darauf erfolgte Geſtändniß Anna's, die Begebenheiten der nächſten zwei Tage gehören nicht hierher, da wie ich hoffe, Sie kein Theilnehmer daran waren. Ich ſandte Ihnen eine Herausforderung; man fand Sie nicht zu Hauſe, verreiſt. Ich glaube nun ſomit Ihrem Gedächt-

niß zu Hülfe gekommen zu ſein und erlaube mir dringender noch als damals, Sie an die ſchuldig gebliebene Genugthuung zu erinnern."

Geldern ſchwieg und erwartete die Antwort des Grafen.

Nach einer kurzen Pauſe, die er damit ausfüllte, daß er mehremal mit dem Kopfe nickte, als wollte er ſich ſelbſt alles beſtätigen, erwiderte der Graf: „Die Veranlaſſung, die Sie mir mitgetheilt, könnte allerdings eine Herausforderung rechtfertigen, wenn ſie nur überhaupt eine richtige wäre. Ich ſehe dabei nichts Uebles, daß ich Ihrer Schwägerin Aufmerkſamkeiten erzeigte; thaten Sie doch daſſelbe mit Fräulein Lucinde, meiner Braut."

Er ſah Geldern bei dieſen Worten halb von der Seite an, der ihm zornig erwiderte: „Ich glaube, Sie ſpotten meiner?"

„Welcher Einfall! Ich werde doch Ihren Degen nicht noch mehr ſchärfen, oder die Kugel ihrer Piſtole ſicherer zum Ziele leiten; je mehr ich Sie erzürne, je lebhafter wird in Ihnen die Begierde, mich zu tödten. — Indeß, ich habe zwei Ausſtellungen zu machen."

„Ich höre, Herr Graf." —

„Ich bin Edelmann, Graf, Offizier, gehöre den erſten Familien des Landes an; ich weiß nicht, ob es

ſich vertragen mag, daß ich unter ſolchen Umſtänden mich mit Jemand ſchlagen ſoll, der in der Geſellſchaft gar keine Stellung einnimmt."

„Wahrhaftig, ich ſollte meinen," rief Geldern erglühend — „die Bewegungen der letzten Zeit müßten Ihnen hinlänglich bewieſen haben, welcher Adel allein noch Berechtigungen hat. Ihr Einwand iſt nichtig und nur ein Auskunftsmittel der Furcht."

„Nun gut, ich will vorausſetzen, daß ich mich mit Ihnen ſchlagen darf, ohne mir beſonders viel zu vergeben, aber ich habe noch einen zweiten Einwand zu machen, den Sie vielleicht gelten laſſen werden. — Wenn ich nun im Auftrage Lucinde's gehandelt hätte, wenn ſie es war, die mich beſtimmte, mich Ihrer Schwägerin zu nähern."

Geldern erbleichte. „Ich muß um deutlichere Erklärung bitten."

„Ich würde Ihnen wohl gern alles geſtehen," meinte der Graf mit froſtiger Kälte — „wenn ich nicht fürchten müßte, von Ihnen an Lucinde verrathen zu werden: Sie würden ihr alles geſtehen."

„Nein," verſicherte Geldern gepreßt.

„Lucinde war eiferſüchtig. Sie wiſſen, ſie neigt ſich zu dieſer Leidenſchaft in ſo großem Grade, daß ſie darüber alle Schranken der Weiblichkeit vergißt und

mit faſt dämoniſcher Luſt zur Verbrecherin werden kann. In Augenblicken der wilden Eiferſucht verſchont ſie nichts; ſie iſt zum Aeußerſten fähig."

Geldern zuckte zuſammen und ſah den Grafen mit einem Blicke an, aus dem Schreck und Mißtrauen ſprach, während jener ruhig fortfuhr: „Man hatte Sie, mein Herr, mit Ihrer Schwägerin in Verdacht, man raunte ſich darüber mancherlei und nicht immer das Beſte in die Ohren; das Gerücht drang bis zu Lucinde, die ſich ganz den Ausbrüchen ihrer Leidenſchaft überließ und willig glaubte, wo ſie erſt hätte prüfen müſſen. Indeß, welches Weib gibt der Vernunft Gehör, wenn es ſo ganz der Eiferſucht zu unterliegen vermag und wo ſich außerdem Mißtrauen und die Neigung, das Schlimmere gern zu glauben, zuſammenfindet, wie gerade bei Lucinde. Sie liebte Sie dabei und, wie ich glaube, mit aller Gluth ihres Weſens. Deshalb ſuchte ſie in mir einen Ableiter für ihre Pein und wußte mich zu überreden, mich Ihrer Schwägerin zu nähern. Ich war ihr Freund und thöricht genug, auf den Plan einzugehen."

„Und das Geſtändniß Anna's?" warf Geldern bitter ein.

„Iſt eben nichts, als der Einwand einer Frau, die vielleicht im Stillen ihren Schwager liebte und

ſich fürchtete, dieſe Liebe dem Bruder ihres Gatten einzugeſtehen."

„Lüge, nichtswürdige Lüge und Verleumdung!" donnerte Geldern, nicht mehr fähig, ſeinen Zorn zu bemeiſtern.

Der Graf erbleichte, dann ſprach er ruhig: „Jetzt muß ich wohl Ihre Herausforderung annehmen. Zuvor will ich aber ſuchen, Ihnen meine Behauptung zu beweiſen."

Er nahm von dem Tiſche einige Blätter, die er Geldern überreichte. Dieſer erkannte mit einem flüchtigen Blicke die Schriftzüge ſeiner Schwägerin, las aber das Papier nicht, ſondern ſteckte es raſch in ſeine Taſche.

„Was ſoll das?" rief der Graf.

„Wahrſcheinlich gehören dieſe Blätter zu dem Vermächtniß Anna's, es iſt billig, daß ſie in die rechtmäßigen Hände kommen."

Der Graf machte eine Bewegung gegen Geldern, als wollte er ihm die Papiere entreißen, dieſer ſchleuderte ihn aber zurück und näherte ſich der Thüre... Der Graf folgte... die drohende Miene Geldern's, ſein ausgeſtreckter Arm, ſchreckten ihn zurück.

„Ich erwarte von Ihnen bis morgen die Beſtim-

mung über Zeit, Ort und Stunde," rief er laut und war aus der Thüre verſchwunden.

Der Graf ſtand einen Augenblick nachdenkend, dann griff er nach der Klingel; der Diener trat ein. „Zu Madame Dorbach," herrſchte er ihm zu — ſie ſoll mich heut' Abend erwarten." —

# Drittes Buch.

In der furchtbarſten Aufregung kam Geldern nach Hauſe. Alle Zweifel waren wieder erwacht, ſein ganzes Innere aufgewühlt. Krampfhaft faßte er nach ſeiner Bruſttaſche, wo er die Papiere verborgen und ſchleuderte ſie vor ſich auf den Tiſch. In einen Stuhl geworfen, das Haupt in die Hand geſtützt, blickte er lange, lange ſinnend vor ſich hin, ohne indeß einen klaren Gedanken faſſen zu können. Die ſeltſamſten, verworrenſten Bilder umgaukelten ihn. Da ſtand Lucinde, da wieder Thereſe, die vergeſſene, arme Thereſe. Fieberheiß rollte es durch ſeine Adern, und eine geraume Zeit bedurfte er, bis ſeine Aufregung ſich milderte und ſeine Sinne ſich ſonderten... War der Graf nicht ein Menſch, dem zu mißtrauen er alle Urſache

hatte? Er dachte es; aber hielt er nicht einen Beleg für seine Behauptung, die jede Hoffnung wieder vernichtete, die er seit kurzem gefaßt, in der Hand? Er hätte so gern an die kleinere Mitschuld Lucinde's geglaubt, sie so gern entschuldigt, schmeichelte sich doch ihre Nähe immer wärmer an sein Herz, und nun sollte er neuerdings verdammen, jede frische Hoffnung aufgeben?"

Er griff widerstrebend nach den Blättern, die er auf den Tisch geworfen. Er prüfte die Schriftzüge. Sie waren echt, kein Zweifel, jeder Buchstabe war ihm bekannt. Aber was enthielten sie denn? Er las wieder und wieder, da stand jedoch nichts, was die Aussage des Grafen hätte rechtfertigen können. Es waren eben Ergüsse eines weiblichen Herzens, das sich bedrückt fühlt und keinen Vertrauten findet, als das geduldige Papier; abgerissene Tagebuchblätter und Aussprüche, die nur dem Befangenen verdächtig sein konnten, Jemand, der mit den Augen eines prozeßsüchtigen Advocaten die Zeilen umzustellen versteht.

Beruhigter griff Geldern nach dem letzten Blatte, da freilich las er etwas, wovor er erschrack, was seine Züge verfinsterte: „Graf Wartensee besuchte mich wieder. Er kam von Lucinde und sprach von meinem Schwager, ach! den ich so sehr liebe, mit großer Theil-

nahme. Er fragte mich, ob ich bereits von dem Gerücht gehört habe, das ſich in der Stadt verbreitet. Ich wußte nicht, was er meine und ſah ihn fragend an. Nun, ſagte er, man hat Sie mit Ihrem Schwager in Verdacht. — Ein bitteres Gefühl bemächtigte ſich meiner bei dieſen Worten — mein Schwager hat mich nie mit größerer Zärtlichkeit behandelt, als ich es wohl zuweilen im Innern meines Herzens wünſchte. Ich beneidete die glückliche Lucinde, der ich ſo oft mit ſtiller Seelenfolter zugeſtanden, daß mich Geldern liebt. Der edle Graf hatte immer ein Wort des Troſtes für mich, aber kann er Hoffnungsloſigkeit in das Gegentheil verkehren?" —

Hier brach das Blatt ab. Geldern faltete es zwiſchen ſeinen Fingern und legte es dann bei Seite. „Es iſt alſo wahr, ich habe ihr unrecht gethan und dem Grafen auch," ſprach er leiſe vor ſich hin. „Kein Zweifel! Ich habe aus Anna's Munde ſelbſt erfahren, daß ſie Lucinde gegenüber das beſchämende Gerücht nicht zurückwies, ſondern öfter beſtätigte; aber ſie beſchuldigte ſich dafür und geſtand mir, daß ſie es aus Leichtfertigkeit gethan und dadurch den Verdacht von ſich abwälzen wollte, in den ſie mit dem Grafen gerieth. Sie fürchtete mich. Sie bekannte ihr Verhältniß zu dem Grafen.. ſie klagte ihn an... Es war

auf dem Todbette, als ſie das ausſprach. In ihren Zügen lag Reue und Zerknirſchung, ſo lügen ſie nicht, die dem Himmel oder der Verdammniß entgegen gehen. Zudem, Anna hatte eine Abneigung gegen mich, da ich ſie zu bewachen ſchien.. Sie log wahrhaftig nicht! Aber was iſt das Wahre?.. Ich will mir noch einmal die letzten Augenblicke ihres Todes vergegenwärtigen."

Er ſtand auf und holte aus einer ſorgfältig verſchloſſenen Schublade ſeines Secretairs ein Manuſcript. Er pflegte wichtige Ereigniſſe, denkenswerthe Begebenheiten ſtets aufzuſchreiben; er hatte es auch mit ſeinen Erlebniſſen in Breslau gethan. Er ſteckte ſeine Lampe an — draußen dunkelte es bereits — ließ die Gardinen vor dem Fenſter herabſinken und verſchloß die Thüre. Dann ſetzte er ſich wieder an den vorigen Platz und las:

„Anna, meine Schwägerin, hat ſehr reizbare Nerven; ich habe das bei mehreren Veranlaſſungen geſehen, und der Arzt, den ich darüber zu Rathe zog, erhöhte mein Beſorgniß durch die Bemerkung, daß bei der überaus großen Leidenſchaftlichkeit ihres Weſens, einmal eine Ueberſpannung eintreten könne, die von den gefährlichſten Folgen begleitet ſein würde. Damals, ohne Ahnung an die Möglichkeit eines ſolchen Falles,

beſchloß ich, ſie den kommenden Sommer in ein Bad reiſen zu laſſen. Meine Vorſicht wurde unnöthig. —

Die Karlsſchüler waren gegeben. Sehr mißgeſtimmt über das Betragen Lucinde's, und aufgebracht über den Vorfall mit dem Grafen von Wartenſee und meiner Schwägerin, mußte ich ſie dennoch ſchonen, da ſie einen Grad der Aufregung zeigte, der mich erſchreckte. Zerknirſcht und voll Reue lag ſie mir zu Füßen, faltete krampfhaft die Hände und ſtromweis ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Ich hatte Mühe, ſie zu beruhigen. Sie geſtand mir hierauf, daß ſie faſt alle Abende den Grafen bei ſich geſehen, wenn ich im Theater beſchäftigt, oder ſonſt verhindert war, zu Hauſe zu bleiben. Sie klagte ſich auch an, das Gerücht gekannt zu haben, das uns beide verdächtigte, und ſelbſt zu deſſen Verbreitung beigetragen zu haben. „Ich ſtand ganz unter dem Einfluſſe des Grafen, erzählte ſie in wilder Aufregung — der alles das von mir verlangte, und mir namentlich gebot, bei Lucinde nie dagegen Einwände zu machen. Ich that es nur zu gern, da mir die Ausbrüche der Eiferſucht Lucinde's ungemein viel Vergnügen gewährten. In den letzten Tagen trieb ich die Qual indeſſen ſo weit, daß ich vor ihrem zornigen Ausbruch in Furcht gerieth und vorſichtiger zu ſein beſchloß." — Den Tag darauf, nach einer ſchlaf-

loſen unruhigen Nacht, wollte ich Lucinde beſuchen, ſie ließ ſich verleugnen. Ich wiederholte den Verſuch mehrere Mal, und immer vergebens. Ich gerieth in die übelſte Stimmung der Welt. Endlich veranlaßte ich meine Schwägerin, zu Lucinde zu gehen, indem ich ſie dringend bitten ließ, mir nur eine Stunde Gehör zu ſchenken. Was ſoll dieſes Grollen, ließ ich ihr dabei ſagen — es iſt kindiſch, ſobald Sie mir die Gelegenheit nehmen, mich zu rechtfertigen. Es iſt nichts widerſinniger, als dieſe kleinlichen Zerwürfniſſe zwiſchen Liebenden, die ſich zu den Gebildeten zählen. — Anna ging. Ich konnte die Zeit ihrer Widerkehr kaum erwarten. Aber es verſtrich eine Stunde, und ſie kam nicht; eine zweite, und noch immer war ſie nicht da. Ich ſchaute zum Fenſter hinaus, ging auf und nieder, ergriff das und jenes Buch, warf alle ungeleſen wieder bei Seite, ich verſuchte zu ſchreiben, nichts wollte helfen; ich war in einem peinlichen Zuſtande. Meine Schwägerin kam immer noch nicht. Nicht mehr fähig meine Unruhe und Erwartung zu bemeiſtern, beſchloß ich, meiner Schwägerin entgegen zu gehen. Ich gelangte vor das Haus Lucinde's und ſchritt unter ihren Fenſtern einige Mal auf und nieder. Es iſt mir, als höre ich ein lautes anhaltendes Gelächter. Ich bleibe ſtehen und lauſche mit geſpanntem Ohr.. es iſt

der Ton meiner Schwägerin. Ich gehe die Treppe hinauf... das Gelächter wird durchdringend und, ich wußte nicht wie es kam, mir wurde dabei ängſtlich zu Muthe... klang es doch unnatürlich, heftig, erſchütternd. Ich ziehe die Glocke, Niemand öffnet. Ich klopfe, keine Antwort. Das Gelächter dauert fort... es klang wie die Ausgelaſſenheit einer Bachantin, wie die wollüſtige Begier, wenn ſie ſich ſättigt. Meine Angſt wächſt bis zum Schauder. Ich rüttle an der Thür, Niemand hört. Ich rufe, vergebens. Endlich kommt das Dienſtmädchen herauf. Ich ſpringe auf ſie zu und frage nach der Geſellſchafterin. Sie iſt nicht zu Hauſe, Lucinde iſt mit meiner Schwägerin allein. Das Mädchen öffnet die Thüre, ich trete durch dieſelbe, gehe raſch durch die Zimmer, und ſtehe an dem Eingange des Salon's, der zur Aufnahme vornehmer Gäſte dient. Welch' ein Schauſpiel begegnet meinen Augen! Lucinde und Anna hielten ſich umſchlungen und ſchienen ſich zu necken. Meine Schwägerin lag zurückgebeugt, von dem einen Arm Lucinde's gehalten, die ſich über ſie hinweg neigte. Sie zuckte zuſammen, fuhr empor und ſank wieder zurück, wand ſich bald abwärts in verſchiedenen Krümmungen, und bald ſchoß ſie jählings hochauf, zitternd und bebend der ganze Körper. Ihr Geſicht glühte wie rother Stahl, abwech-

ſelnd mit der tiefen Bläſſe des weißen Marmors, das Haar hing aufgelöſt über Bruſt und Nacken, das Herz ſtürmte gegen die enge Umſchließung des Kleides und — immer wieder das gelle, laute, durchdringende Lachen. Als könne ſich die wilde Luſt und das wollüſtige Verlangen nicht ſättigen, als brauſten ſie zum Gipfel der Raſerei, ſo jubelten ſie unaufhaltſam, aber in ſchauriger Weiſe durch den Mund meiner Schwägerin. Schaum ſtand davor, das Auge trat aus den Höhlen, ihr Blick kreiſte irr und bewußtlos, aber immer unter Lachen, dem herzlichen wilden Lachen der höchſten Luſt. Lucinde ſpannte Rieſenkräfte an, um den Körper ihrer Freundin nicht ſinken zu laſſen, ihr Geſicht glühte ebenfalls, der Mund zeigte die blendend weißen Zähne, das Auge brannte verzehrend, es haftete unverwandt auf dem Antlitz Anna's.. ſie ſchien aus der Luſt, die ihr entgegen ſchallte, die eigene zu ſaugen, ihr Blick war nicht bös, aber verlangend, ungemein verlangend, Freude und Vergnügen leuchtete auf Lucinde's Geſicht, aber es war der Dämon der Freude, das unnatürliche Verlangen. Sie hielt ein taumelndes Weib im Arm und ihre Sinne erfaßte der Taumel. Jetzt blickte ſie auf und nach der Thür. „Wie kitzlich iſt doch ihre Schwägerin!“ rief ſie heiter, ſorglos hinüber zu mir, der eben eingetreten war und

mit einem Blick die wilde Scene überflog. Der dämoniſche Zug ihres Geſichtes verſchwand, ſie ließ Anna aus ihren Händen, ſelbſt noch immer lächelnd, auf's Sopha gleiten. Anna athmete tief auf, dehnte ſich lange aus, als empfände ſie Müdigkeit, ihre Geſichtszüge drückten einen Moment, nur einen Pulsſchlag Dauer, Erſchöpfung aus, ſie wurde leichenblaß, dann röthete ſich plötzlich wieder ihr Antlitz, die Züge wurden lebendig, es ſchimmerte ein mattes Lächeln auf den Wangen, es wurde deutlicher und plötzlich erſcholl es wieder durchs Haus — das gelle wilde luſtige Lachen. „Anna!" — Lucinde rief den Namen erſchrocken und beugte ſich über den Körper meiner Schwägerin, deren ſonſt ſo ſchönes Auge jetzt mit einem unheimlichen Ausdruck umherirrte. Sie antwortete mit einem unarticulirten Gelächter. „Anna!" wiederholte Lucinde. Beklemmung und Angſt preßten den Ton zuſammen. „Um Gotteswillen! was iſt geſchehen? Was thaten Sie, Lucinde?" — Mit dieſen haſtigen Fragen trat ich über die Schwelle. „Mein Gott, nichts!" entgegnete Lucinde — wir neckten uns, was iſt dabei! Wer kann auch denken, daß ihre Schwägerin ſo reizbare Nerven hat! Sie kam zu mir, wie es ſchien, in der Abſicht, Ihre Vertheidigung zu führen. Wie kann man aber Jemand abſenden, der ſelbſt in der Angelegenheit

betheiligt und beſchuldigt iſt? Früher geſtand ſie es zu, daß das Gerücht, das Ihnen bereits bekannt iſt, die Wahrheit ausſage, heute kommt ſie und will es Lügen ſtrafen. Sie that es auch in einer Weiſe, die nicht im Stande war, meine Zweifel zu beſiegen. Ich lächelte über ihre Naivetät, ſie lächelte mit, wir ſcherzten, jagten uns durch's Zimmer... ich faſſe ihr Kleid, ſie verſucht, ſich mir zu entwinden, ich erinnere mich, wie reizbar ſie iſt, ich fange an, ſie zu kitzeln, ſie lacht und ſchreit, ich laſſe nicht nach, ihr Lachen wird ſtärker, wilder, und wilder und ſtärker meine Luſt, ihre Fröhlichkeit herauszufordern. Ich weiß nicht, was ich gethan!" — Sie wandte ſich wieder zu meiner Schwägerin und ruft: „Anna!" — Ihr Blick iſt verglaſ't, ſie ſtiert ſie an, und lacht. Sie erkennt Lucinde nicht! — Ich trete dicht heran, beuge mich über ſie und ſpreche leiſe ihren Namen. Die Züge verändern ſich einen Augenblick, das Unheimliche ihres Ausdrucks weicht, ſie ſcheint zu ſinnen... über ihr Geſicht breitet ſich's aus, wie ein trüber Schleier, das Lächeln verſchwindet. „Geldern!" ſpricht ſie und ergreift meine Hand. „Was iſt Dir Anna?" frag' ich mit Seelenangſt. „Es war ein wollüſtiger Kitzel!" antwortete ſie und wieder erſchallt durch das Zimmer das gelle, wilde, luſtige Lachen. — „Ein Arzt!" ruf' ich dem Mädchen zu, das

in der Thüre erſcheint und ſchnell davoneilt, während ſich Lucinde vor Anna niederwirft und ſie mit den Armen umklammert. „Berühren Sie ſie nicht, um Gotteswillen nicht!“ ſchrei' ich ihr zu — zu ſpät! Anna zuckt auf, ſpringt vom Sopha empor und im Windesfluge, mit gellem raſendem Lachen durchirrt ſie das Zimmer. Ein Wirbelwind ſcheint ihre Sohlen zu regieren; ſie iſt da, dort, überall! Wir ſind bemüht, ſie zu ergreifen. Vergebens! Ihre Geſicht grinſt, ihre Zähne enthüllt der Mund, Schaum perlt herab, Blut tritt in ihre Augen, ſie ſtarren aus den Höhlen; wild, immer wilder wird das gelle luſtige Lachen — ſie iſt wahnſinnig geworden! — —

Der Arzt kam, wir brachten Anna in einem Wagen in meine Wohnung. Lucinde wollte uns begleiten, meiner Schwägerin nicht mehr von der Seite gehen — ich wies ſie ſtreng und entſchieden zurück. Sie wiederholte den Verſuch, kam in mein Haus; ich ließ es vor ihr verſchließen. Ich wachte an dem Lager Anna's und beſchwor den Arzt, kein Mittel der Rettung unverſucht zu laſſen. Ich verheimlichte ihm die Schuld Lucinde's und ſagte aus, Anna hätte ſchon öfter unwillkührlichen Anfällen unterlegen, die aus der Reizbarkeit ihrer Nerven entſtanden wären; der Arzt ſah

mich ungläubig an, und es bedurfte meiner ganzen Beredtſamkeit, um ihm dieſe Meinung aufzudringen.

Ein Tag verging. Anna wurde ſtiller und ſtiller. Das Lachen, das einen ſo furchtbaren Eindruck machte, ließ nach und nur einzelne Ausbrüche erfolgten noch, die aber die eintretende Erſchöpfung nur vergrößerten. Ich hegte friſche Hoffnung und erfüllte genau alle Vorſchriften des Arztes, der häufig kam und den ich wiederholt befragte. Er ſchüttelte den Kopf, prüfte das Ausſehen Anna's lange Zeit und mit ſcharfem Auge, bis er endlich erklärte, hier ſei jede Hülfe vergeblich.

Ich liebte meine Schwägerin nicht beſonders; ſie war mir zu fremd geblieben und nie konnte ich die Wahl meines Bruders verſtehen; außerdem harmonirte ſie zu wenig mit meinen Anſichten, aber dennoch ſchnitt mir der traurige Vorfall in's Herz und ich beklagte ihr junges Leben, das ſo bald endigte.

Am zweiten Tage kehrte ihre Beſinnung, die ſie gänzlich verloren hatte, zurück und ſie ſah mich an ihrem Bette ſitzen.

„Es iſt der Vorbote des Todes," meinte der Arzt leiſe — „in der letzten Stunde des Lebens kehrt bei den Wahnſinnigen in der Regel die Vernunft zurück."

— Er fragte Anna Mehreres und unter andern, ob ſie ſich nicht auf die letzten beiden Tage beſinnen könne.

Sie heftete einen nachdenkenden Blick auf mich, der ihn ſchmerzlich erwiderte, ſchüttelte leiſe das Haupt und meinte: „Ich war kindiſch, lieber Doctor, und lachte unmäßig über einige Thorheiten, die ſich auf der Straße ereigneten und die ich vom Fenſter aus erblickte. Lucinde warnte mich, aber was hilft eine Warnung, wenn wir ſie nicht verſtehen wollen.“ —

Ich wußte im Augenblicke nicht, ſollt' ich ihr danken oder nicht. Der Ton ihrer Stimme war ſo rührend und ihre Selbſtanklage in einem ſolchen Momente vergrößerte nur die Schuld Lucinde's in meinen Augen. Noch immer ſah ich die furchtbare Scene vor mir, die ſo traurig enden ſollte, noch immer den dämoniſchen Zug in ihrem ſchönen Antlitz. In jedem Menſchen lebt etwas von dieſem Dämon, der zu unnatürlicher That reizt, und der ſteigende Blutdurſt, der einmal erweckt worden iſt, wird mir aus vielen Thatſachen erklärlich. Es liegt eine Luſt in der Grauſamkeit, für manche Naturen ein wollüſtiger Kitzel in den Leiden Anderer, die man ſelbſt herbeiführt. Das ſanfteſte Gemüth, der gebildetſte Geiſt kann durch Verhältniſſe, Stimmung, der ſich Keiner ganz entziehen kann, zu einer Handlung angeregt werden, die, wenn ſie auch

nicht zu einer ähnlichen ernſten Kataſtrophe führt, doch genugſam beweiſt, wie allgemein dieſer wilde Reiz verbreitet iſt. Keine Schönheit der Seele iſt vollkommen, und das Mitleid iſt nur die nächſte Schweſter unſerer Selbſtſucht. Wir ſehen gern den Feind unterliegen, Jemand, der uns beleidigt hat, und der Wunſch der Vergebung iſt in der Regel nur die Folge der Einſicht, wie ohnmächtig unſer Widerſtand ſein würde. — Konnt' ich darum Lucinde vergeben? Durft' ich ſie entſchuldigen? Der Zuſtand, die Schwäche Anna's waren ihr bekannt, ſie hatte Geiſt, Verſtand, auch Gemüth, aber der enthüllte dämoniſche Zug ihres Characters flößte mir Grauen ein. Zudem, ſie hatte mich bereits früher gekränkt, hatte an mir gezweifelt! Mein Wort, meine Betheuerungen erſchienen ihr nichtig, auch da glaubte ſie mir nicht, als Anna ſelbſt ihr meine Unſchuld verſicherte; konnte der Ausbruch ihrer Fröhlichkeit nicht die Maske für die Rache ſein, die ſie an der Urheberin ihrer Eiferſucht und Zweifel nehmen wollte?... Ich konnte, durfte ihr den Tod meiner Schwägerin nicht vergeben. —

Anna lag im Sterben. Es war eine eigenthümliche Laune der Vorſehung, daß ſie ſo ruhig, mit voller Faſſung dem Tode entgegen ging. Zuvor dieſer laute umnachtete Zuſtand! Nur einmal noch, ſchon

umflorte ſich ihr Blick, ſchreckte ſie auf... Ihre Gedankenfolge mochte unterbrochen worden ſein durch eine Erinnerung, die ſie bis jetzt ganz verſchont — ſie erhob ſich von ihrem Lager — Niemand war ſonſt zugegen — umarmte mich krampfhaft und flüſterte mir in's Ohr: „Das iſt die Strafe für die Frucht der Sünde, die ich unter dem Herzen trage!“ Sie verſchied.

Ich verſtand ihre Worte nicht, und wollte ſie vielleicht auch nicht verſtehen. Der Gedanke, der mir zuweilen aufſchoß, war zu entſetzlich, als daß ich ihm Raum gönnen mochte. Später, hauptſächlich da, als ſich der Graf Heinrich von Wartenſee melden ließ, tauchte er wieder in mir auf, und ſo klar und ſo deutlich, daß ich nicht länger zweifeln konnte, aber ich wollte zweifeln, und verſcheuchte den Gedanken, ſo oft er ſich mir wieder aufdrang.

In aller Stille wurde meine Schwägerin beerdigt. An ihrem Grabe ſah ich Lucinde noch einmal in Begleitung des Grafen Wartenſee, dann Beide nicht wieder. Die Stunde darauf verließ ich Breslau. —

Geldern faltete die Blätter zuſammen und blickte ſinnend vor ſich hin. Das ganze grauſe Bild ſtand noch einmal vor ſeinem geiſtigen Auge. Wo liegt hier die meiſte Schuld? dachte er — Lucinde ſucht mich durch drei Jahre auf, um mir zu ſagen, daß ſie nur

einen geringen Antheil daran habe, und hier ſteht es doch geſchrieben, wie ſehr ſie gefehlt. Iſt dieſe That kein Verbrechen? — Er ſtand auf und ſprach laut: „Ich will ihr die Entſchuldigung erleichtern. Es taugt nicht immer, daß wir alles niederſchreiben, zumal ſolche Erinnerungen nicht. Der Tod iſt raſch, und warum Fremden die Einſicht in ſo gefährliche Geheimniſſe, die unſer Herz ſpalten, geſtatten wollen?“ —

Er ergriff die Blätter wieder und verbrannte ſie einzeln und jedes nochmals prüfend an der vor ihm ſtehenden Lampe... Hierauf fielen ihm die Papiere wieder in die Augen, die er von dem Grafen erhalten hatte. Er las ſie noch ein Mal durch und ſein Blick haftete länger an dem letzten, das ihm in die Hände fiel und das die Vertheidigung des Grafen enthielt.

Die Züge Gelderns zogen ſich zuſammen, ſein Auge wurde ſchärfer, er hielt das Blatt dicht vor ſich hin, dann rückte er es wieder zurück... „Es iſt falſch!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen. Er nahm ein anderes Blatt und verglich die Schrift. Die Buchſtaben waren gleich, wenn man ſie nicht näher prüfte; ſobald man ſie aber einzeln gegen einander hielt, konnte ein ſcharfes Auge einen Unterſchied entdecken, hie und da war ein ſchwerer Buchſtabe durch einen Durchſtrich verdeckt... und oben.. erſt jetzt fiel ihm die Krone in

der Ecke des Blattes auf... Es war eine gräfliche, neunperlige, undeutlich zwar, aber doch kenntlich — „Es iſt falſch!“ wiederholte Geldern lauter und die Ueberzeugung ſtand in ihm feſt. —

Sorgfältig verſchloß er das Blatt in ſeinem Secretair, ging noch einige Mal im Zimmer auf und nieder, löſchte das Licht, und eilte auf die Straße. Er bedurfte der Zerſtreuung, um die drückende Laſt ſeines Herzens zu erleichtern. —

# Viertes Buch.

Lucinde erwachte ſehr früh und unter den peinlichſten Vorſtellungen. Sie hatte den Abend vorher Geldern vergeblich erwartet, und auch Madame Torbach hatte ſich entſchuldigen laſſen. Das Verſchwinden Friedrich's, der daran geknüpfte Verluſt wichtiger Papiere erfüllten ſie mit Beſorgniß und ſie ſah ſich nur noch tiefer in ein Labyrinth trüber Ereigniſſe verwickelt. Wie ſollte ſie jetzt Geldern von ihrer geringeren Schuld überzeugen, was ſollte ſie dem Grafen erwidern, der gegen jede Anfeindung geſichert war und gewiß ſeinen Antrag erneuern würde?.. Sie hatte gehofft, daß die Umſtände ihn zum freiwilligen Rücktritt bewegen würden und, wenn ſie auch längſt entſchloſſen war, ihm ihre Hand zu verweigern, ſo fürch-

tete ſie doch immer die Schatten, die ihr guter Ruf erleiden müßte. Sie hatte ſeine Bewerbung ſo lange geduldet, und jetzt, da ſie ſich entſcheiden ſollte, da Alles annahm, daß binnen wenigen Tagen eine öffentliche Erklärung erfolgen würde, holte ſie aus einem kleinen Badeorte einen Mann, der ihr früherer Verlobter geweſen, der ihren Collegen nicht unbekannt, von dem man annahm, daß er in ihrem Herzen längſt vergeſſen war. Der Graf hatte ſchon bei früheren Gelegenheiten geäußert, daß er nicht geneigt ſei, eine Ablehnung ſeines Antrags zu verzeihen, daß ihm die Mittel in die Hände gegeben ſeien, ſich zu rächen. Wenn ſie auch damals kein Gewicht auf dieſe Aeußerungen legte, ſo wurden ſie jetzt um ſo drohender, als ihr jede Gelegenheit durch das Verſchwinden der Papiere genommen war, zu beweiſen, daß der Graf, wie ſie innerlich wünſchte, die Haupturſache an dem Tode Anna's ſei und daß er die Schuld an dem Zerwürfniſſe mit Geldern zum größten Theil trage. Konnte, um auch ſich zu ſchonen, dieſe Rechtfertigung auch keine öffentliche ſein, ſo legte ſie doch unumſtößlich dem Grafen Schweigen auf, und es führte ſie wieder einen Schritt näher zu dem Herzen Geldern's, den ſie doch nie vergeſſen hatte, zu lieben. Friedrich hatte es ihr ſo oft verſichert, ohne daß er es freilich weiter belegen konnte,

daß der Graf allein die Schuld an dem Tode Anna's trage und es durch manche Enthüllungen verſtanden, den heimlichen Wünſchen ihres Herzens zu ſchmeicheln. So hatte er ihr nicht verſchwiegen, daß der Graf ſehr häufig die Schwägerin ſeines Herrn beſucht, daß ein intimes Verhältniß vorgewaltet haben müſſe. Er ſei bei vielen Gelegenheiten immer abgeſchickt worden, daß beide allein bleiben konnten, doch mehrmal habe ſich Anna auch gegen ihn verrathen und ihn auch einmal gefragt, ob er wohl glaube, daß der Graf ein rechtlicher Mann ſei und ſein gegebenes Wort halten würde. Kurz vor dem Tode Anna's hatte Friedrich bemerkt, daß ſie heftig weine und oft gedankenvoll vor ſich hinblicke. Auf ſeine Fragen hätte ſie nur den Kopf geſchüttelt und unter Seufzern geäußert: Es wäre traurig, wenn eine Frau nicht über ſich wachen könne. Wenige Tage, erzählte er ferner, vor der traurigen Kataſtrophe, wäre der Graf wie gewöhnlich, da er Geldern im Theater wußte, zu der Schwägerin ſeines Herrn gekommen, und dieſelbe hätte ſeinen Beſuch angenommen, ungeachtet ſie zu Bette lag und gegen ein Unwohlſein Medizin gebrauchte. Bald darauf hätte Anna über anhaltende Uebelkeit geklagt und der Graf wäre lächelnd, doch wie Friedrich bemerkt haben wollte, mit einem eigenthümlichen Ausdruck im Auge, der ihm

nichts Gutes weiſſagte, fortgegangen. In der Nacht nahm die Uebelkeit Anna's in einem ſo hohen Grade zu, daß man zu einem Arzt ſchicken mußte. Er kam und verordnete einige Mittel. Ihr Zuſtand wurde ſeitdem etwas beſſer, aber abwechſelnd hatte ſie mit Erbrechen und Mattigkeit zu kämpfen und zuweilen wär' es ihm vorgekommen, als hätte ſie zuſammenhanglos geſprochen, ja, als hätte ihr Verſtand gelitten. Am dritten Tage erholte ſie ſich erſt ſo weit, daß ſie wieder ausgehen konnte. Der Graf kam dazumal täglich, hatte Friedrich ſeinen Bericht geſchloſſen, da Herr Geldern gerade ſehr viel außer dem Hauſe beſchäftigt war und ſeine Schwägerin ihm gegenüber ſtets eine heitere Miene anzunehmen ſuchte und ihren Zuſtand verheimlichte. Auch mir hatte ſie Schweigen auferlegt und ich that es in der Meinung, daß man das Unangenehme immer noch zeitig genug erfahre, und aus Scheu vor Herrn Geldern, dem ich doch wohl längſt meine Wahrnehmungen hätte entdecken müſſen. Der Graf war während dieſer Zeit ſehr unruhig und kam nur auf Augenblicke. Es ſchien mir, als könne er den Blick Anna's nicht ertragen. Kurze Zeit darauf brachte man ſie in einem Wagen nach Hauſe in einem Zuſtande, der ihren Tod herbeiführte. —

Dieſe Aeußerungen Friedrich's hatten in ihr den

Gedanken wohl rege gemacht, ſich an die Polizeibehörde zu wenden, aber die Befürchtung, daß auch ſie dabei in der Unterſuchung compromittirt werden könne und überhaupt die Scheu vor einer gerichtlichen Einmiſchung, zudem ohne ſchlagende Beweismittel eingeleitet, ließ das Vorhaben nicht aufkommen. Sie durfte auch annehmen, daß einen ſolchen Schritt Geldern mißbilligen würde und ſie ſelbſt hatte keine weitere Garantie für ihre Freiſprechung von dem Tode Anna's, als ihre Vermuthung, daß ſie nur unmittelbar dazu die Veranlaſſung geworden ſei, daß hier frühere Ereigniſſe bedeutſamer eingewirkt hatten.

Zu all' dieſen peinlichen Gedanken geſellte ſich noch die Befürchtung über die Herausforderung Geldern's an den Grafen, die ihr geſtern nicht ſo auffiel. Friedrich's Dazwiſchenkunft hätte ſie unnütz gemacht; jetzt aber konnte ſie von dem Grafen angenommen ſein, und wer vermochte das Ende vorauszuſehen! Ihr bangte für Geldern und zwei Mal hatte ſie bereits zu ihm geſchickt, damit er zu ihr kommen möge. Nie war er zu Hauſe zu finden. Ihre Stimmung wurde immer gedrückter und peinlicher ...

Der Morgen verging, Geldern kam immer noch nicht. Die Geſellſchafterin verſuchte es vergebens, Lu-

cinde aufzuheitern, und, müde der öfteren Verſuche ſchickte ſie Lucinde endlich aus dem Hauſe.

Es treten Momente im Leben ein, wo uns das Nächſte unangenehm berührt, und wir die Theilnahme wenig zu ſchätzen wiſſen. Nur was uns zu allernächſt beſchäftigt, darf auf Willkommen rechnen.

„Gehen Sie zu Madame Dorbach," rief ſie ihrer Geſellſchafterin zu, „wiederholen Sie ihr meine Bitte, ſie möge den geſtern verſäumten Beſuch heute ja nachholen." —

Lucinde war allein. Die Stunden verſtrichen unendlich langſam, die Zeiger der Uhr ſchienen eingeroſtet zu ſein. Die Erwartung keine Geduld...

Der Nachmittag kam. Lucinde lehnte an einem Tiſche, der vor dem Sopha ſtand, und blickte nach dem verhüllten Bilde über demſelben.

„Sollte ſich meine Kunſt ſo wenig belohnen" — rief ſie bitter — „ich habe das Bild ſelbſt gemalt... der Verſuch einer Dilettantin, Ahnung und Wahrheit zu verbinden. Es ſind kaum vierzehn Tage, daß es vollendet iſt. Ich habe Tag und Nacht daran gearbeitet, als wollte ich der brennenden Haſt noch voraneilen, die in meinen Händen lag und meine Geduld anpeitſchte." —

Es wurde draußen geſchellt.

Sie ging ſelbſt und öffnete. Der Graf ſtand vor ihr. — Enttäuſcht, Geldern zu ſehen, in ihrer Erwartung betrogen, konnte er auf keinen freundlichen Empfang rechnen. Er ſchien aber ihre Gleichgültigkeit und kalte Begrüßung nicht zu bemerken und küßte ihr mit ſeinem ſtereotypen Lächeln die Hand. Sie ließ es geduldig geſchehen, zeigte aber in ihrem Blick und Benehmen, als hätte ſie diesmal Luſt, den Grund ſeines Beſuches an der Thür zu erfahren und ihn auch ſo und in aller Kürze zu verabſchieden. Er eilte jedoch an ihr vorüber in den Salon, den ſie ſo eben verlaſſen hatte.

Sie folgte ihm zögernd und mißtrauiſch, ohne die Thüre zu verſchließen. Sie fand ihn bereits, wie er auf dem Sopha ſaß und das Vorrecht eines langjährigen Hausfreundes in Anſpruch nahm, indem er eine halb liegende Stellung annahm und ſich eine Cigarre anzündete.

„Sind Sie zu Hauſe?“ rief Lucinde bitter aus, indem ſie ihm einen Becher voll Streichhölzchen hinreichte, die er dankend acceptirte.

„Ich hoffe es, bald zu ſein,“ entgegnete er, ſie mit einem ſcharfen Blicke muſternd, da ſie ſich gerade von ihm wandte.

Lucinde gab ſich Mühe, Herrin ihrer Stimmung

zu werden. Sie ſagte mit leiſem Lächeln: „Sollten Sie, Herr Graf, noch nicht die Erfahrung gemacht haben, daß wir gerade am allerweiteſten von der Hoffnung entfernt ſind, wenn wir es am wenigſten glauben?“

„Eben darum, ſchöne Lucinde, will ich die Gewißheit herbeiführen. Es iſt endlich Zeit, daß ich eine Antwort von Ihnen erhalte. Halb und halb hab' ich ſie ſchon, aber man hört ſo gern eine anmuthige Gewißheit wiederholen. Sie haben meinen Antrag nicht abgelehnt, ich nehme an, Sie erfüllen ihn, ſobald Sie über meine Verhältniſſe gänzlich beruhigt ſind. Wie kann ich noch wollen, daß ſich meine reizende Verlobte mit Gedanken über meine Exiſtenz quält. Es iſt eine zu kleinliche Beſorgniß, als daß ich ihr nicht ſogleich ein Ende machen ſollte.“

Der Graf zog ſein Porteſeuille heraus und holte mehrere Papiere hervor, die er auf dem Tiſche ausbreitete.

„Was ſoll das?“ fragte Lucinde.

„Beweiſe über mein Vermögen, Obligationen, Pfandbriefe und Hypothekenſcheine; nicht in natura — ich bin kein Packträger — aber beglaubigte Bankſcheine über die deponirte Summe von 80,000 Thaler.“ —

„Herr Graf, entweder kommen Sie aus einem Weinhauſe, oder Sie vergeſſen, wo Sie ſich befinden.“

„Wie das, ſchöne Lucinde?“

„Seit wann ſind Sie ſo naiv geworden, Herr Graf. Ich wußte wahrhaftig nicht, daß ſo viel Kindlichkeit in Ihrem Weſen liegt. — Geld! Eine große Summe Geld! Vielleicht erborgt, um mir die Augen zu verblenden.“

Der Graf ſtutzte und betrachtete Lucinde mit einer halb fragenden, halb verwunderten Miene. Er packte die Papiere wieder zuſammen und ſteckte ſeine Brieftaſche ein. „Alſo das war es nicht,“ meinte er — „was Sie wiſſen wollten; was war es denn?“

„Einmal mehr, als ſpäter, dann immer weniger, jetzt gar nichts.“

„Sie ſprechen in Räthſeln.“

„Ich glaubte einmal wiſſen zu müſſen, was für einen Character Sie beſitzen, ich gab mir Mühe ihn zu errathen, da Sie ſo gefällig waren, mir Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Später ließ ich von meiner Neugierde etwas nach, da ich bemerken konnte, daß Sie nicht geneigt waren, mir das Verſtändniß zu erleichtern; jetzt gebe ich mein Verlangen gern und freiwillig auf. Ich erkenne, daß die Liebe nicht zwiſchen uns wohnt und lege das Geſtändniß ab, indem ich

hinzufüge, daß die Schuld ganz allein mich trifft, wenn ich Ihnen eine Hoffnung erweckt habe, die aus tauſend Rückſichten nicht in Erfüllung gehen kann. Trotzdem Sie Ihre Güte ſo weit ausdehnen, mir einen Blick in Ihre Privatverhältniſſe zu geſtatten, muß ich doch auf ein Glück verzichten, das ſo wenig geeignet iſt, jemals den Unterſchied des Standes auszugleichen. Ich geſtehe Ihnen auch, daß mir einmal der Gedanke ſchmeichelte, den Titel und Rang einer Gräfin führen zu dürfen; würden Sie es aber wohl je zugeben, daß eine Schauſpielerin von der Bühne herab die Huldigungen des Parterres und der Gallerie empfinge, während die Gräfin im Privatleben jede Aufmerkſamkeit zurückweiſen müßte, um Sie nicht erröthen zu machen? Müßte ich nicht ſelbſt jeden Augenblick erröthen, da doch die Ariſtocratie niemals mich als ebenbürtig anerkennen würde? Jedermann aus Ihrem Kreiſe hätte das Recht, über mich die Achſeln zu zucken; Jedermann von meinen Collegen würde über mich lächeln, mich beneiden und keine Gelegenheit verſäumen, den Stachel des Hohns gegen mich zu kehren. Sie hat den Grafen durch tauſend Künſte der Coquetterie an ſich gelockt, nur ein Narr konnte ſich da gefangen geben, wo es ein leichtes geweſen wäre, auch ohne die heiligen Bande der Ehe zu gewinnen, würde es heißen. An die Tu-

gend eines Weibes wird wenig geglaubt, an die Ehre einer Schauſpielerin ſo ſelten, daß man einen Phönix aufſteigen zu ſehen geneigt wäre. Würden Sie es dulden, daß ich meine Wirkſamkeit als Künſtlerin fortſetzte, wenn ich Ihre Gemahlin bin? Sie wären der erſte Ariſtocrat in Deutſchland, der einer ganzen Welt zum Trotz ſo groſsmüthig handelte."

Der Graf blickte einen Moment nachdenkend vor ſich hin, und fragte dann leiſe: „Sie ſind von der königlichen Bühne lebenslänglich angeſtellt, wenn ich nicht irre, mit einem Gehalt von 4000 Thalern?"

„Allerdings!" beſtätigte Lucinde gedehnt, und in dem Antlitz des Grafen forſchend.

„Ich ſehe kein Hinderniß gegen Ihr Verbleiben bei der Bühne." — Der Graf ſenkte den Kopf nieder und ſpielte mit den Knöpfen ſeiner Weſte.

„Dann ſind Ihre Werthdocumente falſch, oder geborgt!" Lucinde ſprach die Worte zornig und lachte dann bitter auf.

Der Graf erhob ſich. Sein Geſicht war leichenblaß, ſeine Hand, die auf dem Tiſche lehnte, zitterte. Die Cigarre entfiel ſeinem Munde. Langſam entgegnete er: „Schon einmal beſchuldigten Sie mich dieſer Täuſchung gegen Sie, ich ſchwieg. Auch jetzt will ich in Ihnen das Weib und meine Braut ehren und Ih-

nen einfach erwidern: daß Niemand das tolle Wagniß begehen wird, einem Fremden eine so große Summe anzuvertrauen."

Immer mehr von ihrem dämoniſchen Weſen angereizt, entgegnete Lucinde raſch: „So laſſen Sie mich die Papiere ſehen." — Sie ſtreckte die Hand aus und ſchien zu erwarten, daß ſie ihr der Graf übergeben würde.

Er zögerte... griff nach der Bruſttaſche.. ließ den Arm wieder ſinken und ſah ſie zweifelnd an.

„Nun!" rief ſie ungeduldig, mit flammenden Blicken.

Er reichte ihr die Brieftaſche hin! Haſtig riß ſie dieſelbe auf... die Papiere fielen heraus... ſie raffte ſie zuſammen und überflog jedes einzelne mit verzehrendem Auge... „Nichts!" murmelte ſie dazwiſchen — „nichts von dem, was ich ſuchte!" —

„Und was ſuchten Sie denn?" fragte der Graf völlig gefaßt, und mit ſeinem gewohnten Lächeln, das vorhin auf einen Augenblick verſchwunden war.

„Die Beweiſe einer Schuld, eines Verbrechens, wenn es Ihnen beſſer klingen ſollte, das man geneigt iſt, auf mich zu übertragen!" rief ſie in der heftigſten Erregung.

„Es betrifft?" forſchte der Graf.

„Tieck!“ — Haſtig ging Lucinde an ihm vorüber und riß die ſeidene Umhüllung von dem Bilde, das über dem Sopha hing.

Es war ein kleines Oelgemälde und ſtellte drei Perſonen vor. Die eine, ein Weib mit ſchönen aber matten Zügen, lag auf einem Bette, erſichtlich mit dem Tode kämpfend, die andern beiden waren Portraits des Grafen und Lucinde's ſelbſt. Sie beugte ſich halb über die Sterbende und deutete auf den Grafen, der ſein Geſicht abgewendet hielt und mit dem Fuße auf eine zerbrochene Flaſche trat, auf deren Etiquette das Wort „Gift“ deutlich zu leſen war. Das Antlitz Lucinde's drückte Vernichtung und Reue aus. —

Der Graf erbebte beim Anblick des Bildes bis ins Mark, aber das Lächeln verſchwand nicht von ſeinen Lippen, es wurde im Gegentheil bedeutſamer, er gewann es ſogar über ſich, laut zu lachen.

„Wer iſt das?“ fragte er kalt, nachdem eine Pauſe verſtrichen war.

„Wer das iſt?“ wiederholte Lucinde, dicht an ihn tretend — „Graf, ſo wenig wohnt Erinnerung in Ihnen, oder — ſo ſchlecht iſt Ihr Gewiſſen?“

„Weib!“ Der Graf fuhr auf und betrachtete ſie mit einem drohenden Blick.

„Ah, alſo doch iſt dieſe Ruhe aufzuwühlen“ —

ſprach ſie langſam, immer das Auge auf ihn gerichtet — „beſſer ſo, lieber Graf, als dieſe marmorne Kälte, bei der man erfriert. Glauben Sie denn, ich habe drei Jahre umſonſt gelitten, umſonſt die Beſchuldigung auf mir ruhen laſſen, die mich zur Verbrecherin ſtempelt? Nein, bei Gott, das iſt ein gewaltiger Irrthum von Ihrer Seite. Ich bin kein Kind, daß ſich vom Schickſal gängeln laſſen will. Ich will keine Verantwortung tragen für das, was nicht iſt. Ich will nicht geduldig zuſehen, ſondern das Schickſal herausfordern, ich mag nicht zum Ableiter eines größeren Verbrechens dienen. Ich habe gefehlt, nie werd' ich es verleugnen, mehr vielleicht, als für meine innere Ruhe taugt, aber nicht allein ſchuldig will ich ſein. Ich will einen Theilnehmer, der mir die drückende Bürde die auf mir laſtet, erleichtert, der mit ſeinem Geſtändniß dem meinigen vorauseilt, und mich durch ſein Vergehen entſchuldigt. Auf Ihrer Stirn ſteht die Schuld!" —

Erſchöpft hielt Lucinde inne. Sie hatte in fieberhafter Aufregung geſprochen, heiß rollte das Blut in ihren Adern. Jetzt ſuchte ſie ſich mit dem Inſtinct, als dürfe ſie nicht weiter gehen, zu beſänftigen. Die Ruhe des Grafen imponirte ihr und ſie ſagte ſich heimlich, daß es eine ſicherere Waffe gegen das Gemüth ſei, als die überfluthende Heftigkeit. Sie hatte

geglaubt, durch die Ueberraſchung auf ihn zu wirken, daß er ſeiner nicht Herr bleiben würde bei der offenen Anklage und dem Anblick des Bildes, daß er ſich durch eine unvorſichtige und unwillkührliche Aeußerung verrathen würde; doch trat von dem allen nichts ein. „Er war wohl ergriffen und, wie ſie bemerken wollte, erſchüttert, aber die eiſerne Ruhe wich nicht von ſeinem Antlitz; er zitterte zwar, aber kein Wort entſchlüpfte ihm, das für ſie zum Triumph geworden wäre.

Auch jetzt, nachdem ſie geendet, betrachtete er ſie mit Gleichgültigkeit, die nur verletzend für ſie wurde, da ſie an Verächtlichkeit ſtreifte. Seine folgenden Worte drückten dieſe noch ſtärker aus. Er ſagte: „Es läßt ſich nicht verkennen, daß Sie eine gute Schauſpielerin ſind. Ich möchte nur wiſſen, ob Sie von Herrn Geldern, oder Herr Geldern von Ihnen gelernt hat. Wozu dieſe theatraliſchen Kunſtſtückchen? Laſſen Sie ſie doch um Gotteswillen da, wohin ſie gehören. Die Bühne iſt der einzig paſſende Ort für derlei Effecte. Sprechen Sie offen mit mir" — fuhr er fort, indem der ironiſche Ton ſeiner Stimme in den Ausdruck der Theilnahme und des Mitleids überging — „vielleicht kann ich Ihnen dann beſſer dienen. Es kann mir nicht gleichgültig ſein, daß meine Braut eines Verbrechens beſchuldigt wird. Ich will es gern auf mich

nehmen, wenn es Sie um eine große Sorge erleichtert, den Menſchen eine beſſere Meinung von Ihnen beizubringen.“

Sie war im Tiefſten beleidigt. Gewaltſam unterdrückte ſie ihren Zorn und ihre Entrüſtung, die auf's neue aufflammen wollten und, jetzt wieder mehr zu ihm gewendet, ihn groß betrachtend, entgegnete ſie: „Denken Sie denn immer noch daran, mir Ihre Hand anzubieten? Was iſt hier größer? Ihre Großmuth, die nahe an Erbärmlichkeit ſtreift, da ich nicht Niederträchtigkeit ſagen will, oder meine hilfloſe Lage, die ein ſolches Betragen herausfordert? Ich habe keine theatraliſchen Kunſtſtückchen angewendet, um einen Einblick in Ihr Inneres zu erhalten, nur der Eingebung des Augenblicks folgt' ich, und möglich, daß mich dieſer zu weit geführt hat.“

Vollſtändig gefaßt, fügte ſie ruhig hinzu: „Ihre Gemahlin, Herr Graf, kann ich niemals werden.“

„Ah, dann muß ich Herrn Geldern todtſchießen!“ entgegnete lachend der Graf.

„Ein Teufel!“ preßte ſie zwiſchen den Zähnen heraus — mir in allem überlegen! — „Nun, dann?“ wendete ſie ſich wieder zu ihm, der keine Miene machte, ſich zu entfernen.

„Ich ſoll gehen? Gern würd' ich Ihren Wunſch

erfüllen, wenn mich nicht ein Umſtand zum Bleiben nöthigte. Ich ſandte bereits zu Herrn Geldern, der ſo artig war, mir geſtern ſeinen Beſuch zu machen, aber man fand ihn nicht zu Hauſe. Der hitzige junge Herr erinnerte mich in einer ihn ähnlichen Weiſe, an ſeine Schwägerin, um die es mir herzlich leid thut, daß ſie ſo früh und auf ſo ſonderbare Art ſterben mußte. Ich wollte ihm Zeit, Ort und Stunde angeben laſſen, unter welchen wir unſere kleine Angelegenheit ausfechten wollten, aber, wie geſagt, der Herr war nicht zu Hauſe. Wo könnte ich ihn wohl und unter ſolchen Umſtänden beſſer erwarten als hier bei Ihnen, wohin er doch gewiß am allererſten flüchten wird, wenn ihn ſeine Feigheit nicht weiter fliehen heißt. Zudem dürfte es mir intereſſant ſein nach den Vorfällen mit Ihnen zu erfahren, wie eigentlich der Verlauf von Anna's, letzten Momenten geweſen iſt. Ich könnte auch nicht abgeneigt ſein, das noch immer darüber herrſchende Dunkel durch eine gerichtliche Unterſuchung erhellen zu laſſen."

„Und Friedrich?" fragte Lucinde, von ſeiner Drohung nicht im mindeſten eingeſchüchtert.

„Wer iſt das?"

„Ein Menſch, der bei der gerichtlichen Unterſuchung nicht fehlen darf. Er hat früher bei Geldern

gedient und war ſo glücklich, von Ihnen jedesmal fortgeſchickt zu werden, wenn Sie Anna beſuchten. Er war ſeit kurzem in Berlin und hielt ſich auf mein Geheiß verborgen. Den Teufeln iſt aber alles leicht, und ſo wurde es auch Ihnen nicht ſchwer, ſeinen Aufenthalt auszuforſchen. Das Uebrige wird Ihnen wohl bekannt ſein und ein Bericht von mir überflüſſig erſcheinen."

„Sie erzählen mir da eine Fabel, ſchöne Lucinde, ich weiß von nichts."

Mit unſäglicher Mühe hielt Lucinde an ſich, aber ſie wollte ihm nun einmal kein Terrain gönnen, und erwiderte deshalb mit gleicher Ruhe: „Anna hat wichtige Schriften hinterlaſſen, die für ihren Schwager beſtimmt waren, aber in Ihre Hände gerathen ſind. Durch welche Mittel? Das mag Gott wiſſen! Friedrich fand Gelegenheit, während er bei Ihnen in Dienſten ſtand, dieſe Papiere an ſich zu nehmen, und ſah darin kein Unrecht, da die Adreſſe an Geldern lautete und er recht gut wußte, daß Sie ſich nie dazu verſtehen würden, ſie perſönlich auszuliefern. Geſtern wollt' ich ihn aufſuchen — Friedrich iſt verſchwunden. Ich höre, daß Sie, Herr Graf, in der Hamburger Straße in Begleitung eines in Civil gekleideten Polizeibeamten

gewesen sind, Sie werden mir also am besten sagen können, wo sich Ihr ehemaliger Diener befindet."

„Dort, wo er hin gehört — im Criminalgefängniß. Indeß nicht etwa wegen Entwendung gleichgültiger Papiere, von denen ich überhaupt gar nichts weiß, sondern weil ich seit der Verabschiedung Friedrichs aus meinen Diensten, mehrere Pretiosen vermisse."

„Und wie haben Sie den Aufenthalt Friedrich's entdeckt?" fragte Lucinde mit der Hartnäckigkeit eines Verhörrichters, der keinen Umstand übersehen will.

„Auf die allereinfachste Weise," entgegnete der Graf mit unerschütterlichem Gleichmuth. Es wurde in der Hamburger Straße eine allgemeine Untersuchung nach einem Individuum angeordnet, das politischer Umtriebe verdächtig war. Dadurch kam es zu Tage, daß sich Monsieur Friedrich ohne Erlaubnißschein hier aufhielt. Zufällig überflieg' ich die Rubrik der polizeilichen Strafverfügungen in den Zeitungen und finde seinen Namen. Das ist alles."

„Eine sonderbare Lectüre" — meinte Lucinde mit spöttischer Ironie.

„Du lieber Gott," entgegnete achselzuckend der Graf — „was soll man anderes lesen? Die Politik

iſt mir verleidet, und daß einem Ultimatum ein Ultimatiſſimum folgt, iſt eine bekannte Sache.“ —

Der Graf hatte in Betreff der Auffindung Friedrich's die Wahrheit geſagt, wie es ſich ſpäter herausſtellte. Sein Wirth hatte es auf ſein Andringen unterlaſſen, ihn anzumelden. Eine Strafverfügung traf Beide, da Friedrich ſeinen Paß nicht abgegeben hatte.

Lucinde's heimlicher Verdruß ſteigerte ſich, da es ihr nicht gelingen wollte, den Grafen zu verwirren. Sie ſtellte ihre Fragen raſch und entſchieden, er antwortete ohne Zögern, wenn gleich in einem ſchleppenden Tone, der vielleicht verrieth, daß er vorher Silbe für Silbe überlege. — Sie hoffte nun, daß er ſich entfernen würde, aber er machte nicht die mindeſte Anſtalt dazu, im Gegentheil ſtellte er ſich von neuem, mit verſchränkten Armen vor das Bild und ſagte mit der Miene eines Kunſtkenners: „Für eine Dilletantin vortrefflich gemalt, nur vermiſſe ich in dem Antlitz Anna's den Zug des Wahnſinns, der ſie dem Tode entgegen führte.“

Er hielt inne und ſchien zu erwarten, daß Lucinde etwas entgegnen würde. Sie ſchwieg. —

„Sonderbar,“ fuhr der Graf fort — „daß zwiſchen unſere beiden Geſtalten — ich meine mich und

Sie — ſich nicht der Kopf einer dritten drängt. Das Bild würde dann vollſtändiger ſein."

„Wen meinen Sie?" fragte Lucinde, ohne die Stimme zu erheben.

„Herrn Geldern, den ich todtzuſchießen beabſichtige." —

Lucinde mußte eine Ahnung von ſeiner innern Feigheit haben, denn ſie entgegnete lachend: „Wenn er Ihnen nur nicht zuvorkommt, lieber Graf. Ich glaube einmal gehört zu haben, daß Geldern ein trefflicher Schütze ſei."

„Und werden Sie ihn heirathen?" fragte der Graf ſtatt aller Antwort und ſich raſch zu ihr wendend.

„Wenn Sie ihn nicht umbringen," lachte Lucinde weiter, als ſie ſah, daß ihm der Verdruß die Wangen röthete.

Der Graf machte eine Pauſe und ſchien über etwas zu ſinnen. Dann, mit ſichtbarem Widerſtreben, ſagte er: „Ich will Ihrer Stimmung viel verzeihen, Lucinde, und auch den heutigen Vorgang vergeſſen, wenn Sie mir verſprechen, von nun an der Vernunft mehr Gehör zu geben. Es muß mit uns zu Ende kommen."

Sie ſah ihn groß und erwartungsvoll an, aber ſchwieg.

Wieder nach einer Pauſe fuhr er fort: „Ich will Ihnen nicht wiederholen, daß ich Sie liebe. Sie wiſſen es durch meine jahrelange treue Bewerbung. Kein Menſch hat die Verſtellung ſo in ſeiner Gewalt, daß er ſie jeden Augenblick feſthalten könne. Ich ſpreche das aus, weil ich Ihre Gedanken durchſchaue, und Sie an einen ſehr ernſten Moment erinnern will. Sie beſchuldigen mich, an dem Tode Anna's der alleinige Urheber zu ſein, ich muß dieſe Anklage entſchieden und mit meinem Ehrenwort zurückweiſen. Was man auch von einem Verhältniß zwiſchen mir und der Schwägerin Geldern's fabeln mag, es beſtand nicht. Ich trat mit Ihnen an den Rand ihres Grabes, und mein Fuß ſchwankte nicht, keine Miene in meinem Antlitz war verändert. Ich ſollte meinen, bei dieſer Veranlaſſung müßte ſich der ſchuldige Menſch verrathen. Es iſt etwas ſehr Ernſtes um ein Grab. Man wird zum Nachdenken gereizt, man durchlebt noch einmal, in der deutlichſten Vorſtellung, alle Momente, in denen man mit dem Todten beiſammen war. Die Reue wird wach, die Selbſtanklage tritt auf, wo ſich eine Verſchuldung an dem Verblichenen geltend machte. Ich empfand nichts von alle dem an dem Sarge Anna's,

ich ſah nur Sie, Lucinde, meine Augen ruhten nur auf Ihnen, die ich ſchon damals liebte. Mir ſtehen keine brennenden Worte zu Dienſt, ich bin über die Jahre hinaus, in denen man den Sturm im Herzen und auf den Lippen trägt, in meinem Alter iſt die Phantaſie keine gefällige mehr; dagegen ſpricht die Vernunft und jede Empfindung in mir, daß ich Sie liebe! Der Wunſch iſt überlegt, der Entſchluß gereift, Sie zu beſitzen. Ich habe das Ziel angeſtrebt, alles geordnet, um es feſtzuhalten. Seit geſtern iſt die Reſidenz vollkommen davon unterrichtet, daß Sie meine Gemahlin werden. Ich ſelbſt war der Verbreiter dieſer Nachricht, die im Grunde keine Ueberraſchung mehr zu Folge haben kann, da Jeder ſie vorausſehen konnte, der von meinen Beſuchen bei Ihnen unterrichtet iſt. Ich darf nicht mehr zurücktreten, ich kann Sie nicht aufgeben, Lucinde, ohne eine Verletzung meiner Ehre. Ich bin Graf, vielleicht durch meine Geburt zu höheren Anſprüchen berechtigt, aber die Liebe entſcheidet nur meine Wahl, es darf aber auch nicht heißen, eine Schauſpielerin hat die Hand des Grafen von Wartenſee ausgeſchlagen. Sie werden das fühlen, Lucinde, und mir Recht geben müſſen. Soll ich Ihnen noch eine, die letzte Conceſſion machen, ſo will ich Ihnen bekennen, daß Sie durch Ihren Geiſt,

Ihre Schönheit und Ihr Talent mich zu ſich erheben und daß ich ferner der Diener Ihres Willens bin."

Der Graf ſchloß dieſe Rede, die er in einem aufrichtigen Tone ausſprach, mit einem zärtlichen und erwartungsvollem Blicke.

Lucinde ſah ihn nicht an, wie ſie überhaupt mit geſenktem Auge ihm zugehört hatte. Sie wußte nicht, ſollte ſie ihn verabſcheuen, oder bemitleiden. Seine Worte erſchienen ihr nur als der Ausdruck der Feigherzigkeit einer niedrig denkenden Seele, als der letzte Verſuch eines gedemüthigten hochmüthigen Sinnes, der den Fall vorausſieht und ihn nicht überwinden kann. Würde ein edler, ſich ſeines Werthes bewußter Mann ſo geſprochen haben? Ein jedes Wort war eine Erniedrigung, eine Blöße ſeines Characters. Selbſt ſtolz, forderte Lucinde auch von Anderen und namentlich vom Manne dieſelbe Eigenſchaft. Es war ihr nichts verächtlicher, als Feigheit der Seele, die Schwäche eines ſchlechten Herzens. Und beides ſprach ſie dem Grafen unbedingt zu. Es war nichts in ihm, was verſöhnen, dieſe Eigenſchaften ausgleichen konnte; ſie ſagte es ſich jetzt mit Schauder und tiefer Beſchämung. Wie hatte ſie ſich ſo lange von ihm täuſchen laſſen! Sein Verſtand, ſeine undurchdringliche Ruhe verhüllten durch Jahre ſeine innere Verderbtheit, und ſie hatte ſich da-

von blenden, umſtricken laſſen. Sie hatte anfangs ſeine Beſuche angenommen, ohne weitere Ueberlegung über die Folgen, ſeine wärmere Annäherung geduldet, ohne ſich die Mühe zu geben, ſeinen Character zu prüfen und, ſie geſtand es ſich ein — mit dem Hintergedanken, daß ſie der Schutz eines Grafen ehre. Später dehnte ſich dieſer Gedanke bis zu einer Verbindung aus, es ſchmeichelte ihrem ſtolzen Sinne der gräfliche Titel, und ſie gab ſich ſchon, über ihre eigenen Empfindungen im Unklaren, dieſer eitlen Seligkeit hin — als ihr der Zufall, ein zuerſt unbedeutendes Ereigniß die Augen öffneten und ſie den Abgrund ſah, in den zu ſtürzen ſie eben im Begriff ſtand. Ihr eingeſchlummertes Selbſtgefühl erwachte, ſie handelte und rief Geldern, den Mann ihrer erſten einzigen Liebe, zurück... War es nun noch möglich, daß der Graf ſeine Bewerbung fortſetzte, konnte es in dem Character eines Mannes liegen, dem ein hoher Verſtand nicht abzuſprechen war, dem ein ariſtocratiſcher Name alle Thüren öffnete, ſich ſo zu demüthigen, wie es jetzt von ihm geſchah?... Sie verachtete ihn, aber nicht, wie ſchon geſagt, ohne die eigne tiefſte Beſchämung zu erdulden. Sie hatte ſich zu viel vergeben, als daß dieſe herbe Erfahrung nicht ohne nachhaltige Folgen hätte bleiben ſollen, und nie war ſie geneigter, ihr Zerwürf-

niß mit Geldern zu bereuen, als in dieſem Augenblick, und nie willfähriger ihm das Verhältniß zu Thereſe von Wardenegg zu verzeihen und ihm das Geſtändniß neu und ſtärker erwachten Liebe abzulegen. —

Lucinde antwortete dem Grafen nicht.

Er biß ſich auf die Lippe und zog die Brauen zuſammen... Er machte ein Geräuſch, ſie ſchien es nicht zu hören. Endlich ſagte er nicht ohne Nachdruck: „Sie haben mir nichts zu erwidern?“

„Doch, Herr Graf,“ entgegnete ſie aufblickend und ihm mit der vollen Gluth ihrer leuchtenden Augen begegnend — „ich ſinne nur eben darüber nach, wie ich es anfangen ſoll, um Ihnen nicht als eine Theaterprinzeſſin zu erſcheinen. Sie ſind mit ſolchen Einwänden ſehr ſchnell bei der Hand. — Hätte ich am Grabe Anna's denken können, daß Sie ſich nur mit mir beſchäftigten, ich hätte Sie nie wieder geſehen; hätte ich eine Ahnung haben können von der tiefen Beſchämung, die ich in dieſem Augenblicke erleide, ich würde ihr entgangen ſein und hätte ich Tag und Nacht auf der Heerſtraße lagern müſſen... Was hat das Weib noch, eine Schauſpielerin, wenn man ihre Ehre antaſtet?.. Herr Graf, ob Sie ſchuldig ſind oder nicht, mehr als ich an der traurigen Sterbeſtunde Anna's zum Frevler wurden, will ich hier nicht weiter erör-

tert wiſſen; ich frage Sie nur, ob Sie es mit Ihrem Stolze vereinbaren können, einer Schauſpielerin nochmals Ihre Hand anzubieten, wenn ſie dieſelbe ſchon einmal ausgeſchlagen? Sie, Sie nennen mich eine Schuldige, Strafbare, und dennoch wollen Sie mich zu Ihrer Gemahlin erheben? Herr Graf, Ihre Conceſſion iſt mir zu Füßen gefallen, aber ich hebe ſie nicht, nie, niemals auf." —

„Nun, ſo werde ich handeln, bis ich Sie vernichtet ſehe!" rief der Graf zähneknirſchend und eilte nach der Thüre... Hier zögerte er noch einmal und trat einen Schritt in's Zimmer zurück.

„Sie entlaſſen mich wirklich, und auf ſolche Art?" fragte er nachdrücklich.

Mit Gleichmuth und einem verächtlichen Lächeln antwortete ſie: „Handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt, Herr Graf, was ich zu fürchten habe, will ich vertreten." —

Er erfaßte die Thüre — ſie wurde von außen geöffnet und zwei Herren vertraten ihm den Weg, ſo daß er ſich genöthigt ſah, zu bleiben, bis ſie weiter vorgeſchritten ſein würden. Der eine that es auch und näherte ſich Lucinde, die ihn mit Ueberraſchung und nach einer ſo peinlichen Stunde mit ungewohnter Freundlichkeit empfing, während der andere Herr hinter ſich

die Thür ſchloß und auf der Schwelle ſtehen blieb. Es war der Königsſpieler Wappner, der mit ſeinem breiten Körper eine Phalanx bildete, die nicht leicht zu beſeitigen war und dem Grafen trotz ſeiner unbehaglichen Stimmung zur Verwunderung nöthigte. Er vergaß in dem compacten Anblick ganz die Anweſenheit zweier anderer Perſonen, die freilich auch in ihrer Schmächtigkeit mit dem Königsſpieler nicht rivaliſiren konnten. Im Uebrigen hatte Herr Wappner, oder, wie er ſich am liebſten nennen hörte, der dramatiſche Künſtler, alles gethan, um das noch einmal erregte Intereſſe für ſeine Perſon wach zu erhalten und zu ſteigern. Ein ſchwarzer Frack lag ihm wie angegoſſen über der herculiſchen Bruſt, und die Schöße waren gerade breit genug, um erkennen zu laſſen, daß ſie vorhanden ſeien, ſonſt ſpielten ſie gewiß beim leiſeſten Windſtoß wie ein paar Bindfaden, die er vergeſſen hatte, abzuſchneiden. Die Beinkleider huldigten der neuen Mode und waren ſo eng, daß man allaugenblicklich befürchtete, ſie könnten ſich ſpalten und etwas Ueberflüſſiges enthüllen; dabei preßten ſie dem Träger erſichtlich den Leib zuſammen und verurſachten ihm einen befremdenden kurzen Athem, doch ſollte man wenigſtens ſehen, daß er ſich befliß, eine Taille zu produciren, wenn ihm auch nicht die Natur zu Hülfe kam.

Unter dem Fracke blitzte die bekannte Uhrkette, die einen Zuwachs in einer halbmondförmigen Messingkette, aber vergoldet, erhalten hatte; er pflegte bei vorkommenden Gelegenheiten zu erzählen, diese Verzierung sei ein Geschenk seines Schwagers Omer Pascha, der ihn dabei brieflich ersucht, sich in Deutschland für die Türkei zu verwenden. Im Grunde hätte er das Abzeichen seiner Parteinahme sofort vor jedem Kosacken, ja vor dem steinernen Doppeladler über dem russischen Gesandtschaftshotel versteckt... Eine schwarzseidene Binde, die in zwei Windmühlenflügel endete, hob sein Kinn in die Höhe und veranlaßte ihn zu astronomischen Betrachtungen, nebenbei die Vatermörder unterstützend, die noch immer bedrohlich nach den Augen starrten. Die Brille fehlte auch nicht auf seiner Nase, die um vieles röther geworden war, als sich mit der Natur vertrug und einer Feuerkugel glich, die in einem zwar geschornen aber ungegerbten Ziegenfell steckte; die Gesichtsmaske des dramatischen Künstlers nämlich ähnelte einem solchen unzweifelhaft sowohl durch die Unbestimmtheit der Farbe als auch durch den eigenthümlichen Glanz der vollen Wangen, die deutlich verriethen, daß er nicht versäume, sich fleißig anzufeuchten. Ein Paar gelbe Glacehandschuhe vervollständigten die sublime Erscheinung des Königsspielers, der mit Geringschätzung

auf die kleine Figur des Grafen Wartenſee hernieder-blickte. Seine Hände trommelten dabei auf dem Deckel eines neuen Hutes, den er morgen in Hallan bezahlen ſollte...

Er hatte keine Ahnung davon, daß er dem Grafen den Weg vertrat, und hielt ſich nur aus Beſcheidenheit an der Thüre, und in der Ueberzeugung, daß er ſo leicht von Niemand überſehen werden könne. Lucinde bemerkte ihn auch ſogleich und, als ſie den zuerſt eingetretenen Herrn, den Baron Werthoff, begrüßt hatte, kam ſie ihm einen Schritt entgegen und rief ihm zu, näher zu kommen. Eine tiefe Verbeugung folgte ihren Worten und dann der Königsſpieler ſelbſt. Der Graf ſchob ſich jetzt hinter ihn und griff nach dem Drücker der Thüre, in demſelben Augenblicke wendete ſich Baron Werthoff, der ihm bis jetzt den Rücken zugekehrt hatte, um, und ſchien erſtaunt. Lucinde bemerkte ſeine Verwunderung und ſagte raſch, noch ehe ſich der Graf entfernen konnte: „Kennen ſich die Herren?“ —

Dem Gebote der Höflichkeit folgend, kehrte Graf Wartenſee zurück, aber ſchon bereute er es, denn der Baron muſterte ihn von Kopf zu Fuß und rief lautlachend aus: „Ah, der Held von M.....!“ — Er nannte einen Namen, den Lucinde nicht verſtehen konnte, da er ihn in ſich hinein murmelte, aber der ſpöttiſche Aus-

druck in ſeinen Zügen, die ſteigende Verlegenheit des Grafen verriethen ihr genug...

„Die Herren kennen ſich alſo?“ wiederholte ſie noch einmal mit einem fragenden Blick auf den Baron. Statt aller Antwort wies er auf den Grafen, der ohne eine Wort zu erwidern, nach einer Verbeugung raſch aus der Thüre verſchwunden war. —

„Ich muß nochmals um Entſchuldigung bitten, mein ſchönes Fräulein,“ ſagte hierauf Werthoff, daß ich bei Ihnen eindringe und ſogleich ihre Gäſte in die Flucht ſchlage. An dem Grafen iſt nicht viel verloren, wenn Sie ihn gehen laſſen, aber vergebens ſeh' ich mich nach Jemand um, den ich hier zu finden glaubte und der meine Entſchuldigung unterſtützen ſollte. Freund Wappner — er rief es zu ihm hinüber — Sie verdecken doch Niemand?“ —

„Nein!“ erwiderte faſt erſchrocken der Königsſpieler, der ſich in eine Fenſtervertiefung zurückgezogen hatte und in Betrachtungen über die Eleganz des Zimmers verſunken war.

„Und wen ſuchen Sie bei mir, Herr Baron?“ fragte Lucinde von ſeiner Laune angeſteckt in munterem Tone.

„Geldern, Herrn Hugo Geldern! Wir ſind ge-

ſtern von Hallan abgereiſt und heute mit der Eiſenbahn hier angekommen. Ich war bereits, nachdem ich mich auf dem Fremdenbureau erkundigt, in ſeiner Wohnung, aber er iſt ſeit frühem Morgen aus dem Hauſe, und ich durfte nur annehmen, daß ich ihn hier bei Ihnen treffen würde, da ich recht gut weiß, daß er von all' den Eigenſchaften keine beſitzt, die mich für gewöhnlich aus dem Hauſe treiben. Im Uebrigen füge ich hinzu, daß ich ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe." .

Die Beſorgniß um Geldern regte ſich von neuem in ihr und ſie verhehlte ſie auch nicht dem Baron, indem ſie bemerkte: „Seit einigen Tagen drängen ſich ſo ernſte Ereigniſſe um mich und unſerm gemeinſchaftlichen Freund, daß ich Ihnen nicht verſchweigen mag, wie ſehr ich darüber beunruhigt bin. Seit geſtern erwart' ich ihn vergebens und doch iſt mir ſeine Nähe nie nothwendiger geweſen, als in dieſen Augenblicken, in denen ich nur zu wohl die Schwäche des Weibes und den erwünſchten Schutz eines Mannes erkenne."

Sie zögerte einen kurzen Moment und fuhr dann fort: „Sie ſind, Herr Baron, Geldern's Freund; ich weiß nicht, ob Sie von all' ſeinen Verhältniſſen unterrichtet ſind?"

Werthoff, der eigentlich nie der Freund Lucinde's

war, obgleich er nur wenig mit ihr näher verkehrt hatte, aber deſſen Abneigung gegen ſie durch Geldern's Andeutungen genährt worden, heftete einen prüfenden Blick auf ihre reizende Geſtalt und erwiderte jetzt, dieſer Abneigung folgend: „Nicht genau, aber es reicht hin, wenn ich die Abweſenheit Geldern's hinzurechne, meinen Beſuch abzukürzen.“

Er machte Miene ſich zu entfernen. Lucinde gerieth in Verlegenheit, da ſie ihn durchſchaute und doch Anſtand nahm, ihm mit Vertrauen entgegen zu kommen, da ſie nicht wiſſen konnte, in wie weit er mit den Verhältniſſen bekannt war. Die Lage drängte indeß und zum mindeſten gab ihr der Character des Barons, den Geldern oft aufs wärmſte vertheidigt hatte, die Sicherheit, daß er keiner Indiscretion fähig wäre. Zudem hatte er an ſeinen Freund eine wichtige Mittheilung zu machen, die vielleicht auch ſie betreffen konnte, und ſchließlich war ſeine Begegnung mit dem Grafen Wartenſee unter ſo bemerkenswerthen Umſtänden geſchehen, daß ſie ihr Intereſſe und in doppelter Hinſicht erregte. War ihr früher ſein Dazwiſchentreten zuwider geweſen, als ſie in Hallan angekommen war und Geldern zur Reiſe nach Berlin zu beſtimmen geſucht hatte, da ſie in ihm einen voreiligen Rath zu erblicken glaubte, der gegen ſie wirkte, ſo vergaß ſie doch

ſetzt alles und nöthigte ihn mit zuvorkommendſter Liebenswürdigkeit zum Bleiben.

Umſtände und Verhältniſſe erziehen unſere Grundſätze und beſtimmen unſere Empfindungen; der Wechſel iſt darum nicht immer verwerflich. —

„Sie müſſen verweilen, Herr Baron," rief ſie ihm zu — „ich bitte es Ihnen herzlich ab, wenn ich vielleicht einen Moment geneigt war, in Ihnen meinen Feind zu erblicken. In Breslau ſah ich Sie wenig, ich hörte mehr von Ihnen, und in Hallan ſprachen ſo beſondere Umſtände, daß Sie mir wohl einen leichten Groll, der bereits wieder verflogen iſt, verzeihen dürfen." — Sie reichte ihm die Hand, die er, von ihren Worten gefeſſelt, auch ergriff, ohne daß er dieſelbe indeſſen an ſeinen Mund zog.

Sie ſchien dieſen Formfehler der Galanterie nicht zu bemerken und nöthigte ihn zum Sopha, wo er auch begierig auf den weiteren Verfolg des Geſpräches, einen Platz einnahm. Jetzt fiel ihr Wappner auf, der noch immer mit inbrünſtigem Blick an den verſchiedenen Gegenſtänden hing, die ihm aus einem Glasſchrank verlockend genug entgegen blitzten. Sie wußte nicht recht, was mit ihm anfangen, ſie beruhigte ſich aber mit dem Gedanken, daß ſie erſt hören wolle, wie weit ihre Unterredung mit dem Baron führen würde.

„Herr Wappner!“ rief ſie dem Schauſpieler zu, der wie aus einem Traume erwachte und jetzt einen zärtlichen Ausdruck in ſeinen Blick legte und ihn wie einen Pfeil durch ſeine Brille ſchoß — „dort iſt ein Stuhl, Sie ſind gewiß ermüdet.“

Sie deutete in eine etwas entferntere Ecke des Salons. Der dramatiſche Künſtler ſchwankte dahin und, da er die Regeln des Anſtandes ſtudirt hatte und wußte, daß man Damen den Rücken nicht zuwenden dürfe, ſo geſchah es in einer ſo eigenthümlichen Weiſe, daß ihm der Baron zurief: „Sie ſegeln ja wie ein Schiff, das zu ſtranden fürchtet; auf dieſe Art kommen Sie ja vor einem Vierteljahre nicht auf Ihren Platz. Grad' aus, Freund Königsſpieler, grad' aus! Die Biegung nach rechts kann dem Fräulein mehr koſten, als Sie je Gage erhalten haben. Sie könnten leicht ſtolpern, fallen und den Tiſch mit der Marmorbüſte zertrümmern, den Sie eben Gefahr laufen, zu berühren.“ —

Mit hochrothem Antlitz, doch ohne Schaden anzurichten, war Herr Wappner zu ſeinem Platze gelangt. —

Lucinde drückte ſich ganz in eine Ecke des Sophas, ſo daß ein beträchtlicher Raum zwiſchen ihr und dem Baron blieb, und begann mit gedämpftem Tone:

„Halten Sie es für keine Indiscretion, mein Herr, wenn ich in Sie dringe, mir die Veranlaſſung mitzutheilen, die Sie ſogar veranlaßt, Geldern bei mir aufzuſuchen, die, wie ich weiß, zwiſchen Ihre freundſchaftlichen Gefühle gegen Geldern den Funken des Zweifels und Zerwürfniſſes warf. Schon einmal bat ich Ihnen meine Schuld ab; ſie iſt unbedeutend und wird ſich ganz verlieren, ſobald Sie von den Begebenheiten ganz unterrichtet ſein werden, die mich bewogen, ſo zu handeln, wie es geſchehen. Der romantiſche Anſtrich meines Benehmens ſtammt aus der Quelle einer tragiſchen Geſchichte.“

Sie hat mehr Geiſt, als ich vermuthete, dachte der Baron, und laut fuhr er fort: „Ich will denn offen ſein, da auch Ihr Name bei der Veranlaſſung genannt wurde. Ich weiß nicht, ob Sie davon unterrichtet ſind, daß ich einmal die Laune hatte, Theaterdirector zu ſpielen, genug, ich mußte das Vergnügen theuer bezahlen. Mein Jugendfreund und Aſſocié verſtand es nach allen Seiten hin zu ſpeculiren und verſchonte in ſeinem Eifer, der ihn dabei leitete, nichts, wenn es ihm im Wege lag. Ich hatte das Glück, einige Tauſend Thaler zu beſitzen, die auf eine wirklich wunderbare Art ſich in meine Taſche verirrten, und einen Theil davon wandte ich an, um die Cou-

liſſenwelt ganz kennen zu lernen. Mein Jugendfreund ſah in mir den Kunſtenthuſiaſten, wie er ihn grade brauchen konnte, ich aber mußte die Erfahrung machen, daß ich nichts weniger als brauchbar zum Leiter einer Bühne ſei, bei der mir nichts Vergnügen machte, als der Königsſpieler dort, der mir durch ſeine Darſtellungen einen Begriff beibrachte, was alles möglich ſei und dem ich angelegentlichſt dem königlichen Intendanten der Schauſpiele empfehlen will, damit er zu den Andern komme, die ſich eines lebenslänglichen Engagements erfreuen, kein Urlaub erhalten, und ſo glücklicherweiſe das übrige Deutſchland mit ihren Productionen verſchonen. Ich hatte das Verhältniß zu meinem Aſſocié ſatt und zeigte es ihm an mit dem Bemerken, daß ich nur den dritten Theil von meinem Darlehn zurück haben wolle. Mein Jugendfreund war ſo höflich, mir gleich durch ein Schreiben zu antworten, worin er mir anzeigte, daß er ſo eben ſeiner Geſellſchaft die Mittheilung gemacht habe, daß er ſeine Zahlungen einzuſtellen ſich genöthigt ſehe und folglich es auch als ſeine Pflicht erachte, auch mir dieſe traurige Nachricht zukommen zu laſſen. Mit einiger Verwunderung, daß er erſt jetzt einſehe, daß er ſeine Zahlung eingeſtellt, da er doch ſtets mir das Geſchäft überlaſſen hatte, einlaufende Rechnungen und die Gagen zu be-

zahlen, ließ ich ihn herzlich grüßen und packte meine Koffer. Herr Wappner, der ein kleines Attachement an mich hat, war so gütig, mir seine Begleitung anzubieten, die ich auch annahm, da ich meine anfänglich beschlossene kleine Reise aufgab und versprochener maßen Geldern in Berlin aufsuchen wollte. Unser dramatischer Künstler dort hat nach Hallan zwei Briefe erhalten, einen von Ihnen, mein schönes Fräulein, den andern von Madame Dorbach, jener im Alter etwas vorgerückten Dame, die Sie so freundlich waren, mir zur Begleitung zu empfehlen, als Sie in Hallan nach Ihrem Hotel zurückkehren wollten. Beide Briefe mahnten ihn dringend zur Reise nach Berlin, da er aber versicherte, keinen Vetter beim Münzamt und der Bank zu haben, dankte ich der Vorsehung, durch die er mir seine Begleitung anbot. Das ist der ganze Gewinn, den ich von meiner Directionsführung davon getragen habe."

Lucinde wurde etwas ungeduldig und unterbrach den Baron: „Aber mein Himmel, das kann doch nicht die Veranlassung sein, die Sie zu mir geführt? Die Sorge für Herrn Wappner übernehme fortan ich."

„Damit," meinte Werthoff ungestört, „ist Ihnen wohl Madame Dorbach zuvorgekommen, mein Begleiter erhält in ihrem Hause eine Wohnung eingeräumt.

Ob vorn oder hinten heraus werden mir morgen erfahren. — Unterwegs, auf einer Station, wo ein längerer Aufenthalt ſtattfindet, redet mich ein Kerl an, der in der dritten Claſſe fuhr, und den ich arretiren laſſen wollte, da er mir beim erſten Anblick wie ein Schauſpieler von meiner Geſellſchaft erſchien, der vorausgeeilt ſein konnte, um bei mir ſeine Direction zu verklagen und Erſatz für die plötzliche Entlaſſung zu fordern. Bei näherer Betrachtung und nach den erſten Worten erkannte ich in dem Manne, der ſich aus dem Kerl in einen ſolchen verwandelte, den ehemaligen Diener Geldern's, den treuen Friedrich. Im Fluge erzählte er mir von Ihnen, von ſeiner Arretirung und einem Packet Schriften, die man ihm abgenommen. Er ſei mit Begleitung nach dem Bahnhofe gebracht und ihm bedeutet worden, daß er ſofort ins Gefängniß wandern müſſe, wenn er ſich noch einmal in Berlin blicken ließe. Seine Proteſtation half nichts und er glaube, daß der Graf von Wartenſee von befreundeter Hand unterſtützt worden wäre, da man ihn nicht nach der Polizeibehörde, ſondern in einer Droſchke in das Haus einer gewiſſen Madame Dorbach gebracht habe. Er hörte den Namen aus dem Munde des Grafen, vor dem er ein ſcharfes Verhör zu beſtehen hatte. — Die

Bahnhofsglocke läutete inzwiſchen und wir mußten uns trennen."

„Und wo ſind die Briefe verblieben?" fragte Lucinde raſch.

„Wahrſcheinlich in den Händen des Grafen, vielleicht auch in denen der Madame Dorbach. Ich trug Friedrich noch auf, an mich unter Ihrer Adreſſe zu ſchreiben."

„Sie kennen den Grafen von früher?" fragte ſie weiter — „wie iſt ſein Character?"

„Schwarz wie Tinte und gelb wie Galle, aber kein Menſch kann es ihm beweiſen. Er verſteht die Kunſt, ſeine wahren Anſichten zu verhüllen und eine gute Seite herauszukehren."

„Sie nannten ihn aber Held von M....?"

„Richtig. Den Namen hat er von einer Stadt, wo er bei einem Huſarenregimente in Garniſon ſtand, und wo ſich der folgende Vorfall ereignete. Der Graf iſt ein leidenſchaftlicher Verehrer des ſchönen Geſchlechts, das er ſelbſt in einer Küchenſchürze nicht verachtet und dabei von einem glücklichen ſeruellen Inſtinct, der ihn immer belebte Wege führt. Auf einem dieſer Wege läßt er ſich verleiten, einer jungen [illegible]ie wiederholt ſeine Begleitung aufzudringen, obgleich ſie ihn entſchieden zurückweiſt. Der Graf hat aber Aus-

dauer und läßt ſich nicht abſchrecken. Die Dame weint und fleht — umſonſt, er bleibt an ihrer Seite. Endlich kommt ihnen ein Camerad, ein Offizier deſſelben Regiments entgegen. Er iſt verwundert, Herrn von Wartenſee in Begleitung ſeiner Braut zu erblicken, und dieſe Verwunderung ſteigert ſich, als ihm die junge Dame von der Zudringlichkeit deſſelben unterrichtet. Eine Herausforderung iſt die natürliche Folge geweſen. Etwas verblüfft entſchuldigt ſich Herr von Wartenſee und verſichert, daß er eben nur aus Camerabie der Dame ſeine Begleitung aufgedrungen, da er recht gut davon in Kenntniß geſetzt wäre, daß ſie Braut ſei. Die Herren kannten ſich indeſſen nur oberflächlich und der Graf hatte die Dame nie im Leben vorher geſehen, da ſie in der Stadt fremd war; die Entſchuldigung wurde deshalb nicht angenommen. Der Tag der Entſcheidung rückt heran — Herr von Wartenſee iſt krank, aber ernſtlich, denn er liegt zu Bette und hat das Fieber. Man erwartet ſeine Geneſung und anberaumt einen andern Tag. Dieſer kommt, aber der arme Graf nicht, er muß ſich zu Bette legen und hat wiederum das Fieber. Es ſchüttelt ihn furchtbar, verſicherte der Arzt. Man traut nicht recht und das ganze Offiziercorps tritt an ſein Bette und will ihm eine Medicin verſchreiben. Sie beſtand in der Verſicherung,

daß man ihn nöthigen würde, ſeinen Abſchied zu nehmen, wenn er ſich nicht ſchlagen wolle. Ein dritter, der letzte Termin wird angeſetzt. Er erſcheint wirklich auf dem Wahlplatze, aber auf ſeinem Bedienten geſtützt, denn das leidige Fieber hatte ihn wieder gepackt. Er zittert und kann ſich kaum aufrecht erhalten. Mit ſchlotternden Zähnen, leichenblaſſem Geſicht frägt er, ob man ſich wohl mit einem Kranken ſchlagen dürfe. Statt aller Antwort wird der Raum abgemeſſen und alles zum Duell angeordnet. Er will ſich ſchießen, meint aber, ſein Diener müſſe bei ihm bleiben und ſeinen kranken Körper unterſtützen, wogegen jener und die Gegner proteſtiren, da eine Kugel leicht den Diener für den Herrn hätte treffen können. Das ſah er endlich ein, und hielt Stand. Ein Schuß fiel, er lag am Boden. Man hält ihn für verwundet und eilt herbei — keine Wunde war zu ſehen, aber das Fieber ſchüttelt ihn auf eine fürchterliche Weiſe. Ein allgemeines Gelächter begleitete ſeine mühſame Auferſtehung und bis an ſeine Wohnung, da er ſich durchaus nicht verſtehen will, den Kampf fortzuſetzen. Bald darauf nahm und erhielt er ſeinen Abſchied. Die Zwiſchenzeit verbrachte er im Bette, immer vom Fieber geſchüttelt." —

In der Erzählung des Barons lag ſo viel Stoff zur Beſchämung für Lucinde, daß ſie einmal über das

andere die Farbe wechſelte. Sie konnte ſich nun auf einmal erklären, warum der Graf vermieden hatte, über die Veranlaſſung ſeines Abſchieds, überhaupt von ſeiner militairiſchen Laufbahn zu ſprechen. Sie hegte einige Beſorgniß, ob der Baron wohl von ihrem Verhältniß zu Herrn von Wartenſee unterrichtet ſei und forſchend ſuchte ſie etwas davon in ſeinen Blicken zu leſen, aber nicht die mindeſte Andeutung, keine Miene verrieth oder beſtätigte ihre Befürchtung. Sie wurde ruhiger und vollends, als ſie bedachte, daß Geldern ſelbſt erſt in Berlin von ihrer Stellung zu dem Herrn von Wartenſee in Kenntniß geſetzt worden war und bis dahin unmöglich an den Baron geſchrieben haben konnte. Sie gewann es über ſich, den Baron zu fragen: „Mich wundert, daß dieſe launige Geſchichte nicht früher zu mir gedrungen iſt?“

„Sollte ſie Ihnen der Graf mittheilen?“ lachte der Baron — „Es ſind viele Jahre ſeitdem verſtrichen und ich erzähle ſie Ihnen eben nur, weil ich annehmen darf, daß er bei der Angelegenheit mit Friedrich aufs neue ſeine Ehre bloßgeſtellt habe. Wie erlangen wir die Papiere zurück? Sie müſſen von Wichtigkeit ſein.“

Lucinde heftete einen ſinnenden Blick auf ihren

ehemaligen Collegen und fragte leiſe: „Ob Herr Wappner wohl dazu behülflich ſein dürfte?“

„Der Königsſpieler?“ — Der Baron ſtand auf und näherte ſich dem Sitze des dramatiſchen Künſtlers; er war ſanft eingeſchlummert und gab einige leiſe Töne von ſich, die bei der herrſchenden Stille im Zimmer bemerkbar wurden.

„Er ſchläft und ſchnarcht,“ ſagte der Baron — „ſoll ich ihn wecken?“ —

„Nein!“ meinte Lucinde, von einem Gedanken angeregt. „Es iſt gut und erleichtert mir ein Bekenntniß, das ich dem Freunde Geldern abzulegen habe. Kehren Sie zu mir zurück, Herr Baron, ich bitte!“

Werthoff gehorchte.

„Ich weiß nicht“ — fuhr ſie fort — „wie weit ſie von den Verhältniſſen unterrichtet ſind, die ſich in Breslau zwiſchen mir und Geldern zugetragen. Schon damals ſpielte der Graf von Wartenſee dabei eine Rolle und, wie ich jetzt einſehe, eine ſehr zweideutige. Das Schickſal hatte mich bis dahin immer ſo glücklich geleitet, daß ich nicht nöthig hatte, mich vor Menſchen zu hüten und befürchten zu müſſen, daß meine Geſinnungen überwacht werden könnten. Ich war ſorglos und heiter. Der Umgang mit Geldern trug nicht wenig dazu bei, mich zu erheben, meine Seele zu erweitern

und ſchon glaubte ich auf dem Puncte zu ſtehen, wo ich aufhören könne, zu wünſchen. Meine Stellung war eine geachtete, ſie ſicherte mir eine gute Zukunft und Geldern's Liebe vervollſtändigte mein Glück. Nicht ohne Ehrgeiz, ſah ich doch ein, daß ich mehr nicht erreichen könnte, aber wie es ſtets zu geſchehen pflegt, grade wenn der Menſch ſich am glücklichſten dünkt, lauert das Unglück, ſo auch bei mir. Ich bin durch meine theatraliſche Laufbahn um eine ſchöne Empfindung ärmer geworden — mir fehlt unbedingtes Vertrauen. Nicht etwa daß ich auf kleinliche Einflüſterungen höre, daß ich die neidiſchen Anfeindungen beachtete, denen man im Bühnenleben ſo häufig ausgeſetzt iſt, o nein, aber ſobald mein Herz davon berührt wird, wenn es Perſonen betrifft, die mir durch Freundſchaft und Liebe nahe ſtehen, zittere und glaube ich nur zu leicht, daß ich hintergangen ſein könnte."

„Mit Einem Worte," unterbrach ſie der Baron — „Sie ſind eiferſüchtig und mißtrauiſch." —

„Dann — ja!" zögerte Lucinde — „und ſo traten denn auch bald Zerwürfniſſe zwiſchen Geldern und mir ein, als ſich das Gerücht verbreitete, er liebe ſeine Schwägerin. Anna war ſchön im vollſten Sinne des Wortes, und welches Weib ſieht nicht in einem ſolchen Weſen immer eine Nebenbuhlerin? Er hatte ſie

in ſein Haus genommen, ihr Gatte lebte nicht mehr, ſie war jung und reizend, Sie werden mir einräumen, daß in allem Stoff genug zum Mißtrauen vorhanden war. Wohl hätte ich Geldern hinlänglich kennen müſſen, um den aufkeimenden Gedanken zu erſticken, aber der Graf fachte ihn immer wieder an, eben ſo Anna ſelbſt, die anfänglich zu dem Gerüchte ſchwieg, jedoch mit einer Miene, die es eben ſo gut beſtätigte, als Lügen ſtrafte. Jedes Gemüth, das ſich einmal dem Mißtrauen hingegeben, nährt es durch ſich ſelbſt, und die Einſprüche der Vernunft ſind nur von momentaner Einwirkung, und endlich geſtand Anna mir die Wahrheit des Gerüchtes zu. Ich liebte Geldern, aber dennoch hatt' ich nicht den Muth, ihm alles offen einzugeſtehen, von ihm ſelbſt zu hören, in wie weit er ſchuldig wäre. Ich hatte damals keine Ahnung von dem verderbten Character des Grafen, ich vermuthete nicht im mindeſten, daß Anna alle Urſache hatte, Geldern zu fürchten und daß das abſcheuliche Gerücht, das das Glück zweier Menſchen vernichtet, blos ausgeſprengt ſei, um den Verdacht über ein intimes Verhältniß zwiſchen dem Grafen und Anna abzulenken. Es liegt mitunter ein eigner Reiz in der Selbſtpeinigung, wir ſuchen alles auf, von dem wir wiſſen, daß es zur Seelenfolter wird, aber wir thun es mit wilder Luſt, mit

einer Art teufliſcher Freude und traten mit Vergnügen alles Schöne in den Staub; wir fühlen eine Befriedigung in dem Gedanken, daß nichts erhaben iſt, daß nichts des Lebens werth. Ich glaube aber auch, daß dieſer unnatürliche fröhlich-peinliche Zuſtand nur in Gemüthern möglich iſt, denen eine große Hoffnung ſcheitert, denen ein Verrath der Liebe das Herz bricht. Gewöhnliche Menſchen begreifen ihn nicht und werden nie davon erfaßt... Ich quälte mich und Geldern.. Keine Gelegenheit ließ ich vorübergehen, wo ich ihn kränken und verletzen konnte. Mit ſteigender Luſt ſah ich, daß er litt, ich beobachtete mit wildem Vergnügen das Wechſeln ſeiner Farbe, das Zucken ſeines Mundes, das Thränen ſeiner Augen. Ich ging weiter und weiter; ich ſchürte meine Eiferſucht ſelbſt an durch die Vorſtellungen, die ſich durch ſeinen Umgang mit Anna in verführeriſchen Bildern entwickeln konnten, durch die Gegenwart Anna's ſelbſt, die ich ungeachtet deſſen in mein Haus zog, ohne die ich nicht mehr ſein konnte. Sie war ja meine Freundin und ich glaubte, daß ſie es mir durch ihr Bekenntniß bewieſen habe. Eine traurige Kataſtrophe brach ein. Sie hatte die unerwartetſten entſetzlichſten Folgen. Ich litt und wurde ſchuldig. Meine unnatürliche Luſt am Schlimmen rächte ſich durch die bitterſte Reue. Aber nichts konnte ungeſchehen ge-

macht werden. Anna ſtarb. Ich wollte Geldern ſehen — er ſchickte mir den Verlobungsring zurück und war abgereiſt. Den meinigen behielt ich und erſt in Hallan warf ich ihm denſelben zu Füßen mit einer Abſicht, die ſich auch glücklicherweiſe verwirklicht hat. Ich verließ Breslau bald darauf und kam nach Berlin. Inzwiſchen folterte mich der Gedanke an die letzten Augenblicke Anna's unaufhörlich, mich peinigte Tag und Nacht das Bewußtſein ihn herbeigeführt zu haben und doch ſagte mir eine innere Stimme, daß ich nicht ganz ſo ſchuldig ſei, daß ein bedeutender Vorfall ihren Tod vorbereitet haben müſſe. Das plötzliche Begegnen mit Friedrich klärte meine Ahnung auf — der Graf trägt die größere Schuld! In den Papieren, die er dem ehemaligen Diener Geldern's abgenommen, ſoll ſie deutlich dargelegt ſein. Dieſe Schriften muß ich haben, will ich endlich von dieſer Seelenfolter, von der Laſt meines beſchwerten Gewiſſens befreit ſein. Wie der Tod Anna's herbeigeführt wurde, muß für die Welt wahrſcheinlich ein Geheimniß bleiben, aber ich ſelbſt will eine perſönliche Rechtfertigung erhalten, ich will das letzte Hemniß beſeitigt wiſſen, das zwiſchen Geldern's und meiner Liebe ſtörend liegt. Ich will Entſcheidung. Entweder verzicht' ich auf ein fernerес

glückliches Leben voll innerer Ruhe, oder ich erhalt' es durch Geldern's Hand." —

Lucinde hatte mit Willen alle näheren Umſtände über die ernſte Kataſtrophe verſchwiegen, der Baron war zartfühlend genug nicht weiter in das Geheimniß einzudringen, und entgegnete: „Wäre nur Geldern da! Ohne ihn zögr' ich, etwas zu unternehmen, und doch muß etwas und bald geſchehen, denn wie ich den Grafen kenne, wird er nichts Eiligeres zu thun haben, als Berlin zu verlaſſen."

„Glauben Sie? Ich zweifle, und habe nur die Befürchtung, daß er die Schriften verbrannt hat, indeß laſſen Sie uns nichts unverſucht, um denſelben auf die Spur zu kommen. Darf ich auf Ihren Beiſtand rechnen?" — Sie ſah ihm bittend in die Augen mit einem ſo eigenthümlich lebhaften und doch zarten Ausdruck, daß er ihr bereitwillig die Hand reichte.

„Es geſchieht ja um Ihres Freundes willen" — meinte ſie — „um Jemand, der es verdient, daß man ſich ſeiner annehme. Ich will Geldern glücklich machen, aber dazu gehört auch, daß ich ſchuldlos vor ihm erſcheine. Er hat ein weiches edles Herz, aber ich darf es nicht eher begehren, als bis ich gerechtfertigt erſcheine."

Und ſie hat mehr Herz, als ich vermuthete, dachte

der Baron, dem seine Aeußerung einfiel, die er gemacht hatte, als er Geldern zum erstenmale in Hallan begegnete und vor dem Verkaufsladen stand, an welchem Lucinde's Lithographie hing. Nun, der Maler ist schuld, tröstete er sich und fuhr laut fort: „Was bezweckten Sie durch die Berufung jenes dramatischen Künstlers? Steht er auch mit jener traurigen Begebenheit in Verbindung?"

„Das nicht; indeß hab' ich Grund zu vermuthen, daß Madame Dorbach, die Herrn Wappner in ihren besondern Schutz genommen, mit dem Grafen von Wartensee im geheimen und intimen Einverständniß steht."

„Das trifft sich gut, er soll bei ihr wohnen!" — Rasch stand er auf und faßte den Königsspieler an der Schulter.

„Ah!" — Er rieb sich die Augen, gähnte und streckte die Beine von sich. Der Baron verdeckte ihm den Mund und meinte: „Was zeigen Sie uns denn da? Wir wollen keinen Löwen füttern. Stehn Sie auf, Sie sollen eine Intriguantenrolle spielen."

Der Königsspieler befreite sich von der Hand und murmelte: „Sie haben mir dazu nie Talent zugesprochen."

„Ich wechsle nie meine Ansichten, indessen handelt es sich hier nicht um die Bühne, sondern die Wirk-

lichkeit. Haben Sie ſich den Schlaf bald aus den Augen gerieben?"

„Ja!" meinte Wappner und erhob ſich. Der Baron fragte ihn, wie weit er wohl auf das Vertrauen der Madame Dorbach rechnen dürfe.

„Eigentlich gar nicht," erwiderte der Schauſpieler eingedenk des Vorfalls am Wäldchen bei Hallan — denn nie iſt mir noch eine alte Frau vorgekommen, die ihre Geheimniſſe, in einem einzigen Puncte ausgenommen, ſo gut zu verwahren weiß, wie gerade dieſe. Was ſie eigentlich mit mir beabſichtigt, iſt mir noch nicht klar, indeß ſo lange ich ohne Engagement bin, kann ich es mir wohl in ihrem Hauſe gefallen laſſen."

Die rüde Bemerkung ignorirend, fragte der Baron weiter, „was das wohl für ein Punct wäre."

„In der Liebe. Trotz ihrer großen Praxis verräth ſie ihre Empfindungen, ſo gut wie ein ſiebzehnjähriges Mädchen. Sie ſchien übrigens Herrn Gelbern ſehr gern zu ſehen." —

Wahrſcheinlich beabſichtigte er durch den letzten Ausſpruch ſich Lucinde zu verbinden, ſie beachtete ihn aber gar nicht und erwartete, was der Baron vorhabe. Dieſer flüſterte dem Schauſpieler zu: „Sie ſind mir zu einigem Danke verpflichtet, wollen Sie ihn ausgleichen und noch obendrein eine Summe verdienen?"

„Gewiß!“ betheuerte Wappner, der nicht ohne Dankbarkeit war, indeß auch nie das Geld verſchmähte — „Was kann ich thun, um beides zu erreichen?“

Der Baron inſtruirte ihn: „Gehn Sie ſogleich zu Madame Torbach, laſſen Sie Ihre Sachen aus unſerm Hotel dahin bringen — aber blos Ihre — und ſuchen Sie zu erfahren, wenn der Graf von Wartenſee zulept da geweſen, ob er vielleicht jetzt dort ſei. Ferner ſehn Sie zu, daß Sie erforſchen, ob er nicht mit Schriften zu der Dame gekommen, und in welchen Beziehungen er überhaupt zu ihr ſtehe. Sie werden doch ſo viel Einfluß über das Herz der Alten gewonnen haben, um dieſe Fragen, die Sie natürlich nicht plötzlich an ſie richten dürfen, beantwortet zu erhalten. In welcher Weiſe, für Sie gleichviel, nur ſuchen Sie ſich Wort für Wort ihre Entgegnung zu merken. Sie finden mich morgen früh 9 Uhr in meinem Hotel. Um die Sache nicht gar zu auffallend zu machen, dürfen Sie nur andeuten, daß Sie den Grafen von Breslau aus kennen und bei Ihrer Ankunft in Berlin bereits geſprochen haben, natürlich dürfen Sie von meiner Perſon und dem Beſuche bei dem Fräulein Lucinde nicht ein Wort erwähnen. Haben Sie mich verſtanden, Wappner?“

„Ja," verſicherte der Schauſpieler mit einem etwas ſtupiden Geſichte.

„Wiederholen Sie meinen Auftrag," forderte der Baron, der an ſeinem Gedächtniſſe zweifelte. Der Königsſpieler that es und über Erwarten gut. Zufrieden drückte ihm Werthoff die Hand und meinte: „Sie haben bei all' Ihren Fehlern, Wappner, kein verdorbenes Herz, beweiſen Sie es auch jetzt und fordern Sie Ihren Verſtand zur Unterſtützung auf. Ich kenne Madame Dorbach nicht, aber ich weiß, daß ſolche alte Damen ſich leicht überreden laſſen, wenn man ihnen zu ſchmeicheln verſteht. Sie ſind in dieſer Kunſt kein Stümper, denn Sie tragen viele Trophäen an ſich, die meine Behauptung bekräftigen."

Der Baron meinte die Geſchenke, die der Schauſpieler von der Dame erhalten hatte, und entließ ihn jetzt mit der wiederholten dringenden Aufforderung, morgen zu ihm zu kommen. „Noch Eins!" rief er ihm nach, als er ſich bereits bis zur Thüre nach einem Handkuß bei Lucinde hingearbeitet hatte.

Wappner drehte ſich um und ſah ihn fragend an.

„Kennt Sie der Graf?"

„Nein," verſicherte der Schauſpieler.

„Sollten Sie ihn jetzt bei Madame Dorbach treffen, ſo warten Sie natürlich bis er ſich entfernt hat,

vermeiden es überhaupt, daß er Ihnen begegnet. Bis morgen dauert nur Ihre Rolle, dann fällt Sie aus. Adjeu, Freund Königsſpieler!"

Nach einer kleinen Unbeholfenheit und mit einiger Schwierigkeit drängte ſich Wappner durch die Thüre. — Als er ſich entfernt hatte, fragte Lucinde den Baron: „Glauben Sie denn, Herr von Werthoff, daß mein ehrenwerther College der Mann iſt, Ihren Auftrag auszurichten? Vielleicht verſchlimmert er eher die Sache, als daß er ſie befördert."

„Es iſt nichts weiter nöthig," erwiderte der Baron, „als daß ich erfahre, ob der Graf überhaupt in intimen Beziehungen zur Madame Dorbach ſteht, dann iſt zu erwarten, daß ſie um den Verbleib der Schriften weiß. Aus ihrer Antwort gegen Wappner werd' ich es herausfinden. In der Art und Weiſe ſelbſt einer Ablehnung oder Verleugnung liegt etwas Verrätheriſches, das uns das Wahre ſondern läßt. Es gehört nur ein bischen Menſchenkenntniß dazu, und iſt Ihr Herr College auch nicht der Mann, der dieſe Entdeckung herbeizuführen verſteht, ſo iſt er doch andererſeits unbeſorgt und unübergelegt genug, ich will nicht ſagen dumm, mir jedes Wort der Dame treu wieder zu erzählen. Daraus will ich meine Maßregeln treffen."

Mit Lebhaftigkeit fuhr er dann fort: „Wo nur Geldern bleibt! Er iſt uns nöthig, denn der Graf darf Berlin nicht früher verlaſſen, als bis die Schriften in unſern Händen ſind.“

Lucinde hatte längſt die heftigſte Unruhe über das räthſelhafte Ausbleiben Geldern's empfunden und ſie nur mühſam unterdrückt, jetzt äußerte ſie ihre Beſorgniß laut und die Befürchtung, daß ihm vielleicht ein Unglück zugeſtoßen ſei.

Der Baron wußte ihr das auszureden und meinte: „Vielleicht hat er perſönliche Geſchäfte, die ihn zurückhalten, vielleicht iſt er zu der Einſicht gekommen, daß ſein jetziges Leben ſich mit ſeinen Anforderungen und Kenntniſſen durchaus nicht vereinbaren laſſe. Er treibt gewiß Jagd auf eine paſſende Stellung. Er ſoll einflußreiche Verwandte beſitzen.“

Er betrachtete bei dieſen Worten Lucinde mit einem Ausdruck, der ſie erröthen machte und zu der Aeußerung veranlaßte: „Ich verſtehe Sie, Herr Baron, aber die Hoffnung, die Sie dadurch in mir [illegible]e machen, dürfte wohl noch nicht ſobald in Erfüllung gehen. Ich habe ſeit meiner erneuerten Zuſammenkunft noch keinen Blick in ſein Herz thun können, ich weiß nicht, ob es noch für mich ſchlägt. Er hat alle Urſache mir zu zürnen, ich trage die Mitſchuld, daß er drei

Jahre in Kummer und Mißmuth zugebracht, wird er mir verzeihen, mich entſchuldigen wollen?.. Es hat ſich inzwiſchen ein anderes weibliches Bild in ſein Herz gedrängt, ich bin in Schatten geſtellt, wenn vielleicht auch nicht vergeſſen, doch es iſt ein neuer friſcher Eindruck, der ihn beſchäftigte, die alte Liebe muß untergehen."

Baron Werthoff, der noch nie mit Lucinde in ſo naher Beziehung ſtand, wurde mehr und mehr ihr Freund und ſuchte ſie zu beruhigen: „Fräulein Thereſe von Wardenegg iſt Braut."

„Braut?" Sie ſah ihn groß an; die Nachricht überraſchte ſie. Madame Dorbach hatte es ihr verſchwiegen. „Braut?" wiederholte ſie, „und ſomit verſchenkte ſie zwei Mal ihr Herz? Wie konnte Geldern ein ſolches Geſchenk annehmen? Er theilte meine Anſicht, daß er ganz oder gar nicht beſitzen wollte."

„Er wußte es nicht früher, als es zu ſpät war. Wer hier die Schuld trägt, wag' ich nicht zu unterſcheiden, denn auch Thereſe, beiläufig geſagt, eine ſehr weitläufige Verwandte von mir, kann ich nicht verurtheilen. Sie wird durch das Schickſal an einen Mann gefeſſelt, den ſie nicht liebt. Geldern iſt ihre erſte Liebe."

„Die erſte Liebe, die allmächtige, bewältigende!"

— In Lucinde regte ſich die langverborgene Eiferſucht und ihr Auge ſprühte. „Aber dennoch, Herr Baron, iſt das Fräulein nicht zu entſchuldigen. Mit welchem Geſicht ſoll ſie ihrem Gatten entgegen treten, wenn ſie nicht ſein, ein fremdes Bild im Herzen trägt. Eins muß vertilgt werden.“

„Sie wird“ entgegnete der Baron, dem die Aufregung Lucinde's nicht entging — „die einmal übernommene Pflicht erfüllen und Geldern zu vergeſſen ſuchen. Sie beſitzt ein weiches Gemüth, ein empfindſames Herz, ich fürchte, es iſt für keinen Mann ein Gewinn, ſie zur Gattin zu erhalten, denn er wird ſie nicht lange beſitzen. Sie krankt an der Seele. Es gibt Menſchen von zarter Organiſation, die jede rauhe Berührung des Schickſals foltert, die den Muth nicht beſitzen, gegen die Verhältniſſe anzukämpfen und ſich gehorſam dem Willen und den Anforderungen Anderer unterwerfen. Sie finden in der geduldigen Fügſamkeit keinen Erſatz, aber einen ſchwachen Troſt, den ſie mit rührender Kindlichkeit nähren. Solche Weſen denken groß von der Liebe, werden ganz von ihr ausgefüllt, aber ſie können nicht handeln und nehmen nur Rückſichten auf ihre nächſte Umgebung, die ſie nach Willkühr beſtimmen. Sie dulden und ſchweigen und lieben bis zum Grabe.“

Der Baron hatte ohne es zu wollen in seiner Characterisirung den letzten Grund mit angeführt, den Thereſe abgehalten hatte, Geldern's Beſtürmungen Gehör zu ſchenken. Sie fühlte ſich krank, krank im Tiefſten der Seele und beſorgte durch einen ihm erwünichten Entſchluß ihm nur noch mehr Leid aufzubürden. Sie fürchtete ſeine beſchränkte Lage, die kein Opfer geſtattete, die vielleicht durch ein langes Krankenlager bedingt würden, und zudem, was konnte ihm ein kurzer Beſitz frommen? Mußte er nicht die traurigſten Folgen, den herbſten Kummer nach ſich ziehen?.. Sie hatte ihren Zuſtand auch nicht ihrem Bräutigam verſchwiegen, aber er lächelte darüber und tröſtete ſie mit dem Hinblick auf ein Bad, das ſie mit ihm beſuchen ſollte und auf einen berühmten Arzt, den er zu ſeinen Freunden zählte... Es gibt aber Krankheiten, die kein Arzt zu heilen vermag, Wunden, die ſich nicht eher, als mit der letzten Ruheſtätte ſchließen. —

Lucinde wurde durch die Worte des Barons einigermaßen getröſtet, doch widerſtrebte der Zwiſchenfall immerhin ihren Empfindungen, die eiferſüchtig die kleinſte Untreue an dem Geliebten bewachten. Als ſolchen betrachtete ſie Geldern auch noch jetzt, obſchon er nichts gethan, was ihr ein Anrecht dazu gegeben, ſie folgte eben ihrer Liebe, die von neuem und in gleich

ſtarkem Grade erwacht war, ſie vertraute der Hoffnung, die ihr mit einem glücklichen Ziele ſchmeichelte. Dieſe Anſichten leiteten auch ihre Worte, die ſie zu dem Baron äußerte und mit Uebergehung Thereſe's, deren Namen ihr ein Dorn blieb, der die Harmonie ihrer Liebe geſtört hatte.

Sie ſagte: „Ich muß es Geldern überlaſſen, zu handeln. Wenn ich aufrichtig ſein darf, und ich glaube es ſeinem Freunde gegenüber ſein zu können, ſo darf ich noch einmal wiederholen, daß ich ernſtlich beſtrebt ſein will, ihm das Leid vergeſſen zu machen, das ich ihm zugefügt. Kehrt er zu mir zurück, die nie aufgehört hat ihn zu lieben, obwohl ich mich auch einmal einer Verblendung der Eitelkeit hingab, ſo wird er die alte Treue in mir finden, ich werde ihm eine gute Gattin ſein. Bis wir aber zu dieſem Ziele gelangen, das ich vorläufig noch, ich geſteh' es mit Betrübniß, allein im Auge habe, möcht' ich Sie dringend bitten beſter Herr Baron, Geldern anzuſpornen, daß er nach, einer ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten angemeſſenen Stellung trachtet. Es wird ihm nicht fehlen, eine ſolche zu erhalten. Ohne dieſe wird er meine Hand nicht begehren, und ich will ſie ihm nicht aufdringen. Sie ſehen, es ſpricht bei dieſer Bitte, nicht zum kleinen Theil meine Ungeduld und mein Egoismus mit."

Werthoff nahm ihre Hand und führte ſie an die Lippen, indem er ihr verſicherte, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, um Geldern zur That anzuregen.

„Und jetzt," ſchloß er — „laſſen Sie mich ihn aufſuchen. Ich will noch einmal in ſeine Wohnung eilen, denn er darf uns nicht länger fehlen. Die Umſtände drängen. Ich hoffe, ich ſehe Sie morgen glücklich."

Er ging, von ihr bis an die Thüre begleitet. Der Abend rief ſie ins Theater. —

# Fünftes Buch.

Geldern hatte am geſtrigen Tage, noch denſelben Abend, an welchem er ſeine Tagebuchblätter und die Schriften des Grafen durchgeleſen, ſein Zimmer verlaſſen und irrte durch die Straßen Berlins. Er war aufgeregt und ſuchte Zerſtreuung. Jener verhängnißvolle Moment beſchäftigte ſeine Phantaſie und führte ihm deutlich Lucinde vor Augen, wie ſie ſeine Schwägerin in den Armen hielt... Welche grauſame Liebkoſung — dachte Geldern — man hat keine Ahnung davon, wenn man in ihr ſchönes Antlitz ſieht. Ihre Stirn iſt klar und rein, das Auge tief und voll Seele — das tiefe dunkle Meer, in das ich ſo oft und ſo gern geblickt. Werthoff behauptete, es wachſen keine Blumen auf dem Grunde, Sumpfpflanzen vielleicht und

Schlinggewächse — er hat sie nicht geliebt. Er hat nie empfinden können, was Lucinde zu sein im Stande ist, wie reich ihr Gemüth ist. Die Natur hat sich in Gefälligkeiten überboten, als sie werden sollte, aber wie nichts vollkommen sein darf, was zu den Menschen gehört, so geschah es auch bei ihr; die Vorsehung hatte einige unachtsame Stunden, und schnell benutzte sie der Geist der Verneinung, um in ihr Herz seinen Saamen auszustreuen. Das Böse ist allzeit auf der Lauer, und die täppischen Kunstgriffe und Klügeleien der Erzieher erleichtern ihm die Ausbreitung. Es ist ein Dämon in dem Character Lucinde's! Er hat Theil an ihrem Thun und regiert auch ihre Unterhaltung. Es ist nicht ohne Reiz und erhöht das Interesse, das zu wissen, denn selbst das vollendete Schöne, sobald es einseitig ist, sättigt und lenkt den Sinn bald wieder ab; aber da der Saame des Schlimmen vorhanden ist, wird er sich nicht wieder zum Argen kehren, da es einmal schon geschehen ist?... Ich habe versucht, sie bei jenem entsetzlichen Ereigniß zu entschuldigen, es liegt eine steigernde Lust in der begonnenen Marter, aber meine Liebe sprach die Entschuldigung, wird das Grauen der Ahnung mir nicht fortdauernd zur Seite stehen, wenn ich bei der wieder angeknüpften Annäherung verharre?.. Wer bürgt mir dafür, daß nicht abermals

eine Stunde kommt, in der ihr wildes Element die Dämme der Beſonnenheit durchbricht?... Ihre Liebe? Die meinige? Ein ſchöner harmoniſcher Verein, denn ich weiß, daß ſie mir im Gefühl nicht nachſtand, aber die Meinungen der Menſchen unterliegen dem Schickſal, einem bloßen Zufall, dem die Vernunft wenig Rechte einräumen will und der doch exiſtirt.. Sie hat Sinn für das Familienleben, ſie ſehnt ſich darnach, heraus aus der drückenden Einſamkeit, die durch den Umgang, den ihre künſtleriſche Stellung nach vielen Richtungen bedingt, keineswegs beſeitigt wird. Es wohnt ſo wenig Verſtändniß unter den Menſchen, und ſie gehört zu denen, die es verſchmähen, viel verſtanden zu werden... Sie hat edle, vortreffliche Eigenſchaften, ſie könnte von ihrem Reichthum austheilen und doch noch unter den Guten beſtehen, ein lebendiger Geiſt regiert ihre Seele... Iſt es möglich, daß die größere Hälfte der Schuld von ihr abfällt, iſt der Graf ein Verbrecher und ſie nur das gebrechliche Werkzeug der wilden Leidenſchaft, die alle Ueberlegung ausſchließt, und muß ich mich entſcheiden — ich will ihr Kraft, Vernunft und Beſonnenheit entgegen ſtellen. Sie iſt meine erſte Liebe, und aus der Welt herauszutreten, in der ſie ausſchließlich herrſcht, aus der Welt des Herzens, würde mir ſelbſt den Reiz des Lebens koſten...

Willenlos und ohne Beſtimmung trug ihn ſein Fuß durch verſchiedene Straßen. Es brannten bereits alle Gasflammen, obwohl es noch nicht ſpät am Abend war, aber ein dichter herbſtlicher Nebel vermehrte das früh einbrechende Dunkel. Er ließ das bunte Treiben um ſich ganz außer Acht, und nur mit ſeiner innern Welt beſchäftigt, verfolgte er ſeinen Weg...

Plötzlich hörte er eine Stimme zum Clavier... Sie ſchien ihn bekannt und auch die Worte zum Geſang... Er blickte auf... Er befand ſich in einer Straße, die nicht ſehr belebt zu ſein ſchien, nur wenige Menſchen gingen ab und zu. Die Häuſer waren alle groß und elegant, in dem erſten Stockwerk des einen ſchimmerte durch die dicht geſchloſſenen Vorhänge ein Licht, und von da ſchien der Geſang zu kommen.

Er trat auf die andere Seite der Straße und blickte nach den beiden Fenſtern, aber er konnte nichts entdecken, keinen Schatten von den Geſtalten, die auf einmal in ſeiner Seele auftauchten, und hier verklangen auch die Worte, die Straße war breit.. er ging zurück und trat dicht unter das Fenſter und lauſchte.

Eine Stimme ſang:

„Ich liebe Dich! Frag' nicht, wie ſehr!
Was mein iſt, Alles, was ich habe

An Güte, Werth und Mannesehr',
Du haſt 's — Dein iſt die ganze Habe.

Und Du?... Du haſt mir nur geſagt:
„Gehören muß ich einem Andern;
Du kennſt ihn nicht, haſt nie gefragt —
Leb' wohl, leb' wohl! wir müſſen wandern!" —

So leb' denn wohl, mein Sonnenlicht,
In guter Führung heitrer Sterne!
Und Du mein Herz?.. Ihr Auge ſpricht:
„Gedulde Dich! aus dunkler Ferne." —

Der Geſang verſtummte. —

„Thereſe!" rief Geldern. Ihr Bild ſtand vor ihm in ſeiner vollen Anmuth und Lieblichkeit, aber er ſprach den Namen nicht mit der Gluth, die ſie einſt in ihm entzündet, es ſchien, als müßte er ſich erſt wieder an den Gedanken gewöhnen, daß er ſie einſt geliebt hatte. Je mehr er indeß an ſie dachte, je mehr ihm all' die Stunden einfielen, die er in ihrem Umgang genoß, je mehr ſich ihre Geſtalt ſelbſt mit dem Zauber ihres Weſens an ihn drängte, je mehr wuchs in ihm die unterdrückte Neigung und das Verlangen ſie zu ſehen. Ihr Bild kämpfte mit einem andern, aber immer drängte es ſich wieder hervor in ſeine Seele und brennender wurde ſein Wunſch...

Mit gekreuzten Armen ſtand er unbeweglich an dem Platze und ſprach vor ſich hin: „Sie ſingt mein Lied, Sie hat mich nicht vergeſſen!“ —

Es war ihm, als müßte der Geſang von neuem beginnen, er lauſchte und blickte empor, aber kein Ton ſchallte herab... Er wartete, es feſſelte ihn an den Platz... es zog ihn hinauf zu ihr, die nicht im Stande geweſen war, ſeine erſte Liebe aus ſeinem Herzen zu verdrängen, und die auch jetzt wieder ſich zwiſchen Lucinde's Bild drängte.. Aber ſie gehörte einem Andern, er hatte kein Recht an ſie, er hatte Abſchied von ihr genommen für's Leben.. Sollte er nochmals vor ſie hintreten, durfte er es.. Es galt den Frieden ihrer Seele, ſie hatten abgeſchloſſen mit einander.. Er zögerte, und doch hob er den Fuß und überſchritt die Schwelle, die nach dem Hausthor führte, er zog die Klingel, es wurde geöffnet, er wußte ſelbſt nicht wie? aber er ſtand im Vorſaal, der die Treppe hinauf führte...

Er zögerte wiederholt, er blickte zurück nach der Thüre, die auf die Straße führte, aber unwiderſtehlich zog es ihn vorwärts — er ſchritt langſam die Treppe hinauf, kaum daß er zu athmen wagte — er befand ſich im erſten Stockwerk.

Wieder blieb er ſtehen, ſeine Gedanken irrten um den Einen Punct unklar und verworren, um den Ei-

nen, der alles übrige für jetzt zurückdrängte — ſie, Thereſe mußte, wollte er ſehen... Eine Gasflamme brannte in der Hausflur, er las auf einem Schilde: Geheimrath von Lohmarr. — Er zog die Glocke. Ein Diener öffnete und fragte nach ſeinem Begehren.

Er war augenblicklich unentſchloſſen und erwiderte erſt nach einem kurzen Stillſchweigen: „Iſt der Herr Geheimrath zu Hauſe?" — Er fühlte erſt jetzt das Unpaſſende ſeines Beſuches, aber er verbannte jedes Bedenken, da er nicht mehr zurücktreten konnte.

Glücklicherweiſe benachrichtigte ihn der Bediente, daß die Herrſchaft ausgebeten ſei; ein Stein fiel ihm vom Herzen, und ſichtbar erleichtert forſchte er: „die gnädige Frau auch?"

„Allerdings," verſicherte der Diener, „es iſt Niemand zu Hauſe, als das Fräulein von Wardenegg, die Schweſter der gnädigen Frau."

„So melden Sie mich bei der." —

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" —

Geldern überlegte ſchnell, daß ſie ihn vielleicht nicht vorlaſſen würde, wenn er ſeinen wirklichen Namen nennen würde, und entgegnete deshalb: „Sagen Sie nur dem Fräulein, ein alter Bekannter bäte um die Ehre, ſie noch heut' Abend zu ſprechen. Ich bin auf der

Durchreiſe und laſſe um Entſchuldigung für den ſo ſpäten Beſuch bitten."

Der Diener betrachtete ihn mit einem etwas mißtrauiſchen Blick und ſchien zu zögern.

„Melden Sie mich nur!" rief Geldern ungeduldig.

Der Diener ging und kam nach einer kurzen Weile zurück, indem er ihm die Thür öffnete, die in das Wohnzimmer führte. „Das Fräulein wird ſogleich erſcheinen," ſprach er dabei, indem er die Wachskerzen eines Armleuchters anzündete und in dem anſtoßenden Zimmer verſchwand. Kaum war er fort, und kaum daß Geldern einen flüchtigen Blick auf das reich ausgeſchmückte Gemach werfen konnte, als ſich eine Thüre öffnete und Thereſe hereintrat. Sie war ſchwarz gekleidet, das Haar glatt, das Geſicht bedeckte eine feine Bläſſe...

Geldern hatte ſich in den Schatten geſtellt, ſo daß ſie ſeine Züge nicht ſogleich bemerken konnte, jetzt trat er raſch hervor und auf ſie zu... Mit einem leiſen Schrei erkannte ſie ihn... Er wollte ihre Hand ergreifen, ſie zog ſie zurück.

„Thereſe!" flüſterte er im Tone eines leiſen Vorwurfs.

„Sie ſind es?" ſagte ſie langſam, mit einem Aus-

druck, als zweifle ſie an ſeiner Gegenwart, die ihr ſo unerwartet kam.

„Ich hörte Sie ſingen, meine Worte ſingen, der Zufall führte mich vorüber, es zog mich mit unwiderſtehlicher Gewalt zu Ihnen, ich weiß ſelbſt kaum, wie ich hergekommen bin.“ —

„Ich bin eine Verlobte, die Braut eines Mannes, dem ich von neuem unverbrüchliche Treue gelobt. Es thut mir weh, daß ich Sie daran erinnern muß.“

„Sie ſind grauſam, Thereſe, wozu mahnen Sie mich an etwas, das ich keinen Augenblick vergaß, das ich aber nur ungern aus Ihrem Munde höre. Ich bin nicht gekommen, Ihren Frieden zu ſtören, Sie ihrem Schwur untreu zu machen.“

„Und dennoch ſind Sie hier? Halten Sie es für ſo leicht, oder für ſo wenig gewagt, alte Erinnerungen, die wir mit Gewalt in den Hintergrund bannten, heraufzubeſchwören? Mit der Perſon kommt alles, alles wieder, jeder entſchwundene Traum...“

Sie ſprach gedämpft, ohne beſondern Nachdruck, ſelbſt ohne ſichtbare Bewegung in ihren Zügen, und doch lag eine Wehmuth, eine Reſignation in jedem Worte, die auf Geldern einen tiefen Eindruck machten.

Er wagte kaum zu erwidern, was für ihn zu einer Art von Vertheidigung dienen ſollte: „Und den-

noch ſangen Sie mein Lied, Sie ſelbſt haben dazu eine Melodie erfunden.“

„Das iſt mein Recht, etwas, wofür ich Niemand Rechenſchaft ſchuldig bin, als mir ſelbſt. Es iſt ein Stück Phantaſie, die mich in einer einſamen Stunde beſchäftigte. Ihr ſich zu überlaſſen, halte ich für kein Vergehen, da ich mir Mühe gebe, den Verfaſſer von dem Gedichte zu trennen, Ihr Erſcheinen aber führt mich auf den Weg der Schuld, wenn ich es nicht abzukürzen ſuche.“

Er forſchte in ihren Zügen und eine innere Stimme wollte ihm zuflüſtern: Sie hat aufgehört Dich zu lieben, aber dagegen ſträubte ſich ſeine ganze Seele, und obgleich ſie ſo ruhig und gefaßt vor ihm ſtand, ſchien es ihm doch, als zuckte um ihren Mund ein leiſer Schmerz, als brächte ſie nur mühſam die Worte hervor... Dieſe Wahrnehmungen, die er im Stillen machte, reizte ihn zu einer Herausforderung ihrer wärmeren Empfindungen, aber ſeine edlere Natur ſiegte, er dachte ſchnell an ſeine eigene Lage, an ſein Verhältniß zu Lucinde, an Thereſe's Eigenſchaft als Verlobte... Ihre Worte verletzten zudem ſeine Eitelkeit und er konnte nicht umhin zu entgegnen: „Ich verſteh' es nicht ſo leicht, ein Gedicht von dem Verfaſſer zu trennen, ich

ſuche dabei ſtets den Character des letzteren zu ergründen, ich muß wiſſen, von wem ich leſe."

„Sie haben mir das Gedicht gegeben, und ich habe das nicht vergeſſen."

„Das iſt ein Widerſpruch."

„Nein. Es iſt mir genug, daß ich über den Dichter eine Stunde nachgedacht habe, ſpäter iſt es genug, daß nur der Name bleibt.".

„Sie wollen mich beleidigen."

„Niemals, aber ich darf die Pflicht nicht wieder aus den Augen laſſen. Schlimm, ſchlimm, daß ich es einmal thun konnte."

„Sie bereuen, Thereſe? Sie bereuen wirklich, was zwiſchen uns geſchehen? Soll ich Sie an die Vergangenheit, an die einſt ſo ſchöne, erinnern? Es koſtet mich nicht viel, es zu können. Ihr Anblick rufte alles wieder in mir wach."

Er heftete einen glühenden Blick auf ſie und wollte von neuem ihre Hand erfaſſen; ſo ſchnell vergaß er ſeine edleren Vorſätze.. Sie trat einen Schritt zurück und ſah ihn mit tiefem ſeelenvollem Ausdruck an, in dem Schmerz und Vorwurf kämpften, indem ſie erwiderte: „Welches Schutzmittel bleibt mir noch übrig, wenn ſelbſt der Name Braut nicht im Stande iſt, Sie in den Schranken der Beſonnenheit zu halten? Wol-

len Sie mich noch tiefer erniedrigen, als es ſchon geſchah? Achten Sie die Reue für nichts? Ich habe gerungen, bis ich ſo weit kam, daß ich Ihrer gedenken kann, ohne aufzuflammen, und nun wollen Sie das mühſam Errungene erſchüttern? Geldern, ich bitte Sie um Schonung. Ich habe Kraft und Ruhe ſo nöthig, es iſt das Einzige, was mir noch den trüben Weg durchs Leben erleichtern kann, rauben Sie mir es nicht. Von Ihnen, ich ſagte es Ihnen ſchon damals, als ich glücklich und unſelig zugleich war, von Ihnen möcht' ich am wenigſten mein Leid vermehrt ſehen. Und damit ich Ihnen nichts verhehle, auch Sie muß ich daran erinnern, daß Sie Rückſichten gegen ein geliebtes Weſen zu nehmen haben."

„Lucinde?" fragte Geldern raſch, ohne das Andere zu berückſichtigen.

Es zuckte um den Mund Thereſe's, aber ſie antwortete nicht.

„Ich habe mich zu entſchuldigen," fuhr er fort, „einen Fehler abzubitten, den ich in einer gefolterten Stimmung beging. Damals, als wir auf der Eiſenbahn fuhren, beim Einſteigen in den Waggon, handelte ich unverzeihlich, wie ein blöder Knabe, der ſich vor der Ruthe fürchtet. Was mußten Sie von mir denken, Ihre Schweſter von mir glauben?"

„Daſſelbe, was Sie berechtigt waren, von mir zu glauben, als ich Ihnen erklären mußte, daß ich Braut ſei. Wir haben Beide gefehlt, Geldern, wir waren auf dem Wege uns unglücklich zu machen, laſſen Sie uns aber jetzt wie vernünftige Menſchen handeln, die das Unabänderliche einſehen und ſich fügen lernen in die Forderungen des Schickſals. Wir können nichts gewinnen, wenn wir fortfahren uns gegen dieſelben aufzulehnen, aber wir können alles verlieren, wenn wir ſie mißachten. Ich halte Sie auch nicht für arm, und wenn Sie ſich ſelbſt wieder gewinnen, werden Sie auch begreifen, daß es kein Verluſt iſt, der, wie Sie glauben, Sie jetzt in mir trifft. Ich müßte ſehr irren, wenn Sie nicht auf dem Wege waren, mein Geſchlecht zu verachten, es zum Spielzeug Ihres Willens zu machen; ſolche Gedanken mußten kommen, aber von Ihnen auch gleich wieder verworfen werden, da Sie zu edel ſind, um über eine Einzelne, die Sie kränkte, alle meine Mitſchweſtern zu verdammen. Und wohl hat auch Ihre erſte Liebe, zu der Sie zurückgekehrt ſind, es verſtanden, Sie mit dem kleinen Zwiſchenfall, der uns Beide betraf, auszuſöhnen.“

In Geldern ſtieg der Verdacht auf, aus Thereſe ſpreche ein Anflug von Eiferſucht, ihre ruhige Stimmung indeß, die klare Beſonnenheit ihres Ausdrucks

erſtickten denſelben. Er war unſchlüſſig, was er erwidern ſollte, er fürchtete, ſie tiefer zu kränken, wenn er noch einmal verſuchte, ſie an ihr Verhältniß als Braut zu erinnern, und doch konnte er es nicht umhin. Er ſagte: „Eigen, eigen, wie das Schickſal mit uns ſpielt. Ich erblickte in Ihnen Geneſung, Vergeſſen für eine trübe Erinnerung, Erſatz für ein Leid, das ich einſam durch Jahre mit mir herumgetragen und, wie ich die Hand ausſtrecke nach dem neuen Glücke, entziehen Sie mir es ſelbſt. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich Ihnen zürnte — eine doppelte Täuſchung iſt oft mehr, als der Menſch ertragen kann. Und ich nun ſelbſt! In demſelben Augenblicke, da Sie für mich verloren gingen, finde ich wieder, was einſt meine Seligkeit ausmachte, was ich aufgegeben hatte. Ob ich das alte Glück abermals aufnehmen darf? Ich fürchte mich zu entſcheiden, und muß es doch, da Sie für mich verloren gehen und durch Ihre Schuld die alte Liebe in mir aufkeimt... Werden wir nie bereuen? Wir theilen gleiche Schuld.“

„Nein, Geldern. Warum ſollten wir das, was einmal unſer Glück ausmachte, unſere Seele ausfüllte, bereuen? Bis hierher halte ich mich nicht für ſtrafbar, wenn auch nicht ohne Schuld; noch einen Schritt weiter, nochmals das Wiederkehren in die zurückge-

drängte Erinnerung — und ich müßte vor mir ſelbſt erröthen. Ich weiß auch recht gut, daß ich in den Augen Fremder bereits ſtrafbar erſcheinen muß, aber dafür find' ich noch in mir Entſchuldigung. Ueber die Welt des eigenen Herzens richtet man auch nur ſelbſt, und ich räume Niemand ſonſt ein Recht dazu ein. Ich kann für das, was zwiſchen uns geſchehen, mich nicht anklagen, aber ich muß es vergeſſen. Und nun noch das eine, letzte Wort. Ich hatte nicht die Abſicht nach Berlin zu kommen, meine Schweſter bat aber ſo dringend, daß ich es ihr nicht abſchlagen wollte. Sie meinte, ihre Nähe dürfte für mich von Nutzen ſein... Sie begreift mich nicht ganz, meine gute Schweſter. Morgen reiſe ich von hier ab."

„Und wohin?" fragte er raſch.

Nach kurzem Zögern erwiderte ſie: „Mein zukünftiger Gatte erwartet mich in Potsdam, in ſeiner Begleitung reiſe ich dann weiter."

„Und wie werden Sie ihm entgegentreten?"

Sie betrachtete ihn einen Augenblick groß und erwiderte mit einem Anflug von bitterem Schmerz: „daß doch die Männer, die wir am meiſten liebten, ſo oft überſehen, daß uns ſchmerzt, was ihr härteres Gemüth als gewöhnlich und natürlich betrachtet. Wozu dieſe Frage?... Ich werde die Pflicht erfüllen, die mir

das Schickſal auferlegt, und damit beginnen, daß ich Sie bitte, mich zu verlaſſen. Zu lange ſchon fürcht' ich, hab' ich Ihnen Gehör geſchenkt."

Er drang nicht weiter in ſie, da er eine Thräne in ihrem Auge zu bemerken glaubte, und bat nur noch: „Reichen Sie mir noch einmal Ihre Hand, es iſt das letzte Mal."

„Das letzte Mal!" wiederholte ſie leiſe, kaum hörbar, indem ſie ſeinen Wunſch erfüllte. Er preßte die Hand an ſeine Lippen, ſah ihr nochmals tief, durchdringend in die Augen und verließ mit einer ſtummen Verbeugung das Gemach. — Weinend ſank ſie, den mühſam zurückgedrängten Thränen freien Lauf laſſend, in einen Stuhl. Der erſte, letzte ſchöne Traum ihres Lebens war entſchwunden, das eiſerne Gebot der Pflicht, eines unabänderlichen Schickſals hatte ihn vernichtet..

Auf der Straße angekommen, überdachte Geldern noch einmal das Geſpräch. Er war über den Character Thereſe's nicht einig. So viel Feſtigkeit bei ſo Weichheit des Gemüths, ſo viel ruhige Ergebung in ein unwillkommenes Schickſal und doch das Durchblicken einer noch nicht ganz unterdrückten Liebe... Und er ſelbſt! Wo war das ſtürmiſche Verlangen geblieben, das er ſonſt bei ihrem Anblick empfunden? Wo der dringende lebhafte Wunſch nach ihrem Beſitze?.. Nur

einmal brach die gedämpfte Gluth hervor, nur das einemal ſtand ſie in der früheren Glorie vor ihm, ſonſt hörte er ihr wenn auch mit Theilnahme doch ohne höhere Erregbarkeit zu... Je mehr er ſann, deſto überzeugender ſchlich ſich die Bemerkung in ſein Inneres ein, daß er Lucinde niemals aus dem Gedächtniß verloren, daß Thereſe nur das Heilmittel ſein ſollte, um die Erinnerung zu mildern, das gebotene Vergeſſen zu erleichtern. Er entſchuldigte ſich zwar und meinte, er habe nur dem Zuge ſeines Herzens nachgegeben, als er Thereſe zuerſt erblickt, er habe aus dem Drange ſeines Innern gehandelt, und er gewinne erſt jetzt jene ernſte Ueberzeugung; es wäre anders gekommen, wäre Lucinde nicht erſchienen, Thereſe hätte ihren Platz einnehmen müſſen. Er wagte ſich ferner einzugeſtehen, daß Lucinde's blendende Erſcheinung, ihr lebhafter Geiſt, ihr ſpirituelles Gemüth den Vorzug verdienten vor Thereſe's einfachem Weſen. Und war nicht gerade das, was ihn zu ihr gezogen, was ihn gefeſſelt?... Er fragte es ſich im Stillen, war aber auch mit der Antwort bereit: Daß das Erkennen das Reſultat der Prüfung ſei, er habe für das letztere nur flüchtige Tage gewonnen und — ſie habe ihn verſchmäht. Warum nur? Er erſchöpfte nochmals all' die früher angegebenen Gründe und kam immer wieder darauf zurück,

daß es ſeine ſchwankende Stellung, ſeine Armuth und wenige Entſchloſſenheit ſei, die ihm eine ſo bittere Erfahrung brachten. Konnte dieſe aber nicht wieder auch bei Lucinde eintreten? Er fürchtete ſich eine Antwort darauf zu geben, that es aber dennoch, und der Entſchluß ſtand in ihm feſt, von nun an zu handeln. Und wenn ich nichts gewinne, ſchloß er, ich will den beiden Frauen, die mir ſo nahe ſtanden, wenigſtens den Triumph nehmen, mich untergehen zu ſehen... War das bei Thereſe nöthig? Er hatte ihre Seele nicht ganz verſtanden, er wußte nicht, daß das eigene Glück ihr weniger galt, als das ihrer nächſten Umgebung daß ſie die Größe hatte, ſich aufzuopfern, um den Wunſch ihrer Geſchwiſter und Verwandten zu erfüllen, ihre Eltern nicht zu betrüben...

Aber, da ſeine Gedanken wieder bei ihr, Thereſe, anknüpften, ſchlich ein ſeltſames Verlangen in ſein Herz. Sie wurde von ihrem Verlobten, dem künftigen Gatten erwartet. Wer es wohl ſein mag, dachte er, dem mich aufzuopfern ſie im Stande iſt? Wie iſt ſein Ausſehen, ſein ganzes Benehmen? Es reizte ihn der Wunſch, ihn unbekannt zu beobachten, ungeſehen ſelbſt Beiden nahe zu ſein... Der Wunſch wurde zum Entſchluß; am andern Morgen reiſ'te er mit der erſten Gelegenheit nach Potsdam.

Vorſichtig und doch mit den Augen eines Argus ſah er vom Fenſter des Bahnhofsgebäudes jedem ankommenden neuen Zuge entgegen; er unterließ auch nicht, die anweſenden Herren einer Prüfung zu unterwerfen, aber keiner ſchien ihm der Rechte zu ſein.

Endlich, um Mittag hielten zwei Züge aus entgegengeſetzter Richtung. Aus einem Coupé das aus Berlin angekommen, ſtieg Thereſe in Begleitung einer andern Dame, die eine Kammerfrau, vielleicht im Hauſe der Geheimräthin zu ſein ſchien. Das Herz Geldern's blieb nicht ruhig, es klopfte ſtärker.. Sogleich eilte Thereſe ein Herr entgegen, der vom Magdeburger Zuge ausſtieg. Er hatte ganz das Ausſehen eines vornehmen Mannes, zwar nicht mehr jung, aber in den beſten Jahren. Sein Geſicht war edel, die Stirn frei und hoch, das Auge lebhaft und wohlwollend, die ganze Erſcheinung war gewinnend, und man konnte dem Herrn eine gewiſſe Beleibtheit und die etwas kleine Statur verzeihen. Seine Kleidung war gewählt, ohne auffallend zu ſein. Die Art und Weiſe, wie er Thereſe empfing, verrieth den Mann, der ſich nur in ausgeſuchten Circeln bewegt. Er bot Thereſe den Arm, nahm ihre Hand, ohne ſie indeß zu küſſen, und ſchien tauſend Fragen an ſie zu richten. Sie beantwortete ſie

nur mit kurzen Worten, was er ganz zu überſehen und in ihrem Anblick zu vergeſſen ſchien...

„Er liebt ſie!“ flüſterte Geldern... Thereſe hatte den Arm ihres Verlobten angenommen und ihr Blick, bis dahin umwölkt, wurde heiterer und ruhte jetzt mit größerer Theilnahme auf ihn; wahrſcheinlich rührte ſie die Güte, die in jedem ſeiner Worte lag...

Sie hatten auf ihre Effecten gewartet und da dieſe jetzt einem Träger übergeben waren, ſchritten ſie gegen die Thür des Bahnhofsgebäudes, um nach der Stadt zu gelangen... Thereſe ſah auf.. ihr Auge traf das Fenſter, an welchem Geldern ſtand... eine leichte Wolke legte ſich auf ihre Stirn, ſie wandte ſich ab und ſchnell war ſie mit ihrem Begleiter verſchwunden.

„Zieh hin! Sei glücklich, Thereſe, Engel, der Du, es zu ſein verdienſt! Es war eine Verirrung, die wir Beide theilten, ſo ſchön ſie war, ich darf nun nichts mehr thun, ſie zurückzurufen. Dein Andenken ſei ausgelöſcht mit dem Zeichen des Fehls, deren ich Dich beſchuldigte; ſei mir fortan eine Mahnung an mein beſſeres Selbſt, an die Erhaltung, die mit Eifer und Nutzen verbunden iſt!“ — Er verbrachte noch einige lange Stunden auf dem Bahnhofe, da inzwiſchen der Zug, mit dem der Verlobte Thereſe's gekommen, abgefahren

war und er aus Scheu und Rückſicht ſich nicht in die Stadt begeben wollte.

Erſt gegen Abend kam er in Berlin wieder an. Er traf auf der Treppe ſeiner Wohnung den Baron, der von Lucinde zu ihm geeilt war und nun herabſtieg, da er ihn nicht zu Hauſe gefunden.

„Wo kommen Sie denn her?“ rief er Geldern zu — „Ihre Anweſenheit war nie nöthiger, als jetzt, und Sie ſchwärmen Gott weiß wo herum! Man rückt Ihnen mit Degen und Piſtolen auf den Leib, demnach müſſen Sie Stand halten. Rauben Sie mir nicht den letzten Mann, in den ich Courage ſetze. Sie ſind dieſer letzter Mann!“

Geldern war ſehr erfreut, Werthoff zu finden und nöthigte ihn in ſein Zimmer. Anſtatt ihm indeß auf ſeine Worte zu antworten, fragte er ſeinerſeits: „Wo kommen Sie denn her, lieber Baron? Ich rechnete auf Ihren Beſuch nicht ſobald, bin aber doppelt froh, Sie hier zu ſehen.“

„Das Theater hat mir den Muth genommen, mich weiter in die Welt zu wagen, ich bin müde gehetzt von Erfahrungen und gebe das Reiſen auf. Ich habe Ihnen übrigens was mitgebracht, eine gehörige Maſſe.“

„Sie ſind gut gelaunt!“

„Den Teufel auch! Wenn man Theaterdirector in

Hallan geweſen iſt, kann von guter Laune nicht mehr die Rede ſein. Hätten Sie nur das lecke Schiffſlein zum Schluß geſehen, das mein ſehr würdiger Aſſocié und Jugendfreund vom Stapel laufen ließ. Die Matroſen, die Schauſpieler, machten ſo lange Geſichter, daß man ſie mit keiner Elle meſſen konnte und ihre Taſchen ergründete kein Senkblei…"

Geldern war wenig aufgelegt, in den ſcherzhaften Ton einzuſtimmen, und meinte ablenkend: „Was haben Sie mir denn mitgebracht?"

„Einen Intriguanten, den Königsſpieler Wappner, den Sie wahrſcheinlich verſucht werden, zum Fenſter hinauszuwerfen, ſobald er über Ihre Schwelle tritt, aber diesmal nehm' ich ihn in Schutz" Der Baron erzählte nun von ſeiner Begegnung mit Friedrich und dem Grafen von Wartenſee, von ſeinem Beſuche bei Lucinde und von den Begebenheiten, die ſie ihm mitgetheilt.

Geldern hörte ihm aufmerkſam zu und fragte ihn dann: „Wie gefällt Ihnen Lucinde? Ich erinnere mich einiger Aeußerungen, die Sie einmal über ſie ausgeſprochen und die keineswegs zu ihrem Vortheil ausfielen. Es war dies in Hallan, vor dem Verkaufsladen, an welchem ihre Lithographie hing."

Der Baron verſicherte: „Ich habe auf dem Grunde

ihres Herzens mehr Blumen entdeckt, als ich vermuthete, obwohl ich ihrem Geiste das Uebergewicht einräume. Es kann kein Mißtrauen erwecken, wenn man seine Ansichten ändert, und hier gesteh' ich meine Täuschung um so lieber ein, als ich ihr ein stilles Unrecht abzubitten habe. Sie sind indeß nicht ohne Schuld an meinem Vorurtheil; schon in Breslau ließen Sie Worte fallen, die auf ein mehr als ernstliches Begehniß mit Lucinde schließen ließen, damals in der Stunde des Abschieds, in der ich Sie nur flüchtig gesprochen und indem Sie mir verschwiegen, daß Sie sich zur Abreise vorbereiteten. Später, in Hallan wiederholten Sie Ihre Aeußerungen und in noch anklagenderer Weise."

„Ich habe Grund," entgegnete Geldern nachdenkend — „vorsichtig in der Beurtheilung von Lucinde's Character zu sein, ich habe ebenso Ursache, sie anzuklagen. Nehmen wir an, Sie hätten eine Verwandte, die wider Ihre Ansichten und Wünsche ein Verhältniß eingeht, das Ihnen strafbar erscheint, da es zu keiner geheiligten Verbindung führen kann. Das Schicksal spielt wunderbar. Die intimen Beziehungen tragen Folgen; um diesen auszuweichen, reicht man Ihrer, nun gerade herausgesagt — Ihrer Schwägerin Gift. Sie ahnen nichts davon, finden aber Ihre Verwandte in den Armen eines weiblichen Wesens, ihrer Freundin, die Sie un-

ausſprechlich lieben, die Ihre erſte Liebe iſt. Aus Eiferſucht, aus irgend einem leidenſchaftlichen Motive, treibt dieſe Geliebte Ihre Schwägerin zum Wahnſinn, ſie ſtirbt... Wem ſprechen Sie hier die Schuld zu, dem Giftmiſcher, oder der Frau, die das blinde Werkzeug ihrer Leidenſchaft wurde?..."

„Dem Giftmiſcher, ohne Bedenken," verſicherte der Baron.

„Und Sie ſprechen Ihre Geliebte ganz frei von aller Schuld? Sie klagen Sie nicht an?" wandte Geldern ein.

„Wenn auch das nicht, ſo kann ich ihr doch verzeihen, um ſo mehr, da ſie aus Liebe fehlte."

„Wirklich? Ich achte Sie, Baron, ſo ſehr, daß ich Ihren Ausſpruch zu dem meinigen mache. Ich werde Lucinde heirathen."

Werthoff war ſichtlich überraſcht. Nicht über den Entſchluß, aber über die Art und Weiſe, wie ihn Geldern ausſprach. Es geſchah mit einer gewiſſen Energie, die eben ſo wohl Stolz als Beſonnenheit enthielt. Dieſe Wendung in Geldern's Character kam ihm unerwartet, ſie war ihm neu und, da er ihm doch noch mißtraute, wagte er es, ihn an Thereſe zu erinnern indem er ſagte: „Und Fräulein von Wardenegg? Sie haben ſie vergeſſen?"

„Nein," entgegnete Geldern ruhig — dieſes Zwiſchenſpiel mit meinem Herzen war vielleicht nothwendig. Es hat mir gezeigt, daß wir ſelten bei einem Wechſel gewinnen, daß wir uns hüten müſſen, ſobald eine eingewurzelte Liebe aufzugeben. Ich bin um eine Erfahrung reicher, ſie ſoll nicht verloren ſein."

„Und Ihre Stellung im Leben? Glauben Sie, daß Sie ſo Lucinde genügen?" fuhr der unermüdliche Zweifler fort.

„Ihre Worte könnten mich," erwiderte Geldern ohne Unmuth — „zu dem Ausſpruche bewegen, daß die Liebe nicht darnach fragt, aber ich bin zu weiſe geworden in dieſer materiellen Welt, um nicht zu wiſſen, daß Ihr Einwand eine Wahrheit enthält. Bis jetzt lag meine Weisheit eingeſchlummert von der Schwermuth, die mir, genährt durch trübe Ereigniſſe, im Herzen ſaß — ich will ſie aufgemuntert erhalten und dafür Sorge tragen, daß die Ehre mich vor Reue ſchützt. Ich werde, wenn ihr auch nicht gleich ſtehen, doch zu Lucinde aufblicken dürfen, ich werde meine Kräfte verwerthen."

„Sie ſind ein Mann!" rief der Baron, ihm die Hand hinreichend, in die er lächelnd einſchlug. „Bleiben Sie bei Ihrem Vorſatz Ueberlaſſen Sie nicht den Triumph, Sie untergegangen zu ſehen, den Men-

ſchen, die Ihnen wehe thaten. Sie können, werden viel erreichen. Den Henker auch, bei Ihrem Talent kann es Ihnen nicht fehlen! Morgen gleich zum Intendanten! Er wird Sie engagiren."

„Nein," erwiderte Geldern — „Schauſpieler werde ich nicht wieder. Es iſt zu viel Elend, zu viel Bitteres dabei. Sie waren ja ſelbſt Director" — fügte er lächelnd hinzu — „Sie müſſen das wiſſen."

„Freilich wohl," meinte Werthoff — „aber was wollen Sie eigentlich?"

„Der Bruder meiner Mutter iſt Director im auswärtigen Miniſterium, ich werde ihm morgen meinen Beſuch machen und ihm eindringlich verſichern, daß ich außer dem Deutſchen, noch dreier Sprachen vollkommen mächtig bin und ſtudirt habe. Ich werde von nun an den Nepotismus hoch leben laſſen."

„Ein Subaltern-Poſten?" brummte der Baron.

„Fürchten Sie nicht, ich werde die Kunſt lernen, mich aufzuſchwingen. Mein Oncel iſt zudem ſtolz, er wird nicht dulden, daß ſein Neffe als Calculator verkümmert. Doch nun, zu dem Nächſten, das uns betrifft!"

Die Freunde blieben noch ſpät beiſammen und rathſchlagten, was ſie in der Angelegenheit mit dem Grafen von Wartenſee beginnen ſollten. —

# Sechstes Buch

Am andern Morgen gegen Mittag erwartete der Baron von Werthoff Geldern bei Lucinde, und ebenso sah er mit Spannung der Ankunft Wappner's entgegen. Er hatte sich bereits in der Wohnung des Grafen von Wartensee erkundigt und wider sein Erwarten, war dieser noch nicht abgereist. Zufrieden damit berichtete er es eben Lucinde, die aber besorgt und im Unklaren blieb, wie das Ende ausfallen würde. Sie hatte in ihrem eigenen Interesse bereits in aller Frühe der Madame Dorbach einen Besuch gemacht, aber nie war diese Dame so wortkarg und zurückhaltend gegen die Künstlerin gewesen, als gerade an dem heutigen Tage. Sonst war es ihr Liebling, ihr Schoßkind, und tausend Zärtlichkeiten hatte sie an Lucinde zu verschwen-

den, nun aber, durch den Grafen unterrichtet, konnte ſie ihr nicht vergeben, daß Geldern's Ehre nicht durch einen eclatanten Act bloßgeſtellt würde. Sie hatte das erwartet und nur in dieſer Vorausſetzung Lucinde in ihren Plänen unterſtützt. Natürlich war ihr von dieſer nicht mitgetheilt worden, um was es ſich eigentlich handle und wenn ſie von Genugthuung geſprochen, die ſie zu erhalten wünſchte, ſo lag das geringe Verſtändniß des Umſtandes lediglich an der alten Dame und an den Vorſtellungen Lucinde's, die eine zweideutige Seite enthielten...

Als Madame Torbach von Lucinde gefragt wurde, ob der Graf von Wartenſee nicht bei ihr geweſen, verneinte ſie es geradezu, befürwortete überhaupt gleich, daß ſie mit demſelben nie in engeren Beziehungen geſtanden habe, ihn aber ſo zu ſchätzen wiſſe, da ihr ſein Character als der beſte erſcheine, daß ſie ihm unbedingt vertraue und jedem andern Manne vorziehen würde. Sie rieth ſchließlich Lucinde, eine ſo vortheilhafte Partie nicht auszuſchlagen und die Ehre zu bedenken, die ihr durch eine ſolche Verbindung zu Theil würde. Lucinde dankte ihr verbindlich für den klugen Rath, verſprach ihn anzunehmen, und meinte obenhin, von einem plötzlichen Gedanken angeregt, daß der Graf unerwartet ſehr reich geworden ſein müſſe.

Madame Torbach blickte ſie aufmerkſam an und bat, ihr etwas Näheres darüber mitzutheilen.

Lucinde erfand ſchnell eine kleine Geſchichte und erzählte, daß der Graf am geſtrigen Tage verſchwenderiſche Einkäufe gemacht und ihr eine bedeutende Summe in Papieren zur erſten häuslichen Einrichtung angeboten. Die Dame wurde unruhig und fragte, ob ſie ihr nicht die Werthdocumente näher beſchreiben könne. Etwas verlegen, doch mit dreiſter Miene meinte Lucinde, die Papiere wären Bankſcheine über dort niedergelegte Summen.

„Meine Papiere?“ fuhr Madame Torbach raſch heraus — „ich muß zu dem Grafen ſchicken. Die Documente können ihm zwar nichts nützen, da ſie nur ein Duplicat ſind, das ich aus doppelter Vorſicht ausfertigen ließ, aber der Uneingeweihte kann ſie für echt halten und ich in unangenehme Weitläufigkeiten verwickelt werden.“ —

Lucinde hatte genug gehört, um ſich den plötzlichen Reichthum des Grafen erklären zu können und die Freundſchaft der Dame zu ihm erſchüttert zu haben und theilte dieſen Vorfall dem Baron mit, den ſie beim Nachhauſekommen in ihrer Wohnung fand. —

Der Baron lachte und verſicherte ihr, daß der Graf gar kein Vermögen beſitze und nur von der Un-

terſtützung ſeiner Verwandten und anderer hochgeſtellten Perſonen lebe. Er fügte hinzu, daß ihm vor kurzem ſeine Hauptquelle durch den Tod ſeines Bruders entzogen ſei, wie er aus den Zeitungen erfahren und daß er natürlich auf einen andern Erſatz habe denken müſſen.

Er ſchloß: „Da ich nach der Sachlage nun nicht fürchten muß, Ihren Gefühlen nahe zu treten, ſo will ich Ihnen eine Vermuthung nicht vorenthalten; ich glaube, daß der Graf, der zu jenen Glücklichen oder Unglücklichen gehört, die keine Fortuna bei Damen machen, in Ihnen das Mittel ſah, ſeine zerrütteten Verhältniſſe zu ordnen. Sie beziehen einen bedeutenden Gehalt, ſind lebenslänglich angeſtellt, rechnen Sie Ihre perſönliche Liebenswürdigkeit dazu und, Sie werden meine Vermuthung nicht für gar ſo gewagt halten."

Der Baron traf mit ihren eigenen Combinationen zuſammen und ſie pries ſich glücklich, daß ſie einer verächtlichen Speculation entgangen, denn nichts war ihr verhaßter, als der Gedanke, daß die Liebe als eine Sache behandelt werde, die man von der materiellen Seite betrachten müſſe. Sie ſelbſt würde bereitwillig ihre Hand einem geliebten armen Mann ohne Bedenken gereicht haben, wenn dieſer ſonſt nur durch Adel der Geſinnung und Hoheit des Geiſtes entſchä-

digen konnte, aber andererſeits forderte ſie auch von einem ſolchen, daß er nicht verſäume, ſeine Fähigkeiten zu verwerthen, ſich die Achtung der Welt zu erwerben, und endlich ſagte ſie ſich, daß kein rechtlicher Mann ſich ſo weit erniedrigen würde, um öffentlich als der Mann ſeiner Frau zu gelten. Es leg Beſchämung für beide Theile in einem ſolchen Gedanken. Deshalb wünſchte ſie auch, daß Geldern, dem die Mittel gegeben waren, ſich zu erheben, dieſem Ziele nachſtreben möchte. —

Er trat ein. Seit zwei Tagen hatte ſie ihn nicht geſehen, noch war nicht alles zwiſchen ihnen geordnet und mit Beklommenheit ging ſie ihm entgegen.

Er ergriff ihre Hand und ſagte mit Herzlichkeit: „Ich komme ſpät, aber es iſt eine Wendepunct in meinem Leben eingetreten, ich durfte ihn nicht gleichgültig vorüber gehen laſſen. Drei Jahre ſind mir verloren, ich muß ſtreben, die Zeit einzuholen.“

„Und darf man fragen, in welcher Weiſe?“ fragte ſie mit Theilnahme, indem ſie ihn zum Sopha geleitete und dem Baron auf ſeine Bitte erlaubte, ſich eine Cigarre anzuzünden. Er that das immer, wenn er wenig zu ſprechen wünſchte, oder glaubte eine persona ingrata zu ſein. — Er grüßte Geldern mit einem vertraulichen Kopfnicken und ſah dann durch's Fenſter,

wo ſich ihm ein intereſſanter Gegenſtand der Beobachtung in der Geſtalt eines vorübergehenden Schornſteinfegerjungen bot...

Lucinde bemerkte ſeine Bewegungen und rief ihm lächelnd zu: „Herr Baron, warum gönnen Sie uns nicht den Anblick Ihrer Züge? Was ereignet ſich denn ſo Wunderbares auf der Straße?“

„Ich bin ein Junggeſelle,“ entgegnete der Baron laconiſch, ohne ſich umzuwenden, und eine leichte Wolke vor ſich blaſend.

Ein leiſer Seufzer Lucinde's folgte ſeinen Worten. Sie ſah dabei Geldern von der Seite an, indem ein leichtes Roth ihre Wangen färbte, mit einer liebenswürdigen Verſchämtheit, die ihm unter andern Verhältniſſen als ein Anflug von Koketterie erſchienen wäre, jetzt aber ſein Herz höher bewegte, da er nur den Ausdruck ihrer Liebe zu ihm darin erblickte.

Es liegt in dem gebildeten Weibe ein unendlicher Stoff zur Bezauberung und wenn es ein edles Herz gemeinſchaftlich regiert, kein Mann wird ihm ſo leicht widerſtehen. Selbſt eine gewiſſe Koketterie kann nur dazu dienen, Frauenreiz zu erhöhen, nur muß hier ein ſicherer Tact die Grenzlinien vorſchreiben und niemals darf dieſes dem Weibe natürliche Begehren zu gefallen, die Schranken der Grazie überſchreiten und ſchroff

hervortreten. Dem rechtlichen bedeutenden Manne mißfällt nichts so sehr, als die Aufdringlichkeit; er wird sich hüten sie zu unterstützen und sich bald zurückziehen ...

„Der gute Baron," meinte Geldern lächelnd — sieht es gewiß als ein Verbrechen an, wenn ein Paar eine Ehe schließt."

„Darauf geb' ich Ihnen gar keine Antwort," erwiderte Werthoff, in seiner Stellung verharrend, „so etwas hängt von Umständen ab; mir sind die Umstände nie zu Hülfe gekommen."

„Ah so!" lachte Geldern — „Sie sind der Sultan, dem man die Frauen entgegenführt. Sie können lange warten." —

Der Baron entgegnete nichts und trommelte auf den Fensterscheiben, während Lucinde das Gespräch abbrechend, sich zu Geldern mit den Worten wandte: „Sie sind mir noch eine Antwort schuldig geblieben; ich fragte, wie Sie die verlorenen drei Jahre wieder einholen wollen."

„Durch Thätigkeit. Ich habe einen Schritt gethan, der mir noch vor einiger Zeit Widerwillen einflößte, vielleicht ohne klaren Grund, und der jetzt glücklicher ausgefallen ist, als ich selbst vermuthen durfte. Ich hatte an diesem Morgen eine lange Conferenz mit

meinem Oncel, dem Bruder meiner Mutter. Er wollte von meinen Verhältniſſen alles wiſſen und ich verſchwieg ihm nichts. Das Endreſultat iſt — er wandte ſich ganz zu Lucinde — daß er Sie für eine liebenswürdige Künſtlerin hält, und daß ich eine Stelle als Abtheilungschef im Bureau der Preßangelegenheiten erhalten werde."

Lucinde verſtand ſeinen verſteckten Entſchluß, der ihr ſeine veränderte beglückende Geſinnung verrieth und ſenkte die Augen, während ihr leichtes Roth in eine flammende Gluth überging. Nie hatte ſie noch eine ſo innere Befriedigung empfunden, nie ſich glücklicher gefühlt. Nach ſo vielen Stürmen lächelte ihr wieder ein heller Stern, der lange durch trübe Wolken verhüllt war. Sie gelobte ſich im Stillen und in feierlicher Weiſe, ihr Verſchulden an Geldern durch treue warme Hingebung abzubüßen, ihm nie wieder Grund zu einer Kränkung und Anklage zu geben... Aber der Graf! Noch immer ſtand er als ein drohendes Geſpenſt zwiſchen der Erfüllung ihrer ſehnlichſten Wünſche...

Sie ſprach es aus, indem die Röthe aus ihrem Antlitz verſchwand. „Der Graf! Wie werden wir mit ihm zu Ende kommen? Geldern, wie vermindere ich mein Vergehen an Anna in Ihren Augen? Er

allein hat die Mittel in Händen, die mir dazu dienen können.“ —

„Ich werde ihn zwingen, mir die geforderte Genugthuung zu geben.“ —

„Und wenn Sie Gensdarmen mit hinſchicken, werden Sie ihn nicht dazu bewegen,“ brummte der Baron, der jetzt vom Fenſter trat und ſich Beiden näherte: „Das iſt nichts. Die bewußten Schriften kommen dadurch nicht in Ihre Hände. Wenn nur der Königeſpieler da wäre! Ich ſehe ein, daß ich ſelbſt der ſchlechteſte Intriguant geworden wäre, da ich ihn zu einem ſolchen auserwählte.“

Als hätte Herr Wappner geahnt, daß man ſein Talent antaſtete, ſo im Moment erſchien er zu ſeiner Vertheidigung. Auf ſein Anklopfen trat er ins Zimmer. Er wurde mit einem allgemeinen Gott ſei Dank! empfangen.

Dieſes Entgegenkommen mußte etwas Ungewohntes für ihn ſein, denn er betrachtete die Anweſenden mit großer Verwunderung, die in Verlegenheit überging, als ihn Alle erwartungsvoll anblickten. Er ſpielte mit ſeinem Hut und ließ ihn fallen. Er bückte ſich mit einem kaum unterdrückten Aechzen, aber der Baron kam ihm zuvor, hob ihm den Hut auf und überreichte ihm denſelben mit den Worten: „Bemühen Sie ſich nicht,

Freund, Sie kommen ſonſt zur Erde und alle unſere Kräfte würden nicht ausreichen, Sie aufzuheben; wir ſind nur Drei... Was bringen Sie für Nachricht? War der Graf bei Madame Dorbach?"

Er ſchob mit einer vorhergehenden Verbeugung gegen Lucinde, dem Königsſpieler einen Stuhl hin, den er auch ſofort einnahm und erwiderte: „Allerdings, vorgeſtern Abend und auch geſtern. Ich erfuhr das von einem Diener des Hauſes, denn Madame Dorbach ſelbſt fing davon nicht an."

„Wer iſt hier der größere Eſel," brummte der Baron für ſich — „ich, der ich dieſen Menſchen abſchickte, oder er, der mich unbewußt zum Weiſen ſtempelt. — Und das iſt alles?" fragte er laut.

„Nein; ſo eben befindet ſich der Graf bei der Alten. Es gab eine heftige Scene, ich ſchrieb in einem anſtoßenden Zimmer und hörte es deutlich. Madame Dorbach forderte von ihm gewiſſe Papiere zurück und er dagegen verlangte mehrere Schriften, die er ihr anvertraut haben wollte. Nach vielem Hin- und Herreden, wobei es gerade nicht ruhig herging, ſchienen Beide endlich Frieden zu ſchließen. Der Graf will heute Berlin verlaſſen." —

„Ich nehme den Eſel zurück," rief Werthoff mit einem triumphirenden Lächeln aus.

„Jetzt ſchnell ein Billet," wandte er ſich an Lucinde, der er etwas ins Ohr flüſterte. Sie blickte zweifelnd auf Geldern und wiederholte ihm dann die Worte des Barons eben ſo leiſe. Er nickte zuſtimmend, während Wappner fortfuhr: „Uebrigens entſage ich von heute an dem Schauſpielerſtande; Madame Dorbach hat mir eine Stelle als ihr Secretair angeboten, die ich auch ſogleich angenommen habe. Ich glaube wohl nicht, daß ſie meinen Kenntniſſen beſonders vertraut und daß ich viel zu thun bekomme, und was ſie ſonſt von mir verlangt, kann ich ja leicht erfüllen."

„Und was iſt das Freund Wappner?" fragte der Baron, indem er hinter den Stuhl Lucinde's trat, die an einem Schreibtiſche ſaß und das verlangte Billet ausfertigte.

„Sie rechnet auf meine Bekanntſchaft mit den Schauſpielern, die ſie zu ſchätzen ſcheint. Ich ſoll einige junge Collegen in ihre Geſellſchaft einführen." —

„Still!" rief Geldern indignirt aus, während dem Baron ein leiſes „Pfui!" entfuhr. Ueber die Achſel Lucinde's hinweg griff er nach dem Billet, da er es beendigt ſah und überflog es. Sie ſchrieb: „Herr Graf! Eine durchwachte Nacht und voll Ueberlegung hat meine Ihnen geſtern mitgetheilten Entſchlüſſe verändert. Ich bin die Ihre und will es Ihnen münd-

lich wiederholen, wenn Sie mir augenblicklich die Ehre Ihres Beſuches ſchenken. Man wird ſo vielfach getäuſcht, daß man es noch als ein großes Glück betrachten muß, wenn man die Wahrheit ſelbſt ſpät, als gar nicht erfährt. Lucinde.“ —

Der Baron ſiegelte das Billet und legte es Lucinde zum adreſſiren vor. Nachdem das geſchehen, wandte er ſich wieder an Wappner: „Es ſind zwei Ducaten zu verdienen!“ — Er hielt das Billet hoch zwiſchen zwei Fingern empor.

„Ich höre!“ rief der Schauſpieler ſich erhebend, aus.

„Sie gehen ſogleich in die Wohnung der Madame Torbach zurück und ſehen zu, daß Sie den Grafen beim Abſchied allein zu ſprechen bekommen. Hoffentlich iſt er noch dort, andernfalls eilen Sie in einer Droſchke ſogleich zu ihm nach Hauſe. Sie überreichen ihm dieſes Billet. Wenn er Sie frägt, wie Sie dazu gekommen, ſo ſagen Sie, Sie wären gerade bei Fräulein Lucinde geweſen, als Herr Geldern nach einem heftigen Auftritte ſich verabſchiedet. Eilen Sie!“ —

Wappner verſprach alles pünctlich zu vollziehen und, nachdem er noch auf ſeine Frage, wann er die zwei Ducaten in Empfang nehmen könne, von dem

Baron die Zuſicherung auf morgen erhalten, entfernte er ſich mit der ihm möglichen Eile...

Als er fort war, bemerkte der Baron: „Ich würde ihn auch jetzt fahren laſſen, aber die Droſchke würde vielleicht der Madame Torbach auffallen. Wir müſſen uns in Geduld fügen.“

„Aber was beabſichtigen Sie denn eigentlich?“ fragte Geldern.

Der Baron ſetzte ihm ſeinen Plan auseinander, den er vollkommen billigte. „Es wird nöthig ſein,“ ſchloß Werthoff, „daß Sie, meine Gnädige, ſogleich unter einem Vorwande Ihre Geſellſchafterin und das Dienſtmädchen aus dem Hauſe ſchicken.“

Lucinde erfüllte das Verlangen auf der Stelle. Als ſie wieder ins Zimmer trat, das ſie zu jenem Behufe verlaſſen, bemerkte der Baron noch: „Meine Anweſenheit dürfte aus manchen Gründen für jetzt überflüſſig ſein, auch iſt es erforderlich, daß ich Ihnen, Geldern, die nöthigen Waffen ſende. Ich fahre jetzt nach meiner Wohnung; in wenigen Minuten ſind ſie durch einen ſichern Boten in Ihren Händen.“

Geldern und auch Lucinde machten einige Einwendungen, er beſaß aber zu viel Zartgefühl, um in das Geheimniß, das zur Sprache kommen ſollte, ganz eindringen zu wollen, und entfernte ſich mit der Verſiche-

rung, die man ihm abnöthigte, daß er binnen einer Stunde wiederkehren würde. —

Nach der Entfernung des Barons ging Geldern einige Mal im Zimmer auf und nieder. Es ſchien ſeine Bruſt etwas zu belaſten, ſeine Mienen drückten es aus, obwohl er kein Wort ſagte. Lucinde folgte ihm mit den Augen, wagte aber nicht, ſeine ſtille Gedankenreihe zu unterbrechen. Endlich that er es ſelbſt, indem er vor ihr ſtehen blieb und ſagte: „Es iſt eine reiche Vergangenheit hinter uns Lucinde, eine bunte, wechſelvolle. Es mag wohl für die Jugend ein Reiz in der Veränderung liegen, aber dem Manne, der reiferen Jahren entgegen geht, wird Ruhe Bedürfniß, er ſieht in engeren Kreiſen ſein Glück. Zudem glaube ich, daß wir Beide die Erfahrung gemacht haben, daß wir wenig Anrecht auf eine Entſchädigung hoffen dürfen, wenn wir uns von dem Gegenſtand unſerer erſten vollen Neigung losſagen wollen. Für den Verſuch, den wir wagten, ſind wir beſtraft worden; der Graf iſt nicht werth, von Ihnen geliebt zu werden, und ich, der in ein ähnliches Verhältniß zu Thereſe trat, wurde zu einem Spielballe des Schickſals. Nach drei Jahren glaubte ich die Möglichkeit vor mir zu ſehen, Sie vergeſſen zu können, von der ich mich im Innerſten meines Herzens hart betroffen fühlte, ohne je Ihr Bild

aus meiner Seele zu verlieren; meine Empfindungen wurden aufs neue aufgeregt, ich gab mich einer abermaligen Liebe hin — um nach einem kurzen halb bitteren, halb wonnigen Traume zu erfahren, daß ich auf der Stufe ſtand, elender denn zuvor zu werden. Thereſe iſt Braut, ſie wird ſich bald vermählen. Mit dieſem trüben Schluß eines Romans, mit einer wiederholten Täuſchung im Herzen, denn ich kann ihr Doppelverhältniß mit meinen Anſichten über die Liebe nicht vereinigen, mußte meine unheilbar verwundet werden. Sie kamen, um mich vor dem Untergange zu retten, Ihr Erſcheinen weckte alle die eingeſchlummerten ſeligen Empfindungen wieder auf, die ich mit Ihnen durchträumt, obgleich mein Stolz, mein beleidigtes Herz mir verbot, es Ihnen erkennen zu geben. Möglich, daß mein Auge mich dennoch verrieth, aber jetzt ſag' ich Ihnen aus freien Stücken, ohne Rückhalt und offen: daß mir durch Ihre Rechtfertigung von dem traurigen Ereigniß, das meiner Schwägerin den Tod gab, das liebſte Geſchenk geboten wurde, das mir Gott hätte je machen können." —

Lucinde ging auf ihn zu, legte die rechte Hand auf ſeine Achſel und ſah ihm liebevoll in's Geſicht. Sie ſagte dabei: „Ich habe nie aufgehört an Dich zu denken. Als ich Deine ſchnelle Abreiſe von Breslau

erfuhr, da ſah ich erſt, was ich in Dir verlor. Alles wurde mir leer und öde, wohin ich blickte, fehlteſt Du mir — geh' nicht wieder von mir, böſer, lieber Hugo!" — Doch plötzlich, wie ſich beſinnend, hielt ſie in ihren Liebkoſungen inne und fragte verdüſtert: „Aber wie, wenn der Graf kömmt und auf Deine Herausforderung eingeht? Wenn er ſich wirklich ſchlagen will?... Hugo, der Gedanke iſt entſetzlich!"

„Beruhigen Sie ſich, Lucinde," erwiderte Geldern, ſie ſanft in ſeine Arme ziehend, doch immer nicht im Stande, den alten vertraulichen Ton anzuſchlagen — es wird nicht gefährlicher werden, als der öfter weit grauſamere Zufall. Freilich, ich muß darauf dringen, daß die Sache zu Ende geführt wird und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich auf das Aeußerſte gefaßt bin. Der Graf iſt feigherzig, doch auch ſolche Naturen gewinnen zuweilen in verzweiflungsvollen Augenblicken ungewohnten Muth — ich werde ihn nicht ſchonen. Was dann geſchieht, kann ich nicht voraus beſtimmen, aber ich bin entſchloſſen." —

Es kam Jemand und überbrachte ein Käſtchen. „Vom Baron!" ſagte Geldern, indem er daſſelbe mit einem daran hängenden Schlüſſel öffnete. Er nahm ein Paar Piſtolen heraus, prüfte ſie und murmelte zufrieden: „Geladen!" —

Lucinde wagte nichts zu erwidern und obwohl ſie der Feigherzigkeit des Grafen vertraute, war ſie dennoch nicht ohne Beſorgniß, die zur Aengſtlichkeit wurde, als jetzt eine Droſchke vor dem Hauſe hielt und ſie, ſchnell ans Fenſter eilend, den Herrn von Wartenſee aus derſelben herausſteigen ſah...

Sie rief Geldern ſchnell zu: „Der Graf!“ —

„Wohlan, ich gehe ins Nebenzimmer. Empfangen Sie ihn mit Freundlichkeit, damit er nicht Verdacht ſchöpft. Steckt der Schlüſſel des Salons von innen?“

„Ja!“ beſtätigte Lucinde kaum hörbar. Ihr Athem ſtockte... Geldern entfernte ſich, indem er die Thür hinter ſich nur anlehnte, und zuvor das Käſtchen auf einen Tiſch geſtellt hatte. —

Gleich darauf erſchien der Graf. In ſeinen Zügen war nicht alles ganz heiter, ein leiſes Mißtrauen blickte daraus hervor. Auch ſeine Begrüßung verrieth etwas davon, denn er ſah Lucinde prüfend an, als er ihre Hand ergriff und an ſeine Lippen führte.

„In einer andern Situation würde ſich Lucinde haben hinreißen laſſen, ihn mit einer gewiſſen Koketterie zu empfangen, jetzt, in einem ſo bedeutungsvollen Moment, hatte ſie kaum den Muth ihn anzublicken und nur mühſam ſtellte ſich ein Lächeln auf ihrem Antlitz ein.

„Willkommen, Herr Graf, ſagte ſie endlich gefaßter, indem ſie ihm ihre Hand überließ und ſich gegen das Fenſter wandte — „wo fand Sie mein Brief?“

„Verbeſſern Sie: der Bote des Glücks! Er traf mich im Hauſe der Madame Dorbach. Freudige Ueberraſchung und Zweifel kämpften in mir beim Leſen Ihrer liebenswürdigen Zeilen. Lucinde, Sie täuſchen mich doch nicht? Es liegt ſo wenig Wahrheit in den Frauen, und Sie ſelbſt vernichteten noch vor einer Stunde einen Theil meines Glaubens.“

Er blickte ſie zärtlich an und trat mit ihr ans Fenſter. In demſelben Augenblick, bevor Lucinde noch etwas entgegnen konnte, hörte der Graf hinter ſich ein Geräuſch, er wandte ſich um — Geldern ſtand vor ihm... Der Graf wechſelte die Farbe und machte einen Schritt gegen die Thür.. ſchnell kam ihm Geldern zuvor und ſchloß dieſe ab, indem er den Schlüſſel zu ſich ſteckte.

Angſt und Furcht überſchlichen den Grafen, er zitterte und vermochte kein Wort zu ſprechen. Er ſah bald auf Lucinde, bald auf Geldern, der ſich jetzt ihn kaum beachtend an jene wandte, indem er ſie bat, ihn einen Augenblick mit Herrn von Wartenſee allein zu laſſen.

Sie entfernte ſich zögernd und mit einem bitten-

den Blicke, den er dahin beantwortete, daß er ihr zärtlich die Hand drückte und zuflüsterte: „Sie können aus dem Nebenzimmer alles hören, unterbrechen Sie uns aber nicht, auch wenn Sie mich zum Aeußersten gebracht sehen. Es gibt Momente, in denen es gefährlich ist, uns Männer besänftigen zu wollen. Lernen Sie die Tugend der Zurückhaltung, Lucinde, ich bitte Sie darum und verspreche Ihnen dagegen, daß ich mich zur Sühne nach dieser Stunde gern einer von Ihnen dictirten Strafe unterwerfen will."

Seine letzten Worte sollten eine Beruhigung erhalten, sie nahm sie auch dafür an und ging. —

„Herr Graf" — wandte sich Geldern sogleich an denselben, indem er an einen Tisch trat, Sie hatten die Gefälligkeit, mir einige Schriften zu überreichen, aus denen die Schuld einer Dame hervorgehen sollte, die einst meine Verlobte war und der Sie, nachdem zwischen uns Zerwürfnisse eingetreten, die Ehre schenkten um ihre Hand zu werben. Ich will nicht untersuchen, wie es möglich ist, daß man zu einer Dame herabsteigen kann, die man eines Verbrechens beschuldigt, und Ihnen nur, nach genauer Prüfung der Papiere, erklären, daß eins darunter falsch ist, gerade dasjenige, aus welchem die Schuld des Fräuleins Harles hervorgehen sollte. Sie haben es geschrieben, gefälscht!"

„Ich?“ ſtotterte der Graf.

„Sie, kein Anderer! Denn ich halte Sie für zu klug, als daß Sie Ihre Geheimniſſe preisgeben könnten. Doch iſt dieſer Umſtand der geringſte. Es befinden ſich noch andere wichtige Schriften in Ihrem Beſitz, die Sie mir vorenthielten, um nicht zu ſagen, entwendeten. Sie ſtammen aus dem Vermächtniß meiner Schwägerin, ſie kamen in die Hände meines ehemaligen Dieners, der ſie bei Ihnen ſah und mir übergeben wollte. Sie erfuhren den Aufenthalt deſſelben in Berlin und wußten ſich der Schriften abermals zu bemächtigen. Ich fordere ſie aber jetzt zurück und eine Erklärung, wie Sie in den erſten Beſitz derſelben gelangten.“ —

Der Graf ſchwieg und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne.

„Ich bitte um Antwort!“ ſprach Geldern mit Nachdruck.

„Ich bin nie im Beſitze ſolcher Schriften geweſen und kenne Ihren Diener nicht,“ brachte Wartenſee mühſam hervor.

„Und die mir übergebenen ſind kein Theil davon? Ich erſuche Sie, Ihre Worte wohl zu überlegen.“

„Nein!“ erwiderte der Graf.

Geldern nahm aus dem Käſtchen, das auf dem

Tiſche ſtand, die Piſtolen und legte ſie vor ſich hin. Herr von Wartenſee bebte erſchrocken zurück und warf einen ſcheuen Blick auf die Waffen.

„Wiederholen Sie Ihre Antwort," bat Geldern kalt.

Der Graf raffte ſeinen ganzen Muth zuſammen und wiederholte zitternd: „Nein, ich weiß nichts davon. Sie wollen mich morden."

„Nur die verlangte Genugthuung will ich von Ihnen erhalten. Wir werden uns hier im Zimmer und über das Taſchentuch ſchießen."

„Niemals!" zuckte der Graf auf.. Seine Knice ſchlotterten, die Zähne ſchlugen zuſammen, das Feuer ſeiner Augen verloſch...

Geldern nahm ein Piſtol vom Tiſche und ſpannte den Hahn. „So wahr ich Sie für einen Schurken halte und eine Vorſehung über uns wacht, erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich Sie niederſchieße wie einen Hund, wenn Sie mir nicht binnen drei Minuten die Papiere ausliefern. Sie haben ſie bei ſich, ich weiß es, bin aber kein Straßenbube, der handgreiflich werden möchte." — Er ſprach mit eiſiger Kälte, aber der Ton verrieth, daß er bereit war, ſeinen Vorſatz auszuführen.

Herr von Wartenſee griff zitternd mit der Rech-

ten nach ſeiner Bruſttaſche, ließ ſie aber wieder ſinken. Er ſtand ſo einen Augenblick, als hätte er alle Beſinnung verloren; er ſchlotterte, aber bewegte ſich nicht von der Stelle... Geldern ſah nach der Uhr; die drei Minuten waren verſtrichen. Er erhob ſich in voller Geſtalt und griff zum zweiten Mal nach dem Piſtol..

„Herr Graf, damit Sie mich nicht für einen Thoren halten, ſo will ich Ihnen noch ſagen, warum ich entſchloſſen bin, Sie niederzuſchießen. Wenn Sie mir eine Aufklärung verweigern, muß ich fortfahren, Lucinde für ſchuldig zu betrachten und das Glück meines Lebens iſt unwiderbringlich dahin; die Folgen meines Schrittes können mir alſo gleichgültig ſein. Ich zittere nicht vor einer Vergeltung für einen Mord, wenn er bei einem Verbrecher dafür gehalten werden ſollte."

Er zielte... Der Graf bemerkte es mit einem ſcheuen Blick... es flirrte vor ſeinen Augen, er ſank in die Knie und flüſterte: „Hier!" —

Geldern nahm ihm ein kleines Päckchen ab, das er ihm entgegen hielt. Er öffnete es und überflog haſtig den Inhalt der Blätter. Einige legte er bei Seite und nur zwei behielt er in den Händen. Er las ſie wiederholt..

Den Umſtand wollte der Graf raſch benutzen... er erhob ſich und eilte nach der Thüre. Ueber das

Papier hinweg blickend, ohne ſeine Stellung zu ändern, rief ihm Geldern zu: „Geben Sie ſich keine unnütze Mühe, der Schlüſſel ſteckt in meiner Taſche. Wir ſind noch nicht fertig.“

„Was wollen Sie noch?“ rief der Graf, deſſen Verzweiflung in eine ſtille Wuth überging.

„Wie ſind Sie zu dieſen Papieren gekommen? Sie waren für mich von meiner Schwägerin beſtimmt.“

„Wie ein Dieb dazu kommen kann,“ knirſchte Wartenſee zwiſchen den Zähnen. Bei dem letzten Beſuche, den ich Ihrer Schwägerin machte, hatte ſie dieſelben vor ſich auf dem Krankenbette liegen; ich nahm ſie zu mir.“

„Und was that Anna.“

„Sie bemerkte meinen Raub nicht, oder war vielleicht zu ſchwach, mir einen Widerſtand entgegen ſetzen zu können.“

„Ich halte jetzt“ — fuhr Geldern mit unerſchütterlicher Ruhe fort — „die Beweiſe in Händen, die Sie als Giftmiſcher verdächtigen. Sie ſind zu klug, um nicht zu wiſſen, daß ich tauſend Gründe habe, die Angelegenheit nicht vor die Oeffentlichkeit zu ziehen, ich habe das Andenken meiner Schwägerin, das Herz Fräulein Harles und die Ehre meiner Familie zu ſchonen; indeß fallen alle dieſe Rückſichten zuſammen und

ich bin dennoch entſchloſſen, Sie der Strafe der Gerichte zu überliefern, wenn Sie mir nicht eine unumwundene unzweideutige Erklärung geben. Ich erwarte Ihre Beichte."

Der Graf verſuchte mit einer Art wilden Haſt Einwendungen zu machen, ſträubte ſich und bat — umſonſt, Geldern beharrte auf ſeinen Entſchluß und gab ſein Ehrenwort, daß er mit jenen Papieren in der Hand ſogleich die Behörde in Anſpruch nehmen würde, falls er ſich nicht entſchließen könne. Er hatte hierauf nichts mehr dem Grafen zu erwidern, als: „Beichten Sie!" —

Der Graf ſchlug die Zähne zuſammen und fragte dann: „Werd' ich hierauf entlaſſen, oder wollen Sie das Amt eines Folterknechtes noch lange fortſetzen?"

„Beichten Sie!" herrſchte ihm Geldern zu — „Sie können es in kurzen Worten; aber keine Lüge! Ich ſagte Ihnen bereits und wiederhol' es, daß die Verhältniſſe Schonung gebieten meiner und anderer Perſonen." —

„Nun ja denn," fuhr der Graf mit zitternder Wuth heraus — „ich bin ſchuldig! Anna erfreute mich eines Tages mit der Nachricht, daß unſer Verhältniß Folgen gehabt; ich fürchtete Sie und eine ſchlimme Zukunft, da ich kein Vermögen beſitze und ganz von der

Gnade meiner Verwandten abhänge. Die Sorge ſtieg drohend vor mir auf, ich konnte Anna nicht heirathen, und wenn ich es nicht that, wenn der bedrohliche Umſtand bekannt wurde, hatte ich von einem öffentlichen Scandal alles zu beſorgen. In einer Stunde, in der ich faſt von Sinnen gerieth vor innerer Angſt, angetrieben durch die Beſtürmungen Anna's griff ich zu einem verzweiflungsvollen Mittel. Ich miſchte Gift in ihre Medizin, das ich mir von einem befreundeten Arzt zur Vertilgung der Ratten verſchreiben ließ. Mochte es nun ſein, daß daſſelbe ſich mit dem Stoffe in der Medizin nicht vertrug, oder Anna vorher ſchon und unbewußt ein Gegengift eingenommen, genug, die Wirkung war nicht der ſchnelle Tod, den ich vielleicht wünſchen mochte. Ein heftig anhaltendes Erbrechen trat in der Folge ein, es erſchütterte ihre Nerven, ſie bekam einen Anfall von Wahnſinn, der ſich ſtets wiederholte, wenn ſie mich ſah, der ich die That von Herzen bereute. Sonſt, wie ich von Friedrich, Ihrem ehemaligen Diener, erfuhr, ſoll ſie ſtill und bei vollem Verſtande geweſen ſein. In einer dieſer lichten Stunden, die am längſten vorherrſchte, mag ſie auch dieſe Blätter niedergeſchrieben haben. Beſuchte ich ſie, ſo raſte ſie auf und beſchuldigte mich des Verbrechens, das ich ſo gern ungeſchehen gemacht hätte. Wozu aber

meine Betheuerungen? Sie werden mir keinen Glauben ſchenken, und ich verlang' ihn auch nicht. Ich bin zu Ende." —

Geldern blickte noch einmal in die Schriften und ſagte: „Ihre Worte ſtimmen mit dem Inhalte dieſer Blätter überein, ich muß Ihre Worte für Wahrheit nehmen. Demnach iſt Fräulein Harles nicht ohne Schuld, ſie kann aber verziehen werden; Sie allein trifft der größte Theil davon — Sie ſind ehrlos, nichtswürdig, ein Verbrecher. Das iſt nun abgethan, und kann es Ihnen zum Troſt gereichen, ſo mögen Sie erfahren, daß ich das Gericht in dieſer Angelegenheit nicht zu Hülfe rufen werde, weil ich es nicht darf. Sie können frei ausgehen, doch nun die letzte Frage. Wie kommt es, daß Sie dieſe Blätter nicht vernichteten? Sie legen doch ein gewichtiges Zeugniß gegen Sie ab?... Vielleicht theilen Sie die räthſelhafte Scheu mancher Verbrecher, die ihnen verbietet, das Vermächtniß ihrer Opfer zu vernichten? Vielleicht zögerten Sie mit der Ausführung eines gewiß vorhandenen geweſenen Vorſatzes von Stunde zu Stunde aus einem Ihnen ſelbſt unklaren Grunde? Es ſind eben ungelöſte pſyſiſche Räthſel, aber ſie ſind vorhanden.. War es das?"

„Es iſt wie Sie ſagen," murmelte der Graf —

oft ſchon hatte ich den Vorſatz, die Papiere zu verbrennen, ſobald ich ihn aber ausführen wollte, zog ich meine Hand von der Flamme zurück." —

„Und wie konnten Sie dieſelben ohne Furcht vor Entdeckung der Madame Dorbach anvertrauen?"

„Sie waren ſorgfältig verſiegelt, den Umſchlag riß ich erſt ab, als ich ſie wieder erhielt; ich wollte nachſehen, ob nichts fehle."

„Die Angſt eines ſchlechten Gewiſſens," ergänzte Geldern. „In Ihrer Wohnung beſorgten Sie wohl eine Unterſuchung?"

„Nach den Vorfällen mit Ihrem ehemaligen Diener allerdings. Ich ſcheute Ihren Beſuch."

„Und hatten Sie wirklich die Kühnheit, die Hülfe der Polizei in Anſpruch zu nehmen, als Sie die Wohnung Friedrich's durchſuchten?"

„Nein, mein Begleiter war ein Mann, deſſen Verſchwiegenheit ich erprobt und erkauft hatte."

„Genug!" ſchloß Geldern — „ich werde jetzt ſelbſt Ihr Vorhaben ausführen." — Er öffnete die Thür des Zimmers, in dem ſich Lucinde befand, führte ſie heraus und erſuchte ſie um Licht. Sie beſorgte es ſchnell. Er nahm hierauf die hinterlaſſenen Schriften Anna's und verbrannte ſie Blatt für Blatt...

Der Graf athmete auf, ſein Geſicht nahm eine

höhnische Miene an. Mit einer sarkastischen Verbeugung verabschiedete er sich von Lucinde, indem er äußerte: „Möchten Sie immer so wahr Ihrem künftigen Gatten gegenüber bleiben, als Sie es gegen mich gewesen sind."

Er wollte noch etwas hinzusetzen, ein drohender Blick Geldern's aber lähmte seine Zunge. Ohne ein Wort zu sagen, schloß dieser die Zimmerthür auf und hielt sie geöffnet, bis der Graf durch dieselbe entschwunden war...

„Nun, Lucinde," wandte er sich an diese — „das Dunkel ist erhellt. Möge es mir nicht zum Fluche werden, daß ich nicht anders handelte. Bei meinem Thun sprach eben so sehr die eigene Nothwendigkeit, die mich zum Schweigen verpflichtet, um meinen Namen vor der Welt makellos zu erhalten, als meine Liebe zu Ihnen. Sie ist stark wie zuvor, ich darf es Ihnen jetzt gestehen, da so viel Leid an uns Beiden vorübergegangen. Möge die Zukunft eine glückliche sein."

Lucinde flog in seine Arme und versicherte unter Thränen: „Nie werde ich diese Stunde vergessen, nie, welche Opfer Du mir gebracht. Hugo, ich will Dein treues Weib sein durch's ganze Leben!" —

Er zog sie fester an sein Herz und preßte einen

Kuß auf ihre Lippen — den erſten nach langer langer Zeit...

Die Thür flog auf und der Baron trat ein. Als er die Gruppe erblickte, rief er munter aus: „Entſchuldigen Sie! Ich patrouillirte unten, bis ich den Grafen aus dem Hauſe kommen ſah. Wenn Sie weitere Uebungen in Wonne und Zärtlichkeit anſtellen wollen, ſo dürfen Sie es nur ſagen; ich entferne mich ſogleich."

„Bleiben Sie, Baron," rief ihm Geldern zu, indem er ihm die Hand entgegenhielt — wenig Momente im Leben dürften mich ſo reich und glücklich machen, wie dieſer. Ein geliebtes Weib und ein erprobter Freund — ich tauſche nicht mit den Schätzen eines Cröſus!" —

Ein froher Abend hielt alle drei beiſammen. Am andern Morgen brachte der Baron ſeinen Freunden die Nachricht, daß der Graf abgereiſt ſei und, wie es hieß, nach Amerika. Und auf ſeine Frage, wenn die Hochzeit ſein ſollte, erhielt er von dem ſeligen Paare die Antwort: In vier Wochen!

# Die Induſtriellen.

Roman

von

Adolf Ritter v. Tſchabuſchnigg.

Zweiter Theil.

Zwickau, 1854.
Verlag von Gebrüder Thoſt.

STAATS-
MUENCHEN

FORSTNIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## Erſtes Kapitel.

Am Habichtſteine war beſchloſſen worden, nicht länger mit der Brautwerbung zu zögern, der junge Graf beſchäftigte ſich heute mehr als gewöhnlich mit ſeinem Anzuge, die Gräfin hatte ihm noch ein Mal ihre Verhaltungsbefehle wiederholt und entließ ihn endlich mit einem freundlichen Backenſtreiche. Der Mangel hatte an ihrem Stolze wie die Motten an den alten Pergamenten gefreſſen. Beide waren davon nicht ſatt geworden. Die Gräfin aber wollte es von nun an werden. Sie war entſchloſſen und ſomit auch getröſtet. Unten im Schloßhofe hielt die alte Brigitta den gezäumten Gaul; ſie war heute in beſter Laune, auch ihr waren der magern Jahre allmälig zu viele geworden. Als ſich der junge Graf auf's Roß geſchwungen hatte, ſteckte

ſie ihm mit pfiffigem Lächeln einen Blumenſtrauß zu, Brigitta war im Vertrauen der Herrſchaft und wußte, daß der Junker heute auf Freite ritt. Selbſt der Gaul trabte heute luſtiger auf, er ſchien ſich nach dem Hafer des Fabrikanten zu ſehnen. Dem Grafen ſelbſt war es ungefähr ſo zu Muthe, wie Zeus, wenn er ſich ſeiner Zeit zu einer ſterblichen Schönen hernieder ließ. Die Tochter des Fabrikanten war ihm perſönlich angenehm, der Reichthum ihres Vaters nicht minder willkommen, aber er hatte ſein Lebelang ſo viel von der edlen Abſtammung der Habichte gehört, daß ihm jezt über die eigene Herablaſſung der Kopf ſchwindelte.

In verworrenſten Gedanken hatte er den Ritt zum Fabrikhauſe zurükgelegt, zum erſten Male trat er nicht ohne Befangenheit in Emmelinens Zimmer. Das Mädchen war harmlos wie immer; mit Verwunderung fragte ſie ihn um die Bedeutung des großen Blumenſtraußes, den er heute bei ſich führte. Dies ſchien ihm das Schlagwort ſeines Geſchäftes zu ſein. Er trug ihr ohne Zögern Hand und Herz an. Emmeline wurde durch dieſe Werbung, obwol der Graf ihr ſeit langem und eben nicht unglüklich den Hof gemacht hatte, dennoch überraſcht; ſie ſchlug, wie es eine ſolche Lage mit ſich bringt, die Augen zu Boden und gab keine beſtimmte Antwort. Der Freier ergriff ihre Hand; die

Szene hatte sich aber noch nicht abgewikelt, als ihr Vater hereintrat. Der junge Graf trug nun auch dem Fabrikanten sein Anliegen vor, und entledigte sich dabei, so gut es gehen wollte, eines Theils der mütterlichen Weisungen. Herr Kristof hörte ihm gelassen mit gekreuzten Armen zu, dann ertheilte er ihm ohne die geringste Aufregung den bestimmten Bescheid dahin, daß die Sache nicht auszuführen sei.

Der junge Graf schnitt ein äußerst verblüfftes Gesicht, selbst Emmeline blikte überrascht nach dem Vater.

— Bedenken sie, mein Herr, stotterte Habicht, ich will Emmeline wirklich heiraten, und gehöre einem der ältesten gräflichen Geschlechter an.

— Gerade deswegen gebe ich ihnen meine Tochter nicht zum Weibe, entgegnete der Fabrikant mit unerschütterlicher Ruhe; wären sie eines Bürgers Sohn, ich hätte mich über die Antwort auf ihren Antrag vielleicht besonnen; sie sind aber ein Graf und darum sag' ich ohne Zaudern: Nein.

— Aber erwägen sie, fügte Habicht bei und fühlte mit der Würde seines Stammbaums zugleich auch den Boden unter seinen Füßen schwinden, sie machen ihre Tochter unglüklich.

— Diese Sorge, entgegnete Kristof mit einem leichten

Lächeln um ſeinen breiten Mund, überlaſſen ſie gefälligſt mir. Wenn jedes Mädchen, deſſen Liebhaber vom Vater abgewieſen wird, deshalb unglüklich bleiben müßte, ſo läge die Hälfte unſerer Jugend fortwährend in Verzweiflung. Glauben ſie mir, ich verſtehe mich auf dieſen Artikel, und ich verſichere, ſie ſollen die Beruhigung erleben, Emmeline zur rechten Zeit als die vergnügte Hausfrau eines tüchtigen Mannes, ſei's ein Fabrikant oder ſonſt ein Geſchäftmann, zu ſehen.

Emmeline war nun ihrerſeits über die nüchterne Auffaſſung des Vaters erröthet. Sie fühlte ſich zwar über die Abweiſung ihres Liebhabers ſelbſt im gegenwärtigen Augenblike nicht unglüklich, kaum mehr als überraſcht, aber ihre Mädchennatur fand ſich verlezt, daß der Vater ſo maßlos nüchtern und ohne jede zartere Rükſicht ſich über das künftige Geſchik ihres Herzens ausbreitete. Sie machte faſt eine abwehrende Bewegung gegen ihn.

— Und warum wollen ſie mich nicht als Schwiegerſohn annehmen?

— Ich hab' es ſchon geſagt, — weil ſie ein Graf ſind. Ich meinerſeits habe keine Vorurtheile weder für ihren Stand noch dagegen; aber die Welt richtet ihre Anſichten nicht nach den meinen. Sollen ſie ſich in den Kreis meiner Tochter begeben, oder Emmeline in

den ihren ſich fügen? Glauben ſie mir, Beides würde ſich nicht machen. Was ſollen ſie zwiſchen Wollballen, Spulen und Garnbündel anfangen? Abgeſehen davon, daß ſie nichts davon verſtehen, würden ſie ſich nicht täglich aus dem widrigen Öl- und Staub-Geruch nach dem bisher gewohnten Moderdufte ihrer Ahnenherrlichkeiten ſehnen? Der Ehegatte meiner Tochter ſollte mein Geſchäft einſtens fortzuführen im Stande ſein; wenn ich dieſe Hoffnung auch aufgeben würde und ihnen Emmelinens Erbtheil in runder Summe hinterließe, ſo wollt' ich es doch nicht in adeligen Launen verſchwendet wiſſen, was bei einem Grafen Habicht nicht ausbleiben würde. Wollten ſie ihr bürgerliches Weib vor ihren Standesgenoſſen, wie eine heimliche Sünde verſteckt halten, oder ſoll Emmeline das Glük genießen, ſelben aufwarten zu dürfen? Mein Haus iſt meine Burg, Herr Graf, ich war darin all meine Tage ſo ſtolz und frei, als je ihre Vorfahren am Habichtſteine. Auch meine Tochter hat ähnliche Angewöhnungen; wir wollen nur auf gleicher Linie Umgang pflegen. Ich beſize meines Wiſſens kein Vorurtheil als das, über fremde Vorurtheile nicht erhaben zu ſein. Darum laſſen ſie uns in Frieden ſcheiden, junger Mann, meine wollenen Deken, würden ſchlecht zu ihrem Helme ſte-

hen, ſo ſchlecht, als ihre Sporen zu meinen Wirthſchaftspferden. Gott befohlen.

Er gab dem Grafen wieder die Hand und verließ das Zimmer, indem er ſeine Tochter mit ſich fortführte. Graf Habicht blieb allein in demſelben, er war faſt ſo verblüfft, wie damals, als er ſich auf der Saujagd das hohe Mißfallen zugezogen hatte. Auch er ſtürzte fort. Bald darauf trabte er auf ſeinem Gaule gegen den Habichtſtein; dieſer hatte die fette Krippe des Fabrikanten vor der Zeit verlaſſen müſſen und war faſt noch übler gelaunt als ſein Reiter.

Unterdeſſen lag im Gehölze um Roſa Alba's Grabmal ihr zartfühlender Wittwer mit einigen Arbeitern auf der Lauer. Spaz machte ſich unter dieſen bemerklich.

— Nur legitim und manierlich, ihr Burſchen, unſer Herr befiehlt es, alſo ſtehen wir auf den Rechtboden; ſobald ſie kommen, ſo fallet über ſie, und prügelt ſie mit Luſt und Liebe für die Sache, aber manierlich das verſteht ſich, damit dem Strolchen ja weder Arm noch Bein gebrochen werde. So recht, ihr verſtekt euch dort, und wir erwarten ſie hier. Es ſoll klappern und knaken, wie wenn unſere große Dampfmaſchine im vollen Gange iſt.

— Aber was ſollen denn deine Buben dabei Spaß?

— Fürchten ſie nicht, Herr, daß ſie zu ſchwach ſind, ſie ſollen die Kerle krazen und beißen und ſich in ihre Haare einfilzen.

— Und der alte Burſche dort iſt ja auch zu klein und zu ſchwächlich.

— Der iſt ein Kapitalmenſch, Herr, iſt entſchloſſen wie Keiner, und fürchtet ſich ſelbſt vor Meiſter Urian nicht.

— Aber klein iſt er, und unanſehnlich, und ich hätte gerne große, handfeſte Leute gehabt.

— Hat er nicht Hände lang wie ein Affe, und eine Fauſt breitfingerig wie eine Bärentatze? Er iſt ein ganzer Burſch, darum nennen wir ihn auch den Lindwurm. Wenn ich dem ſag': Lindwurm, ich brauche Teufelsdrek zu einer Latwerge, der holt ihn und ſei's aus der Hölle. Wenn ſie erſt ſeinen Bruder gekannt hätten, der war nicht minder reſolut wie der Lindwurm ſelbſt. Wenn wir jezt Zeit hätten, ſo wollt' ich ihnen eine Geſchichte von ihm erzählen, die iſt zum Todtlachen.

— Nun, ſo erzähle ſie; der Ärger hat mir heute ohnedieß die Galle verſezt, vielleicht ſchüzt mich deine Hiſtorie vor der Gelbſucht.

— Sie iſt ganz kurz; wir wollen ſchon fertig werden, ehe ſie kommen. Junger Spaz, flieg' da auf den Tannenbaum, und wenn du ſie von Weitem kommen ſiehſt, ſo pfeif uns ein Liedlein. Sein Erſtgeborner war behende wie ein Eichhörnchen auf den Baum geklettert und wiegte ſich jezt ganz gemüthlich im ſchlanken Wipfel. Alſo die Geſchichte iſt die: Der Lindwurm hatte einen Bruder, der hieß Blaſius, und verſpürte von jeher wenig Luſt zu einem ſoliden Gewerbe. Er war in ſeiner Jugend Schafhirte und aß ihr Fleiſch für ſein Leben gern; ſobald er ein Schaf für ſich gebraten hatte, hieß es immer der Wolf habe eines aus der Hürde geholt. Sein Bauer prügelte ihn deßwegen fort. Dann arbeitete er in einer Fabrike, da verlor er einen Finger, weil er zu träg war, die Hand wegzuziehen, als die Räder zu gehen anfingen. Er ging hierauf in eine Branntweinbrennerei und betrank ſich täglich, daß es ihm aus dem Rachen zu brennen anfing. Endlich warf er ſich auf den Bettel, und vagabundirte; die Leute nannten ihn einen Taugenichts, er war aber im Grunde nur ein Genie, das den rechten Weg nicht finden konnte, und hatte Wiz und Humor für ein ganzes Duzend ehrlicher Leute im Kopfe. In ſolcher Weiſe konnte es nicht fehlen, daß er mit ihren harbeuteligen Anforderungen nie recht zuſammentraf. Er wurde eingeſperrt

und verſchoben, wo ihn die Landjäger fanden; wenn er einen Reiſeſchein verlangte, wurde er abgewieſen; als er heiraten wollte, erhielt er die Staupe ſtatt der Bewilligung. Der Amtmann der Gemeinde in der er ſich befand, ſchien geradezu die Rolle ſeines Schikſals übernommen zu haben; wo der Blaſius etwas vom Himmel begehrte, ſtrekte der ihm hohnlachend die rauhe Fauſt entgegen. Der Blaſius ertrug ſein Loos, wie es einem Manne geziemt, aber gegen den Amtmann faßte er nichts deſtoweniger ſo viel Groll, als ſeine gute Laune vertragen konnte. Wenn er über ſich ſelbſt und ſeinen Unſtern Zoten riß, ſo pflegte er nicht ſelten beizuſezen: ihr werdet aber ſehen, dem da ſpiel ich noch einmal einen Poſſen, daß er ſein Lebelang des Blaſius gedenken ſoll. Seine Kameraden lachten ihn aus und meinten, daß der arme Lump dem reichen Amtmann doch nichts anhaben könne, denn das wüßten ſie, um ihm den rothen Hahn auf's Dach zu ſezen oder von rükwärts den Schädel einzuſchlagen, dazu war der Blaſius zu manierlich. Der Blaſius hatte aber die Schläge, die er erhalten hatte, die kalten Nächte, die er oft unter freiem Himmel zubringen mußte leicht vergeſſen, ſelbſt das Weibsbild, daß er einmal karreſſirte, war ihm aus dem Sinn gekommen, nur des Unglimpfes, den er dem Amtmanne verſprochen hatte, war er ſpat und frühe

eingedenk, und es hätte ihm wie unehrlich Sterben gedünkt, wenn er, ohne ihn ausgeführt zu haben, die Welt hätte verlassen müssen. Kommt Zeit kommt Rath. So war es auch diesmal ergangen. Der Amtmann verliebte sich in nicht grünen Jahren in ein sauberes junges Weibstük, das gar graziös that, Alle vergönnten ihm einen Korb; endlich erhilt er ihn aber doch nicht, sondern ihr Jawort, und bereitete nun in Eile seine Hochzeit. Es war ihm jedenfalls besser als dem armen Blasius ergangen; der aber war gerade jezt muntrer Dinge und rieb sich oft vergnügt die Hände und murmelte dabei in den Bart, daß er sein Wort jederzeit zu halten pflege. Seine Gefährten verspotteten ihn, er aber schien seiner Sache sicher. Und so war es auch. Als der Brautzug des Amtmannes mit Geigenstrich und Blumensträußen vom Hause zog, als der brünstige Alte schon sein Ehebett bereitet hatte, da sollte es der lumpige Bettler sein, der seinen Hochzeittag zu Schanden machte. Braut und Bräutigam schritten von der Klerisei begleitet, mit Kranzjungfern und Hochzeitgästen bereits zum Altare, als im Zuge ein wüstes Murmeln entstand und Alle entsezt anhielten. Das hatte aber der Blasius zu Wege gebracht, denn der hing in seiner ganzen Länge vor den Brautleuten an der Säule des Hochaltars. Er wußte dem stolzen Manne nicht an-

vers zuzukommen, und hatte ſich da aufgehängt. Der Küſter ſchnitt ihn herunter, er aber war ſchon am hanfenen Krampfe verendet. In der Kirche traute kein Prieſter mehr, ehe ſie neu geweiht wurde, und ſo war es dem armen Teufel richtig gelungen, den feſtlichſten Freudentag des ſtolzen Praſſers zu vergällen.

Jezt pfiff der Bube vom Baume, Alle ſtellten ſich zu Recht und ſchwangen die Knittel. Es war aber nur Abſolon und Herr Till, die herbeikamen.

— Was führt ihr denn hier im Schilde, Vetter? fragte jener verwundert.

— Da mich die Behörden nicht ſchüzen, greife ich zur Selbſthülfe. Die Nivellirer achten meine Verwahrungen nicht und wollen meinen Hain zur Eiſenbahn vermeſſen, da ſez' ich mein Grundrecht mit Knitteln und Stangen durch und werde ſie mit Gewalt vertreiben.

— Du wirſt doch nicht den Königbann verlezen?

— Alles werde ich, wenn ſie mich hier an dieſer empfindlichſten Stelle angreifen.

— Aber Herr Korvinus, begann Till, bedenken ſie den Nuzen, den die Induſtrie von einer Eiſenbahn in dieſer Gegend ziehen wird.

— Ich habe alles bedacht, aber ſie berühre nicht meinen Trauerhain, ſie verlaſſe hier die gerade Linie

in Achtung vor meinem Todten. Lieber keine Eiſenbahn, als eine Entheiligung meiner Gefühle.

— Da ſehen ſie, beſter Maun, begann Abſolon halblaut zu Till, während der Vetter ſich mit Anordnungen wieder zu den Arbeitern gewendet hatte, da ſehen ſie den Eigenſinn des Vetters. Mit unſäglicher Mühe haben wir die Regierung endlich zur Zuſage dieſes Schienenweges vermocht, er muß, ſoll er nicht unvernünftige Abirrungen machen, gerade über dieſe Stelle laufen, und nun fährt der Satan in den Menſchen, und er iſt es, von dem die Vereitelung unſerer Wünſche ausgehen wird.

— Er wird nachgeben.

— Glauben ſie das nicht, ſeine Sentimentalität hat ſich einmal in dieſe Thorheit verannt; im Guten wird er ſicherlich nicht weichen.

— Gewiß, ich verbürge mich dafür. Hätte doch Archimedes die Erde aus ihren Angeln gehoben, wenn man ihm den Punkt außer ihr zur Aufſtellung ſeiner Inſtrumente gegeben hätte. Dieſer Punkt iſt bei jedem Menſchen vorhanden; es handelt ſich nur darum ihn aufzufinden.

In dieſem Augenblike erſchien auch Lanzelot: Haben ſie die große Neuigkeit gehört, die ſich ganz in unſerer Nähe zugetragen hat.

Alle verneinten es und zeigten ihre Neugirde.

— Graf Habicht hat ſo eben um Herrn Kriſtofs Tochter angehalten und — wurde abgewieſen.

Alle waren darüber erſtaunt, aber Korvinus wußte ſich vollends nicht zu faſſen: Abgewieſen, der Graf eine abſchlägige Antwort erhalten, — kaum denkbar — nicht glaublich — faſt unmöglich! Was für ein Bär der Vetter iſt, die Ehre abzuweiſen, die unſerer Familie zu Theil geworden wäre, — wie hätte er meine Pläne anbahnen können!

Er rannte entſezt am Kieswege auf und ab und ſchnappte nach Athem. Als ſich die Andern entfernten, folgte er ohne es zu wiſſen.

— Sollen wir noch länger hier warten? fragte Spaz.

— Geht zum Teufel, ich habe jezt Anderes im Kopfe. Sehet ihr denn nicht, ihr Maulaffen, daß die Nivellirer heute nicht mehr erſcheinen.

— Wie ich geſagt habe, bemerkte Till, ehe ſie ſich trennten, noch einmal lächelnd zu Abſolon, ich ſtehe dafür ein, Herr Korvinus ſoll uns das ganze Wäldchen ſammt Grabmal und Urne preisgeben, und, dafür laſſen ſie mich ſorgen, es ſoll überdies freiwillig und gerne geſchehen.

Wir verlaſſen die Fabrikanten, um uns abermals

in eine Arbeiterwohnung zu begeben. Sie liegt entfernter von den Fabrikgebäuden, und ſcheint zur Zeit, als hier noch Landwirthſchaft betrieben wurde, als Behältniß zum Röſten und Brechen des Flachſes verwendet worden zu ſein. Mindeſtens beſtand die Wohnung aus einem einzigen länglichen Viereke, das jezt zugleich Küche und Wohnſtube darſtellte; den Untertheil deſſelben bildete eine alte ſich abbröfelnde Mauer, darüber erhob ſich ein Gerippe aus Querbalken, deſſen leere Räume offenbar durch die Bemühung eines Unkundigen, ſo gut er es vermochte, mit Brettern zugenagelt und mit moderndem Mooſe verſtopft waren. Der Rauch, den der Gebrauch eines niedern aus Straßenlehm aufgerichteten Herdes erzeugte, fand durch die übrig gebliebenen Spalten und Fugen noch immer Raum genug, um ſich bis auf einigen Niederſchlag aus der Hütte zu entfernen. Hierzu war auch das verwitterte Strohdach behilflich, das mit ſchiefer Abſenkung das häusliche Elend bedekte. Den Boden dieſer Wohnung bildete die mütterliche Erde, über die an einzelnen mehr gebrauchten Stellen ein paar Bretter gelegt waren. In einer Eke lag altes Heu, deſſen aufgebrauchter Zuſtand ſeine Verwendung als Schlafſtätte außer Zweifel ſezte. Ein langes Brett, dem vier ungleiche Füße eingefügt waren, diente als Bank, nur der Tiſch ſchien einſt wirklich

von einem gelernten Handwerker verfertigt worden zu ſein, er mußte jedoch an die Wand gelehnt bleiben, weil ihm die vierte Stüze fehlte.

Wer dieſe Räumlichkeit betrat, der fand ohne Zweifel die ruhmredige Eitelkeit begründet, mit der Arbeiter Spaz ſeine Wohnung und deren Hausgeräthe zu preiſen pflegte.

— Nur legitim und manierlich! ſagte er oft ſelbſtgefällig zu Suſanne, mit dieſem Wahlſpruche bringt man es auch in unſerm Stande ſo weit, als es mir in der That gelungen iſt. Du ſiehſt, unſere Seſſel ſind gepolſtert, die Tiſchplatte iſt geſchliffen, und unſer Bett hat unter allen Arbeitern der drei Vettern nicht ſeines Gleichen. Auch biſt du mein angetrautes Eheweib und unſere Kinder dürfen ſich nicht dereinſt ſchämen, wenn ſie im Kirchenbuche ſich ihre Ältern aufſchlagen laſſen.

So wol mochte es dem Frauenzimmer allerdings nicht ergehen, das jezt bei anbrechender Dämmerung an der Schwelle der Hütte ſaß, die wir ſo eben kennen lernten. Es hilt die Hände gekreuzt, die vordringende Fülle des Leibes ankündete einen neuen Menſchen, der unter'm bedrängten Herzen zum gleichem Elende ausgetragen wurde. Das Frauenzimmer mochte die dreißig Jahre noch nicht erreicht haben, ſein Geſicht, das in einzelnen Theilen nicht unſchön genannt werden konnte, wies ſinn-

liche Heftigkeit und die Spuren manches überſtandenen Jammers. Schwarze Hare hingen ſorglos aufgebunden in ſein Geſicht. Leidenſchaften und Unglük hatten in ſeinen Augen einen Zug nicht verlöſchen gekonnt, der wie von Treue und Anhänglichkeit zeugte. Wiederholt war es von der Behörde, die über Sittlichkeit zu wachen hatte, weggewieſen worden, die Büttel hatten es mehr als ein Mal weggeführt, aber immer wieder kehrte das Frauenzimmer wie ein verjagter Hund, zur Schwelle zurük, an die es ſein Schikſal und ſeine Neigung gebannt zu haben ſchien. Was war ihm daran gelegen, daß es die Welt eine liederliche Perſon nannte, konnte es ihm bei Seinesgleichen zur Schande gereichen, wenn es ſelbſt an der Kirchthüre öffentliche Buße üben mußte, weil es von einem Menſchen nicht laſſen wollte, deſſen Armuth nicht einmal die Gebühren der Trauung zu bezahlen im Stande war? Mochte dann immerhin die geweihte Kerze in der Hand es vor aller Welt verkünden, daß die verbotene Liebe einem neuen Weſen das Leben gegeben hatte, ach ſeine Mutter wollte es um dieſer Demüthigung willen doch nicht weniger lieben.

Es gibt kein Herz ohne Hoffnung auf dieſer Welt; auch Leni, ſo hieß das Frauenzimmer, hatte ſolche gehabt, und war ihrer heute noch nicht baar und ledig.

Da ſie das Arbeiten nicht ſehr liebte, ſo hatte ſie das Glük durch Mühe nie zu erreichen gehofft, es ſollte ſich vielmehr als etwas Außergewöhnliches plözlich einfinden. Als ſie ſich noch in voller Jugend befand, hilt ſie ſich für hübſch genug, um durch dieſe Eigenſchaft ein Mal die Zuneigung eines reichen Mannes zu gewinnen und ohne Anſtrengung lediglich durch ihre Reize eines heitern Looſes theilhaft zu werden. Die Jugend ſchwand allmälig, Leni's Reize mit ihr; ungern aber endlich doch hatte ſie ſich dieſer Hoffnung entäußert; nicht die Brunſt ihrer Sinne, aber die Blume der Schönheit, die ſie verhüllt hatte, war vergangen; ſie ſah ſich zulezt an einen armen Arbeiter gebunden und ihr verlornes Selbſtgefühl verrieth ihr, daß ſie zur Prinzeſſin des Märchens nicht mehr beſtimmt ſei. Sie hatte ſich ſodann auf das Schazgraben verlegt. In den Kriegjahren am Anfange unſeres Jahrhunderts war ohneweiters manche bedeutende Barſchaft vergraben worden, deren Verſtek mit dem Tode des Eigenthümers für immer vergeſſen wurde; vordem gab es noch größere Reichthümer, und je unſicherer Leni's Blik in die Vergangenheit war, deſto mehr Schäze häuften ſich vor ihren Träumen, bis ſich endlich in alter Zeit, von der ſie nichts mehr wußte und verſtand, Alles in gligerndes Gold auflöſete, das gleichſam den Kern der Erde bil-

bete, und wobei es ſich nur darum handelte, an rechter Stelle bis zu ihm in die Tiefe zu dringen. Bedeutende Träume, Nebel und Lichtglanz, der ſich nächtlich zeigte, hilten dieſe Hoffnungen immer wach und verhießen von Zeit zu Zeit nahe Erfüllung. Gleiche Geſinnung bei Unglükgefährten beſtätigte in ſolchen Erwartungen und ſelbſt die Übervortheilung durch Klügere nährte den eignen zauberſeeligen Hang.

In ſolchen Gedanken ſaß Leni auf der Schwelle ihrer Wohnung und ſtarrte in die einbrechende Dämmerung. Da man in dieſer Gegend auf die äußere Form der Sittlichkeit hilt, ſo hätte ſie auch bei beſſerem eigenen Willen kaum regelmäßige Arbeit erhalten; dies beruhigte ſie und ſie überließ ſich um ſo harmloſer dem Müſſiggange. Sie beſaß heute weder Geld noch irgend eine Eßware außer ſchlechtem Brode, und ſo war ſie ſogar der Mühe des Kochens überhoben geweſen und hatte ſich unterſtreut dem Zuge ihrer Gedanken überlaſſen. In dieſe hatte ſich heute wie öfters in lezterer Zeit eine neue bittere Zugabe gemiſcht. Leni beſaß zu ſehr das Gegenwartgefühl oder, wenn man lieber will, den ſtumpfen Leichſinnn ihrer Standesgenoſſen, um über ihre eigene Zukunft weſentlich beſorgt zu ſein. Es ging ihr ſchlecht, und daß es ſo fortgehen werde, dazu hatte ſie alle Ausſicht. Sollte ihr aber vor der Zu-

kunft banger ſein als vor der Gegenwart? Gewiß nicht. Leni beſaß ein anhängliches treues Gemüth; ſie hatte ſich mit Allem, was ſie war und hatte, ſeit Jahren einem Menſchen ergeben, die Widerlage ihrer Mitgift beſtand eben in nicht weniger, auch in Allem, was er war und hatte, und ſo lebten ſie eigentlich glüklich und ſorglos. Sie hatte es erlernt, den Hunger über der Liebe zu vergeſſen. Seinen Unmuth, ſeine Launen hatte ſie mit Zufriedenheit ertragen und ihn dafür höchſtens auch die ihren verkoſten laſſen; nun aber erhob ſich zwiſchen ihnen ſeit einiger Zeit ein Etwas, das ihr Recht zu beeinträchtigen anfing, das ihr den Menſchen, dem ſie Alles gewährt hatte, zu entziehen drohte, das ihn vor ihren Augen mit einem Geheimniſſe umhüllte. Wittich, denn wir wollen es nicht länger verſchweigen, daß es der verunglükte Mechaniker war, dem Leni angehörte, hatte ſonſt die Stunden, die er nicht in der Fabrik arbeiten mußte, bei ihr zugebracht, den kargen Lohn, den er gewann, trug er gewiſſenhaft zu ihr und verzehrte ihn mit ihr, — war es wenig, was machte es, ſie aßen in Geſellſchaft, ſie hungerten auch miteinander, — was er hatte, das genügte auch ihr, was ſie ihm bieten konnte, bezeichnete auch die Grenzen ſeines Begehrens. So war es nun nicht mehr. Wittich kam von der Fabrik nicht mehr ſogleich zu ihr nach

Hauſe, vom Gelde, das er verdiente erhilt ſie nur einen Theil; wenn ſie ihn fragte, wo er geweſen, was er mit dem abgehenden Gelde angefangen, erhilt ſie ausweichende Antworten. Sie konnte nicht zweifeln, daß er irgend einen Umgang angeknüpft habe, der ſeine Zeit in Anſpruch nahm, es lag am Tage, daß er Ausgaben machte, deren Grund er ihr verheimlichen wollte. Hätte er das Geld im Wirthhauſe vertrunken, ſo hätten es ihr die Folgen des Brantweins unleugbar verrathen: aber Wittich kam nüchtern nach Hauſe, er hungerte und dennoch mangelte jederzeit ein merklicher Theil ſeines Wochenlohns. Sie hatte ſich dieſem Menſchen ergeben mit Leib und Seele, das großmüthige Weib hatte nie gemarktet was er ihr dafür bieten ſolle, und jezt hatte er ein Geheimniß vor ihr, — ein Geheimniß, das ſich kaum anders löſen ließ als durch den Verdacht, daß er ihr untreu geworden. Schon der Gedanke an eine Nebenbuhlerin reizte ſie zur Wuth; ihre ſinnliche Natur empörte ſich in roher Kraft, ſie wäre im Stande geweſen, das Weib, daß ihr den Gefährten ihrer Noth und Sünde ſtreitig machen wollte mit eigenen Händen zu erdroſſeln. Was half es, daß Wittich ihr auf jeden Vorwurf ſeine Treue betheuerte, das Geheimniß blieb ihr deswegen nicht minder verſchloſſen und der Frieden des Zuſammenlebens war in böſer Weiſe

geſtört. Die zwei Leute hatten bisher viele Anhänglichkeit für einander gezeigt, dieſes verhinderte aber nicht, daß Leni ihren Zuhälter die bitterſten Vorwürfe machte und ihn, wenn ſie gereizt war, mit Rohheiten überſchüttete. Wittich verſtand es, dieſe Stürme lange mit Gleichmuth zu ertragen, er betheuerte unter Zärtlichkeiten ſeine Redlichkeit für ſie und vertröſtete auf die Zukunft, die Alles zu ſeiner Rechtfertigung enthüllen werde. Jezt dürfe er noch nicht reden.

Es gab aber einen Punkt, wo der Faden ſeiner Geduld riß, dann wurde auch er wild wie ein tolles Thier und ohne Rükſicht auf ihren Zuſtand ſchlug er ſie blutrünſtig und brachte ſie am Ende durch Mißhandlungen zum Schweigen. Dieſen Verlauf nimmt die Liebe nicht ſelten bei den Kindern der Armuth; ſie ſind ſich von ganzem Herzen zugethan, aber dennoch wird als Zwiſchenſpiel eine Tracht Prügel nicht vermißt.

In leidenſchaftlicher Aufregung, deren Quelle wir eben kennen lernten, ſaß Leni auch heute an der Schwelle ihrer Wohnung; hätte es ihr Zuſtand nicht erſchwert, ſie würde die Drohungen und Verbote, Wittichs heimlichen Verkehr zu ergründen, wenig geachtet haben und hätte ihn in Nacht und Nebel verfolgt, bis ſie ſein geheimes Weſen ergründet hätte. So aber waren die

Verſuche, die ſie diesfalls machen konnte, mißglükt, ſie hatte wiederholt in irgend einem Verſteke gelauſcht, bis er abends aus dem Arbeithauſe kam, aber haſtig ſchlug er mit ein paar Genoſſen eine Richtung des Weges ein, wo er nach ihrer Kenntniß nichts zu thun hatte, es wurde eilig fortgeſchritten, ihre ſchweren Füße trugen ſie nicht mehr ſo raſch, bald war er ihren Bliken entſchwunden, und, nur noch leidenſchaftlicher aufgeregt, mußte ſie ihn doch wieder zu Hauſe erwarten.

Ähnlich war es auch heute gegangen; ein Gewirre trübſeeliger Gedanken umſpann das Weib, als Siegfried zufällig vorüber kam. Er grüßte Leni und fragte ſie um ihr Befinden.

— Wie ſoll es mir gehen, ſeit der Wittich, der ſchlechte Menſch, mich verlaſſen will.

— Das wird er gewiß nicht.

— Seht ihr denn nicht, daß, wenn alle Arbeiter längſt zu Hauſe ſind, er ſich noch nicht ſehen läßt; das ſchmekt doch nicht nach Lieb' und Ergebenheit.

— Ach ſo, aber euch darf ſein Ausbleiben nicht kränken; in dieſer Hinſicht könnt ihr getröſtet ſein.

— Getröſtet und der Wittich läßt mich daheim verſchmachten, und der Wittich läuft andern Weibsleuten nach!

— Das thut er nicht, glaubt mir, Leni.

— Und was macht er denn, ſizt er etwa in der Schenke? Könnt ihr ſagen, daß er es thut?

— Ihr habt Recht, er iſt nicht in der Schenke.

— Und wo ſind denn die Männer, wenn ſie daheim keine Luſt mehr finden, und auf böſen Wegen gehen? He? Im Wirthhauſe oder hinter den Weibsbildern. So hab' ich's gehört, ſeit ich derlei verſtehe. Nun ſagt, wo iſt er?

— Ihr habt Recht, er iſt auf böſen Wegen; ihr werdet wohl thun, ihn von der ſchlechten Geſellſchaft zurükzuhalten.

— Von ſchlechter Geſellſchaft? ei ſeht doch — und wenn er ſtiehlt und raubt, wem ſoll er's vertrauen als mir? iſt er doch mein Mann; glaubt ihr, ich könnte nicht ſchweigen? ehe biß ich mir die Zunge ab, ehe ich den Wittich verrathen wollte, wenn er zu mir hilte. Und macht Diebſtahl oder Raub etwa arm? Ich aber ſehe von Wittichs acht Groſchen kaum ein Schok Pfennige im Tage. Was ſagt ihr dazu, he?

— So hab' ich's nicht gemeint. Der Wittich iſt kein Dieb, aber die Geſellſchaft, in die er gerathen, wird dennoch nicht zu ſeinem Heile ausſchlagen.

— Und welche Geſellſchaft iſt's? ſagt's offen heraus, wenn ihr's mit einem armen Weibe ehrlich meint.

— Sein Geheimniß iſt nicht das meine, fragt den Wittich ſelbſt.

— O über euch Männer, haltet ihr uns zu ſchlecht für eure Geheimniſſe, wenn wir doch ſtark genug ſein müſſen, euer Elend mit euch zu tragen.

— Ich bin nicht der Herr von Wittichs Thun und Laſſen, aber haltet ihn zu Hauſe, ſo ihr's vermögt, und wenn ihr ein Mal das Kind von ihm zur Welt gebracht habt, ſo wartet mit dem Kinde dort an der Fabrik, ſobald die Arbeitſtunden aus ſind, und gebt es ihm auf den Arm, wenn er herauskömmt und lokt ihn mit euch nach Hauſe. Es könnte ſchlecht ausſchlagen für ihn, wenn er ſich lang zu dieſen Leuten hilte.

— Mit dem Kinde, — das Gott erbarme! Ich trag' es in Kummer aus, der Wurm der ſeiner Mutter am Herzen nagt, der friſt ihm das Leben ab. Wer weiß, ob ich und das Kind die ſchwere Stunde überleben. Sie hilt das Kinn in der Hand und ſah halb verzweifelt nach dem theilnehmenden Manne auf.

— Hat Wittich heute nicht ein Mal mit euch gegeſſen?

— Gegeſſen, wiederholte ſie und es klang wie Hohnlachen in dem Worte; die Malzeit, die ihn hier erwartet, verlohnt ſelbſt die paar Schritte nach Hauſe nicht; ſollt' er nur um die zu mir kommen, ſo verargte

ich ihm das Außenbleiben nicht. Wär's nur um das, dann trüg' ich's leicht, möcht' er immerhin einen guten Biſſen voraus nehmen und mir nur Geld für ſchwarzes Brod heimbringen aber ſich mit, lieb und treu wie er ſonſt geweſen, o dann wär's gut.

— Wie, ihr habt nur Brod zu eſſen, Leni? ſeht, ich hab' in dieſer Woche drüben in der Mühle um Taglohn geſchaffen, ihr wißt, ich habe nur für mich allein zu ſorgen, da blieb mir denn ein Stük Geld übrig; wollt ihr mir 's aufbehalten, entlehnen mein' ich, oder wie ihr wollt; wenn 's mir einſt ſchlecht geht und euch beſſer, ſo mögt ihr mir es ein Mal zurükſtellen.

Er hatte ihr mehre Silbergroſchen in den Schooß geſchüttet und war dann ohne auf ihre Antwort zu warten fortgeſchritten. Leni ließ ſie überraſcht von einer Hand in die andere gleiten. Was ſollte ſie mit dem Gelde, ihr Wittich kam doch nicht! — Was ſie mit dem Gelde ſollte? Allmälig kam ihr doch dies und jenes in den Sinn, was ſie dafür bekommen könnte. Ein Mal gut eſſen, das wäre auch etwas und ein ſtarker Trunk dazu, vom beſten Brantweine, der mochte die Sorgen brechen.

Sie erhob ſich und ging mit dem Gelde von ihrer einſam gelegenen Wohnung nach den Buden, die näher an den Fabriken lagen und wo die Arbeiter, die ein

übrig Stük Geld beſaßen, ſich nach ihrer Weiſe erquiken konnten. Sie wollte es ein Mal verſuchen, wie ſich der Liebesgram bei guter Koſt gebärden mochte.

Eben beſann ſie ſich, womit ſie ihr Herz erfreuen ſollte, als ſie bei ihrem Namen gerufen wurde.

— Guten Abend, Frau Leni. Es war Spaz, der recht wol wußte, wie gern Frauenzimmer dieſer Lage mit ſolchem Range begrüßt werden, was macht Wittich?

— Wollt ihr das Ei nach dem Huhne fragen?

— Schon wieder auswärts; arme Frau. Das wäre Alles beſſer geworden, wenn wir den Schaz gefunden hätten.

— Statt daß ich meine lezten Groſchen an die Wünſchelruthen verlor. Wünſchelruthen, ei ja, man konnte ſich dabei wünſchen was man wollte; ob's aber geſchah, das gerade war die Frage.

— Ich hab's euch nicht gerathen, ihr wolltet ſelbſt, und ich ließ ſie euch um einen Spottpreis ab.

— Dafür konnten ſie auch Alles, nur uns nicht Gold und Silber zeigen.

— Wer ſagt das, gute Frau, entgegnete Spaz mit Würde und verdrehte die Augen und ſchloß ſie dann für einen Augenblik. Merkt euch, zum Schazgraben gehört zweierlei: der rechte Ort und die rechte

Stunde. Hat unſere Wünſchelruthe draußen am Kreuzwege nicht dreimal gewankt, warum wolltet ihr nicht beim Neumonde um Mitternacht hinausgehen? Allerdings hätte der Geiſt eurer Mutter ſeeligen uns mit einem Todtenbeine den Zutritt verwehren wollen, allein ihr durftet ſie nur beim Krägen faſſen und ihr den Todtenſchädel in's Genik drehen, ſo wär' ſie verſchwunden und der Schaz euer geweſen. Ich ſagt' euch ja Alles, aber ihr wolltet nicht, und ſo wartet Schaz und arme Seele noch immer der Erlöſung. Doch was nicht iſt, kann noch immer werden. Ich zweifle nicht, ich ſehe euch noch einmal als reiche Frau in einem Kugelwagen fahren.

— Wenn eure Mittel ſonſt helfen könnten, heute fragte ich wenig nach Schäzen.

— Was fehlt euch denn, gute Frau?

— Ihr wißt es ja, der Wittich hat ſich an meiner Liebe überfreſſen und ſchwärmt halbe Nächte auswärts.

— Ich ſagt' euch oft, er iſt ein wüſter Geſell. Nur legitim und manierlich, heißt mein Wahlſpruch, leider haben den Wenige vor Augen. Wo ſagt er denn, daß er die Nächte hinpraßt?

— Das iſt's gerade, er ſagt es gar nicht. Er mache es recht, behauptet er, mehr dürfe er nicht ſagen,

es würde noch viel Gutes aus ſeinem Treiben herauskommen.

— Er verheimlicht's? Das thun ſie alle die auf trüben Wegen gehen, Judith iſt ein glükliches Weib: nur legitim und manierlich!

— Meint ihr auch, daß er den Weibsbildern nachgeht?

— Kann leicht ſein, ſo legitim und manierlich wie ich ſind Wenige; fragt nur Frau Judith.

— Und mit den hohen Reden, die er führt, wär' es nichts?

— Was ſollt' es damit geben? er läßt ſie nur bei ſeinen Laſtern zu Gevatter ſtehen.

— Er betröge mich alſo wirklich?

— Ich will euch nichts Unangenehmes ſagen; glaubt, was ihr für gut haltet, und was euch frommt.

— Ach wär' es wieder, wie es einſt geweſen, da Wittich aus der Fabrike lief, ſobald die Feierglokе ſchlug, und die Schritte doppelt ſo lang machte, um ihre Zahl bis zu mir hinaus zu vermindern.

— Das ließ' ſich wol noch machen; meine Baſe, von der ich die Wünſchelruthen erbte, die hatte für gar Vieles ein Mittel.

— Wer ihn wieder zwänge, ſo wie damals zu mir zu eilen!

— Derlei war ein Kinderſpiel für meine Baſe. Es gibt ſo manches auf Erden, von dem das gelehrte Volk ſo wenig verſteht, als Unſereins vom Goldmachen. Hab ich euch je von der Großmutter der Baſe erzählt, die von ihrem Liebſten das wunderbare Meſſer bekommen hat, das ein ſo ſeltſames Kunſtſtük konnte?

— Das habt ihr nicht.

— So will ich's jezt thun; der Wittich iſt nicht zu Hauſe, da verſäumt ihr nichts und ich begleit' euch ein wenig. Alſo meine Baſe, Gott hab' ſie ſeelig, — jezt wär ſie wohl an hundert Jahre alt, wenn ſie noch lebte, — meine Baſe hatte, wie ſich's gehört, eine Mutter, und dieſe wieder eine, die leztere war eben die Großmutter meiner Baſe. Sie lebte noch zur Zeit des Krieges, den man den dreißigjährigen nennt, und hatte einen Liebſten, der als Reiter unter Tilli gedient hat. Ihr ſeid ſelbſt ein Weibsbild und wißt, wie euer Geſchlecht den Mannsleuten zugethan ſein kann. So war es auch mit der Großmutter meiner Baſe. Wie lieb ſie unſern Herrgott hatte, weiß ich nicht, aber der tilliſche Reiter war ihr offenbar um ein Erkleckliches lieber. Wenn er aus dem Kriege kam, ſo herzte und küßte ſie ihn ohne ſatt werden zu können; wenn er wieder fort mußte, ſo flennte ſie wie ein neugebornes Kind. Damals ſtand es mit dem Briefſchreiben und mit dem

Poſtweſen noch gar übel im heiligen römiſchen Reich, und wenn ihr Liebſter in das Feld zog, ſo wußte ſie niemals, wie es ihm ergangen ſei, bis ſie nicht den Trompeter ſeines Regiments im Reichſtädtchen wieder die Viktoria blaſen hörte, und die Tilliſchen Völker durch's Thor einzureiten begannen. Wie das die Großmutter in den Gedärmen brennen mußte, das könnt ihr begreifen. Und da es nun wieder ein Mal zum Fortreiten kam, da klagte ſie es ihrem Liebhaber und verſchwieg ihm nicht, wie ſchwer es ihr um's Herze war. Der ſchnitt ein bedenkliches Geſicht, und meinte, wenn's bloß das wäre, da gäb's ein gut Mittel. Dabei zog er ein Meſſer unter dem Koller hervor und legte es ſeiner Schönen auf den Schoß. Es war das aber ein mäßig Meſſer mit ſchwarzer Schale, vorne mit einem Ringlein zum Anhängen, unten gekrümmt und mit Meſſing beſchlagen, gerade ſo wie es damals die Hausfrauen am Gürtel zu tragen pflegten. Wenn du willſt, ſprach er mit Ernſt, ſo laß ich dir das Meſſer zurük, es liegt eine gar ſeltene Kraft in ſeinem Metalle. Häng's über dein Bett, wenn ich fortreite, und ziehe alle Tage des Morgens die Klinge aus der Schale: iſt ſie blank und rein, dann bin ich geſund; wenn ich aber in der Schlacht bleiben ſollte, dann rieſelt ein klein Tröpflein Blut über das Eiſen. Die Großmutter war

daß zufrieden, ſie ſteckte das Meſſer an ihren Buſen, umhalſte den Reiter bevor er aufſaß und ſah dem Geſchwader nach, bis es draußen am Heerwege verſchwand und Roßgetrappel und Trompetenfanfaren verklungen war. Sie vergoß noch manche Thräne über den Abſchied, aber doch ſchien es ihr diesmal leichter um's Herz zu ſein: konnte ſie doch an jedem Morgen erfahren, wie es um ihren Herzliebſten ſtand. Sie ging in ihr Kämmerlein und betete inbrünſtig vor einem Muttergottesbilde; dann öffnete ſie die Klinge des Meſſers, wiſchte ſie hell und blank an ihrer Ärmelkrauſe, und hing es darauf über ihr Bettlein.

Ihr mögt euch denken, daß ſie an jedem Morgen, noch ehe ſie den Seegen geſprochen, nach dem Meſſer griff und es nicht ohne Beben aus der Scheide zog; aber immer blikte es ihr rein und glänzend entgegen und ſie fiel dann auf die Kniee und dankte Gott und ſeinen Heiligen für die Begnadigung.

So ging es wol Monate lang weiter; man hörte von Schlachten, die draußen mit den Lutheriſchen ausgefochten wurden, aber das Meſſer war blank an jedem Morgen und ſo war alſo ihr Liebſter noch immer am Leben.

Sie hatte ſich allmälig an das gute Wahrzeichen zu gewöhnen angefangen, ihr Herz zitterte kaum mehr,

wenn ſie die Scheide öffnete, ſie trug die Zuverſicht, daß ſie unbeſudelt erſcheinen werde.

An einem Morgen, er war gerade nicht anders wie all die Vorigen, an einem Morgen wollte die Klinge ſich nicht ſo leicht öffnen laſſen als ſonſt, die Großmutter wurde ungeduldig, und riß heftiger am Meſſer, daß ſie der Daumen ſchmerzte; endlich ſprang es auf, aber ſiehe da, es lief ein feiner Streifen Blut über den blanken Stahl. Das Herz wollte der Großmutter ſpringen, ſie war kreideweiß geworden, — aber noch hoffte ſie, es ſei ihr eigen Blut, ſie habe ſich wol ein klein wenig geſchnitten, als ſie es mit Gewalt aufgemacht hatte. Sie ließ es fallen und ſchaute mit Angſt auf ihre Hände. Die waren rein und weiß. Sie nahm ihr Buſentuch und wiſchte das Blut vom Meſſer drein. Aber kaum war ſie damit fertig geworden, ſo rieſelte der hellrothe Tropfen noch ein Mal langſam über die Klinge. Sie ſäuberte es wieder und ſtarrte darauf in lezter Hoffnung, aber immer zeigte ſich dieſelbe Erſcheinung. Da wußte ſie, daß ihr Liebſter geblieben ſei.

Das arme Weib beſaß keinen Troſt mehr auf Erden, die Verzweifelung faßte ihr krampfhaft nach dem Herzen, für ſie gab es keine Hilfe mehr als den Tod. Da griff ſie noch ein Mal nach dem Meſſer und hätte

es ſich in die Bruſt geſtoßen und Alles geendet, ſo erzählte ſie noch oft in ihrem Alter, wenn nicht gerade in jenem Augenblike das Kind, das ſie vom Reiter empfangen hatte, ſich unter ihrem Herzen geregt hätte. Das Aufzuken eines dritten Lebendigen hat ihr damals das Leben gerettet. Die Tilliſchen Reiter aber kamen wieder heim, ihr Liebſter war nicht mehr darunter, er war in dem Scharmüzel vor Magdeburg geblieben.

— Ich wollt', es ſtekte mir das Meſſer der Großmutter im Herzen, rief Leni, von der Erzählung fremden Liebesunglüks nur noch leidenſchaftlicher geſtimmt.

— Euch geht es ja doch viel beſſer als dem Liebchen des Reiters. Jener war gefallen und konnte aus der Schlacht nicht mehr heimkehren, Wittich macht nur Seitenſprünge und zulezt bleibt er euch doch am Halſe.

— Lieber todt als untreu.

— So mögen die Prinzeſſinen denken; für uns Arbeiter gilt eine andere Moral. Und wie geſagt, für Alles wächſt ein Kraut, nur für den Tod nicht. — Wohin wollt ihr denn gehen Leni? ich ſagte ja, ich will euch begleiten.

— Ich wollte Speiſe kaufen.

— Schön, ihr habt alſo Geld, der Wittich iſt doch nicht völlig zunichte. Wie viel habt ihr denn?

Unwillkührlich ſtreckte ſie ihm die Hand mit dem Gelde entgegen.

— Ei ſeht, acht, neun — zehn Groſchen, das iſt für heute ja ein Kapital für euch.

— Ich möchte den Wittich bei mir, ſonſt nichts.

— Der wär euch alſo lieber als die klingenden Münzen. Habt ihr nie vom Bohnenfinden gehört?

— Was iſt's damit?

— Das Kunſtſtüklein verſtand meine Baſe. Hatte auch einen Geliebten, der den Heimweg nicht immer fand; ſie aber machte es ihm anders: nahm Bohnen, am Karfreitage auf ein Grab gepflanzt und in der Kriſtnacht vom Gottesaker geholt, und ſott ſie unter Verwünſchungen ihres Liebſten. Da überkam ihn, ſo wie ſie weich wurden, das Laufende; wo er ſich auch immer befand, es fuhr ihm in die Stiefel; ohne Gruß, ohne ſich Zeit zu laſſen den Hut zu nehmen, ſprang er auf und lief zur Baſe. Mochte er ſtundenweit fort ſein, er rannte weiter, daß er oft athemlos und keuchend vor ihre Füße ſtürzte. Das half, bis ihm ein altes Weib den Vortheil wies. Da trappelte es ein Mal die Straße entlang, als die Baſe wieder Bohnen ſott; ſie lachte vor ſich hin und war ihres Liebſten gewärtig; aber ſiehe da, die Thüre ging auf, und es kamen nun ſeine Stiefel einhergetrappt. Er hatte auf den

Rath der Alten, ſobald er das Juken ſpürte, die Stiefel ausgezogen und nun liefen die allein nach Hauſe, der lokere Geſelle wies ihnen aber die Narrenſpanne nach. Seitdem, wenn er liederlich ſein wollte, ſezte er ſich in bloßen Füßen zu Wein und Weibern.

— Wer ſolche Bohnen bekommen könnte.

— Um Geld iſt mir Alles feil, ich habe wol noch ein paar Handvoll von den echten, die mir meine Baſe hinterlaſſen hat.

— Nehmt die Groſchen und gebt mir die Herenbohnen dafür.

— Weib, bedenkt was ihr thut. Ihr habt wohl den ganzen Tag nicht mehr als ein paar Brodrinden über die Lippen gebracht; ihr beſizet da zehn Groſchen, es iſt nicht viel, aber für einen Hungerigen ein Reichthum. Ihr kauft euch dafür Butterbrod und prächtige Würſte. Ich ſage euch, die heutigen ſind beſondere vortrefflich, auch ein Glas Wein oder vom beſten Kümmel könnt ihr bekommen, der ſchmekt herrlich mit Räucherwurſt.

— Nehmt das Geld und gebt mir die Bohnen.

— Ich ſag' euch, ich thu's nicht gerne. Es ſind die lezten, die ich habe, und was ſollen mir zehn Groſchen; ihr wißt, ich bin nicht arm.

— Menſch, ich habe keinen Heller mehr als die zehn Groſchen, ſei mitleidig, gib mir die Bohnen dafür.

— Wenn ihr mich ſo bittet, da muß ich wol; ihr habt alſo weiter kein Geld?

— Nicht wenn ich eine Seele mit einem Kreuzer aus dem Fegefeuer erlöſen könnte.

— Und wollt hungern und Bohnen ſieden?

— Das will ich.

— Nun ſo gebt das Geld her. Er nahm es und überzählte es beim Mondlichte; aber bald machte er wieder Miene, es ihr zurükzugeben: Es geht doch nicht, Leni.

— Und warum nicht? fragte ſie in Aufregung.

— Ihr habt mir eben heute Vorwürfe gemacht, daß meine Wünſchelruthen nichts taugten. Mein Wahlſpruch iſt: legitim und manierlich; ich will ſelbſt durch eure Thorheit den Leuten nicht in das Maul gerathen. Nehmt euer Geld.

— Weiß ich doch, daß ich nur ſchuld bin, daß wir den Schaz nicht fanden; gebt mir eure Bohnen, ich will zu Niemand davon reden.

— Das ließe ſich hören, ich will ſie euch geben, aber vergeßt nicht, daß ich es ungerne that, und mich nur eure vielen Bitten dazu bewogen.

— Ich will euch das Zeugniß geben, ſo oft ihr wollt.

Schon während dieſes Geſpräches hatten ſie den Weg gegen die Wohnung des Arbeiters Spaz eingeſchlagen; er wußte die Kraft der Bohnen noch immer zu rühmen, empfahl ihr aber, ſobald ſie zu ſieden begannen, den Wittich ſo lange zu verwünſchen, bis ſie ganz weich würden, da käme er ganz ſicher. Endlich ließ er ſie vor ſeiner Wohnung eine Weile warten, dann kam er heraus und ſtekte ihr geheimnißvoll eine Papierdüte mit Bohnen in die Hand und verließ ſie ſchweigend.

Leni begab ſich eilends auf den Heimweg, ſie lief beinahe, als würde ſie ſelbſt mit Bohnen gebannt. Zu Hauſe angekommen, ſchürrte ſie mit den wenigen Holzabfällen, die vorhanden waren, ein Feuer an, ſezte den einzigen Topf, den ſie beſaßen, darüber und ſchüttete die Bohnen ſorgfältig in das Waſſer. Die Bohnen, als ſie durch ihre Hände liefen, erſchienen ſchwarz und hart eingetroknet.

Die Holzſpäne waren feucht, der Heerd in lezter Zeit nicht an Feuer gewöhnt, es wollte auch heute nicht recht zu Stande kommen. Lang blies Leni vergebens in die alten Kohlen und das wenige daraufgelegte Holzwerk; kaum ſchlug irgendwo ein Flämmchen auf, ſo verloſch es wieder im Rauche. Sie zündete

einen Schwefelfaden an, und ſuchte in der Wohnung und vor der Hütte um Holz, es fand ſich keines mehr vor, auſſer ſie wollte geradezu einen Theil eines Einrichtungſtukes preisgeben. Sie wäre ohne Zweifel zu dieſem Entſchluſſe gekommen, wenn ihr vorher nicht der Hauſe Noten in die Hände gerathen wäre, die ſich Wittich zu einer Zeit, die noch beſſer war als die gegenwärtige, für ſeine Lichtbilder anfertigen ließ und die er durch alle Wechſel der Zeiten gleichſam als das Wahrzeichen einer beſſeren Zukunft noch immer aufbewahrt gehalten hatte. Das erregte Weib zögerte keinen Augenblik, ſie trug ſie auf den Heerd, und bald lederten dieſe verlornen Lorbeerblätter zweier verkommenen Talente unter dem Topfe, in dem nicht lange darauf das Waſſer zu ſieden begann. Dies war nach der erhaltenen Anweiſung das Zeichen, bei dem Leni gegen Wittich in laute Verwünſchungen ausbrach.

Die Szene hatte etwas Grauenhaftes an ſich. Die finſtere Hütte, das flakernde Feuer und das elende Weib an ſelbem, das liebte und doch verfluchte, ſchien in der That der Zeit der ſchwarzen Künſte anzugehören.

Oefter ſchörfte ſie die Bohnen heraus, um ſie zu prüfen; ſie waren noch immer hart geblieben. Als die erſte Aufregung vergangen war, erſchrekte ſich das zärtliche Weib vor ihren eignen Worten. Sie ſtokte zu-

erſt, dann fiel ihr ein, daß der Bann mißlingen müſſe, wenn ſie damit einhielte. Sie verwünſchte alſo Witzich von Neuem, dazwiſchen bat ſie ihn manchmal laut um Verzeihung und pries ihn dann auch mitten unter'm Verſchmähen. Die widerſprechendſten Gefühle regten ſich in ihr, ſelbſt der Hunger, den ſie an dieſem Tage über dem Aufruhre der Liebe lang vergeſſen hatte, erwachte endlich zugleich mit der Ermattung. Die lezten Blätter des Notenpapieres brannten bereits, die Bohnen fingen kaum erſt an weich zu werden, Witzich war noch immer nicht gekommen. Müdigkeit hatte ſich des armen Weibes bemächtigt, ſchon ſeit einiger Zeit war ſie ſtill geworden, jezt ſank das kleine Feuer in flimmernde Aſche, ſie ſah noch einmal nach den Bohnen. Der Zauber war durch ihre Schuld offenbar vernichtet worden, der Hunger ſtach in ihrem Eingeweide, die Bohnen rochen gar, unwillkührlich verzehrte ſie ſelbe. Bald darauf trat völlige Erſchöpfung ein, das Haupt ſank ihr auf die Arme, die ſie am Heerde hingeſtemmt hatte, ſo nahe dem Feuer, daß das Ende ihrer Haare an der glimmenden Aſche mit üblem Geruche aufzüngelte.

Sie wußte nichts mehr davon, der Troſt der Armen, der Schlaf hatte ſie in ſeinen Schuz genommen,

und zog dämmerige Kreiſe um ſie, innerhalb derer ſie jedes Kummers vergaß.

Eine Weile ſpäter erſchien Wittich, den ein paar Männer bis in die Nähe ſeiner Wohnung begleitet hatten. Es wurde noch eine Verabredung getroffen, dann verſchwanden die Begleiter, und Wittich ſchlich ſich in die Hütte. Die Aſche am Heerde war ſchon dunkel, ein Mondſtrahl, der durch die Thüre fiel, wies ihm die ſchlafende Leni. Er ließ ſie am Heerde lehnen und war froh, ſie nicht mehr wachend zu treffen. Ihre Vorwürfe hätten ihn vielleicht weicher geſtimmt oder in fremder Richtung zerſtreut, jezt, da es ſobald gelten ſollte, ein Werk auszuführen, das ihm würdig ſchien, ſein Leben daran zu ſezen. Er kroch leiſe auf ſein Lager; am nächſten Morgen hoffte er ihren Klagen beſſer begegnen zu können. Er ſtrekte ſeine Hand ſegnend nach dem armen Weibe, er wußte gar wol, daß es mit Lieb' und Anhänglichkeit an ihm hing und daß er es jezt durch ſein Geheimniß und Schweigen bitter kränkte. Es trieb ihn aber das Schikſal weiter, das zu löblichen Zweken ſeinen Arm gefordert hatte.

Schlaft wol, ihr zwei unglüklichen Leute! Erwarte keines von euch ein anderes Glük mehr, als das gütige Träume um euch ausbreiten. Möge euch aber auch der bitterſte Schlag erſpart ſein, und es nicht ge-

ſchehen, daß Leni in verzweifelnder Sehnſucht nach dem theuern Manne einſam von den Wehen der Geburt überraſcht werde, und hilflos ſein Kind zur Welt bringe und ſterbe, — und daß dann Wittich, wenn er aus der Geſellſchaft, die ihm ſo hohes Gelingen verſpricht, in einſamer Nacht nach Hauſe kehrt, ſeine Leni geſtorben und ſein todtes Kind auf ihrem Schoße antrifft.

## Zweites Kapitel.

Unterdeſſen war der Geburttag Mariannens herangekommen. Bei wolhabenden Leuten ſchließt ſich gewöhnlich ein häusliches Feſt an ſolche Erinnerungtage, Geſchenke werden gegeben und empfangen, und das Ausſezen der Tagordnung bezeichnet Außerordentliches. Anders geht es der Armuth; einem Tage wie dem andern iſt ſein gleicher Theil Arbeit zugemeſſen; würden die Hände in den Schooß gelegt, ſo müßten auch Mund und Magen einen Rasttag halten. So wird allmälig der Tag, endlich ſelbſt das Jahr der Geburt vergeſſen.

Nicht ſo ganz war es bei Marianne. An ihr Daſein hatte ſich etwas Ungewöhnliches geknüpft, ihre Großmutter bewahrte die genaue Kunde von jedem

wichtigeren Ereigniſſe ihres Lebens, und noch war ſie kein Jahr ſo arm geweſen, daß ſie ihre Enkelin an dieſem Tage nicht mit irgend etwas beſchenkt hätte. Ja im Stillen hegte ſie noch immer die feſte Überzeugung, daß Marianne noch ein Mal ganz glüklich werden und daß ihr Geburttag dann wieder zum Feſte erhoben werden würde, wie er ein ſolches in den erſten Jahren ihres Lebens geweſen war.

Aber auch heute ſollte er in ungewöhnlicher Weiſe begangen werden. Siegfried hatte ſie gebeten, den Tag in ſeiner Geſellſchaft auf eine Weiſe, die er erſonnen habe, zuzubringen. Das Mädchen theilte ſeinen Wunſch der Großmutter mit; es hatte die Einwilligung von der Zuſtimmung der Greiſin abhängig gemacht. Die Großmutter ertheilte ſie nach kurzem Beſinnen; ſie legte ihr die Hand ſegnend auf die Stirne und entließ ſie. Nicht Ehrenwächter, ſondern nur die eigene Sitte können die Ehrbarkeit der Armuth behüten.

Marianne gab für heute die Arbeit in der Fabrik auf. Schon am Morgen traf ſie mit Siegfried zuſammen, und überließ ſich ganz ſeiner Leitung. Glüklich in der Reinheit des Herzens ſchritten die zwei Liebenden durch die verlaſſenen Wieſen und über den Torfgrund. Zulezt führte ſie Siegfried einen mäßigen Hügel hinan, deſſen Giebel ein alter Lindenbaum

ſchmükte, hinter dem eine zerfallende Bauernhütte ſtand. Sie gehörte jener Zeit an, als in dieſer Gegend noch die Landwirthſchaft betrieben wurde; mittlerweile kauften die Fabrikanten die Gründe, und ein paar unnüz gewordene Gehöfte verfielen. Unter dieſe gehörte auch der einſtige Anſiz des Lindenbauers. Auf ſeinen Gründen wurde nach Tauglichkeit und Bedürfniß Heu gebaut und Torf geſtochen; ſeine Nachkommen hatten den nicht hohen Kaufpreis bald aufgezehrt und arbeiteten jezt in der Fabrike. Das alte Schindeldach des Hauſes war mit Moos bewachſen und theilweiſe einbrüchig, das kleine Gärtchen daneben überwucherten Neſſeln und wilder Aglei, nur die Linde hatte noch ihre alte Pracht bewahrt, ſie warf ihren Schatten ſo breit und erquikend wie zu den Zeiten der Bauernſchaft, und in ihren grünen Äſten brüteten und ſangen die Finken.

Hieher führte Siegfried die Geliebte. Mitten im dürren Fabrikleben, hatte er von jeher eine tiefe Sehnſucht nach dem nicht minder mühevollen, aber gleichſam dem Dienſte der Natur gewidmeten Daſein eines Landbauers empfunden; heute, an Mariannens Geburttage wollte er ſich ein Mal in jene reizenden Zuſtände verſezen.

Die Bank unter der Linde, die im Laufe der Zeit längſt verwittert war, hatte er aus Raſen wieder auf-

gerichtet und davor einen Tiſch aus Brettern bereitet. Zu dieſer Stelle führte er Marianne zuerſt; ſie ſezten ſich unter den kühlen Lindenſchatten und ſchauten im Gefühle der Jugend und Liebe hinunter. Es war der heiße Schmelz des Spätſommers, der ſich dem Herbſte zuwendet, über die Landſchaft gegoſſen; noch erſchien Alles in voller Kraft, aber eine Ahnung des Vergehens ſchlich bereits durch die Fülle der Farben, die keine Steigerung mehr vor ſich hatten. Die freie Landluft that dem Mädchen außerordentlich wol, ſie zog ſie ein in vollen Athemzügen und konnte dieſer lieblichſten Koſt der Natur nicht ſatt werden. Auf der Seite, nach der die Ausſicht offen ſtand, war nichts von den Fabriken zu ſehen; auch ihre Jugend beſaß noch genug Kraft, ſie in dieſer Stunde zu vergeſſen. Wie die heitre Lerche ſchien das Leben vor ihnen im glänzenden Sonnenſchein zu ſchweben, und höher und höher zu ſteigen, bis ſich andere und ſchönere Thäler erſchloſſen, und die fröhliche weite Welt ihnen offen lag. Der Lerchenklang der aus den Lüften niedertönte, ſchien ihnen die Botſchaft der Freude zu verkünden. Es war wenig zu beſprechen, ihre Gefühle flatterten aufgelöſt wie die Sommerlüfte unter dem blauen Himmel.

Dann gab es Näheres zu betrachten. Auf dem Dache des Bauernhauſes, angelehnt an den Schorn-

ſtein, befand ſich ein großes Storchneſt; die Menſchen hatten ihre Wohnung verlaſſen, nicht ſo die treuen Vögel. Bei ſeiner luſtigen Anſiedlung ſtand ein Storch und ſchaute verwundert auf das Menſchenpaar hinunter, das heute dieſe vergeſſene Stätte beſucht hatte. Es iſt eine alte Sage, daß die Störche die Kinder in das Haus tragen, mochte der kluge Vogel nachſinnen, wann ihm bei dem ſchönen Paare dieſer Auftrag zu Theil werden würde?

Als ſie in das Haus treten wollten, lag eine Schlange aufgerollt vor der Schwelle. Sie gehörte zum unſchädlichen Geſchlechte der Hausſchlangen, wie ſie in jener Gegend nicht ſelten vorkommen. Marianne entdekte ſie zuerſt, ſie erſchrak nicht, ſondern dies Weſen, das ſich des warmen Sonnenſcheins wie ſie erfreuen mochte, erſchien vielmehr als der wolwollende Geiſt dieſes Hauſes, der es in ſeiner Verlaſſenheit bewachen ſollte. Sie betrachteten den glatten geflekten Leib und hielten lange an, um das Thier nicht von ſeiner gewohnten Stätte zu vertreiben. Es erſchien ihnen wie ein Sinnbild des Friedens. Erſt nach einer Weile erhob die Schlange ihren Kopf und richtete ihre klugen Augen auf die Geſellſchaft, dann bewegte ſie ſich langſam von der Stelle und verſchwand bald in einer Öffnung der Wand. Sie hatte die Beſucher

gleichſam an der Schwelle des Hauſes, begrüßt und ihnen friedlichen Eingang geſtattet.

Frohen Herzens traten ſie ein. Siegfried führte Marianne vor Allem nach der Küche. Er hatte ſie geſcheuert und in brauchbaren Zuſtand verſezt. In ein paar reinlichen Geſchirren ſtand Milch und Butter und was zu einer kleinen ländlichen Malzeit nothwendig war, daneben lagen ein paar Bündel trokuen Holzes: er hatte mit frühſtem Morgengrauen dies Alles heimlich herbeigeſchafft, damit Marianne für ſie Beide heute das Mal bereiten konnte. Darin ſollte die Feier ihres Geburttages beſtehen: Marianne ſollte einen Tag lang an der Seite des Heimatloſen als Hausfrau ſchaffen. Das Mädchen ſchlug vergnügt in die Hände, Siegfrieds Freude aber war feierlich, als dürfte er mit ihr zum Traualtare ſchreiten. Das Mädchen begriff ſehr bald die Dringlichkeit ihres Berufes. Sie brach Späne, ſchürte das Feuer an und verlangte vor Allem nach Waſſer. Siegfried ergriff ein Gefäß und ging es zu holen. Marianne begleitete ihn, Hand in Hand ſchlenderten ſie über den grünen Rain. Nicht weit vom Hauſe, im Gebüſche befand ſich eine kleine Quelle. Auch hier erwies ſich Siegfrieds Vorſorglichkeit, er hatte an einer Stelle, wo ſich der Boden raſcher ſenkte, eine Röhre aus Baumrinde eingefügt. Kriſtallhell floß das

Waſſer im kleinen Bogen aus ſelber, und plätſcherte mit lieblichem Laute in den Krug. Friſche Brunnenkreſſe wuchs an dieſer Stelle. Die zwei Leute hatten ſich niedergeſezt und reichten einander die Hände und ſchauten ſich in ſtiller Seeligkeit einander in die Augen. Sie hatten das Rieſeln des Brünnleins darüber vergeſſen, und als ſie ſich wieder nach dem Kruge umſahen, war er voll und das Waſſer lief längſt ſchon über. Sie lächelten über ſich ſelber und gingen zu ihrem Hauſe zurük.

Das Feuer praſſelte luſtig, Waſſer und Milch brodelten bald in den Töpfen daneben, Marianne hatte vollauf zu thun, auch für Siegfried wußte ſie in jedem Augenblike ein kleines Geſchäft. Bald mußte er Holz bereiten, bald das Spülwaſſer fortſchaffen, dann irgend etwas zureichen oder wol gar ein Geräthe ſcheuern. Sie lachte hell auf, wenn er ſich als ungeſchikt erwies; ſie ſelbſt aber waltete in froher Lieblichkeit des Heerdes, rührte und koſtete, ſchöpfte Waſſer und blies in das Feuer. Dabei glühte ihr Geſicht freudenroth wie die Morgenſonne. Siegfried wich nicht von ihrer Seite; wenn ſie ihm irgend Ruhe gönnte, dann lehnte er in froher Rührung neben ihr und beobachtete jede ihrer Bewegungen. Das Geſchäft des Kochens erſchien ihm als ein urſprüngliches, edles, werth von den Töchtern

der Patriarchen und der Könige des Alterthums verrichtet zu werden; dabei konnte er die Geſchiklichkeit und Anmuth überſehen, mit der es Marianne beſorgte. Er überzeugte ſich heute das erſte Mal aus eigener Anſchauung, daß ſie die vortrefflichſte Hauswirthin abgeben könnte, und ein Weiterleben an ihrer Seite, wäre es auch vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht mit Mühesal und Entbehrungen verbunden geweſen, erſchien ihm als das beſte Loos dieſer Erde.

Endlich war das Eſſen zubereitet; der Tiſch unter der Linde war beſtimmt, um es dort zu verzehren. Auch für einen reinen Laken ihn zu bedeken und für das nöthigſte Tiſchgeſchirr hatte Siegfried geſorgt. Der Menſch hatte wochenlang den Laſtträger gemacht und an ſich ſelbſt gedarbt, um ſich heute dieſe Freude verſchaffen zu können. Mit frohem Selbſtbewußtſein verrichtete er den Dienſt eines Tafeldekers; auch einen Blumenſtrauß zum Schmuke des Ganzen hatte er nicht vergeſſen. Mit ſtolzer Freude wurde dann Marianne in der Küche eingeholt und mit den zubereiteten Speiſen zu Tiſche begleitet. Im Gefühle des Hausvaters betete Siegfried den Tiſchſpruch; dann ging es an das Eſſen. Ein altes Sprichwort ſagt, Liebe vergißt des Hungers. So war es heute nicht, im Gegentheile jeder Biſſen ſchmekte dem jungen Manne köſtlich, es

hatte ihn ja Marianne bereitet. Lächelnd in Freude aßen die zwei Menſchen und ſchauten dazwiſchen auf die Gegend um ſich, in den blauen Himmel darüber und in ihre Augen. Der Herr aber ſegnete ihnen das Mal, und es wurde in der That ſo ſchuldlos verzehrt, als ſäßen ſie vor dem Tiſche des Herrn.

Nach deſſen Ende gab es noch mannigfache Beſchäftigung, es mußte der Tiſch abgeräumt und das Geſchirr gereinigt werden; zulezt wurde Alles wieder in einen Korb gepakt und endlich auch das Feuer verlöſcht.

Als ſie aus dem Hauſe traten, war der Nachmittag ſchon vorgerükt, der Schatten der Linde fiel breit hinaus über den Hügel, an ſeinem Abhange hinunter ſangen die Grillen. Wo ſie hinſahen, erblikten ſie heute Neues; als ob die Elfen die Heimlichkeiten der Natur nur der Liebe erſchlöſſen. Sie redeten faſt inhaltlos miteinander und erfreuten ſich gegenſeitig an dem Klange ihrer Stimme. Im Buſche fing endlich eine Grasmüke zu ſingen an, ſie horchten ihrem Liede voll Scheu, ſie nicht zu ſtören.

Der Tag neigte ſich allmälig zu ſeinem Untergange; goldner Duft ſammelte ſich im Weſten und ein paar feine Wolkenſtreifen wehten als rothe Fahnen darüber. Die Hügelgruppe mit den blühenden Eriken

prangte wie ein Purpurlager auf dem die Sonne ihre Abendfeier begehen ſollte. Weiter ſeitwärts ſtand ein Eichenkamp, der die Fabriken verdekte. Sein dunkles Grün diente der Abendröthe zur Folie, die ſeine Wipfel vergoldete.

Marianne und Siegfried ſtanden nebeneinander und ſchauten in den Abend. Von einem fernen unſichtbaren Dorfe wehten einige verlorne Töne des Abendlautens herüber. Unbemerkt ſchlich ſich Siegfried von der Seite der Geliebten, und plözlich erſcholl auch neben ihr die Abendgloke. In dem Bauernhauſe befand ſich, wie es am Lande nicht ſelten der Fall iſt, ein freiſtehender Giebel, an dem ein Glöklein angebracht war. Als der ſtille herrliche Abend hereinbrach, drängte es auch Siegfried, hier den Abend einzuläuten. Er fand noch einen Glokenſtrang und bald darauf tönte wieder ein Mal Abendläuten vom ſtillen Hauſe.

Der Ton war zu dieſer Stunde von ſeltner Wirkung, er ſchien wie Geiſtergruß durch die Zweige der Linde zu wehen, er ſtieg zum Himmel und drang zum Herzen. Marianne faltete die Hände, faſt unwillkührlich ſank ſie auf die Kniee. Langſamer und leiſer ſchlug die Gloke an, endlich hörte ſie ganz auf und nur noch einen Augenblik lang tönte der verhallende Glokenlaut

durch die Lüfte. Siegfried aber kniete an Mariannens Seite. Sie beteten.

Nicht lange darauf begaben ſie ſich auf dem Heimweg. Der Höhepunkt ihrer Stimmung war vorüber, und vom Genuſſe der ihnen geworden, war jener Hauch der Wehmuth zurükgeblieben, die nach hohem Glüke ſich ſo häufig einſtellt. Über dem Eichenhügel, der nun in vollem Dunkel lag, erſchien ein leiſes Schimmern, das ſich bald darauf zu einem Strahle verdichtete. Wenige Augenblike ſpäter ſtieg der Vollmond über den Bäumen auf. Sein Erſcheinen machte außerordentlichen Eindruk. Die ganze Gegend war mit ſanftem Silberlichte übergoſſen, Alles ſchwamm in Frieden und Stille.

Die zwei Heimkehrenden wandelten zuerſt ſchweigend nebeneinander, der Thau der Nacht befeuchtete ihre Loken, ihr Gemüth überfiel jenes tiefe innere Sinnen, das die Ruhe der Dunkelheit nicht ſelten hervorruft. Endlich begann Marianne: Wir waren heute ſo glüklich, und wir brauchten ſo wenig, um es immer ſo gut zu haben.

— Wenig allerdings, aber doch viel mehr, als wir je zu erreichen vermögen.

— Wie, du verzagſt an der Möglichkeit ſo mäßi-

gen Gelingens? Haben wir nicht gesunde Glieder, starke Arme, um uns das Nöthige stets zu verschaffen?

— Das Bedürfniß ist unabwendbar, der Erwerb ungewiß. Siehe, du arbeitest einen Tag um den andern, und auch ich that es, aber der Lohn genügt kaum für zwei Einzelne; selbst das Glük der Familie ist der Armuth unerreichbar.

— Haben es Andere und Andere erreicht, warum nicht auch wir? Heute haben wir verschwendet, so brauchte es nicht immer herzugehen; ich bedarf wenig, mein Siegfried, an deiner Seite aber bin ich zu jedem Entbehren, zu jeder Anstrengung bereit.

— Liebes Herz, könnt' ich dir bessere Hoffnung geben!

— Du bist zu trostlos, Siegfried. Wir haben auch einen Willen, und was sich der Mensch mit Maß und Gottesfurcht vorsezt, das ist ihm selten unerreichbar.

— Holde Seele, was nüzte es, wenn ich dir die Wahrheit vorenthilte; siehe, selbst wenn du dich zu jedem Mangel hergeben wolltest, glaubst du, sie erlauben es, sie, die Mächtigen, Gebietenden? Der Reiche verführt deinesgleichen und heiratet dann nach Willkühr und lebt in Wolstand und Achtung; uns lassen sie nicht heiraten, ohne daß sie vorher darüber bera-

then; wir könnten Noth leiden zu Zweien, darum wird uns die Heiratbewilligung verſagt. So iſt es, Marianne. Der arme Taglöhner und die Fabrikarbeiterin dürfen nicht heiraten, das würde unnöthiger Weiſe die Hungerleider vermehren und bedroht am Ende ihre bürgerliche Geſellſchaft. Siehe Marianne, wenn du dich heute entſchließeſt, mein Stük Jammer mit mir zu theilen, wenn du — die Göttin, die des Beſten würdig iſt, dich herablaſſen willſt zu mir, zum Verſtoßenen, Elenden, da treten ſie zuſammen und erwägen unſer Wol und verordnen zulezt, daß unſer Beſtes die unverſtändige Heirat verbiete. Wie ſich unſere Herzen behelfen, das kümmert ſie nicht, bleibt nur die äußere Regel aufrecht erhalten. Und erſt ich, der entlaſſene Sträfling, oho, wenn ich ihnen ſagte, daß ich liebe, daß ich dich heiraten will, ſo ſchütteln ſie ſtreng mit dem Kopfe oder hohnlachen mir in das Angeſicht.

— Dann, Siegfried, dann laß uns fortgehen von hier, unterbrach ihn Marianne mit kennbarer Beklemmung, weit von hier, nach Amerika.

— Das darfſt du nur, wenn ſie dir den Erlaubnißſchein geben. Und wol, du erhälſt ihn, bettle dich fort bis zum fernen Meeresſtrande, und wenn du hinkommſt mit abgeriſſenem Kleide und wunden Füßen, dann liegt das Weltmeer dazwiſchen, und deine Füße

tragen dich nicht darüber hin, du mußt zahlen, oder den Seelenverkäufern anheimfallen, oder dich wieder heimwärts betteln.

— Du malst entsezlich, erwiderte das Mädchen mit innerer Angst; dann ist aber Eines noch, du weißt, daß mir mein Vater Glük verſprach, daß er mir ein Kleinod gab, an das er ſeinen Segen band.

— Ich hab's geglaubt, Marianne; — unſer Glaube war wol kindiſch. Und wenn er wahr errathen hätte, wo iſt das Kleinod, haſt du es, weißt du es zu finden? War ich nicht im Zuchthauſe, weil ich dir dein Eigenthum wieder bringen wollte? Die Reichen haben die Geſeze für ſich erfunden, auf den Dieb und den Räuber fahnden ſie, der Erbſchleicher, der Vorenthalter des Liedlohns, der ſchlaue Bankerutirer ſchreitet ſtolzen Hauptes unter ihnen. Mädchen laß fahren die frommen Träume.

— Und wenn wir zu Herrn Kriſtofs gingen, wenn wir ihm erzählten — Alles, was uns auf dieſer Erde geſchehen, wenn wir unſer Glük in ſeine Hände legten? Herr Kriſtof iſt gut und wir brauchen ja nur wenig. Siehe das verfallene Haus dort am Hügel genügte uns. Er wird es uns geben und ein Stük Land dazu. Er braucht es nicht zu verſchenken, wir wollen ihm zahlen, ſei's eine jährliche Gabe, ſei's

ein Preis, den wir allmälig abdienen. Siegfried wir wollen ja arbeiten, im Schweiße des Angeſichtes, mit aller Kraft unſerer Glieder, arbeiten wollen wir und Noth leiden, an Allem, nur nicht an unſerer Liebe. Der früheſte Morgen ſoll uns wach finden, wir werden den Boden aufreißen und ihm unſere Hoffnungen anvertrauen. Die ſpäte Nacht ſoll uns noch bei der Arbeit treffen: ich kann ſpinnen, nähen, ſtriken. Ich will ja Alles thun, Siegfried, nur dich beſizen. Gewiß Herr Kriſtof wird uns nicht abweiſen.

— Er wird es, ſprach Siegfried nach einer Pauſe, und alle Troſtloſigkeit langen Unglüks lag im Klange ſeiner Stimme; er wird es, und ich verdamme ihn nicht um dieſer Hartherzigkeit willen. Glaubſt du, die Fabel des Unglüks und der eignen Schuldloſigkeit wäre ſchwer erfunden, wenn ſie auf Erfolg bauen könnte? Würde nicht der Müſſiggänger, der Tagedieb, der Halunke mit frommer Miene vor den gutmüthigen Reichthum treten und ſein fettes Stük Mitleid fordern? Es gibt auch unter den Armen, Unglüklichen zu viel Lüge, als daß wir auf Vertrauen Anſpruch machen könnten. Und dann, wäre auch jedes unſerer Worte treu und glaubwürdig, der Reichthum müßte ſich ſelbſt in Armuth verwandeln, wollte er jede Thräne des Elendes troknen. Das wäre eben ſo ſchwer, als wollte

man das Weltmeer ausschöpfen. Alle Reichthümer Indiens langen dazu nicht aus. Der Wolstand gibt sein Schärflein Almosen an die Armuth, dann kehrt er ihr beruhigt den Rüken und versperrt ihr die Thüre vor der Nase. Der Greis, der Krüppel wird mit Salbung abgewiesen, sollte der Jugend, der Kraft mehr geboten werden, nur damit sie sich der Üppigkeit der Liebe erfreuen könne?

— Du bist bitter.

— Ich zürne ihnen auch nicht darum: es ist Weltlauf. Wie die Krankheit, wie der Tod hereinbricht, und unvermeidlich ist, so muß das Schiksal auch die Armuth auswürfeln. Wem ihr Loos zufiel, der trage es, und gebe nicht den Mitmenschen die Schuld. Es ist eben auch ein Geschik, ein Verhängniß, und das Leben ist kurz, und die Ewigkeit lang; sie kennt unsern Erdenjammer nicht weiter.

Wieder schwiegen sie; eine hohe Trauer hatte sich ihrer bemächtigt, aber es war nicht der Gram der Verzweiflung. Die Sterne funkelten in ewiger Pracht über ihnen, und der Mond stieg über den Eichenkranz, als schwebte das Geschik herein aus unnahbarer Ferne.

Sie hatten den Umweg durch den Wald eingeschlagen und wandelten jezt langsam auf seinen Pfaden. Sein Dunkel, nur von einzelnen Mondstrahlen

durchbrochen, ſtimmte zu den Empfindungen ihres Innern.

Siegfried bog faſt unwillkührlich etwas tiefer in den Wald; ſie traten auf eine kleine offene Stelle. Der Mond goß ſein volles Licht über den einſamen Plaz und ſpiegelte ſich in deſſen Mitte auf einer kleinen Waſſerfläche, über die auf der einen Seite ein einzelner Fels hereinhing. Ringsherum bedekte tiefes Waldmoos den Boden, und ohne daß man irgendwo das Fließen des Waſſers bemerkte, tröpfelte und rieſelte es, wie von unſichtbaren Quellen. Es mochte der Boden unter den alten Wurzeln längſt abgehauener Bäume, zwiſchen dem Felsgeſteine ausgehölt ſein, und das Waſſer durch verborgenes Geklüfte aus dem Weiher ablaufen; mindeſtens ſchien dahin der Umſtand zu deuten, daß nicht weit entfernt von dieſer Stelle etwas tiefer gelegen ſich der Urſprung des Baches fand, der nach den Fabriken hinlief. Hier aber hatte das unſichtbare Rieſeln und Rauſchen des Waſſers einen ganz eigenthümlichen Reiz und der hohle Waldboden ſchwang ſich wunderbar unter den Füßen.

— Wie oft, begann Siegfried, ſaß ich als Knabe hier ſtundenlang und erfreute mich des geheimnißvollen Treibens der Waſſer. Wie ein Zauber feſſelte es mich und es ſchien mir, als wollten die Niren mir erzählen

und ich horchte hin und bemühte mich, ihr Geflüſter zu verſtehen. Hier am Felſen, wo die Hängebirken ſtehen, hatt' ich damals zufällig eine Stelle entdekt, die mir wie das Thor in ihr Feenreich bedünkte. Es geht eine ſenkrechte Öffnung in das Geſtein, zuerſt wol ſtärker als die Dike eines Mannes, dann ſich wie zu einer Kammer ausweitend, die aber bald in einen engen Gang ausläuft, der jedes Weiterdringen unmöglich macht. Wie oft habe ich das hohe Moos von dieſer Stelle gehoben, und bin hinabgekrochen und habe mein Ohr an jene Öffnung gelegt. Es brauſte leiſe aus der Tiefe herauf, ungefähr ſo wie wenn man eine groſſe Schnekenmuſchel an das Ohr legt. Ich habe in meinem Leben ſelten ſo ein abenteuerliches Tönen vernommen. Wenn ich da drinnen ſaß, da hoffte ich jezt und jezt die Löſung eines Geheimniſſes zu erfahren, das mich für immer glüklich und froh machen ſollte. Darum habe ich dieſe Stelle auch eiferſüchtig vor Jedermann geheim gehalten und ſie ſtets wieder mit dem Waldmooſe bis zur Unkenntlichkeit verdekt. Ich glaube nicht, daß Jemand außer mir bis heute die Eigenheit dieſes Ortes kennt.

Marianne hörte ihm aufmerkſam zu und ſchaute nicht ohne Antheil auf den Plaz, den er ihr bezeichnete. Die hängenden Äſte der Birken bewegten ſich

in der Nachtluft und ſelbſt ihre weißen Stämme ſchienen leiſe zu ſchwanken. Der Eindruk der Stelle hatte um dieſe Stunde etwas Geiſterhaftes; Marianne drükte ſich feſter an Siegfrieds Arm.

Noch war ſie vom Geheimnißvollen befangen, als ihr Begleiter nach einer Pauſe, wie aus ſeinen Gedanken aufredend, fortfuhr: Hier möchte ich einſt begraben ſein, einſam und vergeſſen von der Welt, die ich nicht haſſe aber auch nicht liebe. Hier am Eingange in das Reich der Niren muß es ſich kühl und ruhig ſchlummern.

— Was ſprichſt du ſo Trauriges, Siegfried, wie kannſt du heute, an meinem Geburttage vom Sterben reden?

— Iſt es doch das Gewiſſeſte, das uns bevorſteht, und bei Weitem nicht das Übelſte. Von jeher erſchien mir das Begrabenſein auf einem weiten Kirchhofe traurig; ſeit ich im Strafhauſe war, iſt dies doppelt der Fall. Unſer Spazierplaz ſah auf den Friedhof hinaus. Wenn wir uns in der friſchen Luft ergingen, konnten wir durch die Schießlöcher des alten Gemäuers auf ihn hinausſchauen. Es geſchah gewöhnlich um die Stunde der Begräbniſſe. In dieſen Jahren wüthete ein Mal eine tödtliche Seuche in der volkreichen Stadt; kaum war es noch ausführbar, die Rei-

chen mit dem gewöhnlichen Leichenprunke zu beſtatten, für die Armen erſchien im allgemeinen Bedrängniſſe vollends jede Sorgfalt verſchwendet. Mit Lumpen bedekt, wurden ſie in der Leichenkammer aufbewahrt, bis ihre Zahl voll war, dann wurde ein weites Loch gegraben, und ihre Körper zu Duzenden hinabgekollert, und mit Erde bedekt. Noch bedaure ich all die unſeeligen Leichname, die ich damals begraben ſah, und mich ekelt vor der trüben Gemeinſchaft der Todten. Hier aber im Walde da iſt's lieblich und kühl, hier, jedem Gedächtniſſe außer dem der Liebe entrükt, muß es ein ſanftes ſüßes Ausruhen geben.

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruk auf Marianne. Der junge Mann, der keine Hoffnung vom Leben hegte, der in der Fülle ſeiner Jugend nur den Wunſch nach dieſem einſamen Grabe mit ſo klarer Ruhe ausſprach, dieſer Mann, der Abgott ihres Herzens erſchien ihr in dieſer Stunde geweiht und erhaben, wie der Genius der Nacht und des Sterbens.

Sie hatten bis zu den Fabriken noch faſt eine Stunde zu gehen. Der Weg wurde größtentheils ſchweigend zurükgelegt. Bewegt aber mit wenigen Worten nahmen ſie Abſchied.

An dieſem Tage hatte ſich in ihrer Nähe noch ſonſt Bedeutendes zugetragen, das wir jezt ohne Auf-

ſchub nachzuholen haben. Am Vormittage kam Herr Till den Weg an den Fabriken vorbeigeſchritten, ſein Anzug erſchien heute mit beſonderer Sorgfalt geordnet, er mochte einen wichtigen Gang vor ſich haben. Abſolon begegnete ihm; nach der Begrüßung entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Geſpräch, von dem wir hier Einiges mittheilen müſſen.

— Bemerken ſie, ſagte der Fabrikant, die Kinder, die vom Haine Roſa Alba's, wie ihn Korvinus zu nennen beliebt, bis zu deſſen Hauſe einzeln oder zu Zweien über den Plaz zerſtreut ſind?

— Allerdings, ſie ſcheinen etwas zu ſuchen, und mitunter ſogar den Boden darnach aufzuwühlen.

— So iſt es, ſie ſammeln Knochen. Korvinus hat plözlich auch eine Fosforfabrik zu errichten beſchloſſen und hat, als ob Gefahr am Verzuge ſtände, bereits mit der Erzeugung begonnen. Die Kinder, die ſie ſehen, ſammeln Knochen. Da gerade an dieſer Stelle in voriger Zeit die Waſenmeiſterei der nahen Bauernſchaften gelegen war, ſo iſt die Ausbeute nicht ganz unbedeutend.

— Ihr Vetter iſt unternehmend und rüſtig; er nimmt der Gelegenheit wahr, wo immer ſie ſich darbietet.

— Das iſt es dies Mal wol nicht. Sie wiſſen,

mit welcher Entrüſtung Korvinus den Plan hinnahm, den Schienenweg in der Richtung ſeines Denkmales zu führen, mit welcher Erbitterung er die ausgeſchikten Nivellirer behandelte. Sie haben ſelbſt geſehen, daß er neulich mit einigen Arbeitern weglagerte und daß es gegen ſie von ſeiner Seite bald zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Er hat ſeine Beſchwerde bei der Kammer anhängig gemacht, und will vorläufig die Nivellirer von ſeinem Haine abhalten. Schon ihre Nähe würde dieſen nach ſeiner Anſicht entheiligen. Nun fürchtet er aber, daß ſie ſeine und ſeiner Leute Abweſenheit ein Mal benüzen, und ſo ihren Zwek, der lediglich in einigen Meſſungen und Ausſtekung ihrer Zeichen beſteht, dennoch erreichen könnten: das iſt es, was er durch ſeine neueſte Unternehmung vorzugsweiſe verhindern will. Er hat durch dieſe Kinder, die ſcheinbar nur Knochen zu ſammeln haben, ein lebendiges Telegrafennez über die Gegend ausgebreitet, ſie ſind beauftragt, ſobald die Ingenieure ſich der Umgebung des Denkmals nähern, ſogleich einander ein verabredetes Zeichen zu geben, das dann von einem zum andern weiter geht und ſo in einem Augenblike Korvinus hinterbracht wird, der entſchloſſen iſt, mit ſeinen Arbeitern zur Vertreibung der Ingenieure herbeizueilen.

— Was für eine ſpaßhafte Geſchichte der ſonſt verſtändige Mann da anzetteln möchte.

— Spaßhaft? ich halte ſie für außerordentlich ernſt. Bedenken ſie, wie viele Mühe es uns gekoſtet hat, die Aufmerkſamkeit der Kammer in der Eiſenbahnangelegenheit auf unſere Gegend zu lenken, welche gewichtigen Mitbewerber wir rechts und links um dieſe Begünſtigung beſitzen. Wäre es zu wundern, wenn man hohen Ortes bei dem geringſten Hinderniſſe, das unſererſeite vorgeſchoben wird, den ganzen Plan fahren ließe, oder unſere Mitbewerber durch deſſen Ausführung begünſtigte?

— Lappereien!

— So nennen ſie die Beſorgniß, unſern beſten Vortheil zu verlieren, und ihn überdies in die Hände unſerer Nebenbuhler gegeben zu ſehen? Begreifen ſie, was es heißt, eine Eiſenbahn ſo zu ſagen an ſeinen Magazinen zu beſitzen, — welcher Nachtheil dagegen für uns eintreten müßte, wenn dieſer Vortheil der Fabrike jenſeit des Fluſſes zugeführt würde?

— Lappereien, wiederhole ich; hab' ich ihnen nicht geſagt, daß ihr Vetter mit Freuden in die Verwüſtung ſeines Haines einwilligen wird, daß ich ſeine Zuſtimmung ſo zu ſagen nur aus der Taſche zu ziehen brauche?

— Sie kennen nicht die ſtarre Hartnäkigkeit ſeiner ſentimentalen Einbildungen.

— Mir Alles gleich; ich gab mein Wort und werde es halten. Hiermit Gott empfohlen.

Abſolon ſah hierdurch ſeine Bedenken noch keineswegs völlig zerſtreut, obwol die Zuverſicht des klugen Mannes eine tröſtliche Wirkung auf ihn nicht verfehlte. Er ſah ihn eine Weile nach. Herr Till ſchritt feſten Ganges daher und ermunterte die Kinder, wie ſie ihm mit den kleinen Säken begegneten, in welche ſie die Knochen zu ſammeln hatten; er lobte ihren Fleiß, pries die Umſicht ihres Herrn, und verſprach ihnen noch reichere Ausbeute.

Bald kam er über das Bereich der Knochen hinaus, und ſchlug den Weg nach dem Habichtſteine ein.

Der Tag der Verſteigerung der Burg, obwol die Gräfin noch einen Aufſchub erwirkt hatte, ſtand ganz nahe bevor, es hatten ſich bereits einige Kauflustige eingefunden. Der Eine wollte ſie auf Abbruch erſtehen, und die Werkſteine zu Neubauten in der Ebene verwenden, ein Anderer ſpekulirte auf die wiederkehrende Romantik der Zeiten, fragte eifrig nach Verließen und Marterkammern, und gedachte, ſie gegen einen geringen Preis empfindſamen Reiſenden zugänglich zu machen. Den beiden Damen,

die noch die Burg bewohnten, waren alle derlei Beſuche gleich widerwärtig, und es wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen, ob Herrin oder Zofe ſie ungnädiger aufzunehmen bereit war. Auch unſerm Doktor erwartete kein beſſerer Empfang, da man jezt nur auf Beſuche Kaufluſtiger gewohnt war. Brigitte begrüßt ihn mit dem ſpizigſten Blike des Abſcheues und der Verachtung, auf ſeine Frage, wo er die Gräfin finden könnte, erfolgte keine Antwort, ſie hätte ihm ohne Zweifel alle Thüren des Erdgeſchoſſes vor der Naſe zugeſchlagen, wenn ſelbes noch irgend eine verfügbare beſeſſen hätte. Er mußte ſich alſo allein in der Ruine zurecht finden. Nachdem er an einer Reihe ſcheibenloſer Fenſter vorüber geſchritten war, wurde das Schnarchen des Mopſes endlich ſein Wegweiſer. Er klopfte, der Hund knurrte, Till trat ein; die Gräfin verſuchte ihn mit einem ungnädigen Blike zu vernichten. Till blieb ſtichfeſt.

— Ich habe wol die Ehre, mit der Gräfin von Habicht zu ſprechen? ſo begann er, und die Dame konnte ſeiner Rede und dem einſchmeichelnden Klange der Stimme nicht völlig widerſtehen. Sie nikte und würdigte den Sprecher der Betrachtung. Sein Fuß ſchleifte gerade in jene Stellung, die bei unſern Rokokofiguren aus Porzellän beliebt iſt, ſein Rüken bog ſich

auf das Ehrerbietigſte zur Erde. Hierauf erhob er ſeine rechte Hand mit Anſtand, und berührte mit den zierlichſt geſpizten Lippen die Fingerknöchel der Dame. Sie vermochte nicht zu verſagen.

— Ich komme in einem Geſchäfte von nicht gemeiner Bedeutung und erbitte mir das Gehör der erlauchten Burgfrau.

— Sie ſind ein Kaufluſtiger des Habichtſteines? entgegnete die Gräfin mit wiederkehrender Verbitterung.

— Sie ſchlagen dieſe Perle deutſcher Stammſchlöſſer doch nicht los? unterbrach ſie Till in auffallender Ueberraſchung.

Die Gräfin blikte mit wachſendem Antheile auf ihn und murmelte etwas von der Wucht der Zeiten.

— Ich trug eben auch eine zweite Anfrage auf eigene Rechnung im Sinne, nämlich in welchem Stile ſie den Habichtſtein zu reſtauriren gedenken. Daß ſie aus Achtung für ſein Alterthum ſich davon nicht länger werden zurükhalten laſſen, ſeze ich voraus. Sehen ſie, da gibt es denn zwei Richtungen, nach denen man alte Burgen in Stand ſezt.

— Ich muß ihnen geſtehen, ich habe dies eigentlich nicht im Sinne.

— Erlauben ſie: die eine zieht es vor, ſolche Kleinode des Mittelalters ganz ſo wieder herzuſtellen,

wie ſie urſprünglich geweſen ſind, die andere reſtaurirt im ritterthümlichen Stile im Allgemeinen. Jene hat die Wahrheit der Geſchichte, dieſe den Vortheil größerer Mannigfaltigkeit für ſich. Wenn jene Weiſe oft einfach ja ſogar etwas roh erſcheint, ſo entfaltet dieſe im Gegentheil allen Reiz endloſer Thürme und Thürmlein, Zinnen und Zaken. Und wer fragt am Ende darnach, ob in derlei Niedlichkeiten je ein Ritter gehauſt hat oder nicht. Was meinen ſie, Gräfin?

— Ich ſtimme im Allgemeinen für die Reſtaurazionen alter Art, aber wenn ich nicht irre, wollten ſie vorerſt mit einer andern Angelegenheit beginnen?

— Sie haben ganz Recht und nur der hohe Antheil, den ich an ſolchen zeitgemäßen Bauten nehme, und die Neugirde, welche Richtung diesfalls ihr Geſchmak feſthält, ließ mich vom erſten Grunde meines Erſcheinens abirren. Nun ich vermuthen zu können glaube, daß ihre hohe Bildung den ausgeſträußelten Bauſtil willkührlicher Reſtaurazionen vorziehe, wenn ſie nicht auch das unabweisbare Gewicht ureigenthümlicher Geſchichttreue gebührend würdigen müßten, ſo kehre ich beruhigt zum eigentlichen Gegenſtande meiner Sendung zurük. Nur erlauben ſie mir noch, ihnen einen jungen Architekten zu dieſem Baue anzuempfehlen, ich nahm zur Vorſicht einige Zeugniſſe zu ſeinen Gunſten

und einige ſeiner Pläne in jeder der angedeuteten Richtungen mit mir.

— Wollen wir zur Sache ſchreiten.

— Wir befinden uns mitten in ihr, und erſparen ein ander Mal doppelt an Zeit, was wir heute daran aufwenden. Wie gefallen ihnen dieſe gothiſchen Schnörkel, hier die zwei herausgereckten Erkerlein, dort die vier Thürmlein, angeklebt wie Schwalbenneſter, — was ſagen ſie zu ſolchen Erfindungen?

— Vortrefflich, doch was wollten ſie vorher ſagen?

— Eben dieſes. Nicht wahr, wie allerliebſt ausgekräuſelt, wie ſpindelartig das Stokwerk; in der That, ſie finden hier das Neuſte, Modernſte in dieſer Gattung.

— Aber ich bemerkte bereits, erwiderte die Gräfin mit einiger Ungeduld, ich denke vorläufig nicht auf dieſen Wiederaufbau.

— Und warum nicht? wenn ich bitten darf.

— Die Zeiten ſind nicht darnach, die Nobleſſe wird hohen Ortes zu wenig begünſtigt.

— Wahr, ſehr wahr; aber ſie ſollten das Unternehmen darum nicht aufgeben, ich habe mir Alles ſo prachtvoll ausgedacht. Beginnen ſie mir zu Liebe damit.

— Ich ſehe, ſie intereſſiren ſich warm für die gute Sache; da iſt ein Geſtändniß am Plaze. Mir mangelt das Geld, ja, vielleicht kommen wir ſchneller zum Ziele, wenn ich ihnen mittheile, was der ganzen Gegend ohnedies bekannt iſt, und was nur ſie nicht zu wiſſen ſcheinen: der Habichtſtein wird von den Gläubigern verkauft werden.

— Und das geben ſie zu?

— Ich ſollte wol mit meinen Mannen dagegen eine Fehde beginnen? warf die Gräfin ungeduldig hin, und ſchöpfte dabei Verdacht, daß ihr Beſuch in das Ritterthum ſo verrannt ſei, daß ſie mit ihm zu einem praktiſchen Ziele gar nicht gelangen werde.

— Sie belieben zu ſcherzen, immerhin; aber, wo ein ſo naher Ausweg vor der Naſe liegt, iſt es eben nicht nöthig, zu der Rüſtkammer des Mittelalters ſeine Zuflucht zu nehmen.

— Ich wäre in der That begierig, dieſfalls ihre Geheimmittel zu kennen.

— Sie ſchreien zum Himmel: ein altes Geſchlecht, reizende Liebenswürdigkeit und feinſter Anſtand —

— Ach, dahinaus rathen ſie, unterbrach ihn die Gräfin mit einem kaum unterdrükten Seufzer, — ich machte dieſe Entdekung vor ihnen. Aber die Zeiten ſind verrükt worden, denken ſie, ein Graf Habicht hat

die Gnade ſich zu einer Bürgerlichen herabzulaſſen und ſtößt auf Schwierigkeiten.

— Sie erriethen mich nicht völlig. Ich zweifle keineswegs an der Vortrefflichkeit des Herrn Sohns, aber der Ausweg liegt noch näher. Es gibt wolgeſinnte Herzen, die adelige Sitte und Stammbäume über Alles zu ſchäzen wiſſen, um ſo mehr, wenn ſie mit Eigenſchaften verbunden ſind, die —

Till blikte mit Ausdruk auf die Gräfin, ſie horchte immer geſpannter, bis ſie die Augen niederſchlug und mit dem Süßigkeitendöschen ſpielend, erwartungvoll auf die weitere Wendung des Geſpräches zu warten ſchien. Der Doktor hilt eine Weile an.

— Nun, die — was wollten ſie ſagen? ermunterte die Dame.

— Die heutzutage immer ſeltener werden. Was ſprechen ſie von ihrem Sohne, wo es ſich zunächſt nur um ſie ſelbſt handeln ſoll?

Die Gräfin ließ die Doſe in ihren Schooß fallen; hätte es ihr der Anſtand nicht unterſagt, ſie wäre in lebhafter Erregung aufgeſprungen, ſo aber warf ſie nur einen ſchnellen, vielſagenden Blik auf den Doktor.

— Ich verſtehe ſie nicht ganz, fuhr ſie nach einer Pauſe der Beſinnung fort.

— Nun wol, ſo hören ſie. Warum heiraten ſie

nicht, warum begründen ſie ihr Glük nicht ſelbſt durch eine verſtändige Wahl?

— Ich heiraten? So nahe war ihr dieſer Gedanke in den lezten Jahren ſelbſt in einſamen Träumen nicht mehr gekommen; dennoch, das ließ ſich nicht läugnen, nahm er ſich ganz gut in Worten aus, und klang dem Ohre recht lieblich. Sie vergeſſen, daß ich meine frühe Wittwenſchaft größtentheils auf dieſem einſamen Schloſſe verbrachte, wo ich Allen unzugänglich geblieben bin; jezt aber, fuhr ſie mit einem Seufzer fort, wäre am wenigſten die rechte Zeit für einen Schritt, den ich in ſchönern Tagen beiſeite ließ.

— Und warum wäre jezt nicht die beſte Zeit dazu, jezt, da ſich gerade der rechte Bewerber vorfindet?

— Ein Bewerber! rief die Gräfin mit Überraſchung und war nun doch aufgeſprungen.

— Ja, ein ganz paſſender Bewerber: nicht alt, von ganz leidlichem Ausſehen und ſehr reich.

— Auch ſehr reich?

— Allerdings liegt ein großes Hinderniß im Mittel.

— Ein Hinderniß? rief ſchnell beunruhigt die Gräfin.

— Ja, ein Hinderniß, das ich bei der Richtung ihrer Geſinnungen faſt für unüberſteiglich halten muß.

— Sprechen ſie, reden ſie.

— Er iſt ein Bürgerlicher.

— Entmuthigen ſie ihn nicht.

— Gott bewahre; ich befinde mich vielmehr bereits in ſeinem Namen vor ihnen.

— Sie?

— Ich, darf ich für ihn hoffen?

— Sie bedrängen mich in der That.

— Er iſt reich, ſehr reich; ich rathe ihnen aber ſelbſt, ihm nicht unbedingt zu gewähren.

— Nicht unbedingt?

— Sie würden ihrer Würde vergeben, und ich bin bereit, die Bedingungen ſchon heute in ſeinem Namen zuzugeſtehen.

— Ach ſo: aber welche Bedingungen ſoll ich ſtellen.

— Als erſte erſchien mir angezeigt, die Wiederherſtellung des Habichtſteines zu verlangen.

— Vortrefflich: meine erſte Bedingung iſt die Reſtauration des Habichtſteines.

— Zugeſtanden.

— Genügt dieſe eine?

— Sie machen ihm die Sache zu leicht. Schätzen ſie ſich höher.

— Aber was ſoll ich begehren?

— Das Zugeſtändniß einer Sache, an der das Herz des Bräutigams hängt.

— Ich weiß aber noch gar nicht ſeinen Namen.

— Richtig.

— Nun wie heißt er?

— Herr Korvinus.

— Wie, Korvinus? Ich ſah ihn ſelten, aber ich denke, er hat ganz niedliche Beine?

— Und vortreffliche Waden daran. Stellen ſie ihre zweite Bedingung.

— Ich denke darüber nach. Woran hängt das Herz des Bräutigams am meiſten?

— Sollten ſie es noch nicht gehört haben, daß er das Denkmal ſeiner verſtorbenen Gattin, den Hain Roſa Alba's über Alles ſchätzt.

— Der muß fort; die Urne ſchikte ſich nur für den Wittwer.

— Vortrefflich; das wäre die zweite Bedingung. Halten ſie daran feſt; ſie fällt ihm ſchwer, aber ich verſichere ſie ſchon heute, er wird nachgeben, ich ſage zu in ſeinem Namen.

— Das will ich meinen, daß er das Opfer, welches ich ihm bringe, ausgleichen und verdienen wird.

— Sie sprechen göttlich, Gräfin. Für alles Weitere lassen sie mich sorgen. Ich liefere den Anbeter zu ihren Füßen, aber vorerst lassen sie uns Schwierigkeiten machen.

— Doch nicht zu arge, hören sie.

— Schöne Seele!

Till verließ sie.

Er kam erst zu Mittag wieder zu den Fabriken zurük. Die Arbeiter verließen sie eben. Absolon stand am Thore mit Swetters im Gespräche. Er winkte Till zu sich.

— Ich habe meinen Arbeitern heute ankünden lassen, daß ich die berühmte neue Schraube an meinem Werke anbringen werde, die mir so viele Menschenkraft entbehrlich macht, und daß ich mit nächster Woche nur jene Arbeiter beibehalte, die ihre tägliche Arbeit um eine Stunde zu vermehren bereit sind.

— Was sagten sie dazu.

— Es gab finstere Gesichter und halblautes Murren.

— Sie thaten nicht wol daran, gleichsam mit der Thüre in das Haus zu fallen. Wären sie minder un-

geduldig geweſen, wir hätten ſie vorbereitet und im Guten geſchmeidig gemacht.

— Sie wiſſen, ich liebe den geraden und kurzen Weg. Wozu die rührenden Umſchweiſe des Vetters?

— Nicht gerade ſeine empfehle ich, aber doch einige Vorſicht. Hätten ſie mich doch vorher mit ihren Arbeitern reden laſſen, auch Korvinus iſt geneigt, diesmal Hand in Hand mit ihnen zu gehen, aber er will die Arbeitſtunden nicht vermehren, ohne vorher ſeinen Arbeitern das Erſprießliche der Maßregel auch von ihrem Standpunkte erklären zu laſſen. Ich habe auf ſeinen Wunſch dies übernommen und werde dieſe Tage an ſeine Arbeiter darüber eine Standrede halten.

— Ich halte nicht auf derlei. Arbeiten ſo lange ich will oder entlaſſen werden! ſo heißt mein Wahlſpruch.

— Aber warum im Schlimmen durchſezen, was im Guten erreichbar iſt, und dann, um wie viel eindringender würde die Gemeinſchaftlichkeit ſolcher Maßregeln wirken. Wenn es Andere nicht beſſer haben, ertragen gemeine Menſchen ihr Trübſal viel leichter.

— Das iſt allerdings wahr. Ich ſchäze ſehr ihre Anſichten, und will es diesmal auf ihre Weiſe verſuchen. Sezen ſie mich in Kenntniß, wann ſie die Anſprache an ſeine Arbeiter halten werden, ich ſende

ihnen dann auch die meinen zu. Es gilt einen Versuch.

— Richtig.

— Vergessen sie aber auch die Eisenbahnangelegenheit nicht, rief Absolon dem Fortgehenden nach.

— Wenn sie wollen, soll Korvinus seine Trauerweiden selbst niederhauen, antwortete Till schon aus einiger Ferne und bei der Zerstörung seines Lieblingsplatzes tanzen, wie David vor der Bundeslade.

Die Arbeiter schlichen heute mit besonderer Erbitterung aus der Fabrik. Drinnen hatten sie sich mit den düstern Augenbrauen zugewinkt, außerhalb gesellten sie sich in Gruppen und ihr Unwillen wurde immer lauter, je weiter sie sich von den Fabriken entfernten.

— Keine Minute länger arbeiten wir!

— Die Schraube, die unser Brod stehlen will, soll in Trümmer.

— Wir haben lange genug zugesehen, es hat nichts geholfen; jetzt laßt uns ein Mal drein schlagen, wir wollen sehen, wie das ausfallen wird.

In ähnlicher Weise ließen sich die Entschlossensten vernehmen.

Zu ihrer Gruppe trat Winich.

— Unsere Freunde haben uns heute wieder zu

einer Vorbeſprechung geladen: ich dächte, ſie haben uns genug von beſſeren Zeiten, die ſie verſchaffen wollen, vorgeſchwäzt, Kinder, es iſt jezt Zeit zum Handeln. Ich habe gerne täglich meine paar Groſchen in ihre Kaſſe gelegt, ich habe die Leni zu Hauſe hungern laſſen, und hab' ihr nicht einmal geſagt, wohin das blutige Geld kommt und hab' geſchwiegen über das, was wir vorhaben: jezt aber muß losgebrochen werden, mein' Seel', ſonſt geh' ich ſelbſt und verklage Alles an die Behörden.

— Ja, jezt muß es losgehen, länger wollen wir nicht mehr zurükhalten.

— Was ſagen denn die Fremden?

— Sie reizen und ſtacheln, aber wenn wir um die Zeit des Ausbruches fragen, da heißt es nur, die rechte Stunde werde ſchon kommen.

— Sie ſoll aber da ſein, — wir wollen nicht länger mehr warten, ſchrieen Mehre durcheinander.

— Nun und was meint denn ihr dazu, ihr Schriftgelehrten? fragte einer das kleine Häuflein neuer Ankömmlinge, das hinzu trat.

— Zuſchlagen, zuſchlagen! iſt unſere Loſung, entgegneten dieſe.

Es hatte ihr Namen aber einen guten Grund. Herr Abſolon ließ in einer eignen Abtheilung ſei-

ſeiner Fabriken auch Arabeſken und Buchſtaben in ſeines Zeug für Sakrücher und derlei ſtiken und wirken. Dabei befolgte er den Grundſaz, daß jeder Arbeiter oder jede Arbeiterin immer nur einen und denſelben Buchſtaben auszuführen hatte. Dies that er auch deßhalb, damit ſeine Leute das Leſen nicht erlernen ſollten, er hilt es für unnüz und ſchädlich für ſie. Das gelang ihn denn auch. Jedes von ihnen kannte ſeinen Buchſtaben in allen Schriften ſchon von Weitem, zeichnete und ſtikte ihn auf's Zierlichſte, die andern aber gingen ſeinem Verdienſt nichts an, und es war zu träge, ſich etwa in freien Stunden um ſie zu kümmern. Wegen ihrer Beſchäftigung hießen nun die Arbeiter dieſer Abtheilung die Schriftgelehrten.

— Hoch die Schriftgelehrten! ſchrien ihre Genoſſen.

— Nun, kommt der Spaz auch mit? fragte ihn ein Arbeiter, als er eben vorüber ging.

— Glükauf, meine Kinder! entgegnete dieſer, ihr wißt, wie ich von euch denke: legitim und manierlich! Schlagt drein, je früher deſto beſſer; am rechten Plaze für ihn wird der Spaz nie fehlen. Red' ich auch nicht ſo oft mit euch über die Sache, ich denke deſto mehr darüber.

— Kommſt heute mit uns?

— Heute nicht, aber ein ander Mal.

— So ſagſt du immer; du biſt ein Achſelträger.

— Schweig', Lindwurm. Es muß auch ſolche unter euch geben, die denken; ein ſolcher bin ich; was hälfen deine lange Arme, Misgeburt, ohne einen feinen durchtriebenen Kopf. Du biſt auch hier Wittich? mach', daß ihr bald dreinſchlagt, die Leni hält's nicht länger aus. Hätt' ich ſie neulich nicht ſo gründlich getröſtet, du würdeſt böſes Wetter zu Hauſe getroffen haben.

Er ging fort, und ſtrekte ihnen die Zunge nach, als ſie es nicht mehr ſehen konnten: daß ich ein Eſel wäre, mich in eure Händel zu miſchen, brummte er bei ſich ſelber. Was gehen mich Herrn Abſolons Schrauben an und alle Arbeitſtunden der Erde. Weiß ich doch, wie ich mit meinem Herrn daran bin; den hab' ich in der Taſche und drum werd' ich arbeiten, ſo lange ich will, und er ſoll mich loben und preiſen, und halt' ich den ganzen Tag die Hände im Schooße. Schlagt drein, meinethalben, wol bekomm' es. Mir kann's nur recht ſein; ich ſag's meinem Herrn; iſt's dann zu ſpät es abzuwehren, deſto beſſer, ſo geht Alles darunter und drüber, ſchlagen ſie den Korvinus todt, mir auch recht, für einen Kerl, wie ich bin, iſt bald ein Herr gefunden. Daß ich jedenfalls das Trinkgeld vorher bekomme, ſoll meine Sache ſein. Nur le-

gitim und manierlich, ſo kommt man heut' zu Tage wie allezeit, weiter.

Die andern Arbeiter hatten noch Mancherlei unter ſich zu beſprechen. Die Zeit, mit Gewalt vorzugehen, war nach der Anſicht Aller gekommen. Deſtomehr gab es noch auszumachen unter ihnen.

— Haſt du den Siegfried wol ſchon beredet, zu uns zu halten?

— Das war vergeblich, entgegnete Lindwurm, hab's wiederholt mit ihm verſucht, es ging nicht. Es ſei eine reine Thorheit, behauptete er, und noch dazu niederträchtig. Wir ſollen's laſſen, wenn wir uns ſelbſt lieb hätten; ſonſt käm' es nur noch ſchlimmer.

— Das Zuchthaus hat einen Kopfhänger aus ihm gemacht, behauptete Wittich.

— Du, ſchimpf' du mir über den nicht, rief Lindwurm, und drohte mit ſeiner großen harigen Fauſt, der iſt mehr werth, als hundert Kinder deines Vaters.

— Ja, der Lindwurm hat Recht, ſchrieen Mehre, der Siegfried iſt ein ganzer Kerl. Schlagt ihr zehn, ſo ſchlägt er hundert. Mit dem Siegfried hätten wir noch ein Mal ſo viel Luſt an der Sache.

— Was ihr nur mit dem Siegfried habt, ihr Maulaffen. Er iſt Einer wie Alle, um kein Haar breit beſſer als jeder von uns.

Wittich hatte noch nicht ausgesprochen, als ihn der Lindwurm schon mit der riesigen Tatze am Maul erfaßt hatte und es zudrükte, daß ihm die Zähne knakten. Da, nimm den Denkzettel, Wittich, rief er, als der schon kirschbraun im Gesichte zu werden begann; redest du noch ein Mal schlecht über meinen Augapfel, so stoß' ich dir vollends alle Zähne in den Rachen. Er ließ ihn los und Wittich brummte nur noch unverständlich in den Bart.

— Ja, ja, du hast Recht, bestätigte ein Dritter, die Sache geht schief, wenn der Siegfried nicht dabei ist.

## Drittes Kapitel.

— Meine geliebten Arbeiter, begann Till seine Anrede an die versammelten Fabrikarbeiter der Herren Absolon und Korvinus, die heute nicht mit der gewöhnlichen Theilnahmlosigkeit dabeistanden, sondern in Haltung und Gebärden jenen Ausdruk von Tüke und Wildheit sehen ließen, der bei Leuten ohne Bildung einem Ausbruche der Leidenschaft vorauszugehen pflegt; — meine geliebten Arbeiter, die doppelte Nachricht, die ich ihnen heute mitzutheilen habe, ist im Grunde eine freudige, so daß jede Anpreisung derselben füglich wegbleiben könnte; da es jedoch in allen Lagen ersprießlicher ist, Neues, das wir an uns heranziehen, vorerst durch Erwägung und Gespräch uns völlig klar zu machen, so erlauben sie mir, daß ich die kleinen Verände-

rungen, die ſich in ihrer Nähe vorbereiten, mit ihnen heute näher betrachte. Alſo Herr Abſolon wird bei ſeinen Maſchinen die berühmte neue Schraube einführen, und er ſo wie Herr Korvinus werden die täglichen Arbeitſtunden um eine vermehren. Ziſchen ſie nicht, unterdrüken ſie vielmehr alle Zeichen des Unmuthes. Es iſt wahr, jede Sache hat zwei Seiten, und an ihrer kaum verhehlten Entrüſtung erkenne ich, daß irgend ein Ungefähr zuerſt die unvortheilhafte dieſer Maßnahmen ihrer Beurtheilung unterbreitet hat. Glauben ſie mir, der Schein trügt, das heißt, der erſte, denn am Ende iſt Alles Schein, und wir müſſen fortwährend die Betrogenen ſein. Betrachten ſie die Sache jezt ohne Vorurtheil. Herr Abſolon wird die neu entdekte Schraube in Anwendung bringen, die viele Händearbeit überflüſſig macht; dieſe ganze Neuerung läßt ſich im Grunde darauf zurükführen, daß die Fabrikbeſizer die menſchliche Kraft ſo viel als möglich zu erſparen trachten. Iſt dieſe Sorgfalt nicht die Blüthe edelſter Humanität? Sollen wir bloß die Pferde ſchonen, und die Wucht des Dampfes nur nach Pferdekräften meſſen? Verdient der Menſch als der Herr der Schöpfung mindere Rükſicht von Seinesgleichen? Dankbar müſſen wir anerkennen, in welchen blühenden Zuſtand die hohe Induſtrie bereits die Pferdezucht verſezt hat, — ich

meine natürlich die Dampfpferdezucht, — es ſteht zu erwarten, daß ſie die menſchliche Züchtung durch ihre Erfindungen nicht minder empor bringen wird. Ich verſtehe die Bedenken, die ſich nichts deſto weniger in ihrem Gemüthe anſezen: ſie fürchten, daß die Entbehrlichkeit der Menſchenkraft ihren Verdienſt ſchmälern, ihr angebornes Recht auf Arbeit beeinträchtigen könnte. Dieſe Sorge würde vielleicht nicht ganz grundlos erſcheinen, wenn nicht die zweite Maßregel Hand-in Hand mit jener erſten ginge und völlige Beruhigung zu bieten in der Lage wäre. Ihre edlen Gönner erklären nämlich gleichzeitig, keinen Arbeiter zu entlaſſen, der ſich mit der einſtündigen Vermehrung der täglichen Arbeit einverſtanden erklärt. Können ſie eine werkthätigere Anerkennung ihres Rechtes auf Arbeit verlangen, als die ihnen ſo eben geboten wird? Es wird ihnen in noch höherem Grade gewährleiſtet, als dies bisher der Fall war, ſie erhalten eine Arbeitſtunde als tägliche Zulage. Dieſe Stunde iſt für ſie aber auch übrigens eine wahre Wolthat, ſie können eine Stunde weniger im Wirthhauſe, im häuslichen Zanke, im Müſſiggange zubringen. Jedem von ihnen iſt bekannt, wie viel Unheil eine einzige müſſige Stunde anſtiften kann. Nicht nur allein unſere Laſter, auch unſere Verbrechen finden zum größten Theile in ihm ihren Urſprung. Ich wünſchte

überhaupt, meine theuern Arbeiter, daß ſie ſich auf einen höhern, unpartheiiſchen Standpunkt aufſchwingen möchten. Nicht ſelten fand ich bei ihren Genoſſen einen Haß gegen den Reichthum, eine Erbitterung gegen den Luxus, die lediglich in gänzlicher Verwirrung der Begriffe ihren Grund hatten. Bedenken ſie, nicht ſie dienen dem Luxus der Reichen, ſondern der Luxus dient ihnen. Er hat die mühſeelige Aufgabe, mit Abbruch ſeiner Ruhe und ſeines Vermögens immer neue Beſchäftigungen und Erwerbquellen für ſie zu erſinnen, und dann auf Koſten ſeiner Verdauung, ſeines Schlafes und ſeiner Unbeſcholtenheit die gefährlichen Gaben aufzuzehren und zu vertilgen, die ihre Geſchiklichkeit und ihr Fleiß zu eignen Nuzen für ſie hervorbringt. Die koſtbaren Stoffe, die ſie dem Luxus bereiten, werden für ihn gleichſam zum Gewande des Neſſus, das ihn am Ende in Feuerqualen aufzehrt. Nicht minder haben die Erfindungen des Genies im Grunde nur ihre Wolfahrt zum Erfolge. In lezter Zeit hat es ſich ſelbſt geradezu mit deſſen Hebung beſchäftigt. Ich hatte bereits neulich die Ehre, ſie auf die wolfeile Koſt aufmerkſam zu machen, die ihnen mein Freund Liebig eheſtens durch Anpumpungen mit nährenden Gaſen und Urſtoffen anbieten wird; nicht minder war die Auffindung wolfeiler und dauerhafter Gewandung für ſie ſeit

Langem Vorwurf menſchenfreundlicher Talente. Die Aufgabe iſt nunmehr auf das Glänzendſte gelöſt. In Singapore und Malakka war es, wo Almerida und Montgomerie einen Baum entdekten, deſſen abträufendes Harz einen Stoff darbietet, der nicht nur allein wolhabenden Leuten eine Fülle verſchiedenartigſter Gegenſtände liefert, ſondern deſſen verſtändige Anwendung auch der Armuth die zwekmäßigſte Kleidung mit den geringſten Koſten verſchaffen wird. Ihr Scharfſinn wird bereits errathen haben, daß ich die Gutta-Percha meine. Man verſezt in einem großen Keſſel die erforderliche Menge dieſes wolfeilen Stoffes in Fluß, taucht das Menſchenkind, das davon einen Anzug wünſcht, nakt in die Maſſe, und ſtellt es dann mit gehöriger Sorgfalt in eine Troknenkammer. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß gewiſſe Öffnungen des menſchlichen Körpers hierbei gehörig verwahrt werden. Nimmt man den ſo Behandelten nach ein paar Stunden aus der Darrſtube, ſo iſt er mit dem vortrefflichſten Kleide verſehen. Es liegt ihm wie angegoſſen an den Gliedern, wird durch die Wärme des Körpers in gehöriger Beweglichkeit erhalten und wächſt und dehnt ſich mit ihm. Ich rathe daher, ihre neugebornen Kinder mit einer mächtigeren Lage von Gutta-Percha, allenfalls durch zweimaliges Eintauchen überziehen zu laſſen, und ſie ſind

bis an ihren Tod der Sorge für weitere Bekleidung enthoben.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit im Ausblike auf weitere Kreiſe des Lebens auch nicht unterlaſſen, ſie auf die mannigfaltigen Bemühungen aufmerkſam zu machen, welche ſich die Geſellſchaft für das Proletariat auferlegt hat. Von der Wiege bis zum Grabe ſtoßen ſie gleichſam ohne Unterlaß auf die zahlloſe Reihe ſolcher Beſtrebungen. Zwiſchen Krippenanſtalten und Begräbnißvereinen liegen Schulen, Prämien, Arbeithäuſer, Sparkaſſen, Vereine für entlaſſene Verbrecher und ſo weiter.

Wo nur irgend ein Bedürfniß bei ihnen auf die Oberfläche gelangt, ſpringt der Reichthum dienſtfertig herbei, und ſteht bei deſſen Befriedigung zu Gevatter. Ja, ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, für Alles, was euch betrifft, iſt geſorgt, Alles, was ihr bedürfet, wird euch unentgeldlich in Fülle geboten.

— Ich will nicht zweifeln, meine Brüder in Kriſto, daß der Samen, den dieſer Herr ſoeben reichlich auszuſtreuen bemüht war, bei euch auf fruchtbares Erdreich gefallen iſt, unterbrach Siegfried plözlich den Redner. Er war zufällig unter den Haufen der Zuhörer gerathen, und hatte zugehört, aber allmälig war es über ihn gekommen wie die flammenden Zungen des Geiſtes,

und er mußte reden, obwol er vorher nicht im Geringſten daran gedacht hatte. Sobald er begann, öffnete ſich wie durch unſichtbare Nöthigung der Zuhörerkreis um ihn, Till war vergeſſen, er ſchwieg als geſchehe es auf Verabredung, und Alle blikten und horchten auf den jungen Mann im groben Kittel. Seine hohe Geſtalt mit der kräftigen Bruſt, deren Wölbung aus dem Hemde hervordrängte, der ſtolze Blik, der Ernſt, die ſteigende Wärme ſeiner Worte erregten allgemeinen Antheil. Die meiſten der Zuhörer waren ihm ohnedies vom Herzen gewogen, ſie horchten auf ihn, als wäre ein Proſet erwekt worden in ihrer Mitte; aber auch ſeine Feinde, ſelbſt Abſolon, der ihn haßte, ſchienen durch den plözlichen Klang ſeiner Stimme überwältigt und ließen ſeine unerwartete Rede gewähren. Ich darf wol nicht fürchten, daß es Einen unter euch gebe, der ſo verſtokt wäre, daß er die vielen Wohlthaten, die euch die Beſizenden ſo verſchwenderiſch zuwerfen, in irgend einem Stüke zu verkennen vermöchte. Eine derlei Undankbarkeit müßte in der That zum Himmel ſchreien. Ja, es iſt wahr, eure reichen Brüder verſüßen euch mit Geſchmak das Linſengericht, um das ihr ihnen die Erſtgeburt abgetreten habt. Außer dem naktkn Leben habt ihr offenbar Alles, was ihr beſizet, von ihnen erhalten, und noch dazu geben ſie es euch unentgeldlich

und mit Salbung. Geht in die großen Städte, die ſie erbauten. Wißt ihr vor Armuth nicht, was ihr mit eurem Kinde anfangen ſollt, tretet an das ſtattliche Haus, mit großen Lettern ſteht an ſeiner Stirne: Hier werden Kinder unentgeldlich erzogen. Husch, in Nacht und Nebel zu deſſen Schwelle und das Kind heimlich in den Drehkorb geworfen: das iſt verſorgt und aufgehoben und ihr ſeid noch dazu des Kummers entledigt, wenn es am Leben bleibt und aus der Art ſchlägt. Sollte es dereinſt irgendwo am Galgen zappeln, ſo iſt dem Vater die Luſt an der Mordgeſchichte des namenloſen Taugenichts auch nicht verdorben. — Iſt Eine unter euch, der vor der Mutterfreude graut, ſie haben für ſie geſorgt: nicht weit davon liegt die Stätte, wo ſie gebären kann — ebenfalls unentgeldlich; ſeht den Antheil, den ſie an der armen Dirne nehmen, Magiſter und Gehilfe, Lehrer und Schüler umſtehen die Kreiſende, ihr Wehegeſchrei wird gewiſſenhaft in die Krankengeſchichte aufgenommen, und an ihrem lebendigen Leichname werden mit umſtändlicher Sorgfalt die Kunſtgriffe der Wiſſenſchaft gezeigt. Sollte deine Schamhaftigkeit dabei leiden, tröſte dich, thörichte Dirne, es geſchah im Intereſſe der Wiſſenſchaft. — Wollt ihr unentgeldliche Wohnungen? dort ſtehen ſie, erſchreckt nicht vor den Eiſengittern, ihr habt es in euren be-

zahlten Spelunken nicht beſſer als dort, und dürft zu beſonderer Ergözlichkeit einen kleinen Spaß, ſei's ein Einbruch oder ein Straßenraub, vorwegnehmen. — Doch auch für eure Unterhaltung iſt in Fülle geſorgt; wollt ihr reiſen? Paß und Zehrung ſtehen bereit, und die Büttel treiben euch noch obendrein durch den Staub und den Sand der Heerſtraße, und damit ihr ihnen nicht etwa durch ein Reiſeabenteuer abhanden kommt, ſchließen ſie eure Hände brüderlich an einander. Oder zieht ihr den Weg zur See vor? auch dafür iſt geſorgt. Grenzt das Land, das ihr bewohnt, auch nur eine Spanne breit an die See, ſo liegt die Galeere daran, die euch aufnimmt und fortführt. — Wollt ihr reich werden? Seht dort ſteht auch die Pforte des Glükes für euch offen, ihr könnt eintreten und noch dazu ohne Mühe und Arbeit. In transparenter Beleuchtung prangen die Nummern darüber, die ſo eben gewonnen haben. Die euch jüngſt geträumt haben ſind es allerdings noch nicht, aber heute mir, morgen dir! Tragt immerhin eure abgedarbten Pfennige hin, ſtehen erſt einmal eure Zahlen dort oben im Brillantenkranze, dann zum Fenſter hinaus mit den Scherben des Elendes, die Fezen des Jammers von den verhungerten Gliedern geriſſen! Auch euch wird Seide und Sammet wol anſtehen, vorgefahren die Karoſſe und es dem Hochmuthe und der

Verſchwendung zuvorgethan! — Wollt ihr lieben? auch eure Töchter ſtrozen in Schönheit und Jugend, ſeid überzeugt ſie ſind nicht ungerecht mit ihnen, ſie ziehen ſie den Ebenbürtigen vor und ihren angetrauten Gattinen. Nur Muth, führt ſie immerhin auf den Marktplaz: Hier iſt das Haus der Freude, hinein mit der Dirne, daß ſie ſich ſatt herzt und küßt, an ſchönen Kleidern ſoll's dem üppigen Kinde nicht fehlen, auch nicht an vornehmen Beſuchern. Je mehr Liebhaber, deſto mehr Silberlinge. Juchhe, das iſt eine luſtige Wirthſchaft! aufgefiedelt und getanzt, und gehalſt und geliebt bis zur Hefe. Jugend und Schönheit ſind vergänglicher als Roſen und Abendroth. — Dabei hättet ihr jedoch Unrecht, ſo ihr wegen der Zeit des Alters und der Krankheit in Sorgen wäret. Seht ihr dort den Palaſt mit der Säulenhalle davor und den Pförtner in Gallauniform mit dem ſilberbeſchlagenen Stabe. Es iſt das Krankenhaus, dort ſtirbt man ſogar umſonſt, und der Proſektor ſchrotet dann eure Arme und Beine aus. Hu, und auch euer Leichenbegängniß mög' euch keinen Kummer machen, eure präparirten Gliedmaßen werden in Schober und Haufen in das Grabloch geworfen; ihr habt es recht geſellig da drunten und dabei darf euch vor der kleinen Mühe nicht bange ſein, daß ihr am Tage der Auferſtehung eure Eingeweide

vielleicht aus der Weingeiſtflaſche des Raritätenkabinets zu holen habt.

Siegfried ſchwieg und auch im Kreiſe um ihn war's ſchauerlich ſtill. Unter den Arbeitern herrſchte eine Stimmung, die keine Worte verlangte, ſie lag in ihrem Gemüthe feſt und träg' wie eine ſatte Schlange. Auch die Fabrikbeſizer fühlten keinen Beruf auf Siegfried's Rede etwas zu erwiedern, ſelbſt Till blieb ſchweigend. So ging man denn nach einer Pauſe des Erwartens von allen Seiten nach Hauſe.

— Sehen ſie Doktor, bemerkte endlich Abſolon zu Till, daß meine Methode die zwekmäßigere geweſen wäre: ſchweigen aber ausführen.

— Glauben ſie mir, der Verlauf der Sache, ſelbſt wie er ſich zufällig entwikelte, iſt ein erſprießlicher. Auf Erſchütterung folgt Ruhe, auf Leidenſchaft Abſpannung. Im Leben Einzelner ſo wie in der Geſchichte danken ſehr viele Erfolge ihr Daſein ſolchem innerlichen Katzenjammer. Heute grollen ſie, morgen werden ſie arbeiten, und hätten ſie ſtatt einer ein paar Stunden zugelegt. Übrigens ſprach der Burſche nicht übel, nur waren einige ſeiner Perioden zu lang, auch hat er ſich in den Redefiguren des Ausrufes und der Frage erſchöpft und wiederholt.

— Er iſt ein Ausbund der Unverſchämtheit. Das

Zuchthaus hat er hinter ſich, und, wenn es gut geht, den Galgen vor ſich. Er iſt ein Aufwiegler, ein Rädelführer.

— Seien ſie überzeugt, morgen iſt volle Ebbe in ihrem Zorn' und Muthe.

— Da erwarten ſie zu viel; ich will jedenfalls vorſichtiger ſein.

— Schön geſprochen, Herr Doktor, fiel Korvinus ein, der ſo eben zu ihnen herangekommen war; werden für die Bekleidunganſtalt aus Gutta-Percha vielleicht ſchon Akzien ausgegeben?

— Nicht daß ich wüßte.

— Ich kann nicht begreifen, warum ihre vortreffliche Rede nicht mehr Wirkung hervorgebracht hat.

— Laſſen wir für heute jedes Nachdenken darüber; ich habe ihnen etwas für ſie ganz ungemein Wichtiges mitzutheilen.

— Sie ſpannen meine Neugierde, entgegnete Korvinus, — etwa von den Nivellirern, oder einen Plan zur Verſchönerung des Grabmals?

— Nichts derlei, entgegnete Till, ſondern ganz Außerordentliches. Er hatte den Fabrikanten unter den Arm genommen; ſie ſchritten haſtig aus der Nähe der Andern. Wiſſen ſie, daß man ganz ernſtlich Abſichten auf ſie hegt.

— Sie wiſſen, ich befördere gern Alles, was groß und ſchön iſt, doch ich habe keine Spur, auf welcher Seite man ſo unerwartet auf mich zählt.

— Es iſt eine Dame höchſten Ranges, der ſie einen Antheil eingeflößt haben; den man nicht unter die gewöhnlichen zählen kann.

— Ich — einer hochgeſtellten Dame?

— Die Grundſäze derſelben ſind ſo ernſter Art, daß ihre Neigung wol nur in einer ehelichen Verbindung das geeignete Ziel ihrer Wünſche erblifen würde.

— Mich wollte ſie heiraten — dieſe Dame vornehmen Ranges?

— Allerdings, und ich glaube, daß ſich eine ſchiklichere Gelegenheit zur Erhebung in den Freiherrnſtand kaum bieten dürfte. Der Gemal einer Gräfin kann unmöglich ohne die Krone mit den fünf Perlen belaſſen werden.

— Einer Gräfin? Ich bitte ſie, behandeln ſie die Sache mit Delikateſſe; wie leicht könnte die Gräfin ſich wegen Indiskrezionen zurükziehen.

Ich darf wohl ſagen, ſie hat die Sache gänzlich in meine Hände gelegt; ſie ſehen alſo, es ſpricht kein Zudringling mit ihnen.

— In der That ſie hätten beſtimmtere Aufträge?

— Ganz beſtimmte, und es wird nur von ihnen

abhängen, den Gegenstand mit mir zum Abschlusse zu bringen.

— Sollten sie an meiner Bereitwilligkeit zweifeln. Noch Eines ist sie von altem Adel?

— Vom ältesten; aber sie knüpft ihre Hand an Bedingnisse.

— Sie begreifen, von welchem Vorschube für das Wol meiner Kinder eine solche hochadelige Verbindung wäre; sie hätten dann gleichsam ebenen Weg in die beste Gesellschaft. Was thut man nicht Alles seinen Kindern zu Liebe.

— Es wird eben nicht Geringes gefordert; der höchste Lohn ist auch hoher Opfer würdig.

— Ich begreife; reden sie; was verlangt die Dame, — wie heißt die Gräfin?

— Gräfin Habicht.

— Habicht? In der That, ich bin überrascht; kenne eigentlich nur den jungen Grafen; seine Mutter sah ich nicht häufig; trägt sie nicht eine Perüke?

— Und wenn es wäre; sie sind durch die Milch des Alterthums groß gesäugt, und können nicht vergessen haben, daß schon Hannibal, als er noch in ganz jungen Jahren durch das Land der Ligurer zog, einen Aufsaz von falschen Haren trug, warum sollte die Gräfin Habicht keine Perüke tragen?

— In der That, warum ſollte ſie nicht?

— Deswegen iſt ſie nicht minder aus älteſtem gräflichem Geſchlechte, das ſeinen Glanz nothwendigerweiſe auch auf ihren Gatten werfen muß. Sie fahren mit ihr in einem Wagen mit gräflichem Wappen, beſitzt die Gattin alte Titel, ſo läßt auch der eigne nicht lange mehr auf ſich warten.

— Wenn ich noch ſelbſt Freiherr werden könnte.

— Nichts gewiſſer als das.

— Ich verſichere ſie, ich ſchwärme für die Dame, ich ſehne mich mit faſt jugendlichem Feuer nach dem Tage unſerer Verbindung. Laſſen ſie mich zur Gräfin eilen.

— Sie werden von der Dienerſchaft nicht vorgelaſſen, bis nicht die Erfüllung der Bedingungen zugeſagt iſt.

— Sprechen ſie, reden ſie, ich glühe, ich brenne vor Sehnſucht nach dem Abſchluſſe; ich geſtehe ja Alles zu, was die Gräfin verlangt.

— Erſtens Herſtellung des Habichtſteines.

— Verſteht ſich; wir bewohnen unſere Burg im Sommer.

— Zweitens noch Eines, das allerdings einem minder klugen Manne, als ſie ſind, ſchwierig erſcheinen würde, alſo zweitens: Räumung ihres Todtenhains im Intereſſe der Eiſenbahn.



BAYERISCHE STAATS-

— Wie, für die Nivellirer?

— Gerade für ſie, für Schienen, Lokomotive, Traine. Die Eiſenbahn muß ſchnurgerade über ihr Denkmal gehen.

— Mitten darüber?

— Unweigerlich; an dieſe Bedingung vor Allem knüpft die Gräfin ihre Hand.

— Soll ich die Zukunft meines Lebens, das Glük meiner Kinder einem Mirtenſchatten opfern?

— Gewiß nicht; wenn ſie ihrem Verſtande Gehör geben. Ich verſichere ſie, das Ehebett vermittelt am Sicherſten die Fuſion zwiſchen der Induſtrie und dem Adel.

— Ich ſchwärme für Alles, was groß und ſchön iſt. Ich willige auch in dieſe zweite Bedingung der Gräfin. Kann ich Roſa Alba mehr ehren, als wenn ich ihr eine Gräfin zur Nachfolgerin gebe? Sie theilte diesfalls völlig meine Anſichten, und welche äußern Vorzüge eröffne ich dadurch meinen Kindern.

— Sehr wohl geſprochen.

— Ich begreife nur nicht, warum ich nicht längſt auf die Verbindung mit der Gräfin von Habicht verfiel, — daß mir dieſe Dame mit ihrer Zuneigung zuvorkommen mußte.

— Tröſten ſie ſich, ſie haben noch nichts verſäumt,

und vielleicht war es gerade die rührende Zärtlichkeit, mit der sie das Andenken ihrer ersten Gemalin feierten, was ihnen die Neigung dieser Dame verschaffte. Aber die Rükſicht für die Todten muß ihre Grenzen finden.

— Ja wol, unſer Gemüth müßte ſonſt zu ſehr darunter leiden. Doch ſagen ſie mir, wie ſoll ich die Sache nunmehr weiter führen?

— Überlaſſen ſie mir die ſchließliche Ordnung und betrachten ſie ſelbe hiermit für abgethan; ich werde Alles beſorgen.

— Vortreffſlicher Mann, zu welchem Danke verpflichten ſie mich.

— Aber ich ſeze voraus, daß wir über dieſe Punkte einverſtanden ſind.

— Ganz und gar.

— Burg Habichtſtein wird reſtaurirt.

— In beliebigem Stile.

— Das Denkmal beſeitigt, und über die Stelle, an der es ſtand, die Eiſenbahn geführt.

— Schnurgerade. Ich kann hier nicht verſchweigen, daß dieſes Rührſtük allmälig ſeinen Höhepunkt erreicht hat, es konnte ſich ohnedies nicht lange mehr halten, bei Gott, es mußte Alles ſo kommen.

— Ihre Auffaſſung der Dinge iſt erhaben, von echt antiker Ruhe.

— Eilen ſie zur Gräfin, Theuerſter, um ſie auf meinen Beſuch vorzubereiten.

— Sie werden zufrieden ſein.

Damit trennten ſie ſich.

Es gibt oft Entſchlüſſe, die, ſo lange ihre Ausführung fern ſteht, uns nur geringes Bedenken erweken, wir ſpielen gleichſam mit der Gefahr, die ſie uns heranbringen, und finden im Vorgefühle der Kraftanſtrengung, die uns erſt bevorſteht, eine angenehme Aufregung. Ganz anders verhält es ſich, wenn die Stunde der That einmal wirklich ſchlägt; jenes weichliche Wiegen in einem großen Vorhaben muß der raſchen Entwiklung unſerer Kräfte Plaz machen. mit geballter Fauſt drohen die Gegner, und die Donner des Geſchikes rollen über unſerm Scheitel.

Die Fabrikarbeiter, die wir kennen lernten, befanden ſich bisher in jener zuerſt bezeichneten Lage; ſie glaubten den Willen und die Kraft zu gewaltſamen Widerſtand in genügendem Maße zu beſizen, und gefielen ſich in ihrem Muthe, der ſich noch keiner Probe zu unterziehen gezwungen war.

Die heutige Mittheilung erwekte ſie aus dieſer Behaglichkeit. Jezt oder nie mußte gehandelt werden. Die wenigen wirklich Entſchloſſenen unter ihnen frohlokten, daß endlich die That erſcheinen müſſe, die ſie ſo

lange vorbereitet hatten; die Kraftloſeren waren dagegen über das Herantreten der Entſcheidung unzufrieden und verblüfft. Sie war ihnen jedenfalls noch zu ſchnell und zu plözlich gekommen.

Das Zureden jener hätte nicht hinreichend gewirkt, wenn nicht Siegfrieds Worte an ihre aufgeſpeicherte Unzufriedenheit gleichſam die Lunte gelegt hätten. Er hatte ſo viele wunde Stellen ihres Lebens aufgedekt, und als ſie ſelbes noch einmal überblikten, ſiehe, da war es gichtbrüchig und blutrünſtig, wo ſie es anfaſſen wollten.

Was half es, ein ſolches Daſein noch länger hinzuſchleppen, lieber gewagt und gehandelt, das Glük hat doch oft ſchon dem Muthe geholfen.

Daran dachten ſie allerdings nicht, daß ſie und ihre ganze Umgebung nur einen geringen Punkt im Menſchengebiete einnahmen, und daß ſich auf dieſem Fleke, ohne gleichmäßigen Fortſchritt auf allen Verwandten, nichts erwirken lieſi. Genug, ſie fühlten ſich bedrängt und unglüklich, viel konnten ſie nicht verlieren, ſie hofften alſo durch ein Wagniß zu gewinnen.

## Viertes Kapitel.

Der Kampf zwiſchen Beſiz und Armuth, Kapital und Arbeit iſt faſt ſo alt wie die Welt, er hat beinahe ſchon an den Grenzen des Paradieſes oder des goldnen Zeitalters begonnen. Das Ringen der zwei Parteien hat ſeitdem nur ſelten, nach der Niederlage der einen oder der andern, eine kurze Unterbrechung gefunden. Jedesmal ſuchten die Si ger ihre Gegner durch Geſeze zu bändigen, dieſe ſie durch Verbrechen wieder zu überwältigen. Die Weiſeſten aller Zeiten haben ihr Genie an der großen Aufgabe der Ausgleichung, der Verſöhnung erſchöpft, die ganze Weltgeſchichte hat daran gearbeitet, aber die Löſung iſt noch keinem Einzelnen gelungen, ſie iſt noch von keinem Volke vollbracht worden.

Schon durch den Mund Moſes verkündete der Herr den Kindern Israels: das Land iſt mein, und ihr ſeid Fremdlinge und Gäſte vor mir. Als es unter die Stämme, und in dieſen wieder weiter an die Familien vertheilt wurde, blieb jedes fünfzigſte Jahr als ein Jubeljahr feſtgeſezt, in dem Jeder wieder zu ſeiner Habe gelangen ſollte, die in den vorausgegangenen neun und vierzig Jahren von ihm und ſeinem Geſchlechte weggekommen war. Der Grund und Boden konnte nicht auf immer, ſondern höchſtens auf neun und vierzig Jahre verkauft werden. Der zehnte Tag im ſiebenten Monate des Jubeljahres hieß der Tag der Verſöhnung, da wurde mit Poſaunen geblaſen durch das ganze Land und ein Jeder kehrte zu ſeinem verlornen Gefilde zurük und nahm es in Beſiz und es war wieder ſein eigen. Damit hatte aber der Geſezgeber, der da anordnete: unter euch ſoll kein Bettler ſein! noch nicht genug; er befahl, jedes dritte Jahr den zehnten Theil alles Einkommens, ſei's an Getreide, Öl, Rindern und Schafen, an dem Thore des Hauſes zu laſſen, auf daß mit dem Leviten auch der Fremdling und die Wittwen und Waiſen kommen mögen und davon eſſen und ſich ſättigen. Und das ſiebente Jahr ſollte dann ferners ein Erlaßjahr ſein, alſo, daß wer etwas ausgeliehen hatte, es erlaſſen und nicht einfor-

dern ſollte von ſeinem Nächſten oder von ſeinem Bruder. In dieſem Jahre hilt auch das Land ſeine Feier dem Herrn, und der Beſizer durfte ſeinen Aker nicht beſäen, ſeinen Weinberg nicht beſchneiden, ſeine Ernte nicht ernten, ſondern der Fremdling und der Arme konnte mitverzehren, was der Boden freiwillig trug.

Likurg nahm nicht minder als Moſes Ärgerniß an der groſsen Ungleichheit im Beſize der Güter, die er in Sparta vorfand. Um Reichthum und Armuth gleichmäſsig zu verbannen, um jeden Vorzug auſser dem der Tugend aufzuheben, ſchritt er zu einer neuen Vertheilung des Landes. Es wurden von den Äkern der Stadt neuntauſend gleiche Looſe, von denen des übrigen lakoniſchen Gebietes dreiſsigtauſend ſolche gebildet und ſo vertheilt, daſs jeden Mann ein Ertrag von ſiebenzig Scheffel Gerſte, jede Frau von zwölf ſolchen und nebſt dem das gleiche Maſs anderer Früchte traf. Um der Habſucht ihre Nahrung zu entziehen, belieſs er nur Münzen von Eiſen im Gebrauche, — und um Luxus und Begierde nach Reichthum zu unterdrüken führte er gemeinſchaftliche Malzeiten ein, und befahl, daſs das Dach jedes Hauſes nur mit der Art, jede Thüre nur mit der Säge verfertigt werden durfte. Selbſt die Kinder wurden auf Koſten des Staates gemeinſchaftlich erzogen.

Auch zu Athen war die Erbitterung der Armen gegen die Reichen wegen zu groſser Ungleichheit des Vermögens endlich auf den höchſten Grad geſtiegen, und einerſeits aus Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, andererſeits aus Furcht vor gewaltthätigem Umſturze berief man Solon zur Ordnung der Verhältniſſe. Er fand das ärmere Volk mit Schulden überbürdet, deſſen Äker verpfändet oder mit drükenden Laſten belegt, die Leute ſelbſt als Leibeigene oder Sklaven. Sein erſtes Geſez beſtand darin, daß er alle eingegangnen Schulden aufhob, die Verpfändungen des Bodens verbot und Veräußerung der perſönlichen Freiheit für ungültig erklärte.

Die agrariſchen Geſeze des alten Roms, ſeine Feſtſtellungen zwiſchen Patriziern und Plebejern ſind uns auf vielen Blättern der Geſchichte aufbewahrt. Man anerkannte dort nicht nur allein das Recht des Proletariers auf Brod, ſondern auch ſeinen Anſpruch auf Vergnügungen. Die Freuden des Zirkus blieben ihm zu allen Zeiten erſchloſſen.

Das kürzeſte und herrlichſte Wort der Löſung hat uns auch in dieſem Kampfe Jeſus Chriſtus gebracht: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt!

Unter dem Segen dieſer Lehre wäre allerdings jeder Streit augenbliklich geſchlichtet, aber wie weit ſtehen

weit noch ab von ihrer treuen Erfüllung. Während die eine Hälfte der Menſchen ihre Giltigkeit gar nicht ein Mal anerkennt, iſt die andere böswillig oder ſchwach in ihrer Befolgung. In Folgerichtigkeit ihrer Irrlehren ſchaudern noch ganze Völker nicht einmal vor deren lezten Ableitungen zurük. Das Sklaventhum iſt eine witzige Erfindung in dieſer Richtung, es war ein kluger Einfall, ganze Scharen berechtigter Menſchen in bloße Dinge umzuwandeln, um ſie für verkürzten Beſiz durch das Beſeſſenwerden ſelbſt verhöhnend zu entſchädigen.

Auf daß aber dem Anwuchern ſolchen gefährlichen Beſizthums eine Schranke geſezt ſei, entmannte der Orient ſeit jeher einen Theil ſeiner Sklaven. Der Chineſe findet andere Auswege; damit die eigne Luſt in keiner Weiſe verkümmert werde, wirft er jede Nacht die überflüſſigen neugebornen Kinder ohneweiters auf die Straße, und am Morgen fahren über Anordnung des Staates Wagen durch die Städte, um das überzählige Menſchenunkraut aufzuladen und wegzuführen.

An der Seite dieſer Sitten und Satzungen lief der ewige Kampf der Gegenſäze durch die Geſchichte. Auch er hat die große Frage noch nicht entſchieden. In den römiſchen Zeiten ſammelte ſich ein Schwarm Sklaven um Spartakus. Es waren vorzüglich ſolche,

deren Beſchäftigung zur Kurzweil ihrer freien Mitmenſchen dienen ſollte, Gladiatoren und Poſſenreißer: dennoch wuchs in Unteritalien allein ihre Anzahl auf einmalhundert und zwanzigtauſend Köpfe. In verhöhnender Umkehr der von den Reichen damals ausgeprägten Geſittung ließ Spartakus alle gefangenen Römer bei der Todtenfeier ſeines Bundesgenoſſen Knirus abſchlachten. Er beſiegte vier römiſche Heere. Endlich unterlag auch er mit dem ſeinen. Auf der appiſchen Straße von Kapua bis Rom ließ Kraſſus ſechstauſend gefangene Sklaven als abſchrekendes Beiſpiel in kurzen Entfernungen von einander an das Kreuz ſchlagen. Aber die Flamme des Kampfes, hier blutig unterdrükt, kam noch unzählige Male, faſt an allen Orten, in allen Jahrhunderten zum Ausbruche. Ich will die Beiſpiele der Neuzeit gänzlich übergehen; wir kennen ſie Alle, die Schwerter klirren noch an allen Seiten um uns.

Gleichwol iſt dies ein Kampf, der mit den Waffen in der Hand nicht beigelegt werden kann. Bis ſie nicht freiwillig abgelegt ſind, bis ſich die Parteien nicht hüben und drüben liebreich mit der Palme winken, iſt an ſein Ende nicht zu denken.

Auf beiden Seiten müſſen die eignen Forderungen auf das geringſte Maß zurükgeführt, die fremde

Berechtigung aber, ſo weit ſie billig, freudig und gern anerkannt werden.

Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt! Dies eine Gebot der Liebe würde in allen Fällen genügen, wenn ſeine Anwendung für Jedermann vermittelt würde.

Das Werk der Verſöhnung muß mit der Anerkennung der gemeinſchaftlichen Menſchenwürde beginnen. Dieſer angeborne unveräußerliche Werth muß in den Augen Aller jede zufällig hinzugekommene Beigabe, mag ſie im Reichthume oder in der irdiſchen Stellung ihren Grund finden, weit überragen.

Hebet die Schmach von der Arbeit! Iſt es nicht in der That lächerlich, wenn ſich die Kreatur in willkührlicher Aufgeblaſenheit über Ihresgleichen erhebt; wie wäre es, wenn über den Citlen und Hoffärtigen der Erde plözlich der Himmel aufginge und der ewige Gott, ja nur ein klein Stük ſeiner Glorie auf ihren Hochmuth, ihre Unerbittlichkeit, auf ihren Modeprunk und ihren Eigenſinn herniederblikte?

Aber nicht nur der Reiche und Vornehme ſoll den Armen, auch dieſer muß ſich ſelbſt und jenen achten und ehren. Wer ſich ſelbſt aufgibt und erniedrigt, der erſchwert die fremde Achtung am meiſten.

Dann genieße ein jeder fröhlich und beſcheiden, was ihm am irdiſchem Glüke beſchieden iſt, Jeder aber

entbehre auch unverzagt und fröhlich, was ihm daran verſagt wurde. Werden die unveräußerlichen Eigenſchaften des Menſchen, das Gemeingut, an dem wir Alle Theil nehmen, in gehöriger Weiſe erkannt und geſchäzt, dann werden die zufälligen Geſchenke des Glükes zwiſchen uns keinen ſolchen Unterſchied mehr hervorbringen können, daß der Begünſtigte einen Grund zum Übermuthe, der Vernachläſſigte eine Urſache zur Trauer und zum Neide darin wird finden können. Oft ſind dem Reichen, irdiſch Hochgeſtellten gerade die beſten Güter der Erde verſagt, Geſundheit, Kinder, Liebe und Heiterkeit, — Güter, deren Genuß ſo häufig ſelbſt dem Ärmſten offen ſteht.

Schäzt den Luxus nicht zu hoch, und ihr kennt ihn genieſſen ohne Hoffart, — entbehren ohne Kummer. Legt an die Dinge den wahren Maßſtab, und ihr werdet den bisherigen Preis thörichter Übereinkunft bei ſo vielen umändern müſſen. Iſt die Raſenbank unter'm Blüthenbaume, neben dem blinkenden Quell' und dem Wieſenteppiche etwa ſchlechter als der ſammtene Divan vor dem bekenhohen Spiegel auf dem Gewebe aus Indien? Soll ſich der Mann im ſchlichten bequemen Rokе, der ihn vor Kälte und Wärme ſchüzt, erniedrigt fühlen neben ſeinem Nächſten im eleganten Frake mit feinen Handſchuhen und lakirten Stiefeln?

Würdiget den Menſchen in euch, und das Kleid der Mode wird euch gleichgiltig werden; erkennt die wahren Güter des Lebens, und ihr werdet den Schein nicht mehr überſchäzen.

Allerdings genügt dieſe innere Umbildung allein noch nicht; eine gewiſſe Menge irdiſchen Beſizes ſoll jedem Menſchen zu Theil werden. Auch dazu liegt das Mittel nahe. Erhebt den Werth der Arbeit, beſchränkt den des Kapitals; drükt nicht, wie es bisher ſo häufig geſchah, den Preis der Menſchenkraft herunter um den des Geldes noch zu erhöhen. Das Kapital iſt ohnedies beſſer daran als die Arbeit, weil die Arbeit täglich zehren muß, während das Kapital des Einen hundert Menſchenkräfte und mehr darſtellt, und nicht einmal für Einen zehrt. Die Arbeit ſchreit täglich um Brod; das Kapital kann zuwarten. Die Arbeit ohne Gegenſtand, ohne Stoff hat keinen Werth, jede Stunde ohne dieſer iſt für ſie verloren; der Stoff ohne Arbeit behält ſeinen Werth, das Kapital ſteigt oft ſogar, während es ohne Verwendung brach liegt. Darum hebe der Reichthum freiwillig den Arbeitpreis, und drüke ihn, wenn er es auch könnte, nicht hartherzig nieder. Das Recht auf Arbeit iſt eigentlich nur das Recht auf den billigen Lidlohn für die Arbeit. Theilt heute alle Glükgüter in gleiche Looſe, und mor-

gen schon habt ihr wieder Armuth und Reichthum: Hebt aber den Werth der Arbeit auf das gerechte Maß und ihr werdet keine Bettler mehr auf Erden finden.

Dann wird der Arbeiter auch Zeit haben, nebstbei Mensch zu sein. Er wird nicht alle seine Kraft und Zeit nur zur Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse aufreiben müssen.

Der Streit zwischen Kapital und Arbeit ist erst dann als gelöst anzusehen, wenn jeder Arbeitende ohne Aufopferung seines Menschenthums für sich und seine Familie das Nöthigste erwerben kann. Nicht Almosen gebt ihm, sondern Erwerb; er will nicht betteln, er will verdienen. Dann bedarf es eurer vielfachen zweideutigen Sorge für ihn nicht weiter. Gewährt ihm eine Lage, die nicht ganz im täglichen Bedürfnisse befangen ist, und er wird für sich selber sorgen, wie ihr für euch. Auch dasjenige Gut wird er sich erwerben, das ihr, ihm gegenüber, bisher so vornehm Bildung nennt. Gestattet ihm die Familie unverkümmert, und er braucht eure Institute nicht mehr als ihr selbst. Keine Armentare, sondern gerechten Lohn! Keinen Krieg, sondern schönen Frieden! Wer weiß es, ob im Kampfe die Reichen oder die Armen siegen würden; Eines aber unterliegt dabei jedenfalls: die Menschheit. Nur

durch freiwillige Zugeſtändniſſe von beiden Seiten kann die endliche Ausgleichung vermittelt werden, ohne demüthige Opferfreudigkeit iſt kein dauernder Frieden möglich.

Es läßt ſich nicht überſehen, daß auch in dieſer Beziehung von den Beſitzenden ſchon Manches geleiſtet wurde, aber der größere Theil der Aufgabe liegt noch vor uns. Wir haben ſelbſt noch in unſerer Auffaſſung, in unſern Begriffen bedeutende Änderungen auszuführen, auch unſere Geſittung, unſere Angewöhnung muß Zugeſtändniſſe machen.

Glaube die Armuth aber ja nicht, daß ſich derlei ertrotzen laſſe. Auch ohne ihre Hände zum Kampfe zu erheben, darf ſie ſelbe, dieſer Aufgabe gegenüber, nicht in den Schoß legen. Sie begreife und hebe den eigenen Menſchenwerth, ſie achte ihn vor Allem auch im Reichen, auch ſie liebe ihren Nächſten wie ſich ſelbſt!

In Kriſtofs Hauſe wurde oft über dieſen und ähnliche Gegenſtände geſprochen. Auch ſeine Arbeiter, die gerade gegenwärtig waren, nahmen bisweilen Theil an ſolchen Erörterungen. Der Ingenieur Oswald war ihm dabei der liebſte Genoſſe; aus dem Volke entſproſſen, verſtand er genau deſſen Bedürfniſſe, er kannte ſeine Fehler und hegte doch warme Liebe für ſelbes.

Dabei war über alle seine Urtheile eine Milde ausgegossen, die gleichweit von Schwächlichkeit und Anmaßung entfernt war.

*Kristof liebte es vorzüglich, wenn auch seine Tochter* bei solchen Gesprächen gegenwärtig war. Es ließ sich auch nicht verkennen, daß Emmeline an ihrem Inhalte aufrichtigen Antheil nahm, ein eigner Glanz erschien dabei in ihren klaren Augen, und ihre Ruhe überkam eine edle Bewegung. Sie nahm sich dabei viel vortheilhafter aus, als dies während des jetzt abgebrochenen Verkehrs mit dem Grafen Habicht je der Fall war. In der That schien das Verhältniß zu ihm mehr eine Folge seines Andringens und ihrer Gutmüthigkeit, als wirklicher Neigung gewesen zu sein; mindestens konnte man bei ihr so kurz nach dessen Lösung keine Trauer bemerken. Sie widmete sich mit der gewohnten Ruhe und Zuverlässigkeit ihren täglichen Geschäften, waltete heiter in Haus und Wirthschaft, und erwies insbesonders Oswald eine so zutrauliche Aufmerksamkeit, als wollte sie ihn für die vergangenen Tage der Vernachlässigung entschädigen. Oswald erschien wieder in der vollen Zufriedenheit seines liebenswürdigen Karakters; er widmete alle seine freien Stunden Kristof und Emmelinen. Sie strichen zusammen durch Garten und Flur, oder Oswald theilte zu Hause

etwas Bedeutendes, Neues mit, das dann genügenden Stoff zu Gesprächen und Erklärungen gab, die die Kenntniſſe mehrten oder die Ansichten berichtigten. Oswald war ein sehr angenehmer junger Mann, gerade die Ruhe, die in allen seinen Urtheilen und Empfindungen lag, war ein Verdienſt mehr, da ſie keineswegs in Gleichgültigkeit oder Kälte ihren Urſprung hatte. Sein ganzes Weſen beſaß etwas ſo Klares, Maßhaltendes, daß es völlig zu der hellen Wiſſenſchaft taugte, der er ſich vorzüglich gewidmet hatte.

Man ſah es Kriſtof an, daß es ihm eine lebhafte Freude gewährte, wenn er das junge Paar ſtrotzend in innerer und äußerer Geſundheit an ſeiner Seite hatte und bemerkte, wie ſich allmälig die Fäden anſpannen, die ihre dauernde Verbindung vorbereiteten.

Im Laufe eines ſolchen Geſpräches über die oben berührten Gegenſtände geſchah es ein Mal, daß Kriſtof ſeine Überzeugung dahin ausſprach, es werde wahrſcheinlich nicht mehr lange andauern, daß das Volk noch den Schlagwörtern der Kammern zujauchzen werde. Der dritte Stand, meinte er, hat ſich bisher weniger damit beſchäftiget, die Privilegien der zwei erſten auszugleichen, als vielmehr damit, auch ſich ſelbe anzueignen. Die Schranken ſind nicht gefallen, ſie wurden nur verſetzt. Wenn es den Maſſen der Ausgeſchloſſenen ſchon

misliebig ſein müſſe, daß Jene das Monopol der Geſetzgebung in die Hände genommen haben, ſo müſſe es ihnen nachgerade widerwärtig werden, ihre ſalbadernde Weisheit ſich nach der Elle von der Rednerbühne und in zahlloſen Journalen vormeſſen zu laſſen. Das Volk begreift, daß der Vortheil meiſtens Jenen vorbehalten bleibt, ihm ſelbſt aber nur die Bewunderung zufällt. Dazu kömmt noch der Mangel an praktiſchem Geſchike, der bei den parlamentariſchen Vorkämpfern in die Augen fällt; gewiß, das Volk läßt ſich noch lieber mit feſter, ſtrenger Hand regieren, als daß es all die fruchtloſen Haarſpaltereien, die ſüßlichen Überſchwänglichkeiten in die Länge anhören mag.

Ein anderes Mal erwähnte er des Mangels an Folgerichtigkeit, der darin liege, daß man ſo allgemein und gerade auch unter den Induſtriellen gegen die Vorrechte des großen Güterbeſitzes ſpreche, und ſo häufig deren Abſchaffung und die Entlaſtung des Bodens verlange, während die Knechtſchaft, in der ſich die Fabrikarbeit gegenüber dem Kapitale befinde, die Frohne in der Induſtrie nicht minder allgemein oder doch ebenſo drükend ſei.

— Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, fuhr er fort, die ſich für die Wahrheit zu ſterben entſchloſſen, möchte es doch mehre geben, die für ſie zu leben bereit wären. Es iſt allerdings ſchön für ſie zu ſter-

ben, aber erſt, wenn man für ſie nicht leben kann. Wie viele Vorurtheile gibt es noch, die wir wie Trauben zu Freudenwein zuſammen treten müſſen. Faſt ſeit zwei Jahrtauſenden arbeitet die Geſchichte an einer gänzlichen Umänderung der Verhältniſſe, aber wie viele Geſeze und Lehren haben wir noch der Reviſion zu unterziehen, wie viele Begriffe vom Grunde aus zu umſtalten. Ich bin überzeugt, wir gehen einer ſchönern Zukunft entgegen; möge es Emmeline und ihnen gegönnt ſein, nachhaltiger als ich es konnte, am Werke friedlicher Entwiklungen mitzuarbeiten.

Es geſchah heute das erſte Mal, daß Herr Kriſtof ſeine Tochter mit Oswald in deſſen Gegenwart ausdrüklich in Verbindung brachte; der beſcheidene junge Mann fühlte, daß ſein Herz bebte und ſeine Wange erröthete. Er blikte mit einem fragenden Blike auf ihren Vater.

— Was ſoll ich es länger verſchweigen, begann der Fabrikant, daß ich Emmeline ſeit Langem zu ihrer Gattin beſtimmt habe. Ihr Beide paßt vortrefflich zuſammen, und eure Verhältniſſe nicht minder. Meine Tochter beſizt nicht unbedeutende Fabriken, ſie haben alle Eigenſchaften ſelbe zu leiten; es wäre ſchade, wenn ihren außerordentlichen Talenten ein geringerer Wirkungskreis eröffnet würde, ſo wie Emmelinens ſchöner Beſiz ohne eine ſo geſchikte Hand, wie es die ihre iſt, dem Ver-

falle preisgegeben ſein würde. Und dann, ich kenne ihren Karakter ſeit ihrer Kindheit; ihnen will ich es ſagen: er iſt rein wie Gold. Keinem Manne möchte ich mein Kind lieber anvertrauen als ihnen. Er ergriff die Hand Oswalds und drükte ſie mit Wärme.

— Aber Emmeline, — der Graf?

— Der iſt abgewieſen, dieſer Habicht ſoll unſer Täubchen nicht bekommen. Und dann wiſſen ſie ja, daß Korvinus die alte Gräfin heiratet, der Zwek iſt ſomit erreicht, wenn auch auf andere Art: die Grafſchaft iſt gerettet. Glauben ſie mir, ungeachtet der neuen Verſchwägerung wird der junge Herr mein Mädchen jezt nur mitleidig über die Achſel anſehen, und ſein Geſchik preiſen, das ſtatt ſeiner die Mutter in die Mißheirat trieb. Er hat ſie nie geliebt, die Verhältniſſe machten ihn zum Schäfer, und er wird das Bürgerkind eben ſo ſchnell vergeſſen, als die Armuth, von der ſie ihn erretten ſollte.

— Und Emmeline?

— Die erſten Hunde ertränkt man, ſo geht es auch mit der erſten Liebe. In unſerm Falle handelt es ſich überdies nur um eine Liebelei. Überhaupt, ſie würden mit Emmeline ſchlecht fahren, wenn ſie von ihr den ſchwärmeriſchen Aufſchwung der Leidenſchaft erwarten würden. Schon um ihrer Wiege ſchnurrten

die Spulen und man kann nicht ſagen, daß ſie in Arkadien geboren ſei. Aber fürchten ſie deswegen nicht, daß es ihrem Gefühle an Innigkeit fehlen wird, es liegt ein gutes warmes Herz hinter ihrer Ruhe; nur gehört ſie unter jene Frauen, die ihren Gatten nach der Trauung lebhafter lieben, als jemals den Bräutigam. Sie wird ihnen geſunde Kinder gebären, und eine eben ſo ſorgfältige Mutter als Gattin werden. Haben ſie nicht bemerkt, daß die paar Wochen bereits genügten, ſie von der unnatürlichen Hinneigung für den Grafen zu befreien? Sie blüht jezt kräftiger als vorher, iſt heiter in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten und — das glauben ſie mir, wird in nicht ferner Zeit als glükliche Braut mit ihnen zum Altare gehen.

Oswald drükte Kriſtofs Hand an ſein Herz; die Rede des Fabrikanten war ſo ſchlicht und klar, daß ſie den Einfluß auf ihn nicht verfehlen konnte, um ſo mehr bei einer Verheißung, die ganz mit ſeinen geheimen Wünſchen übereinſtimmte. Oswald liebte Emmeline wirklich ſchon ſeit langer Zeit mit beſcheidener, ausdauernder Liebe. Schon als dieſe Empfindungen ſich zuerſt in ihm regten, fiel ihm die Ungleichheit ihrer Glükgüter ſchmerzlich. Er der Sohn eines Arbeiters, ſie die Tochter ſeines Herrn, reich, glüklich, begünſtigt: wie hätte er es wagen ſollen, ſeine Wünſche bis zu

ihr zu erheben? Überdies führte das Schikſal noch den jungen Grafen in ſeine Wege, und ſchien ſo ſein Gefühl, bevor er es noch vor der Erwählten ausgeſprochen hatte, zu verkümmern. Aber wie ſchnell war Alles wieder geändert worden. Der Graf hatte eine Abweiſung erhalten, Emmeline ſchien darüber kaum dauernd verſtimmt, und ihr Vater ſprach es jezt ohne Rükhalt aus, daß er ſie für Oswald zur Gattin beſtimmt hatte. So viel Faſſung der junge Mann ſonſt auch jederzeit bewahrt hatte, heute flatterte ſein Herz fröhlich wie eine Frühlingslerche im Buſen. Nur eine Ungewißheit bedrängte ihn noch: wird Emmeline mit freier Neigung je ſeine Gattin werden wollen? Der Entſchluß ſtand unerſchüttert bei ihm: gelänge es ihm nicht, ihr Herz zu erwerben, ſo wollte er niemals vom Wolwollen ihres Vaters zu ſeinem Nuzen gegen ſie Gebrauch machen.

In dieſem Augenblike hörte man draußen Emmelinens Stimme, ſie trällerte ein Lied, das in der That keinen Liebegram verkündete. Oswald legte wie bittend den Zeigefinger an die Lippen, Kriſtof verſtand ihn und nikte lächelnd. Bald darauf trat das Mädchen in das Zimmer; ihr Auge leuchtete in heiterm Glanze, und ihre ganze Erſcheinung bot das Bild eines klaren Daſeins. Es wurde das Frühſtük gebracht und Em-

meline machte voll anmuthiger Natürlichkeit die Hausfrau. Sie ſchenkte ein und ſchnitt das Weisbrod; aber noch ehe ſie Oswald ſeinen Theil zuwies, nahm ſie einen friſchen Blumenſtrauß von der Bruſt und legte ihn vor ſeine Schale.

Froh erregt ſchaute er zu ihr empor.

— Wiſſen ſie nicht mehr, was für ein Tag es heute iſt? Heute vor vier Jahren ſind ſie aus England von ihren Reiſen zurükgekommen, und haben ſeitdem treu bei uns ausgehalten. Haben auch ſie darauf vergeſſen, ſo iſt es doch billig, daß wir uns des Tages, der uns einen ſo redlichen Freund zurükführte, immer erinnern.

Ihre Wange war unmerklich geröthet, Oswald ſprach in freudiger Bewegung in wenigen Worten ſeinen Dank aus. Emmelinens Vater aber blikte mit wolwollendem Lächeln auf das Paar; mehr als je war er von der baldigen Erfüllung des Planes, den er mit den zwei jungen Leuten hegte, überzeugt.

Während ſich die wolwollenden Verhältniſſe in Kriſtofs Hauſe immer ſchöner entwikelten, vorbereitete ſich in den Werkſtätten ſeiner zwei Vettern ein gewaltthätiger Wendepunkt.

Abſolon hatte in ſeinen Betriebwerken eine neu erfundene Schraube anbringen laſſen, die ihm die Ar-

heit vieler Menſchenhände entbehrlich machte. Allerdings wurde der Dienſt an den Spulen dadurch noch beſchwerlicher, weil er nicht nur allein neue Handgriffe und mehr Aufmerkſamkeit erforderte, ſondern weil die ſchnellere Bewegung gewiſſer Maſchinen den Wollſtaub in größerer Maſſe auftrieb, und für die Arbeiter beſchwerlicher machte, Da er jedoch, wie geſagt, bei gleichem Umfange des Geſchäftes jezt weniger Arbeiter als vorher brauchte, ſo blieb er Herr der Sachlage, und war ſogar im Stande, die tägliche Arbeitzeit im Einverſtändniſſe mit Korvinus um eine Stunde zu vermehren. Dies geſchah jezt gleichmäßig in den Unternehmungen der Beiden. Jeder Arbeiter, der ſich dieſer Maßregel nicht willig unterziehen wollte, wurde mit der Entlaſſung bedroht. Die überflüſſigen Arbeitkräfte, vorausgeſezt, daß ſich der vermehrten Arbeitzeit gefügt würde, ſollten theils in der neuerrichteten Fosforerzeugung des Korvinus, theils in dem erweiterten Betriebe Abſolons Unterkunft finden. Beider Werkmeiſter waren mit der genauen Überwachung des Zuhaltens der verlängerten Arbeitzeit beauftragt. Swetters unterzog ſich dieſem Geſchäfte mit wahrer Luſt, ſeine hochkorbige Bruſt, die er noch überdies häufig mit Rum anzufeuchten pflegte, litt vom vermehrten Staube nicht im Geringſten, ebenſowenig beläſtigte es ihn, daß auch die

Zeit ſeiner Aufſicht jezt vermehrt war. Er gehörte unter jene Leute, die ſich ihrem Geſchäfte mit Leidenſchaftlichkeit widmen, es enthielt zugleich ſeine beſte Erholung, und er war mit ſeinem Bambusrohre lieber in den Arbeitſälen, als irgend ein ſentimentaler Weichling vor der geprieſenſten Naturſzene oder im Kreiſe ſeiner Familie. Swetters war nicht verheiratet. Er hatte ſich aus der amerikaniſchen Übung ſeiner Jugend angewöhnt, die Frauenzimmer als Waren zu behandeln; mochte eine einzelne noch ſo hoch im Preiſe ſtehen, ſie blieb eben doch eine Ware, und derjenige nach ſeiner Meinung ein Thor, der ſeinen Geſchmak für ſein Leben an eine einzelne vergeben wollte. Ungeachtet der gebildeten Sitten Europas, fand er die Sache in dieſer Hinſicht kaum weſentlich von den Zuſtänden in den Sklavenſtaaten verſchieden. Nur an andere Worte mußte er ſich gewöhnen, übrigens ſtand er auch in dieſer Beziehung mitten in unſerer Ziviliſation kaum ſchlechter. Er war eben kein reizender Burſche, gleichwol erſchöpften ſich die Mädchen, die ſeiner Überwachung zugewieſen waren, in Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeiten für ihn; ein freundliches Blinzeln ſeiner Augen war eine Auszeichnung, um die jede von ihren Gefährtinnen beneidet wurde. Wehe aber auch derjenigen, die ſeinem Willen nicht zu Gebothe ſtand. Swetters war

ganz der Mann dafür, ſeine Endzweke zu erreichen; er wußte zu belohnen und zu beſtrafen; und zulezt ſtellte es ſich immer heraus, daß jene, die ſich ſeinen Unwillen zugezogen hatten, am Schluſſe der Woche den geringſten Arbeitlohn erhilten und noch überdies am meiſten geplagt und belaſtet waren: Es gehörte unter die Gegenſtände der eifrigen Beſtrebungen in Abſolons Fabrike, ſich Herrn Swetters Gunſt zu erwerben, und jede neu herangewachſene Schöne, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, wurde ihren Mitarbeiterinnen ein Gegenſtand des Neides.

Einem ſo dienſtbefliſſenen Mann, wie Swetters war, gelang es auch, ſeine kleinen Neigungen ohne Schaden ſeines Gebieters durchzuführen. Sein Grundſaz beſtand weniger darin, die ihm Wolgefälligen zu begünſtigen, als vielmehr die Mißliebigen mit der ganzen Fertigkeit jahrelanger Übung zu verfolgen. Swetters Abneigung war für jeden der ihm untergebenen Arbeiter eine Hölle auf Erden.

Bei dieſer Auffaſſung ſeines Berufes konnte ihm die Vermehrung der Arbeitſtunden auch nur angenehm ſein. Sie gab ſeiner Willkühr um ſo mehr Spielraum, ſeiner Herrſchſucht, ſeinen Launen neue Nahrung. Umſomehr, da es Abſolon völlig in ſein Befug-

niß ſtellte, jeden Widerſpänſtigen von ſeinem Verdienſte fortzujagen.

Was ſollten die armen Arbeiter thun? Viele von ihnen beſaßen eine Familie, jeder brauchte mindeſtens für ſich ſelbſt eine gewiſſe Einnahme zum Leben. Was ſie kannten, war nicht bedeutend, es beſchränkte ſich größtentheils auf Kunſtgriffe, die eben nur in derlei Fabriken gebraucht wurden. Dazu kam, daß nach altem Vertrage keiner der Vettern einen entlaſſenen Arbeiter des andern aufnehmen durfte, daß von dieſem kleinen Fabrikgebiete die nächſte Fabrik ſehr entfernt lag, und daß ſelbſt die Reiſebewilligungen von dieſen Beſitzloſen ſich nicht ohne Schwierigkeiten erreichen ließen. Was blieb ihnen am Ende übrig? Nachzugeben oder zu verhungern. Das erſtere thaten nun die meiſten von ihnen, wenn auch mit Groll und Erbitterung. Wen der Eigenwille des Augenblikes übermannte, der gewann zwar ſeine Freiheit, war jedoch zugleich auch völlig dem Mangel und dem Nothſtande preisgegeben.

Aber noch ein dritter Ausweg ſchien vorhanden, und wurde auch in der That nachdrüklich angeprieſen. Es war die Wahl des gewaltthätigen Widerſtandes. Mochten all die verſchiedenen Räder laufen und ſchnurren, ohne die Menſchenhand blieb ihre Geſchäftigkeit erfolglos. Warum ſollte alſo dieſe höchſte, beſte Arbeit

verſchleudert werden an diejenigen, die ihre Früchte ausſchließend einernten möchten? Warum ſollte jedes Ding ſeinen gerechten, zukömmlichen Preis haben, und nur, was alle überragt, der Menſch ſo jämmerlich verſchleudert werden? Und dann auf welcher Seite befindet ſich im Grunde die Übermacht? Steht ſie bei dem Einen, den ſeine Schlote umſchnauben, den ſeine Hebel umklappern, oder bei den Vielen, deren Kraft vom Nervengeiſte belebt, vom Genius eines unſterblichen Willens getragen wird?

Es liegt nicht in der Abſicht dieſes Buches, die Lehren des Widerſtandes, der Gewaltthätigkeit hier näher auszuführen, ſie machen ohnedies zum Verderben aller Theile die Runde durch die Welt. Genug, was ſchon an ſo manchen Orten ſtattfand, geſchah auch hier: Die Anzettelungen, die ſeit einiger Zeit in dieſem Arbeiterbezirke auftauchten, wurden immer dreiſter, zur Unzufriedenheit der Betheiligten kam die Aufreizung Fremder, die, wie Pilze bei günſtiger Witterung, gleichſam aus dem Boden wuchſen, und endlich ward der Beſchluß gefaßt, durch die Gewalt der Überzahl die eigennützige Bedrükung, die von der ſchwachen Minderheit ausging, zu bändigen. Es zeigte ſich jezt, daß in dieſer Richtung ſchon das Meiſte vorbereitet war. Die Überzeugungen waren einig, die Gemüther entſchloſſen.

Widerſtand hieß die Loſung der Meiſten. Lindwurm und Wittich ſtanden an der Spize der Arbeiter. Noch ein Mal wurde unter ihnen zur Sprache gebracht, in welcher Weiſe Siegfried, der bisher jeden Antheil an den Vorbereitungen abgelehnt hatte, für ihre gemeinſchaftliche Sache gewonnen werden könnte.

— Laßt ihn mit euren Worten fürder unbehelligt, ſchrie Lind:vurm, ich kenne ihn: handelt, und ſeid überzeugt, Bruderherz iſt der eure!

Von vielen Seiten wurde dieſe Überzeugung getheilt, faſt von allen ſein Beitritt gewünſcht, und nur wenige Misgünſtige äußerten ihre Meinung dahin, daß ſie Andern ohne dieſen Abtrünnigen, der ſich ſtets für beſſer hilt, ſchon ſelbſt mit der Sache fertig werden würden.

Obwol auch Spaz ihre Verſammlungen nicht beſucht hatte, ſo lag es ihnen doch auch daran die Stellung zu erfahren, die er, als einer der angeſehenſten Arbeiter ihrem Unternehmen gegenüber einnehmen werde. Ein paar Arbeiter, mit denen er mehr als mit den andern zu verkehren pflegte, wurden zu ihm geſendet, um ſeine Geſinnung zu erforſchen. Er aber war klüger als ſie; nach einer Stunde wußte er alle Anſchläge der Arbeiter, ſie aber ſeinen Entſchluß eben ſo wenig als vorher.

— Laßt Jeden ſeinen eigenen Weg gehen, entſchied er endlich, als ſie lebhafter in ihn drangen; nicht jeder taugt für Jeden. Ich werde das Rechte thun, darin könnt ihr euch auf mich verlaſſen; ihr wißt, ich bin der Spaz, ein Arbeiter wie ihr, und euch jederzeit wolgewogen.

Mehr konnten ſie aus dem verſchlagenen Menſchen nicht herausbringen, und mußten ſich endlich damit begnügen, nachdem ſie ihm noch einmal volle Verſchwiegenheit über die Sache aufgetragen hatten.

— Kennt ihr mich etwa als geſchwäzig, oder weiß ich nicht, wohin jede Sache gehört? Ich rathe euch, bringt euren beſten Freund nicht in Harniſch. Nur legitim und manierlich!

Spaz überlegte ſich die Sache nach allen Seiten. Der Fall war keineswegs ſo einfach. Würde es nicht einen ganz prächtigen Spaß abſezen, wenn die Lümmel in halben Haufen über die reichen Fabrikanten herfielen, ſie allenfalls bei den Beinen an die nächſten Bäume hängten, und überdies ihren ganzen Plunder aufheizten. In der That ein Schauſpiel für Götter. Wer ſich an einer ſolchen Flamme die Hände anwärmen könnte, der wäre für all ſeine Tage vor Froſtbeulen bewahrt. Doch die Sache hatte auch eine Kehrſeite; wie, wenn dabei auch ſeine, des ehrlichen Arbeiters Spaz treffliche Haus-

einrichtungſtüke in Rauch aufgingen oder auch nur ſonſt Schaden litten? Wer kann der Flamme gebieten: bis hieher und nicht weiter? und wenn auch nur die Fabriken niederbrannten, fand ſich dann Verdienſt und Gewinn für Spaz? Endlich wenn die Arbeiter zuerſt auch die Oberhand gewinnen, gibt's hinter den Bergen keine Leute mehr, keine Landjäger, Miliz und Standgerichte?

— Nur legitim und manierlich, guter Spaz, begann er die ſalbungreiche Rede an ſich ſelbſt, ich müßte dich in der That übel kennen, ehrlicher Burſche, ſo ich nicht von vorn herein wüßte, welchen Weg deine treue Seele einſchlagen wird. Nur legitim und manierlich! Im Grunde beförderſt du in dieſer Weiſe auch ihr eigenes Beſte. Wo keine Fabrik, dort kein Arbeiter. Dir iſt da offenbar die Rolle der Vorſehung für ſie zugefallen. Ohne dich würden ſie vollends in ihr Verderbniß rennen. Sie abhalten von ihren tollen Streichen, das vermagſt du nicht, alſo verhüte ich deren böſe Folgen. Es thut mir leid, ehrlicher Spaz, daß die Sache nebenbei für dich faſt unvermeidlich einen anſehnlichen Gewinn abwerfen wird; wäre dies nicht der Fall, ſo ſtände deine Uneigennüzigkeit in noch hellerem Lichte. Doch wir kennen uns zu lange, alter Spaz, als daß ich nicht, ungeachtet alles Scheines, deine Nieren genau

erforſcht hätte, ich kenne die blühende Selbſtverleugnung in deinem Blute, der Zug edelſter Aufopferung in der Tiefe deines Herzens, ja laß' es mich nicht länger verſchweigen, ich hege eine ungemeine Achtung für dich.

Spaz drükte ſich dabei ſelbſt gerührt die Hände und ſchüttelte voll tiefen Verſtändniſſes die eine mit der andern.

Er war nicht der Mann, das, was er ein Mal beſchloſſen hatte, lange aufzuſchieben und rannte alſobald zu Korvinus.

Nachdem er ſeinen Herrn mit verſchiedenen Anſpielungen gehörig geängſtigt hatte, entdekte er ihm endlich den ganzen Anſchlag der Arbeiter und wußte ſeine Folgen in ſo ſchauderhafter Weiſe vor ihm auszuführen, daß der etwas furchtſame Mann alle Faſſung verlor.

— Und das geſchieht mir gerade jezt, rief er, jezt, da ich Bräutigam bin!

— Seien ſie froh, bemerkte Spaz mit vertraulicher Überlegenheit, daß ſich die Sache abſpinnt, bevor wir die Gräfin Gemalin in dem Hauſe haben. Man bewegt ſich doch immer freier ohne die Weibsbilder.

— Aber was ſoll ich thun?

— Ich habe meine Pflicht erfüllt, nur legitim und manierlich, jezt thun ſie die ihre. Sollten ſie dies

aber nicht recht wiſſen, ſo geben ſie zu Herrn Abſolon, er wird es ihnen ſagen.

— Richtig, du haſt recht, guter Spaz, ich werde zu Abſolon eilen, der wird helfen.

— Wollen ſie nicht vergeſſen, ihm dabei mitzutheilen, daß der arme Spaz es war, der die Zuſammenrottung auf eigene Gefahr entdekt hat, vielleicht findet Herr Abſolon, daß darin einiges Verdienſt liegt.

— Richtig, Spaz, bald hätte ich das Beſte vergeſſen: bin doch dein Herr, dem das Urtheil und die Belohnung zuſteht. Du biſt eine treue Seele, Spaz, wie Gold, darum verdienſt du auch Gold, da nimm, nimm!

— Sie ſind zu gütig, gnädiger Herr, erwiderte Spaz, und nahm die volle Börſe, die ihm Korvinus ſchenkte, mit dem Ausdrucke der Befriedigung. Ich ſage immer nur legitim und manierlich, und ſollte das eigene Leben daran gehen.

Korvinus verfügte ſich zu Abſolon und theilte ihm Alles mit, was er von Spaz gehört hatte. Seine Einbildkraft mahlte noch ſchwärzer. Dabei konnte er, ungeachtet ſeine Gedanken in anderer Richtung aufgeregt waren, nicht unterlaſſen, dem Vetter bemerklich zu machen, daß er es gerade ſeiner humaniſtiſchen Richtung zu verdanken habe, daß das entzügliche Komplott ihm

von einem Arbeiter entdekt wurde. Abſolon hätte ſowas nie erreicht.

— Darum wollten ſie dir auch dein Dach über dem Kopfe anzünden, bemekrte Abſolon, — Alles aus Achtung für deine menſchenfreundlichen Beſtrebungen. Wie dem aber auch ſei, ſo zweifle ich dennoch keinen Augenblik, daß du mit den Maßregeln, die ich in unſerem Falle für die einzig richtigen erkenne, einverſtanden ſein wirſt.

— Glaubſt du vielleicht nicht auch, es wäre angezeigt, den fremden Doktor zu bitten, noch eine Rede an unſere Arbeiter zu halten.

— Dummes Geſchwäz.

— Oder — eben fällt mir bei, vielleicht könnte die Eröffnung, daß ich die Gräfin heirate, einen Umſchwung ihrer Geſinnungen hervorrufen. Die Thatſache, daß dieſe hochgeborne Dame von nun an an der Lenkung ihrer Geſchike Theil nehmen wird, ſollte nach meiner Anſicht eine ungeheure Wirkung ſelbſt auf die rohesten unter ihnen kaum verfehlen.

— Abgeſchmakter Unſinn.

— Dann in der That wüßte ich nicht, wie —

— Aber ich weiß es. Noch in dieſer Stunde eile ich in die nächſte Stadt und bringe eine Abtheil-

lung Landjäger mit mir heraus. Nur Gewalt lehrt die Kerle Gehorſam, nur Strafe erzieht ſie.

— Ich kann deine Theorie im Allgemeinen durchaus nicht billigen, aber mit dem Mittel bin ich ausnahmsweiſe einverſtanden.

— Um das handelt es ſich auch nur. Und nur jene Lehre iſt ſtichhältig, die für alle Fälle geeignete Mittel kennt. Ich muß mich beeilen, Ruhe zu ſchaffen, damit deiner Braut die Flitterwochen nicht verdorben werden.

— Du biſt ſehr gütig, Abſolon. Alſo Landjäger. Aber höre, rief er ihm noch nach, nicht zu wenige, — und wenn möglich, ſollen ſie nur von den Hieb- und Stich-Waffen Gebrauch machen, das iſt humaner.

Herr Abſolon hatte ſich ſogleich in die Stadt begeben. Die Behörde, der er die Anzeige von der drohenden Gefahr machte, theilte ganz ſeine Meinung, und fand es, wie er, nothwendig, gleich anfangs kräftig einzuſchreiten und ein Beiſpiel herzuſtellen. Es wurde ihm die gewünſchte Abtheilung Landjäger mitgegeben und auch ſein weiterer Plan gebilligt, ſie einſtweilen heimlich in einem den Fabriken nahen Vorwerke unterzubringen. Es ſollte nicht durch ihr vorzeitiges Erſcheinen der Ausbruch der Widerſetzlichkeiten verhin-

dert werden, ſondern ſie ſollte ſich hervorwagen, um dann mit einem Schlage für immer erdrükt zu werden. Jenes könnte die Zuſammenrottungen nur auf einen günſtigeren Zeitpunkt vertagen, dieſes ſollte ſie für immer beenden. Man wollte eine einſchüchternde Kraft dagegen zur Schau ſtellen, ohne Schonung einſchreiten und dann ſtrenge Abſtrafungen folgen laſſen. Die lezteren wurden nur dann möglich und begründet, wenn erſt die Rädelführer und die Entſchloſſenen wirklich hervorgetreten waren.

In der Stille der Nacht beſezten die Landjäger das ihnen von Abſolon angewieſene Haus, für ihre reichliche Bewirthung wurde geſorgt, und verabredet, daß ſie ſich bereit hilten, auf den erſten Wink ſchlagfertig an Ort und Stelle zu erſcheinen. Korvinus hatte beſchloſſen, dieſe Tage auf dem Habichtſteine zuzubringen, und die Leitung der gemeinſchaftlichen Angelegenheit ganz Abſolon zu überlaſſen.

Völlig beruhigt, ja mit geheimer Schadenfreude kehrte dieſer nach abgemachtem Geſchäfte in ſeine Wohnung zurük. Wie dienſtwillig und lenkſam mußten ſich die Arbeiter künftig bezeugen, wenn erſt die unruhigen Köpfe unter ihnen gebrochen und gezüchtigt waren. Sollte jedoch für alle Zukunft der Funken gelöſcht werden, ſo mußte nach Abſolons Abſicht Blut fließen.

Um die Unruheſtifter nicht zu entmuthigen, hilt er ſeine Verbereitungen geheim, ſelbſt Katharinen theilte er nichts davon mit, er bezeigte ſich im Gegentheile heiterer als gewöhnlich.

Zu ſeinem Verdruſſe erſchienen am folgenden Morgen die Arbeiter wie gewöhnlich in den Fabrikſälen, Swettere hatte gar nichts Außerordentliches über ſie zu berichten, und ſchon gab er dem Verdachte Raum, er ſei durch einen zu dienſtfertigen Angeber irre geführt worden, als er ſich in der gewöhnlichen Ruheſtunde auch ungeſtört zum Mittagmale ſezen konnte.

Er hatte zuerſt noch einige Male in ungeduldiger Erwartung zum Fenſter hinausgeblikt, aber es zeigte ſich nichts Verdächtiges, kein Arbeiter war zu ſehen, und Abſolon gab für dieſen Tag die Hoffnung auf den Ausbruch auf und warf ſich verdrießlich, um ſich zu zerſtreuen, auf Eſſen und Trinken.

Aber die Arbeiter waren auch ihrer Seite nicht unthätig geblieben, und hatten ihre Vorbereitungen heimlich getroffen. Wittich und Lindwurm ſtanden an ihrer Spize, die fremden Sendlinge, die in der lezten Zeit ſo geſchäftig unter ihnen ſich gezeigt hatten, ermunterten noch am lezten Abende zu den längſt beſprochenen Gewaltthätigkeiten, es wurde deren Gang und der Antheil der Einzelnen verabredet: dann aber erklärten

ſie, es ſei im Vortheile der gemeinſchaftlichen Angelegenheit nöthig, daß ſie am nächſten Tage ſich zurükzögen; im wahren Augenblike würden ſie jedoch am rechten Plaze erſcheinen. Die Arbeiter vertrauten ihnen, und übernahmen die That für ſich.

So war es geſchehen, daß die mittägliche Ruheſtunde die Entſchloſſenen zur lezten Beſprechung an den feſtgeſezten Orten verſammelt hatte, und daß ſich jeder von dort einzeln, um nicht Aufſehen zu erregen, an den ihm zugetheilten Plaz begab. Dies fand ſtatt zur Zeit, da die Arbeiter nachmittags wieder zur Arbeit zurükzukehren pflegten, und die Bewegung unter ihnen konnte daher nicht auffallen.

Einem Haufen derſelben war die Aufgabe zugetheilt worden, Abſolon feſtzunehmen; ſie ſchlichen ſich unbemerkt in ſein Haus, und wären eben ſo unbemerkt bis zu ſeiner Perſon gedrungen, wenn nicht Swettero heute beauftragt geweſen wäre, vor Beginn der nachmittäglichen Arbeit vor ihm zu erſcheinen. Er trat gerade in dem Augenblike in die Flur des Hauſes, als die erſten dort Verſammelten ſich leiſe unter ſich berietben und noch Einige ihrer Kameraden erwarteten.

Sein Erſcheinen überraſchte ſie, ſie glaubten ſich verrathen. In dieſem entſcheidenden Augenblike faßte Lindwurm den Werkmeiſter mit einer ſeiner gewaltigen

Tazen am Halſe und ſchloß ihm mit der zweiten das Maul. Es war ihm dies aber doch nicht ſo völlig gelungen, daß Swetters nicht vorher noch einen lauten Schrei ausgeſtoßen hätte, der gleichſam das Zeichen zum Ausbruche gab.

— Hinauf zu Abſolon, brüllte Lindwurm, Wittich führe ſie, den Burſchen da überlaßt nur mir, ich will ihn verſorgen, daß ihre eure Freude daran haben ſollt.

Beim erſten Laute war Abſolon oben im Zimmer aufgeſprungen.

— Was iſt das? rief Katharine, die bei ihm ſaß, verwundert.

— Die Arbeiter ſind im Aufruhr', ſchließ' die Thüre.

Katharine eilte zu ſelber und ſchob den Riegel vor. Schon polterte der Lärm über die Stiege herauf, als ſie damit fertig war. Sie ſah ſich nach Abſolon um, der war verſchwunden; nun wollte ſie durch die Thüre nach rükwärts entfliehen; ſie konnte ſie nicht öffnen. Abſolon hatte offenbar den Augenblik, während ſie die Thüre nach der Stiege verriegelte, zur Flucht benuzt und hatte, um das Weiterdringen der Meuterer zu verzögern, dieſe zweite Thüre von Außen verſperrt. Ob er dabei auf Katharine vergeſſen hatte, oder ob er ſie abſichtlich den Eindringenden in die Hände liefern

wollte, um ſelbe aufzuhalten, ließ ſich in dieſem Augenblike kaum ermitteln. Jedenfalls gab ihm eine ſelten benuzte hintere Treppe unterdeſſen Gelegenheit zur Flucht und zum Herbeirufen der Bewaffneten.

Zorniger Hohn verzerrte Katharinens Angeſicht, als ſie ſich ſo feige preisgegeben ſah, aber nur zu ſchnell mußte er der Furcht weichen, denn ſchon im nächſten Augenblike wurde mit Heftigkeit an die verſperrte Thüre geſchlagen. Sie hatte keinen Ausweg und verhielt ſich ruhig, und erwartete mit bebendem Herzen den Fortgang der Gefahr. Bald brach die Thüre zuſammen und die Aufſtändigen drangen in das Zimmer.

— Wo iſt Vater Abſolon? ſchrieen ſie höhnend gegen Katharina.

Sie ſtand todtenblaß vor ihnen. Ich weiß es nicht, war ihre Antwort.

— Du weißt es nicht? brüllten mehre Stimmen auf ſie ein, und Wittich griff ihr unſanft nach dem Halſe.

— Er iſt durch jene Thür entflohen und hat das Schloß hinter ſich abgeſperrt.

— Hoho, er iſt ſeines Schäzchens ſatt, und hat es wieder bei uns an den Mann bringen wollen, ſchrie Wittich und erlaubte ſich nicht eben zarte Vertraulichkeiten mit ihr. Gut, daß wir dich haben, alte Meze; du

warſt ſtolz wie Jezabel, und wollteſt zugleich der Tugend und dem Laſter eine Naſe drehen. Führt ſie hinab zu Swetters. Gebt mir aber auf die loſen Vögel Acht, daß ſie euch ja nicht entwiſchen, bis wir die ganze Brut beiſammen haben. Ihr Andern mir nach; noch lebt der alte Gott Israels, ich hoffe daß er uns den neuen Abſolon an ſeiner Perüke aufgehängt am nächſten Baume überliefert.

Er gab der zweiten Thüre *ein paar Fußtritte*, ſie wich und die Mehrzahl der Zuſammengerotteten ſchlug den Weg ein, auf dem Abſolon geflohen war.

In dem Haufen, der unten bei Swetters geblieben war, erſchien plözlich auch Spaz. Er trug beide Hände in den Hoſentaſchen, ohne ſie je herauszuziehen; es ſchien, als wünſchte er, daß dies bemerkt werde, damit ihm für den Fall des Bedarfs die Zeugenſchaft nicht mangle, daß er an den Gewaltthätigkeiten keinen Theil genommen habe.

— Was wollt ihr denn da mit meinem ehrlichen Freunde Swetters? fragte er mit zur Schau getragener Theilnahme, ſprecht, guter Swetters, kann ich euch in irgend einer Weiſe dienlich ſein? Ihr wißt, ein Wunſch von euch iſt mir Befehl.

Swetters ſchaute ihn voll Trauer und Schreken an, er hob die gebundenen Hände gegen ihn empor, als wollte er ihm ſagen: Siehſt du nicht, was ich

brauche: Freiheit. Zu reden wagte er jedoch nicht, da ihm die andern Arbeiter mit geballten Fäuſten unter die Naſe drohten.

— Ich bitte euch, Burſchen, beruhigt euch doch, fuhr Spaz fort; hab' ich es euch nicht ſtets geſagt: Der Arbeiter muß legitim und manierlich ſein! Haben unſere vortrefflichen Herren nicht jederzeit wie Väter für uns geſorgt. Die Stunde Arbeit mehr iſt der Rede nicht werth. Leben doch auch ſie vom Schweiße, ihrer Arbeiter allerdings, aber das macht nichts, Schweiß bleibt Schweiß. Sollten wir jedoch bereit ſein, unſer Blut für ſie herzugeben, warum nicht auch unſern Schweiß? Dabei iſt ſchwizen ſogar geſund, und ſchüzt vor manchen Krankheiten. Der Schweiß iſt nichts als eine ſalzige Schärfe, und wir müſſen wünſchen, daß er aus dem Körper ausſcheidet. Oder ärgert euch vielleicht die neue Schraube? Warum etwa? Ihr habt Arbeit wie früher, ſogar eine Stunde täglich mehr. Auch halte ich den Wollſtaub, den ſie auftreibt, für nahrhaft. Trachtet darum recht viel davon einzuſchluken. Das ſättiget. Um aber wieder auf beſagten Hammel zurükzukommen: Ihr wißt Vater Swettero gute Eigenſchaften offenbar nicht genug zu ſchäzen. Er lehrt euch Ordnung und Luſt zur Arbeit. Daß bei ſo verſtokten Naturen, wie die euren, mitunter herbe Mittel angewendet werden müſſen, das iſt eure Schuld, nicht

die ſeine. Er führt das Verzeichniß über eure Trägheit mit Gewiſſenhaftigkeit; wollte Gott, ihr nähmet es mit eurer Arbeit ſo genau. Und was die Schläge anbelangt, wie ſelten ſezt es irgend einen Puff von ſeiner Seite ab; nur gleichſam wenn es nöthig iſt, euch an die väterliche Gewalt, die er über euch führt, zu erinnern. Und jezt, — wenn ich eure gottloſen Reden recht verſtanden habe, wollt ihr Vater Swetter auf das Rad flechten, — oder wollt ihr nicht, ihr Sinnloſen?

— Ja, auf's Rad mit dem Hallunken! ſchrie der Schwarm, obwol er früher daran gar nicht gedacht hatte. Spaz machte ſich aus dem Staube, die Arbeiter aber ſchleppten ihren Aufſeher in die Werkſtube, wo das große Treibrad ging, daß alle Maſchinen dieſer Abtheilung in Bewegung ſezte. Er wurde gepakt und an deſſen Speichen gebunden. Ein allgemeiner Jubel erſcholl, als der geweſene Sklavenwächter wie ein Kreiſel in der Runde umherflog.

Ein kaum beſſeres Schikſal ſchien Katharinen bevorzuſtehen, als ſie in die Hände der Arbeiter gefallen war. Gerade daß ſie einſt ihrer Klaſſe angehört hatte und dann, uneingedenk früherer Tage, ſich im Wolleben über ſie erhob, daß eine Ihresgleichen reichverſorgt und hoffärtig auf ſie hinabblikte, hatte ſeit jeher die

entſchiedene Abneigung der Arbeiter auf ſie gelenkt. Der Umſtand, daß ſie, ungeachtet ihr Lebenslauf Allen bekannt war, ſich als die Tadelloſeſte, Preiswürdigſte noch jüngſt unter ihnen geberden mochte, empörte die Arbeiter vollends; heute, da ſie in ihre Hände gefallen war, regte ſich die lebhafte Begierde, an ihrem Hochmuthe, an ihrer Heuchelei Vergeltung zu nehmen.

— Ei, bringt der Unſchuld doch einen Jungfernkranz, ſchrie einer ihrer Begleiter, und bald waren mehre Hände thätig einen Reif aus wilden Roſen und Schlehdorn für ſie zu flechten. Sie blieb blaß und ſchweigend, und ſchien in ſtille Verbitterung verſunken. Sie war zu ſtolz, um zu bitten oder zu klagen, ja ihre Furcht mochte ſogar einer noch heftigern Aufregung gewichen ſein. So war es in der That, und dies Gefühl, das in dieſem Augenblike jedes andere überwog, war der gränzenloſe Zorn und Haß gegen Abſolon, der ſie zu ſeinem eignen Nuzen abermals preisgegeben hatte. Sie hätte in dieſem Augenblike das Übelſte gern ertragen, wenn es nur auch ihm nicht beſſer ergangen wäre.

— Da, ſeht euch ſatt an der Bettel, rief ein Anderer, die ihren Stamm verleugnet hat im Hochmuth', und die Broſamen ihrer Tafel lieber den Hunden vorwarf als der Armuth. Kam eine unſerer Töchter zum Falle, da ward die Schande im Überfluſſe ausgemeſſen;

dieſe Meze aber trieb ihr Handwerk all ihre Tage in Stolz und Ehre.

— He, Jungfer, wo ſind deine Bankerte?

— Meze, Kindmörderin! ſchrie es von allen Seiten, ihre Kleider waren ſchon theilweiſe abgeriſſen und das Dornengeflecht eben fertig, als Siegfried über dem Getümmel herbeieilte. Ein allgemeiner freudiger Zuruf begrüßte ihn.

— Was macht ihr hier?

— Wir winden ihr den Jungfernkranz
Von Veilchen blauer Seide —

— Ihr Tollen ſchrie er entrüſtet und ſchleuderte ein Paar der Nächſtſtehenden auf die Seite, wer ſie noch weiter beleidigt, der ſoll meine Fauſt verkoſten.

— Sei verſtändig, Siegfried; heute ſind ein Mal wir oben an, und da vergönn' uns den unſchuldigen Spaß mit dem Aaſe.

— Ihr Sündenregiſter iſt voll.

— Soll denn das Laſter, wenn es nicht arm iſt, immer über der Armuth ſchwimmen?

— Siegfried, du biſt einer von uns, ja hör's nur: du biſt der Beſte, Erſte unter uns, hilf uns heute, führ' uns, ſei unſer Hauptmann.

— Wenn ihr mir folgen wollt, ſo laßt zuerſt von Katharinen ab; wollt ihr aber nicht auf mich hören,

nun ſo überwältigt mich zuerſt, bevor ihr über ein ſchwaches Weib herfallet.

Er hilt ihnen mit ſtraffem Arme die geballte Fauſt entgegen. Nicht ohne Unmuth ließen ſie endlich Katharina los und ſchauten mit Murren zu, wie Siegfried ſie in das Haus geleitete und das Thor mit dem Bedeuten hinter ihr abſchloß, daß ſie jezt unter ſeinem Schuze ſtehe.

In Katharina's Innern hatte dieſer Vorgang einen außerordentlichen Eindruk hervorgebracht. Derjenige deſſen Glük ſie einſt untergraben half, befreite ſie heute aus den Händen der rohesten Gewalt. Dafür beſchloß ſie, ihn zu belohnen. Wie hatte dagegen Abſolon an ihr gehandelt, — er, dem ſie Alles aufgeopfert hatte, was einem Weibe, was einem Menſchen koſtbar ſein kann? Er hatte ſie verlaſſen, verrathen. Es ſtand in dieſem Augenblike feſt bei ihr, daß ſie den zwei jungen Leuten den koſtbaren Streif Papier ausliefern wolle, den ſie einſt aus dem goldnen Gehäuſe genommen hatte. Er enthilt eigentlich Adams Teſtament, und ſie zweifelte nicht, daß Marianne durch ihn das ihr beſtimmte Vermögen noch erwerben könne. Das Paar ſollte glüklich werden, dafür aber der Erbſchleicher ſeinen Reichthum herausgeben. Abſolon entlarvt und im Elende! Wie ſüß ſchmekte ſchon die Hoffnung auf

Rache, und mochte ſie ſelbſt in ſeinen Fall verflochten werden.

Da der Zorn der Arbeiter vorzüglich gegen Abſolon entbrannt war, ſo hatten ſie ſich heute bei ſeinem Anſize zuſammengerottet. Zuerſt ſollte mit ihm Abrechnung gepflogen werden, dann Korvinus folgen. Zuerſt der Böſewicht, dann der Laffe!

Als nach Katharina's Entfernung Siegfried ſich wieder unter ihnen befand, verſuchten ſie es, ihm ihre Abſicht auseinander zu ſezen. Es wurde lebhaft bedauert, daß er an ihren vorausgegangenen Verſammlungen nicht Theil genommen hatte, dann würde ihm längſt alles klar geworden ſein. Vergeblich wurde, um ihn die Sache in Kürze deulich zu machen, nach einem der fremden Anſtifter ſich umgeſehen. Kein Arbeiter hatte heute einen von ihnen erblikt. Aber es bedurfte des vielen Redens nicht, Siegfried hatte bald begriffen, daß es ſich nach der Meinung der Arbeiter heute darum handelte, das verweigerte Recht mit Gewalt durchzuſezen. Es war im Kleinen eine Empörung der Arbeit gegen das Kapital, der Armuth gegen den Beſiz.

Sein Theil war alſogleich gewählt: er beſtand darin, ſeinen ganzen Einfluß auf die Arbeiter aufzubieten, um ſie von ihrem ungerechten und unklugen Un-

ternehmen abzuhalten, und ohne Gewaltthat von anderer Seite die ihren zu verhindern und abzubrechen. Siegfried ließ ſich durch ihre Heftigkeit nicht abſchreken, er ermüdete nicht, immer wieder einen neuen Haufen derſelben zu Frieden und Ruhe zu ermuntern. Nur die groſſe Beliebtheit, die er bei dey meiſten von ihnen genoß, vermochte ſie auf ſeine Worte zu hören; dennoch äußerten ſie vor Allem Unmuth über ſein heutiges Betragen. Es gelang ihm zwar auch noch Swetters aus der peinlichen Lage zu befreien und die Aufrührer in ihrer Unternehmung unſicher und zweifelhaft zu machen, aber ihre volle Überzeugung und Beruhigung konnte auch er nicht zu Stande bringen. Es half nichts, ihnen vorzuſtellen, daß, ſo vortheilhaft ſich die Sache anfangs auch für ſie geſtalten mochte, ſie endlich dennoch der größern Gewalt unterliegen würden, und daß dann, je entſchiedener das erſte Gelingen war, eine deſto heftigere Niederlage und Strafe folgen würde. Jezt waren ſie einmal im Beſize der Macht, warum ſollte ihnen ein Zweifel deren Gebrauch verkümmern? Wer die Gelegenheit nicht zu benuzen verſteht, dachten ſie, der iſt keines Sieges würdig.

Rohe Naturen laſſen ſich eſt lang beherrſchen und mißhandeln; wenn ihre Entrüſtung aber ein Mal die Ufer durchbrochen hat, dann können ſie, bevor ſie ihre

wilde Luſt nicht gebüßt haben, kaum in die alten Bänken zurükgeleitet werden. So geſchah es auch heute. In Siegfrieds nächſter Umgebung beſchwichtigte ſich das Getümmel zum Theile, dafür aber erhob es ſich immer wieder an einer andern Stelle.

Die Entſchloſſenſten der Unruhſtifter faßten ſogar gegen Siegfried heftigen Zorn; wäre er nicht bei der Mehrzahl wolgelitten geweſen, ſie würden am Liebſten über ihn ſelbſt hergefallen ſein, ſo aber befürchteten ſie, dadurch viele ihrer Genoſſen zu verlieren. Es ſchien jedoch ein anderer Ausweg offen zu ſtehen: war nur erſt eine Gewaltthat, die ſich nicht mehr ungeſchehen machen ließ, verübt, dann mochte Siegfried beſchwichtigen ſoviel er wollte, der Haufen mußte weiter ſchreiten, und ihre Abſicht erreicht werden.

Als eine ſolche That, nach der kein Umkehren mehr ſtattfinden konnte, erſchien ihnen das Anzünden der Fabriken; ſie beſchloſſen es daher und riefen die Verwegenſten zu dieſem Unternehmen. Strohkränze waren bald zur Stelle und im nächſten Augenblike ſtand der Ausbruch des Feuers zu erwarten.

Noch gelang es Siegfried einigen Aufſchub zu bewirken; er hatte die Wüthendſten um ſich verſammelt; und redete ihnen zu und beſchwor ſie zur Ruhe. Er ergriff ſogar eine ſchwere Stange, mit der er Jeden zu

erſchlagen drohte, der ſich eine ſolche Gewaltthat erlauben würde. Die Rädelführer ſchrieen um ihn, einer von ihnen verſpottete ſeine Drohungen und entzündete bereits das Strohbündel in ſeiner Hand.

In dieſem Augenblike ſchwenkten die Landjäger um die Ecke. Es war Abſolon gelungen, ſich ſeinen Verfolgern zu entziehen und bis zu der Schuzmannſchaft im Verweſe zu gelangen. In hinreichender Anzahl verfügten ſie ſich alſogleich ohne Lärm auf den Schauplaz der Gewaltthätigkeiten, und erſchienen jezt unerwartet in geordneter Reihe vor den Meuterern.

Hinter ihnen befand ſich Abſolon und mahnte zu entſchiedenem Einſchreiten.

— Sie wollen mordbrennen, ſchrie er, als er den auflakernden Strohkranz erblikte; ergebt euch, ihr Böſewichter, oder ihr ſeid des Todes!

Schon das erſte Erſcheinen Bewaffneter machte den größten Theil der Unruhſtifter vom Plaze verſchwinden. Nur Einige der Entſchloſſendſten hilten noch Stich, die Andern ſtoben auseinander. Vor Jenen ſtand Siegfried

— Seht, der dort mit dem ſchwarzen Haare und mit der Brechſtange in der Hand, der iſt ihr Rädelführer.

Siegfried hohnlachte ihm laut entgegen, während auch noch der Reſt ſeiner Gefährten von ſeiner Seite verſchwand.

— Ergib dich, Schurke! ſchrie Abſelen von Neuem, und Siegfried drohte ihm verächtlich mit dem Eiſen entgegen. Seht, er wagt es noch, ſich zu widerſezen, ſchießt doch, meine Freunde, ſchießt den Lotterbuben nieder.

Wurden dieſe Worte augenblicklich für einen Befehl des Kommandanten gehalten, oder geſchah es im eigenen Eifer, genug, es fielen ein paar Schüſſe von Seite der Landjäger.

Siegfried ließ die Stange fallen. Wie kühl! rief er und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Darauf brach er zuſammen.

## Fünftes Kapitel.

Der Aufſtand der Arbeiter war ſchnell unterdrükt. Sobald Kriſtof von ſeinem Ausbruche gehört hatte, war auch er mit Oswald und einigen ſeiner Leute herübergekommen. Aber die Unzufriedenen hatten ſich bereits beim Erſcheinen der Landjäger zerſtreut, er begegnete nur mehr einzelnen Flüchtlingen, und ſeinem Zureden und den ſeiner Leute gelang es, ihnen neben dem Schreken, der ſie ergriffen hatte, auch die Erkenntniß der falſchen und ſchlechten Mittel, die ſie gewählt hatten, zu erweken. Kriſtof verſammelte eine Schar Reuiger um ſich, und verſprach, ihnen Verzeihung und eine milde Behandlung zu erwirken.

Sobald Abſolon die Furcht bemerkte, die ſeine bewaffnete Begleitung hervorgebracht hatte, trat er um

ſo ſtrenger und ſicherer auf, und trachtete Gefangene unter den Meuterern zu machen. Das abſchrekende Beiſpiel ſchwerer Beſtrafung mußte nach ſeiner Übergeugung günſtig für die Zukunft wirken. Aber kaum war der erſte Zuſammenſtoß beſeitiget, ſo fiel es nicht leicht, irgendwo Schuldige herauszufinden. Ein Theil der Arbeiter wurde voll furchtſamer Unterwürfigkeit in den Arbeitſälen angetroffen und gab ſich den Anſchein, als ob er, überraſcht durch den plözlichen Lärm, ohne daran Theil zu nehmen, auf den Beginn der Arbeit gewartet hätte, Andere ſtellten ſich jezt und gaben vor, durch die Bewegung auf der Straße zu Hauſe zurükgehalten worden zu ſein, Einige endlich erſchienen unter Kriſtofs Schuze. Abſolon gewährte ihnen eben keinen freundlichen Empfang, und ließ davon nicht ab, daß eine genaue Unterſuchung gepflogen werden müſſe, und daß die Schuldigen keine Gnade finden dürften.

Er hatte nur äußerſt wenige Gefangene gemacht, ein paar der am meiſten Betheiligten waren noch gar nicht zum Vorſcheine gekommen. Auch die auswärtigen Aufwiegler blieben verſchwunden.

Nichtsdeſtoweniger war Abſolon über den Erfolg außerordentlich erfreut. Er hatte ſich jedenfalls eines ihm widerwärtigen Menſchens für immer entledigt, und im Wege des Rechtes perſönliche Rache befriedigt.

Kriſtof bedauerte auf das Lebhafteſte, daß Blut gefloſſen, er beharrte darauf, daß dies ganz unnöthiger Weiſe geſchehen ſei, und daß es ihm, wenn er von der Bewegung zu rechter Zeit würde in Kenntniß geſezt worden ſein, zuverläſſig gelungen wäre, die Aufgeregten ohne Anwendung von Gewalt zur Ordnung zurükzuführen. Abſolon lächelte mit Verachtung über die unzeitige Weichherzigkeit des alternden Mannes und drükte ſein Bedauern aus, daß die ſchnelle Flucht der Empörer das weitere gewaltſame Einſchreiten verhindert habe. An der Wurzel könne ein ſolches Übel nur mit der Art gefällt werden, um Aufſchub allein ſei es ihm aber nicht zu thun geweſen. Menſchenblut ſei kein zu koſtbarer Saft, um die Fugen der bürgerlichen Geſellſchaft damit zuſammen zu kitten. Er ſei des Geſchwäzes ſeiner beiden Vettern ſchon längſt ſatt geweſen, und jezt feſt entſchloſſen, mit ſeinen durchgreifenden Mitteln nicht ſparſam zu ſein. Als Kriſtof ihm ſeine mildere Anſicht noch weiter auseinanderſezte, anempfahl ſie ihm Abſolon höhniſch für den Fall, wenn ihm ſeine eigenen Arbeiter einmal das Haus über dem Kopfe anzünden würden. Mit Entrüſtung verließ ihn Kriſtof und entſchloß ſich ſeine Vorſprache an einer andern Seite einzuſezen, wo ein beſſerer Erfolg erwartet werden konnte. Abſolon nahm ſeine Entfernung mit Befriedigung

auf, und verfolgte um ſo entſchiedener ſeine eigenen Wege.

Hierbei war ihm vorzüglich Spaz behilflich. Der treue Swetters mußte, um ſich zu erholen, zu Bette gebracht werden. Spaz wußte viel von ſeinen Verſuchen zu erzählen, gleich Anfangs Ruhe herzuſtellen, er wollte von den Meuterern bedroht worden ſein und ſich rükſichtlos der Gefahr ausgeſezt haben. Jezt gab er ſich dazu her, einige der Anſtifter anzuzeigen. Es darf dabei nicht verſchwiegen werden, daß er allerdings nur ein paar ihm perſönlich widerwärtige Burſche namhaft machte, im Übrigen aber die Schuld auf fremde Leute ſchob, die ſich zeitlich aus dem Staube gemacht hätten. Ja in gewiſſer Beziehung erwarb er ſich ſogar den lebhaften Dank mehrer Gefährten, da er ohne Rükſicht auf die Ereigniſſe für einige derſelben geradezu einſtand und ihre Verhaftung dadurch verhinderte. Er verſtand es, ſeinen Schuz ſo klug einzukleiden, daß ſelbſt Swetters in ſeinen Angaben über die Schuld Einzelner ſchwankend wurde. Einen um ſo ärgern Theil derſelben ſchob er auf Siegfried; wo etwas Ungebührliches geſchehen war, mußte der es angeſtiftet haben.“ Dies geſchah eben nicht aus Böswilligkeit gegen ihn, ſondern weil ſich Spaz in ſeinem praktiſchen Verſtande dachte,

daß der Todte alle Schuld ohne weitern Schaden tragen könne.

Als Spaz zu ſeiner Familie heimkehrte, waren auch die Arbeiter mit dem ausdrüklichen Befehle, ſich nach Hauſe zu begeben, bereits entlaſſen worden. Nur einige Gefangene wurden zurükbehalten, und auch die Landjäger mußten noch bei Abſolon bleiben.

Spaz hatte beim Anfange der Meuterei als kluger Mann in jeder Beziehung das Zwekmäßigſte gewählt. Er hatte ſeine Frauen und Kinder in der Wohnung eingeſperrt und den Schlüſſel mit ſich genommen. Was ſollten auch die Weiber bei den wilden Thaten der Männer beginnen? Von den jungen Sperlingen hatte er dabei aber jedenfalls nichts Gutes vorausgeſehen; endlich konnte ein Theil des gewaltthätigen Haufens bis in ſeine Wohnung verſchlagen werden und ſeine trefflichen Einrichtungſtüke dabei Schaden nehmen. Das Einſperren ſeiner Familie war offenbar ein kluger Streich geweſen. Ganz zufrieden mit ſeiner Vorſicht und den Vortheil überrechnend, den ihm ſein heutiges Benehmen noch abwerfen müſſe, ſchloß er ſeine Hausthüre auf, und fand mit Behagen Leute und Sachen in beſter Ordnung.

Bis zu dieſemabgelegenen Hauſe war von den wüſten Vorgängen kaum irgend ein Laut gedrungen;

nur manchmal eilte ein kleiner Haufen aufgeregter Leute vorüber, dann war es wieder ſtill geblieben. Seine Hausgenoſſen waren daher noch in völliger Unkenntniß der Ereigniſſe, und umringten ihn jezt neugierig. Insbeſonders beſtürmten ihn die zwei größeren Buben mit Fragen und beklagten ſich, daß er ſie vom luſtigen Lärme abgeſperrt hätte.

Spaz erzählte jezt mit der Lebhaftigkeit eines Augenzeugen die Vorgänge, bei denen er ſich keine untergeordnete Rolle im Sinne ſeines Wahlſpruches zugetheilt hatte. Als Spize ſeines Vortrages erſchien ihm ſelbſt Siegfrieds Tod; ohne daher deſſelben früher zu erwähnen, that er es gerade in der Reihenfolge, wie ſich ſelber wirklich ereignete.

— Siegfried todt? rief Marianne mit einem wilden bittern Schrei.

— Ganz und gar, bei meiner Treue, beſtätigte Spaz mit der Befriedigung eines rohen Menſchen, dem es gelingt, mit etwas ganz Unerwarteten Erſtaunen hervorzurufen.

— Siegfried! wiederholte Marianne in höchſter Aufregung und fiel zu Boden.

Über den dumpfen Klang, den Mariannens Hirnſchale auf den Dielen hervorbrachte, ſprang die Großmutter von dem Hochſize empor, auf dem ſie, wie ge-

wöhnlich, bis jezt verweilt hatte; in überraſchender Behändigkeit eilte ſie bis zur Ohnmächtigen. Sie war blind, aber den Weg zum theuerſten Weſen konnte ihr die Erdennacht nicht verlegen. Sie beugte ſich über ſie, ſie nahm ihren Kopf auf den Schooß, und rieb jammernd ihre Schläfe.

— Ja ſo, bemerkte Spaz, hab' ich da in meinem Eifer vergeſſen, daß der Siegfried ihr Liebſter war. Er trieb die Sache aber auch immer ſo ſcheinheilig. Seid nur nicht beſorgt um ſie; die Tage, da die Mädchen am gebrochenen Herzen ſterben, ſind vorüber, wenn ſie anders je dageweſen ſind. Schüttet ihr ein Glas Waſſer in's Geſicht, und das Täubchen kommt wieder zu Verſtande. Im Grunde war der Siegfried doch nur ein Taugenichts und ſtand dem Glüke der ſchönen Kleinen im Wege. Ich wette euch, was ihr wollt, für die kommen jezt erſt beſſere Tage.

Marianne hatte von dieſen Reden nichts gehört; die Weiber hilten ihr Eſſig an die Naſe; bald ſchlug ſie die Augen wieder auf.

— Siegfried iſt todt! waren auch jezt wieder ihre erſten Worte, ihr Bewußtſein mochte, als es ſich verloren hatte, gleichwol dieſen einen Gedanken nicht aufgegeben haben. Aber ihre Stimme klang jezt ſchon milder, nur voll unendlicher Trauer.

Wir wollen die Art und Weiſe nicht weiter ausführen, in der die Arbeiterfamilie Marianne zu tröſten verſuchte. Sie ſchien wenig anzuſchlagen; das ſchöne Mädchen ſaß ſtarr und ohne Thränen unter ihnen.

Zuerſt wurde den Kindern das trübſeelige Gerede zu langweilig, ſie ſchlichen ſich davon und verſuchten, ob von den außerordentlichen Vorgängen noch irgend ein Nachtrag zu erhaſchen ſei. Dann entfernte ſich Spaz, er wollte nachſehen, ob ſich heute in der Schenke Geſellſchaft einfinden werde. Endlich riefen die täglichen Beſchäftigungen auch Judith aus der Stube.

Nur Marianne und die Großmutter blieben zurük. Der Schmerz des Mädchens hatte nicht nachgelaſſen, aber ſie fühlte ſich doch minder bedrängt, als ſie allein waren. Die blinde Greiſin war durch das blutige Ereigniß ſelbſt auf das Tiefſte ergriffen; von Zeit zu Zeit brachte ſie ein ſchmeichelndes Wort des Troſtes hervor und griff dabei nach der ſtummen Enkelin, gleichſam, um ſich zu überzeugen, daß ſie ſich noch an ihrer Seite befinde.

So wurde es Abend. Die Sonne war untergegangen und hatte noch einen goldenen Strahl auf die zwei Trauernden geſendet, jezt hüllte die Dämmerung den Schauplaz trauriger Ereigniſſe allmälig in ihre Nebel.

Bald darauf ſchaute die ſilberne Mondſichel in die Stube; Marianne hob, als ſich ihr erſter Schimmer zeigte, wie unwillkührlich die troknen, brennenden Augen nach ihr empor. Nicht ihr bloſſer Glanz, ſondern ein Gedanken, der erſte, der ſie nach dem ſeines Todes überkam, belebte dabei Mariannens Züge. Sie blikte nach der Großmutter und erhob ſich leiſe. Aber ſelbſt das geringe Geräuſch machte die Blinde aufmerkſam, ſie griff nach der Stelle, die das Mädchen bisher neben ihr eingenommen.

— Um Gotteswillen, Marianne, wo biſt du?

Das Mädchen, das ſchon ein paar Schritte leiſe gegen die Thüre gemacht hatte, reichte ihr die Hand herüber. In Angſt ergriff ſie die Blinde.

— Marianne, wohin willſt du? fragte ſie mit aufgeregter Theilnahme.

— Fort, antwortete das Mädchen leiſe.

— Marianne, wohin willſt Du? wiederholte die Alte mit ſteigender Angſt. Du willſt mich verlaſſen; Marianne, Du willſt nicht wiederkommen?!

Eine kurze Pauſe entſtand; die Greiſin hatte die Hand der Enkelin nicht losgelaſſen; ſie ſtand neben ihr und klammerte ſich an ihre Seite. Es ſchien, als ob das Mädchen einen Augenblik in heimlichen Sinnen verloren ſei, bald aber wich der Ausdruk innerer Span-

mung von ihren Zügen. Mit derſelben Trauer, die ſie vorher erfüllte, waren ſie wieder übergoſſen und mit dumpfer Ruhe antwortete ſie der Greiſin.

— Fürchtet nichts, ich kehre zurük.

— O, verlaß mich nicht, Marianne; es iſt das Entſezlichſte, das in dieſer finſtern Stunde an uns vorüber geht!

— Laßt mich, ich muß fort; aber, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, ich komme wieder. Bei ſeinem Tode gelob' ich es euch: jezt aber gebt mich frei, wenn ihr mich nicht ganz in den Abgrund der Verzweiflung ſtürzen wollt; laßt mich, — ich muß fort.

Die Alte verſuchte ſie zu begleiten, Marianne machte ſich ſanft von ihr los; ſie wollte allein gehen, und betheuerte wiederholt ihre Rükkehr.

Mit ausgeſtrekten Händen ſtand die Alte gegen die Thüre, als ſich dieſe vor ihr ſchloß und Marianne verſchwunden war.

Es war draußen bereits finſter; leiſe und eilig glitt das Mädchen über die verlaſſenen Straßen. Wie in innerem Hellſehen nahm ſie den kürzeſten Weg nach dem Plaze, wo Siegfried gefallen war. Auch dort war Niemand zu ſehen; die Arbeiter verbargen ſich in ihren Wohnungen, die Landjäger wurden in Abſolons Hauſe bewirthet; draußen ſollte nach ſeiner Anordnung

bis zur Ankunft des Gerichtsabgeordneten Alles in vorigen Stande verbleiben.

Der Mond warf ſein zitterndes Silberlicht über den Plaz; auf ſeiner Mitte erblikte Mariannens ſcharfes Auge einen dunklen Körper. Sie flog hin, ihr bebendes Herz hatte ſie nicht getäuſcht: Hier lag Siegfried vor ihr am Boden.

Die eine Hand hilt er noch immer am Herzen, die andere ausgeſtrekt. Er lag am Rüken, der Mond übergoß ſein Angeſicht mit bleichem Lichte. Seine Stirne war kalt wie der Nachtthau, aber ſeine Züge überſchwebte eine ſüße Glükſeeligkeit.

Marianne kniete bei ihm nieder, ſie ſank lautlos an ſein Herz.

Plözlich aber fuhr ſie auf und blikte entſchloſſen um ſich. Ein unerwarteter Gedanken ſchien ſie ergriffen zu haben. Einſam und finſter lagen die Gebäude und Bäume um ſie.

Mit ſtarken Händen faßte ſie die geliebte Leiche, und als gälte es, daß Koſtbarſte zu rauben, trug ſie den Todten in ruheloſer Haſt über den Plaz, durch die nächſte Gaſſe in's Feld hinaus. Erſt bei den Gebüſchen draußen hielt ſie an, aber nur um ſich die Leiche bequemer aufzubürden.

Durch ihre Trauer zukte ein ſcheues Gefühl der

Freude. Vielleicht konnte es ihr gelingen den lezten Wunsch Siegfrieds zu erfüllen. Nicht in die gemeinschaftliche Grube der Armuth sollte sein theurer Leichnam geworfen werden, kein freches Messer sollte vorher die edlen Glieder in gelehrter Gleichgültigkeit verstümmeln: sie kannte Siegfrieds Abscheu vor beidem. Im grünen Walde, in der schönen Einsamkeit der Natur sollte der geliebte Todte Ruhe finden, dort wo das Waldmoos schwillt, wo die heimlichen Wasser rauschen, — dort, wo er selbst ein Grab sich gewünscht hatte.

Der feste Willen erfüllte das Mädchen mit Kraft, mit der edlen Last beladen schritt sie gegen den Wald. Es war ein Anblik, vor dessen heiliger Bewegung selbst die Geister der Nacht zurükgewichen wären.

Trage nur immerhin die theure Bürde, armes Mädchen! Ach, wie viel Frühling und Liebe sind aus dem Herzen für dich empor geschossen, das nun für immer gebrochen ist. Dein Antliz war seine Sonne, dein Willen sein Gesez, deine Tugend sein Leitstern, deine Liebe seine Glükseeligkeit. Dein Erwählter war nur ein gemeiner Arbeiter, aber sein Gemüth war jeder zartesten Regung fähig, sein Geist fühlte den Durst nach dem Wissen der Weisesten der Erde, seine Thatkraft sehnte sich nach den edelsten Werken. Schade, daß

dein Prometheus an eine ſo dürre Erdſcholle gefeſſelt war, daß ſeinem drangvollen Geiſte diesſeits ein ſo elendes Quartier angewieſen war, daß ihn ſo ſchmuzige Verhältniſſe beſchränkten. Aber freue dich, Marianne, wie die keuſche Waſſerlilie ſchwammſt du über der dunklen Fluth ſeines Daſeins, das Prachtvollſte, das Höchſte ſeines Lebens warſt du, der Silberblik aus Jenſeits, der es verſchönerte.

Ermüde nicht unter der ſüßen Laſt, du holdes Kind! Auch Träume des Glükes haben oft gleich Frühlingſäuſeln deine reine Stirn' umgaukelt. Geſtehe es nur, wie auch das Schikſal ſich kalt und unfreundlich gegen euch zeigte, wieder und immer wieder drang der Athem der Hoffnung in deine Bruſt, ſüß und unwiderſtehlich, wie der Hauch des allumgebenden Äthers. Was auch geſchah und unterblieb, du konnteſt nicht verzagen und von ihm laſſen. Schönheit und Jugend ſchienen ſo hoch berechtigt, und du vermochteſt den Gedanken nicht zu faſſen, daß die Stunde des Glüks für euch nie ſchlagen ſollte.

Nur Muth, armes Kind, bald biſt du mit der geliebten Leiche an Ort' und Stelle. Lang ſchwebte der Raubvogel lauernd über Siegfried, nun iſt er niedergefahren und hat ſein Herz getroffen. Es iſt das lezte Mal, daß dir diesſeits ſeine liebe Nähe gegönnt

iſt. Die Uhr deines Glükes iſt abgelaufen. Eure Liebe war vogelfrei. Was euch die Sazung der Erde daran zugemeſſen, habt ihr verſchmäht, was eure Sehnſucht davon verlangt, war das vorbehaltene Theil der Bevorzugten. Der Streit iſt entſchieden; ihr ſeid unterlegen.

Nur noch wenige Schritte, Mädchen, und du biſt am Ziele. Scheuche die Nachtvögel der Verzweifelung von deinem Haupte! Sieh', Alles war ein Spielwerk, ein Traum. Blike hinauf in den Sternenhimmel. Er ſteht klar und unverrükt über dir. Millionen Welten kreiſen im harmoniſchen Umzuge, und der Saum der Ewigkeit iſt mit zahlloſen Sternen beſezt, deren jeder Millionen Glüklicher zu beherbergen vermag. Du trauerſt, Mädchen! ſchäme dich deiner kindiſchen Wallung vor dem Abgrunde der Unſterblichkeit. Schau' hinauf nach dem Monde, nach dem Abendſterne, weiter noch, nach all den funkelnden Sternenbildern, — nach den Milchſtraßen darüber, — nach den Sternennebeln. Vergiß nicht, ihr leiſer Strahl, der heute dein Elend beſcheint, iſt wol vor einem Jahrhunderte vom Rande der Schöpfung ausgezogen, ſo lange dauerte ſeine Reiſe, daß er gerade zu deinem Jammer zurechtkam; der Schimmer aber, den jene fernſten Welten heute ausſtrahlen, er wird bis zur armen Erde dringen, wenn dein

Schmerz und deine Liebe lang ſchon dahin ſind, wenn dein ganzes Daſein vom Antlize der Erde getilgt und längſt vergeſſen iſt. Schaue empor, Marianne, in den geſtirnten Himmel, vermagſt du noch länger zu trauern und ſinkt nicht vielmehr der Staub der Erde unmächtig von deinen Füßen ab?

Sie war an der Stelle angekommen, die ihr einſt Siegfried als jene bezeichnete, an der er begraben werden möchte. Sie legte die Leiche nieder. Der feuchte Wald ſchwieg rings umher, der Mond hatte die Einſamkeit mit ſeinem goldnen Schimmer erfüllt. Auch auf das Antlitz des Todten fiel er. Siegfried war ſo ſchön. Er lag auf dem Waldmooſe, und die unſichtbaren Quellen, die an dieſer Stelle ſich befanden, rauſchten und rieſelten ohne Unterlaß. Marianne neigte ſich über den Todten, ſie küßte ihn. Da wurde auch die Erſtarrung ihrer Augen gelöſt, ſie überſtrömten in unzähligen Thränen. Das Weinen that ihr ſo wol.

Mit dem Waſſer des Waldes, vermiſcht mit ihren Thränen, wuſch ſie die theure Leiche, das liebliche Angeſicht. Mit ihren langen, gelöſten Haaren troknete ſie es. Die mattabſinkenden Hände gefaltet, kniete ſie dann vor der Leiche und ſchaute auf die holden Züge.

Ach, ſie hätte ihr ganzes übriges Erdenleben in dem bitterſüßen Anblike aufzehren mögen.

Jezt aber fiel es ihr ein, daß man, wenn der Leichnam vermißt würde, ſie verfolgen und ihr Werk vereiteln könnte; ſie raffte ſich auf und ſuchte die Stelle, die Siegfried einſt als das Grab bezeichnet hatte. Sie lag nur wenige Schritte entfernt. Sorgfältig hob ſie das Waldmoos weg: war es Zufall, oder hatte er ein Mal in ahnender Schwermuth hier gewaltet: eine völlige Grabhöhle befand ſich, mehre Schuhe tief darunter. Auch ein Paar Steinplatten, gleichſam als Sargdekel, lagen bereitet.

Sie trug Siegfried zu dieſer Stelle, ſie ſchüttete Moos und Waldblumen auf den Boden des Grabes, dann legte ſie ſorgfältig die Leiche darauf. Noch einen Kuß gab ſie dem geliebten Todten zum Abſchiede, der lezte Zoll ihrer Thränen floß über ſein Antliz. Dann hob ſie die Flachſteine darüber und verbarg die Stelle, wie vorher, unter das hohe Moos des Waldes. Es war ein ſo feierliches Leichenbegängniß als je eines ſtattgefunden.

Siegfried war nun an der Stelle begraben, die er ſich ſelbſt gewählt hatte.

Katharina hatte unterdeſſen ihren Racheplan gegen Abſolon ſchnell zur Reife gebracht. Sie zeigte ihm nicht

das volle Maß ihrer Entrüſtung, ſondern nahm den Zettel, den ſie einſt im goldenen Gehäuſe gefunden, mit der Erbeinſezung zu Gunſten Mariannens aus dem Verſteke, wo ſie ihn aufbewahrt hilt, ſtekte ihn zu ſich und, ſobald ſie ſich ohne Verdacht zu erregen vom Hauſe entfernen konnte, ſuchte ſie Marianne auf.

Zu ihrem Verdruſſe fand ſie die Arbeiterin nicht. Da ſie aber die Ausführung der Rache gegen Abſolön für heute beſchloſſen hatte, und bei weiterer Verzögerung, ſobald Abſolon ihre Abſicht merkte, ein Vereiteln durch ſeine Schlauheit befürchtete, ſo wollte ſie nicht früher nach Hauſe zurükkehren, bis ſie das verhängnißvolle Papier, das Marianne zur Beſizerin ſeiner Güter machte, dieſer übergeben hatte. Dann mochte Abſolon ihre That immerhin erfahren; die Würfel über ihn waren bereits entſcheidend gefallen.

Es war die Nacht ſchon vorgerükt, als ſie endlich eine flüchtige weibliche Geſtalt über die Felder gegen die Fabrikwohnungen ſchreiten ſah. Sie täuſchte ſich nicht; es war Marianne.

Katharina eilte ihr entgegen.

— Marianne, begann ſie, ſobald ſie ihr nahe gekommen war, und ergriff die Hand des Mädchens, das ungeachtet dieſer Anrede an ihr vorüber ſchreiten wollte,

Marianne ich habe ihnen eine Sache von gröſter Wichtigkeit zu übergeben. Was einſt vermuthet wurde, iſt in der That wahr, und ich bereit, es zu beſtätigen, daß Abſolon, als ſie ein Kind waren, ihnen ein goldenes Kleinod vom Halſe entwendet hat, weniger koſtbar durch das edle Metall, aus dem es verfertigt war, aber unſchäzbar für ſie durch den Inhalt, den es verſchloß. Sie haben ſich nicht geirrt, daß ihr Glük an ſeinen Beſiz gebunden war, es befand ſich ein Papier darin von der Hand ihres Vaters beſchrieben, der ihnen nach ſeinem Tode ſein ganzes Vermögen beſtimmte. Obwol nur ein unbedeutender Zettel, beſaß er doch alle Eigenſchaften, um ihnen, ſelbſt wenn das förmliche Teſtament abhanden käme, den Beſiz des reichen Nachlaſſes zu verſchaffen. Dieſe Verſchreibung iſt in meine Hände gekommen, — ſie fragen: wie? ich will es nicht verhehlen: durch keine löbliche Handlung. Das Teſtament ſelbſt aber hat Abſolon vernichtet. Beides bin ich zu bezeugen bereit. Dieſer Zettel beſteht noch, und befindet ſich noch gegenwärtig in meinem Beſize. Durch Vorgänge, die aus fremder Bosheit entſtänden, weniger — ich will mich nicht beſſer machen als ich bin — durch Reue über das, was ich gethan habe, oder durch Wolwollen für ſie finde ich mich veranlaßt, ihnen dieſen koſtbaren Zettel ohne Bedingung, ohne

Gegenleiſtung auszuliefern. Hier iſt er, nehmen ſie ihn.

Marianne ſtarrte ſie gleichgiltig an, wie bisher.

— Haben ſie mich verſtanden, Marianne? der Zettel, den ich ihnen hier übergebe; enthält den Schuldbrief ihres Glükes. Sie ſind von nun an keine arme Arbeiterin mehr, ſondern eine reiche Beſizerin. Begreifen ſie?

Marianne nikte gleichgiltig mit dem Kopfe.

— Hier iſt der Zettel. Vergeſſen ſie nicht, daß Abſolon es war, der ſie ſo lange von ihrem Glüke ausgeſchloſſen hat. Mit dieſem Zettel wird es ihnen nicht ſchwer fallen, ſich in deſſen Beſiz zu ſezen. Verfügen ſie über mich, meine Ausſagen ſtehen ihnen zu Gebote. Hier, nehmen ſie den Zettel, verwahren ſie ihn wol, er enthält ihr koſtbarſtes Gut auf Erden.

Marianne ergriff das Papier, und ohne zu ſprechen, entfernte ſie ſich.

In den verſchiedenſten Gefühlen begleitete Katharine das Mädchen mit ihren Bliken, bis es ihnen entſchwunden war.

Langſam ſchritt Marianne nach Hauſe.

Als ſie dort angekommen war, hatte ſie den Papierſtreifen nicht mehr in der Hand. Die Nachtluft mochte ihn über das Feld verweht haben.

Marianne hatte ganz wol verſtanden, was der Zettel enthilt, ſie wußte was ihr ſein Beſiz verſchaffen konnte. Jezt war er für immer ſpurlos verloren. Immerhin, wozu brauchte ſie noch irgend ein Glük auf Erden?

## Sechſtes Kapitel.

Korvinus betrieb die Zurüſtungen zu ſeiner Hochzeit mit Eifer. Sobald durch Till's Vermittelung die perſönliche Verſtändigung zwiſchen ihm und der Gräfin zu Stande gekommen war, warf er ſich mit Nachdruk auf die Erfüllung der Bedingniſſe.

Die kurze Bewegung unter den Arbeitern war faſt ohne ſein Zuthun unterdrükt worden. Er war, da ſie ausbrach, abſichtlich von den Fabriken abweſend; als er zurük kam, waren die geordneten Zuſtände ſchon wieder eingetreten. Mit Befriedigung nahm er zur Kenntniß, daß einer der Haupträdelführer derſelben dabei den Tod fand und daß noch einige Andere verhaftet und der Strafe zugeführt wurden. Da die Sache vorüber war, nahm ſie ſeinen Antheil nicht mehr

in besonderem Grade in Anspruch. Dennoch wußte er die guten Folgen der Vorgänge gehörig zu würdigen. Die Vermehrung der Arbeitstunden trat ohne weiteren Anstand in Vollzug und die Arbeiter zeigten sich unterwürfiger und demüthiger als je. Er verkannte nicht das Verdienst seines Vetters Absolon um den erwünschten Ausgang der Sache, pries aber nebst dem auch seinen Arbeiter Spaz als den Helden des Tages. Dieser hatte nicht nur allein die Verabredungen entdekt, sondern auch, bis die bewaffnete Gewalt einschritt, eine Menge Gewaltthätigkeiten verhütet. Der legitime, manierliche Bursche erfreute sich seitdem noch größerer Begünstigungen als bisher, er wurde als einer der Oberaufseher über seine Genossen gestellt, und Korvinus beliebte in vielen Angelegenheiten seine Meinung anzuhören oder ihm gerapezu ihre Ausführung anzuvertrauen.

Die Szene, da die Gräfin dem Fabrikanten ihre Hand zusagte, war so feierlich als irgend eine ähnliche gewesen. Sie hatte es für angemessen gehalten, ihn unmittelbar nach dem Versprechen zu dem auf Pergament ausgeführten Stammbaume zu führen, den sie vorher von Brigitta sorgfältig auf dem Boden ausbreiten ließ, und erklärte ihn in gründlicher Weitläufigkeit von der Wurzel bis zu seinen lezten Ausläufen. Kor-

vinus hörte mit gespannter Aufmerksamkeit alle die vornehmen Verwandtschaften aufzählen, in die er jezt aufgenommen werden sollte. Es ergab sich dabei nur ein Umstand, der sein Entzüken einigermaßen mäßigte: alle die hohen Personen, die ihm aufgezählt wurden, waren schon längst in die friedlichen Urstände eingegangen, selbst ihre Familien waren fast ohne Ausnahme ausgestorben. Es hätte dem Fabrikanten wol gethan, irgend einem seiner neuen Vettern die Hand leiblich drüken zu können, allein es lebte keiner von ihnen, und so blieb ihm nichts übrig, als sich in den Willen des Herrn zu fügen. Gleichsam als Widerlage der vornehmen Versippung bereitete Korvinus seiner Braut eine kleine Überraschung. Er veranlaßte sie am nächsten Tage zu einem Ausgange, und als sie in ihr Zimmer zurükkehrte, war der ganze Stammbaum, der sich noch immer am Boden ausgebreitet befand, nach allen vier Seiten mit Goldstüken überdekt. Die Gräfin gab dem Bräutigam für die zartsinnige Überraschung einen leichten Backenstreich mit dem Fächer, Brigitta gaffte aber mit offnem Munde auf das goldene Wunder. Der Stammbaum schien ihr durch diese Behandlung nur gewonnen zu haben.

Es ist unmöglich, daß der Brautstand an irgend einem weiblichen Wesen ohne Veränderungen vorüber-

geht, meiſtens ſind es günſtige. Auch Gräfin Habicht fühlte jezt zum zweiten Male in ihrem Leben ſeinen Silberblik über ſich ergehen. Wo die Natur ihre Dienſte bereits verſagte, mußte die Kunſt nachhelfen: das wandelnde Erröthen jugendlicher Bräute erſezte bleibend ein ſtarker Anflug aus der Schminkdoſe, auch die dunkle Farbe ihrer Augenbraunen wurde erhöht, und aus dem Schazkäſtchen verblichener Erinnerungen die Gebärden eines gewiſſen Schmachtens hervorgeſucht, das bei der fettreichen Fülle der kurzen Frau auf ihren Bräutigam nicht allen Eindrukes entbehrte.

Brigitta konnte ſich, wenn ſie ihr beim Ankleiden beiſtand, einiger aufmunternder Bemerkungen nicht entſchlagen; als aber gar die prächtigen Kleider und Schmukſachen aus der Hauptſtadt angekommen waren, die Korvinus ihr zum Geſchenke beſtellt hatte, war Brigitta über den Anblik ihrer Dame vollends entzükt, und ſchlug die Hände lobpreiſend aneinander. Doch die vieljährige Dienerin traf ein harter Schlag: bald nach den Anzügen kamen auch neue Kammermädchen und Bediente für die Gräfin, und die treue Seele ſah ſich allmälig in allen ihren Verrichtungen erſezt. Das Verſprechen lebenslänglicher guter Verſorgung vermochte nicht ſie darüber völlig zu tröſten, ſie wurde mit ihrem Schikſale erſt dann wieder verſöhnt, als die Herrin

verſprach, ihr die Schlüſſel ihres künftigen Hausweſens als Beſchließerin anzuvertrauen.

Auch Korvinus und die Gräfin fanden täglich mehr Behagen aneinander. Sie hatte unter den Überreſten aus ſchönern Tagen auch ein Bildniß gefunden, das ſie als Schäferin darſtellte, und den Glanz ihrer einſtigen Jugendlichkeit eben nur mit dem leichteſten Kleiderſchatten verdunkelte. Dieſes Bildniß hatte damals ein geliebter Gardeoffizier erhalten, es blieb das einzige Gut, das ſie ſpäter aus dem Bankbruche ſeiner Liebe zurükgerettet hatte. Mit ſchiklicher Verwirrung ſchenkte ſie dieſes Bild jezt ihrem Bräutigam, ſie hilt es für ein ganz taugliches Mittel, ſeine retroſpektive Zärtlichkeit anzufachen. Man konnte nicht behaupten, daß ſich die zwei Leute in einander verliebten, aber die gegenſeitigen Verhältniſſe paßten ihnen und ſo entwikelte ſich der Brautſtand vortrefflich. Wenn man ſie auch eben nicht einem Paare Turteltauben vergleichen mochte, ſo nehmen ſie ſich doch ungefähr wie zwei kluge Raben aus, die in allem Ernſte ihr Neſt bauten.

Auch der junge Graf Habicht fand bei der Sache ſeine Rechnung, ſein Klepper wich einem feurigen Pferde erſten Ranges, ein Reitknecht wurde beigelegt, und ſeine Taſchen ſtrozten von verfügbarem Gelde.

Wenn er jezt am Fabrikgehöfte Kriſtofs vorüber-

ritt, ſtach ihn der Liebesgram nicht im geringſten, er vergönnte das kalte Fabrikantenmädchen ohneweiters Oswald, dem es nach ſeiner Anſicht ohne Zweifel früher oder ſpäter zufallen mußte. Er ſeinerſeits fühlte ſich ganz befriedigt, daß ihm ſeine Zukunft noch frei und offen ſtand, und daß er gleichwol dem bisherigen Geldmangel glüklich entronnen war. Seine Mutter wußte ſich offenbar viel beſſer in die bevorſtehenden Verhältniſſe zu ſchiken, oder vielmehr, ſelbe zu beherrſchen, als ihm dies jemals gelungen wäre.

Korvinus hilt es eben ſo ſehr für ſeine Pflicht, als er auch ſeinen Stolz darein ſezte, den künftigen Stiefſohn glänzend auszuſtatten. Auch ſein bisheriges Haus, das ſeine Gattin, bis der Habichtſtein bewohnbar ſein würde, beziehen ſollte, ließ er prachtvoll herſtellen. Auf dem Silberzeuge, den Geſchirren und Gläſern wurde ohne Verzug ihr Wappen angeſezt, ja auf mehren koſtſpieligen Gegenſtänden dauernden Gebrauchs hatte er an der Seite des ihren bereits einen leeren Schild für ſein künftiges Wappen beifügen laſſen, denn daran, daß er bald geadelt werden würde, zweifelte er keinen Augenblik länger. Wer ihn genauer erforſcht hätte, würde die Bemerkung nicht zurükgedrängt haben, daß er durch die bevorſtehende Vermählung ſich ſelbſt eigentlich als Grafen betrachtete. Jedenfalls erſchien

es ihm, wenn er genauer darüber nachdachte, als ein schlechtangebrachter Scharfsinn, daß wol der Mann seiner Gemalin, nicht aber auch die Dame ihrem Gatten den Adel mittheilen dürfe. Wie einfach würden alle seine Wünsche erreicht worden sein, wenn nicht zwekloſe Willkühr hier ein ungerecht abgränzendes Geſez geſchaffen hätte. In ſolche und ähnliche Gedanken vertiefte ſich der ehrliche Fabrikant jezt nicht ſelten.

Darüber vergaß er aber nicht ſeine äußern Geſchäfte. Die Wiederherſtellung des Habichtſteins wurde alſogleich in Angriff genommen; baufälliges Gemäuer riß man ohne Säumniß nieder, ein geſchikter Architekt entwarf die Pläne der künftigen Burg, und ſezte nach dem Geſchmake des Fabrikanten immer mehre Thürmchen und ausſpringende Balkone an, bis der Bau dieſem in hinlänglicher Alterthümlichkeit übereinander aufgegiebelt ſchien. Maurer und Steinhauer begannen zu arbeiten, und ein halbes Duzend Maler erhilt den Auftrag, die Ahnen der Braut für den künftigen Prunkſal nach deren Andeutungen und nach der eignen Fantaſie zu konterfeien.

Eben ſo gewiſſenhaft erfüllte er auch die zweite Verpflichtung gegen die Gräfin, nämlich das Wegſchaffen des Denkmales. In ſeiner Liebewürdigkeit ging er noch weiter, als eigentlich gefordert wurde; er war

nicht nur bereit, die Ausgleicher nach dem Bedürfniſſe des Schienenweges damit ſchalten zu laſſen, ſondern er beſchloß, den Grabhügel ſammt dem umgebenden Haine ganz ſpurlos verſchwinden zu laſſen. Dieſer völlige Bruch mit der Vergangenheit konnte auf die Gräfin keinen andern als den günſtigſten Eindruk hinterlaſſen.

Spaz wurde mit der Ausführung betraut; es wurden ihm hierzu die nöthigen Arbeiter auf ein paar Tage zur Verfügung geſtellt, die Korvinus mit anderen Vorbereitungen in der Hauptſtadt zuzubringen beſchloß. Der treffliche Menſch zeigte ſich ſeiner Aufgabe vollkommen gewachſen. Er ließ Bäume und Gebüſche niederhauen, deren ſorgſame Pflege ihm jederzeit läſtig und zwekloß erſchienen war. An die Zipreſſenbäumchen und Mirtenbüſche, die im Winter ſo mühſam überdekt und vor dem Froſte geſchüzt werden mußten, legte er ſelbſt Hand an, und dies geſchah mit ſolchem Eifer, als ob er dabei eine alte Luſt zu befriedigen hätte. Die Zieranlagen und Blumenbeete überließ er ſeinen Kindern zur Zerſtörung. Er verfolgte bei dem ihm übertragenen Geſchäfte die Art und Weiſe, die bei Ausrodungen angewendet wird. Er ließ nur die größeren Stämme wegführen, und zu Brennholz ausarbeiten, die minder ſtarken und das geſammte Buſchwerk wurden an Ort und Stelle in großen Haufen aufgeſchich-

tet und dann verbrannt. Es ſollte jede Erinnerung an den Ort der Trauer von der Oberfläche der Erde vertilgt werden, dabei ſprach er die Hoffnung aus, daß ſeine Freudenfeuer vom Habichtſteine aus bemerkt werden könnten. Auch das Marmorwerk kam nun an die Reihe. Die Arbeiter warfen die Meinung auf, ob dabei ſo ſorgfältig vorgegangen werden ſollte, daß die einzelnen Platten und Stüke unbeſchädigt davon kämen.

— Keineswegs, belehrte ſie Spaz und hieb dabei mit einer ſchweren Pike auf die Urne und den Sokel, daß Inſchriften und Marmorſplitter davonflogen, keineswegs! unſer Herr hat mir keinen ſolchen Auftrag gegeben und ich habe mich ſtreng an ſeine Befehle zu halten. Auch ſind wir reich; wenn es uns beliebt, errichten wir ein neues prachtvolleres Denkmal. Aber jezt, da wir heiraten, wollen wir nicht an Tod und Verweſung erinnert werden. Alſo fort damit aus unſerer Nähe. Wenn ein Mal auch die Gräfin im Herrn entſchläft, iſt es Zeit, daß wir wieder an ſolchen Plunder denken. Ich müſte mich aber ſehr irren, wenn dann der freie, gemeine Anger dazu gewählt werden würde; im Gegentheile dürfte in Hinkunft das Gruftgewölbe auf der Burg die einzige geeignete Stelle ſein, wo wir die Denkmäler unſerer beiden verſtorbenen Ehefrauen unterbringen werden.

Rohe Naturen fühlen eine eigene Luſt am Zerſtören. Selten war ein Werk ſo raſch von ſtatten gegangen, als das Niederhauen des Gehölzes und das Zertrümmern des Denkmals. Was davon noch verwendbar war, wurde als Baumaterial weggeführt, und ſodann zum Abebnen der freigewordenen Stelle geſchritten.

Während einerſeits die Gleichmacher ihr Werk bereits begannen, hatte Spaz auch in anderer Richtung den Plaz auszubeuten veranlaßt.

Wir haben ſchon gehört, daß zur Zeit, als in dieſer Gegend noch Landwirthſchaft und Viehzucht betrieben wurde, gerade an dieſer Stelle für die nahen Bauerſchaften eine Waſenmeiſterei betrieben wurde. Es konnte daher nicht fehlen, daß beim Umgraben und Ausebnen des Bodens noch mehre Gebeine verſcharrter Aſer zum Vorſchein kamen.

Spaz glaubte die Vielſeitigkeit ſeines Gebieters nicht beſſer nachahmen zu können, als wenn er auch dieſe längſt vergeſſenen Abfälle wieder nuzbringender Verwendung zuführte.

Die Fosforfabrik, die Korvinus in lezter Zeit angelegt hatte, und die wie Alles Neuſte ſeine Gunſt in vorzüglichem Grade beſaß, ſchaffte hierzu eine vortreffliche Gelegenheit.

Spaz ermunterte alſo die Kinder der Arbeiter, die

Knochen, die ausgegraben wurden, zu ſammeln und ſie nach dem Gewichte gegen Bezahlung in das neue Geſchäft abzuliefern.

Bald wimmelte das aufgeriſſene Stük Land von kleinen Taugenichſen, die mit alten Säken oder vorgebundenen Schürzen ſich auf das leichte Geſchäft der Knochenleſe verlegten. Es wurde dabei eigentlich mehr geſpielt, gelärmt und gepalgt, als gearbeitet; aber gerade dies erhöhte die allgemeine Heiterkeit. Hier drohte ein kleiner Wechſelbalg wie Simſon mit dem Eſelkinnbaken, dort ſchleuderte ein zweiter Todtenbeine auf ſeine Gefährten, während ein paar Andere ſich an den Haaren faßten oder am Boden wälzten. Die jungen Sperlinge ſtanden an der Spize der Verwirrung, und ſelbſt Vater Spaz, obwol ſeine Stimme hier und dort Ordnung gebot, ſchien am tollen Treiben ſein Vergnügen zu finden.

In dieſem Augenblike trieb auf der Straße eine leichte Staubwolke empor, und der Wagen des Herrn Kervinus wurde erkannt.

Dieſer Anblik wirkte wie ein Zauberſchlag. Spaz verſchob mit unmerklichem Ruke ſein Geſicht in die Falten des Ameiſers, die Erwachſenen gebärdeten ſich mit der lezten Abelnung beſchäftiget, und auch das kleine Geſindel ließ ſich gegenſeitig los, warf die zunächſt lie-

genden Knochen in die Säke und ſuchte emſig nach weiteren.

Demjenigen, für den dieſes Schauſpiel ausgelegt wurde, ging es nicht verloren. Sobald der Wagen näher rollte, und die Staubwolke davor verſchwand, betrachtete Korvinus mit Befriedigung die allgemeine Thätigkeit und die Veränderung, die der Fleiß weniger Tage an dieſem Plaze hervorgebracht hatte. Es war ihm erwünſcht, an ſeine dunkle Vergangenheit gar nicht mehr erinnert zu werden, er fühlte ſich dadurch ordentlich erleichtert, daß er von ſeinem Haine und von dem Denkmal gar nichts mehr erblikte, und wie die Paniere künftigen Glükes flatterten ihm die bunten Fähnlein der Nivellirer entgegen.

Sobald der Wagen bei den Arbeitern angekommen war ließ er halten und ſtieg aus. Ein allgemeines Freudengeſchrei begrüßte ihn, und Spaz trat manierlich vorwärts.

— Brav, ſehr brav, mein lieber Spaz, begann Korvinus und klopfte dem alten Burſchen, der ſüßlich lächelte, auf die Schulter; ich habe dich in Allem als treuen Diener befunden und will endlich dazu ſchreiten, ein beſonderes Beiſpiel der Belohnung an dir herzuſtellen.

— Nichts als meine Schuldigkeit hab' ich gethan,

und nach meinem Wahlſpruche legitim und manierlich gehandelt. Wenn das, was ich hier geleiſtet habe, meinem hohen Herrn und der gnädigen Gräfin gefällt, ſo iſt mein erſter, ja ich kann wohl ſagen, mein einziger Wunſch erfüllt.

Auch die Kinder mit den Knochenſäken ſammelten ſich um Korvinus und gafften ihn an.

— Was haben denn die Kinder hier in den Bündeln? fragte er endlich.

— Herr, erwiderte Spaz, ich weiß nicht, ob ich ihren erhabenen Willen getroffen habe; allein, da ſich hier viele brauchbare Knochen vom alten Schindanger her vorfanden, ſo dachte ich, die taugen gerade in die neue Fabrike. Sind auch Gottesgabe, und mit der muß der Menſch ſparſam und ehrfürchtig umfahren. Ich erlaubte alſo den Kindern, ſie zu ſammeln und ſich ihren Kreuzer daran zu verdienen.

— Vortrefflich, mein braver Spaz, rief Korvinus in wahrer Begeiſterung, ja, ſo iſt es recht, wie das Zahnwerk einer guten Maſchine müſſen alle Unternehmungen ineinander greifen. Munter ihr kleinen Burſchen, ſucht nur fleißig nach Knochen; heute gebe ich euch doppelte Bezahlung dafür. Scharret den Boden auf, ſpürt ihnen nach: Nur Knochen, noch mehr Knochen! Seht ein Mal, da kommen noch ein paar Beine

zum Vorſcheine, luſtig Buben, hieher, und die Knochen geſucht und aufgeſammelt.

Er ſtieß mit dem Fuße auf ein Häuflein weißer Gebeine, die ſo eben unter dem Spaten eines Arbeiters ſichtbar wurden. Die Kinder liefen herbei; die nächſten von ihnen begannen um die neue Ausbeute ſich zu raufen.

Ein kleines Mädchen wurde weggeſtoßen und wiſchte ſich, abſeits ſtehend, mit der einen Hand die Thränen von den Augen, während ſie mit der andern ihre kärgliche Knochenleſe in der Schürze zuſammenhilt.

Der edle, feinfühlende Mann konnte ſelbſt dieſen kindiſchen Jammer nicht gleichgiltig anſehen; er faßte behende einen ergiebigen Beckenknochen, der die lezte Ausbeute des Spatens war und ſchob ihn ermuthigend zu dem geringen Vorrathe der Kleinen.

— Sei getroſt, mein fleißiges Dirnchen, ſiehe ein Mal, was für einen prächtigen Knochen du da bekommen, noch ganz voll und markig, der wiegt das Doppelte. Nur immer waker und fleißig, Kinder; heute habt ihr eine treffliche Ernte. Sucht emſig nach den Beinen. Nur immerzu, Knochen und noch mehr Knochen, Kinder! dabei ſtieß er mit ſeinem ſpaniſchen Rohre die einzelnen Wirbel eines Rükgrates zuſammen.

Jezt kam unter der Schaufel auch noch ein aus-

gebleichter Schädel zum Vorscheine. Die langen braunen Haare, die noch an einzelnen Stellen daran hingen, ließen erkennen, daß er dereinst einem Weibe angehört hatte.

Ein flüchtiger Gedanken zukte einen Augenblik lang durch das Herz des Fabrikanten, aber schon hatte Spaz den Schädel an den Haaren ergriffen und hilt ihn den Andern entgegen.

— Wollt ihr vielleicht ihn frisiren, Burschen, ehe ihr ihn zur Siederei tragt?

Der rohe Scherz erregte ein noch roheres Gelächter; Spaz schleuderte ihn über die Menge, daß die Zähne klapperten, und die Buben balgten sich noch lange um den Todtenkopf, ehe er in einem ihrer Säke zur Ruhe kam.

Ist er vielleicht der deine, Alba Rosa? Ich fürchte sehr, die Sache wird sich selbst am Tage der Auferstehung nicht ohne Schwierigkeit mehr erheben lassen, denn noch heute wird er abgewogen und eingestampft, und sein erleuchteter Inhalt wird alsobald auf viele Tausende von Reibzündhölzchen ausgestrichen werden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

# Berichtigungen.

Der Leſer wolle folgende ſinnſtörende Druckfehler verbeſſern.

Seite 12 Zeile 1 lies: meiner ſtatt: meinem.
" 31 " 1 " deß ſtatt: daß
" 34 " 7 " Bohnenſieden ſtatt: Bohnenfinden.
" 49 " 3 iſt vor: überſehen zu ſetzen: nicht.
" 57 " 21 ließ: Eichenkamp ſtatt: Eichenkranz.
" 86 " 20 " deren ſtatt: deſſen.
" 97 " 6 " alle ſtatt: alte.
" 101 " 18 " Verwandten ſtatt: Verwandter.
" 110 " 18 " dieſen ſtatt: dieſer.
" 126 " 13 " Andere ſtatt: Andern.
" 127 " 18 " hellen ſtatt: halben.
" 128 " 19 iſt das Wort: ich wegzulaſſen.
" 129 " 2 lies. den ſtatt: der.
" 129 " 24 " das Ihre ſtatt: die ihre.
" 130 " 10 nach: doch iſt: ich einzuſchalten.
" 157 " 6 ließ: blaßer ſtatt: bloßer.
" 160 " 14 " Begegnung ſtatt: Bewegung.
" 173 " 19 " nahmen ſtatt: nehmen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Grafenpfalz.

Ein Roman

von

Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Erſter Band.

Nordhauſen:
Verlag von Adolph Büchting.
1862.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von C. G. Gilbert in Dresden.

GESCHENK
FRA[illegible] U[illegible]

# Erstes Buch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

## Erstes Kapitel.

Laut schreiend kreisten einige Falken um die Giebel der Ruine; die Gesellschaft, die eben durch den Thorbogen trat, hatte sie aufgeschreckt. Der Burghof war mit ausgebrochenen Steinen und Gerölle verschüttet, weiter drinnen lag Alles in wüsten Trümmern durch einander, so daß man sich kaum zurecht finden konnte. Eingesunkene Keller bildeten Gruben mit Brombeergesträuch bedeckt, an mancher Stelle schienen unzugängliche Gewölbe unter den Füßen zu dröhnen, und ein mit Quadern ausgemauertes dunkles Loch mochte den vertrockneten Schloßbrunnen bezeichnen.

Dennoch gab die Ruine ein reizendes Bild. Nur ein schmaler Eckthurm stand noch ziemlich erhalten, die übrigen Randmauern waren theilweise bis zum Boden zerklüftet und niedergerissen; gegen Norden fehlten sie ganz und die Gewölbe der drei Stockwerke lagen den Blicken bloßgelegt. Gerade diese Seite bot den eigenthümlichsten Anblick. Vor einem Jahrhunderte hatten

Wind oder Vögel Waldſamen in das dachloſe Gebäude getragen, der auf dem modrigen Boden über den Gewölben zu keimen begann. Einzelne Fichten und Tannen wuchſen ſchneller als zu erwarten ſtand und mußten ihre Wurzeln nach den Fügungen der Bogen ausbreiten, manche davon liefen dann längs den Mauern bis in den Grund hinunter. Mittlerweile war aber ein Theil dieſer Gewölbe zuſammengeſtürzt, nur einzelne Bogen hielten ſich noch an den Wurzeln, die nun ihrerſeits die dreifachen Wölbungen übereinander bildeten, während die mächtigen Bäume gleichſam in der Luft übereinander zu ſchweben ſchienen, und einzelne Kronen derſelben ſogar den hohen Eckthurm überragten. Die kühnſte Phantaſie konnte ſich kaum eine ſeltſamere Zuſammenſtellung erſinnen.

Voll Ueberraſchung genoß die Geſellſchaft dieſes Anblickes. Man trat unter das dreifache Wurzeldach, durch deſſen ſeltſames Netzwerk der blaue Himmel hereinblickte.

Die Prinzeſſin brach über den Anblick in laute Freude aus, immer wieder ſuchte ſie neue Geſichtspunkte, während die Anderen dem Vortrage des Eigenthümers horchten, der ihnen die Entſtehung des Ruinenwunders erklärte.

„In der That, Graf Faramond, Sie ſind um dieſen Beſitz, der in ſeiner Art einzig iſt, zu beneiden.“

„Um was könnte Baron Greifenklau einen Sterb-

lichen beneiden, das ſein Geld und ſein Talent nicht zu überbieten im Stande wären?"

„Sie ſind ſehr gütig, lieber Graf," entgegnete der Freiherr und rieb ſich vergnügt die Hände, „ich habe allerdings auch darin zu machen verſucht, und darf, ohne meiner Beſcheidenheit zu nahe zu treten, bekennen, daß die Ruine, die ich in Blachfeld anlegte, in ihrer Art nichts zu wünſchen übrig läßt."

„Sie iſt doch Ihr Stammſchloß, nicht wahr?"

„Von einem ſo theuren Freunde erträgt ſich auch eine Doſe Spott. Haben Sie meine Ruine geſehen?"

„Nein."

„Das thut mir leid. Ich bin einigermaßen ſtolz auf ihre Erfindung. Sie würden nichts daran vermiſſen. Freilich darf man dabei nicht mit Geiz und Kargheit zu Werke gehen, wenn man entſprechenden Erfolg erreichen will. Ich ließ mir nach einem alten Bauriſſe eine vollſtändige Ritterburg aufbauen, die Mauern erhielten die gehörige Dicke, Gewölbe wurden ſorgfältig geſpannt, und Zinnen und Thürmchen kunſtgerecht ausgeführt. Dann erſt begann ich ebenſo überlegt das Werk der Zerſtörung. Da der Bau vereinzelt im Gehölze liegt, ſo gelang es mir, von der fürſtlichen Kammer die Erlaubniß zu erwirken, die Veſte in Brand ſtecken zu dürfen. Die Sache ging in Gegenwart der Löſchmannſchaft, die ich aus der Reſidenz auf meine

Koſten vorſichtsweiſe herbeiholen ließ, vortrefflich von Statten. Ein geſchickter Ingenieur half, wo das Feuer nicht ausreichte, mit künſtlichen Sprengungen nach, und ſo liegt die Burg glücklich in Schutt und verfallen. Moos fängt ſchon an, ſich hier und dort anzuſetzen, nur mit dem Epheu geht es entſetzlich langſam vorwärts. Ich habe jetzt ein Immediatgeſuch vor Seiner Durchlaucht dem Fürſten angebracht, in welchem ich mir die Gnade erbitte, meine Ruine als Burg Greifenklau in das Flurbuch eintragen zu dürfen."

„Nun ſehen Sie," unterbrach ihn lachend der Graf, „daß ich nicht irre ging, als ich ſelbe Ihr Stammſchloß nannte. Bei Ihrer Anſtelligkeit ſetzt ſich derlei in hundert Jahren durch."

„Jedenfalls, mein allverehrter Herr Baron," fügte Till bei, „haben Sie ſich um die dortige Gegend hoch verdient gemacht, indem Sie in ihre moderne Einförmigkeit ein Stück Mittelalter einpfropften."

„Nun, nun, Jeder trägt nach Kräften ſein Schärflein bei."

„Wenn das nur überall geſchähe," bemerkte Till etwas leiſer, „aber da giebt es einige Hochgeborne, die die Sache höchſtens ganz perſönlich auffaſſen, die ihre nothwendige Gemeinſamkeit verkennen, und die Tradition der Jahrhunderte, die Solidarität der Endzwecke mißachten."

„Sie haben Recht," entgegnete der Freiherr im Geiſte des Verſtändniſſes, „da iſt gleich unſer vortrefflicher Graf einer von Jenen, die unſere Standesintereſſen hoffärtig als Monopol betrachten, und mit einigen Vertrauten für ſich allein den Gegenſatz der Welt überwinden zu können ſich einbilden."

Till zuckte beiſtimmend mit den Achſeln.

Unterdeſſen trat die Prinzeſſin aus einem Gange der Ruine.

„Wenn mich mein Bischen Naturgeſchichte nicht täuſcht, ſo gehören die Falken, die oben auf Ihrem Thurme niſten, zur Gattung der Edelfalken."

„Gewiß, Durchlaucht," beſtätigte Alberich, deſſen Ausſpruch im Fache der Naturgeſchichte, wegen ſeiner Studien und Reiſen, für maßgebend galt, „es ſind Edelfalken, wie man ſie einſt zur Reiherbeize zu verwenden pflegte."

„Seltſamer Weiſe," fügte Faramond bei, „zeigen ſie ſich ſonſt nirgends im Lande, und ſcheinen nur mein zerfallenes Waldſchloß zum Horſte auserſehen zu haben."

„Das iſt ſchön, das iſt herrlich," rief die Prinzeſſin und klatſchte vergnügt in die Hände; „ſchon längſt habe ich mir einen Falken gewünſcht, um ihn abrichten zu laſſen und mit ihm dann jenes eigenthümliche Jagdvergnügen genießen zu können. Unſer Graf iſt gewiß ſo galant, mir einen aus ſeinen Neſtern zu ſchenken."

„Ich wollte Ihnen, meine reizende Prinzessin, gerne alle zu Füßen legen, nur befürchte ich," bemerkte er mit einem Blicke, der zweifelhaft an dem steilen Gemäuer hinauflief, „sie haben sich den Wolken etwas zu nahe angesiedelt."

„Ha, dort ist ein Nest!" riefen jetzt mehre Stimmen, als sich ein Falke auf die Zinne des Thurmes niederließ.

„Wir wollen sehen," sprach der Graf, und winkte die zwei Leibjäger herbei, die unfern seiner Befehle warteten: „die Prinzessin wünscht das Falkennest zu besitzen, das dort am Giebel steckt; wer von Euch sich in meiner Gnade hervorthun will, der bringt es zur Stelle."

Voll Diensteifer verloren sich die beiden Jäger in der Ruine, und spähten nach der Höhe, wo über dem dunklen Tannenwipfel das weiße Gefieder der schwebenden Falken glänzte.

Aber bald darauf kehrten sie kopfschüttelnd zurück und erstatteten den Bericht dahin, daß der Wunsch des Grafen unausführbar sei.

„Ich erinnere mich, daß Ihr Beide um die erledigte Försterstelle Euch beworben habt: wer mir die jungen Falken bringt, der soll sie erhalten."

Auch um diesen Preis versuchte keiner das Wagniß. Längs der Thurmwände befanden sich nur noch geringe

Spuren der einſtigen Wendeltreppe; wollte man aber den Weg über die Bäume im Innern des Gemäuers vorziehen, ſo könnte man allenfalls die Höhe des Falkenneſtes erreichen, aber unausführbar ſei es dann, von dem Wipfel der Fichten auf das Mauerwerk, wo ſich das Neſt befinde, zu gelangen.

„Sie ſehen, meine theure Prinzeſſin, Ihr Paladin wird zu Schanden.“

„Tröſten Sie ſich, Durchlaucht,“ fügte der Baron mit ſelbſtgefälligem Lächeln hinzu, „ich werde meinen Freunden in der Schweiz und in Belgien ſchreiben. Geld vermag mehr als dieſe Burſchen; es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn ich nicht in Kürze ſo glücklich wäre, unſerer angebeteten Fürſtin einen Jagdfalken, und noch dazu einen abgerichteten darzubringen.“

Alberich warf einen Blick auf den reichen Baron, der nicht geringere Verachtung ausdrückte, als derjenige, mit dem er kurz vorher die beiden Jägerburſchen angeſehen hatte.

Bald darauf ſchickte ſich die Geſellſchaft zum Rückzuge aus der Ruine an. Der Graben um das Schloß war nur ſparſam mit Waſſer ausgefüllt, in deſſen dunkler Fläche ſich das alte Gemäuer abſpiegelte. In früherer Zeit war der Weiher von größerem Umfange geweſen. Gleich daran ſchloß ſich ein Wald uralten rieſigen Nadelholzes, der nach einer Seite eine ſtunden-

lange Ausdehnung beſaß, auf der andern aber plötzlich an Wieſen und Feldern abbrach, über die ein Weg zwiſchen Fruchtbäumen nach dem neuen Schloſſe Grafenpfalz führte. Dieſen ſchlug die Geſellſchaft ein. Nach ein paar hundert Schritten war man bereits aus dem Walde und eine üppige Flur öffnete ſich dem Blicke. Es überraſchte, daß man von der Ruine hier keine Spur mehr entdecken konnte. Wie ein Waldwunder war ſie verſchwunden.

Der Graf ſchien ſich an dieſem Eindrucke zu erfreuen und erzählte noch Manches von der Ruine. Insbeſondere erwähnte er einer alten Geſchichte, deren Schauplatz das Waldſchloß geweſen, und die er als eine liebliche Romanze bezeichnete. Auf Verlangen der Geſellſchaft begann er ſie zu erzählen.

„Ich weiß nicht, mein wie vielter Urahn es geweſen iſt, der das Schloß, deſſen Trümmer Sie ſoeben geſehen haben, in jedem Herbſte für längere Zeit als Aufenthalt zu benützen beliebte. Dieſe Wieſen und Aecker waren damals noch mit Bäumen bewachſen, und die Jagdgründe der Gegend ob ihres zahlreichen Wildes weit und breit berühmt. So geſchah es denn, daß er wieder ein Mal den Herbſt im Schloſſe zubrachte und ſich die Zeit wie gewöhnlich mit Jagen vertrieb. Bei Verfolgung eines Hirſches kam er eines Tages tief in den Tann, ſo daß er ſich kaum mehr zurecht zu fin-

den vermochte. Er war vom Roſſe geſtiegen, und während er es am Zügel hinter ſich führte, mußte er an mancher Stelle mit dem Jagdſchwerte Bahn durch das Dickicht hauen.

Plötzlich endeten die Bäume, und er trat auf eine grüne Einſamkeit hinaus, die rings der tiefe Wald umſchloß.

Ein Kohlenmeiler rauchte vor ihm, und vor der Hütte am Waldſaume ſaß ein ſchneeweißes Mägdlein, das zum Geſchäfte, das hier betrieben wurde, nur wenig zu paſſen ſchien.

Es kann unſer Erſtaunen nicht erregen, daß Junker und Maid gar ſchnell mit einander bekannt wurden. Bald nach ſeiner Ankunft weidete ſein Pferd auf der Waldwieſe, er ſelbſt aber ſaß mit dem ſchönen Kinde am rinnenden Brunnen vor dem Einödhauſe. Ihr Vater ſchaffte unterdeſſen beim Holze tief im Walde.

So jung der Graf noch war, ſo hatte er doch ſchon manche Fehde mitgemacht, und der Ruf ſeiner Ritterlichkeit war bis zur Köhlerhütte im Forſte gedrungen. Röschen's Herz pochte gar gewaltig, als er ſich zu erkennen gab. Von Reich und Kaiſer war ihr nichts bekannt, aber vom tapfern Herrn des Waldes, von ſeinen Thaten in der Schlacht, von ſeinen Abenteuern mit Bären und Ebern hatte ſie ſchon manche Mähr vernommen. So mild und gütig hatte ſie ſich den ge-

waltigen Wildherrn nicht gedacht, und wie er nun vor ihr ſeine goldenen Locken in's Genick ſchüttelte, da war ihr, als müßte ſie dem Junker um den Hals fallen.

Wir wiſſen nicht, ob es bei dieſem erſten Beſuche nicht auch wirklich ſchon geſchah; ſpäter iſt es gewiß nicht unterblieben.

Dennoch — mochte nun Waldroſe unter dem Schutze gütiger Feen ſich befinden, oder war mein Urahn ein Muſter von Zucht und Sitte — genug, er ritt ſeitdem faſt täglich zum Köhlergrunde hinaus, und dennoch begehrte er nichts, das die Keuſchheit der Jungfrau im geringſten verletzen konnte.

Nichts deſto weniger wuchs ſeine Liebe zur Waldroſe von Tag zu Tag, und da er ihr nichts Ungeziemendes zumuthen wollte, andrerſeits aber ſeine Leidenſchaft nicht länger zu bewältigen im Stande war, bot er ihr eines Tages an, ſie als ſein ehelich Gemahl zum Altar zu führen.

Wie die Glorie des Himmels ſchwebte es bei dieſem Antrage einen Augenblick über Röschen's Züge; bald aber miſchte ſich auch die Wehmuth in ihre Freude, und wie Mairegen träufelten Thränen aus ihren Augen.

„Nicht doch, mein edler Junker, bin ich auch tief im Walde aufgewachſen, ſo verſtehe ich doch genug von der Sitte der Welt, um zu wiſſen, daß die Köhlermaid nie die Gemahlin des Grafen werden kann.“

Sie hielt ſanft ſeine Hände und ſchaute ſo treuherzig mit ihren großen Augen in die ſeinen, daß ihm vor Liebe die Sinne völlig vergingen. Er ſank vor ihr auf die Kniee und beſchwor ſie, ihn vor Minneſchmerz nicht ſterben zu laſſen.

„So ihr es nicht gemeint, edler Junker; Ihr habt Waldroſe mit Eurem Anerbieten die höchſte Ehre erwieſen, von dieſer Stunde an iſt ſie Euch als Magd zu eigen, ſo lang es Euch gefällt; und wenn Ihr Waldroſe einſt von Euch weiſet, ſo wird ſie ſich nicht beklagen: Ihr habt ihr den vollen Preis voraus bezahlt. So Ihr aber in Eurer Großmuth einen Wunſch ihres kindiſchen Herzens erfüllen wollt, ſo gewährt ihr drei Tage in jedem Jahre, in dieſen ſoll ſie bei Euch im Grafenſchloſſe wohnen, und Euer Bett mit Euch theilen wie ein ehelich Gemahl."

Sie lachelte ſchuldlos d'rein; die Haarflechten hingen ihr loſe um den glänzenden Nacken; der Graf umſchlang liebeglühend ihre Kniee.

„Da ſei Gott für," ſprach ſie voll Demuth, und zog ihn zu ſich herauf, „daß Ihr, hoher Herr, noch ein Mal vor Eurer Magd knieen ſollet; was Ihr gebietet wird ſie thun, ihr Platz iſt vielmehr zu Euern Füßen."

Seit dieſer Stunde war ſie ſein, und tief im Tann leuchtete dem Junker der Stern heimlicher Minne.

Aber auch er hielt ihren Wunſch in Ehren, und

drei Tage in jedem Jahre waltete sie als Hausfrau im Grafenschlosse.

So oft diese drei Tage herbei kamen, sendete er schöne Kleider und Geschmeide in den Wald, auch einen geschmückten Zelter führte er selbst zur Köhlerhütte und hieß sie von festlichem Geleite einholen. Wie die vornehmste Dame saß sie zu Pferde, nur schöner als die meisten von ihnen. Edelknaben ritten vor ihr, und der Graf an ihrer Seite. Sobald der Thurmwart des Zuges ansichtig wurde, stieß er in's Horn, und der Stallmeister hielt ihr den Bügel. Die ganze Dienerschaft mußte sie als Herrin begrüßen, wenn sie der Graf in den Prunksaal führte.

Bei der Tafel war sie an seiner Seite und ritt dann mit ihm auf die Falkenjagd, am seligsten war es ihr aber um's Herz, wenn sie in ihrem Kemnate bei der Kunkel saß und den Flachs an der silbernen Spindel drehte.

Ihr gegenüber auf dem Steinsitze in der Fensterblende weilte dann gewöhnlich der Graf, und sah sie an und plauderte und koſete mit ihr, und vor dem Söller draußen rauschte der grüne Wald.

So vergingen die drei Tage wie ein Mährchen; sobald aber der Morgen des vierten zu grauen begann, dann löſete sie sich leiſe aus den Armen des Schlummernden, zog ihre Werktagkleider an und eilte in den Wald.

Wenn der Graf dann hinaus zur Köhlerwirthſchaft kam, ſaß ſie wieder ſingend am rinnenden Waſſer, keine Thräne verkündete eine Regung der Wehmuth, und wie ſonſt erfreute ſie ſich wieder des grünen Waldes und ſeiner friſchen Kühle."

Die Geſellſchaft hatte der lieblichen Geſchichte mit Antheil zugehört. Niemand fiel es ein, in der naiven Hingebung der Waldroſe etwas Anſtößiges zu finden.

Eben begann Greifenklau den feinen Takt zu loben, der in jener alten Zeit ſelbſt das einfache Kind der Natur die Unzukömmlichkeit einer Mißheirath einſehen lehrte, als Alberich, den man erſt jetzt zu vermiſſen begann, wieder zur Geſellſchaft ſtieß. Er ſchien erhitzt im Geſichte, ſeine feſten entſchloſſenen Züge zeigten aber einen Ausdruck von Befriedigung.

Der Grund ſeines Zurückbleibens wurde der Geſellſchaft klar, als er der Prinzeſſin das Neſt junger Falken brachte, das ſie in der Ruine gewünſcht hatte.

Sie dankte ihm in huldvollen Worten und beſchäftigte ſich faſt befangen mit den jungen Vögeln, aber der bebende Glanz ihrer Augen ließ errathen, daß ihr Antheil noch weiter reichen mochte.

Alberich wurde nun von den Andern beſtürmt, zu erzählen wie er der Falken habhaft geworden ſei.

Es ſei eben kein Hexenſtück geweſen, meinte er, er hätte umſonſt ein paar Jahre in den Wäldern Amt-

rika's gelebt, wenn ihm ein deutſches Vogelneſt zu hoch ſäße.

Da bemerkte eine Dame, daß er blute. Alberich hatte bei ſeiner Rückkehr aus der Ruine die linke Hand wie zufällig in der Bruſttaſche getragen, eine Bewegung hatte ſie entblößt und ſeine Verwundung verrathen. Mit einem Scherze leugnete er die Bedeutung der Sache.

Bei der erſten Kunde des Unfalls übergoß hohe Röthe das Antlitz der Prinzeſſin; raſch verließ ſie ihre Falken und eilte zu Alberich. Lachend hatte er den Andern ſeine Hand verweigert; als ſie die Prinzeſſin zu ſehen verlangte, zog er ſie wie unwillkürlich hervor.

Er trug eine tiefe Wunde an der Wurzel des Daumens; die Prinzeſſin erblaßte bei ihrem Anblicke. Schnell aber faßte ſie ſich, wuſch die Wunde im kühlen Waſſer der nahen Fontaine und verband ſie dann mit ihrem eigenen Taſchentuche.

Auf die Gefahr hin, allzu empfindlich zu erſcheinen, ließ ſie Alberich gewähren. Aber aus ihren zarten weißen Fingern ſchien ein ſchmerzenſtillender Balſam in ſeine Wunde zu träufeln. Beide jungen Leute ſchienen während des Vorganges in hohem Grade aufgeregt.

Baron Greifenklau war in einiger Entfernung ein naſerümpfender Zeuge des Vorgangs.

„Gewiß, ich verſtehe die Herablaſſung Höchſtgeborner gebührend zu ſchätzen," bemerkte er leiſe zu einem Gleichgeſinnten, „aber dieſes völlige Vergeſſen angeſtammter Würde, dieſes gänzliche Aufgeben der Hoheit der Geburt und der Heiligkeit der Sitte kann ich unmöglich billigen. Sehen Sie nur ein Mal ſelbſt, Vortrefflicher, da trägt der Abenteurer ſeine Pfote wahrhaftig im Naſentuche unſerer allverehrten Prinzeſſin, und läßt die Zipfel mit ihrem eingeſtickten durchlauchtigen Namen mir nichts dir nichts darüber hinflattern. Schon als wir uns im Schloſſe unſeres Freundes verſammelten, wollte es mir nicht recht gefallen, als ich die Prinzeſſin ohne ihren Oberhofmeiſter anfahren ſah; die alte Eberbach, die ſie heute begleitet, iſt halb blind und die Menſchenfreundlichkeit ſelbſt; — und ſiehe, wir haben die Erfriſchungen noch nicht genommen, und ſchon haben wir die Beſcherung bei Seite."

„Wer iſt denn eigentlich der Menſch, der die ekelhaften jungen Raubvögel brachte?" fragte ihn der Angeredete.

„Wer er iſt? Gar nichts iſt er. Vertrödelte ſeine Jugend auf Univerſitäten, treibt, ſo heißt es, Naturkunde, und machte in den letzten Jahren einen Spaziergang nach Californien und auf den Chimboraſſo. Ob ihn aber ſeine Wißbegierde aus Europa fortge-

trieben hat, oder ob er einen Wink bekam, ſich für einige Zeit aus dem Staube zu machen, laſſe ich dahin geſtellt. Mir ſcheint es, er gehörte in dem verhängnißvollen Jahre Achtundvierzig unter die Anrüchigen. Er hat von ſeinem Vater einiges Vermögen ererbt, und damit, das wiſſen Sie, vertuſcht ſich Vieles. Seine ſtämmige Zuverſicht, ſeine breitſchultrige Bequemlichkeit iſt mir in die Seele zuwider, auch ſcheint er in Amerika nicht genügend in Erfahrung gebracht zu haben, wie glücklich wir in den letzten Jahren hier in Europa reſtaurirten."

„In der That," bemerkte der Zweite aus der Adelsſippe, „der Graf ſetzt uns in Verlegenheit, daß er ſolche Leute an uns heranzieht."

„Und vollends, wenn Prinzeſſin Ginevra von der Geſellſchaft iſt," fügte Greifenklau bei. „Die hohe Dame hat gleichſam eine Seele aus Spitzen, der Flug ihrer Phantaſie iſt erſtaunlich. Bei ſolcher Reizbarkeit iſt mehr als anderswo jede vulgäre Aufregung zu vermeiden; was romantiſch iſt, das lockt, und der falſche Glanz der Poeſie legt ſich nur zu oft auf ordinaire Paſſionen. Ich hoffe, lieber Kammerherr, Sie mißverſtehen nicht meine Worte; Sie kennen meine Hingebung für die hohen Herrſchaften, und wiſſen, daß nur der Ueberſchwang meiner erſterbenden Anhänglichkeit mich zu ſolchen Auslaſſungen begeiſtert."

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete der Kammerherr mit einem Händedrucke, „Sie, lieber Baron, waren hohen Ortes ſtets unter den Beſtgeſinnten vermerkt."

Eine verbindliche Verbeugung erfolgte von beiden Seiten.

Die Erfriſchungen, die auf der Terraſſe des neuen Schloſſes gereicht wurden, unterbrachen dieſe Ergießungen der zwei Freiherren.

Obwohl nicht auf einem erhabenen Punkte erbaut, bot Schloß Grafenpfalz doch einen lieblichen Blick in's Wieſenthal, von dem es umgeben war. Reihen von Fruchtbäumen zogen ſich durch die Gefilde und ſammelten ſich an einzelnen Stellen zu Gruppen und Wäldchen. Zur Zeit der Blüthe, wenn zwiſchen den weißen Kirſchenbäumen die rothen Apfelblüthen funkelten, gehörte ihr Anblick unter die reizendſten, die man irgendwo finden konnte.

Dieſe günſtigſte Zeit des Jahres war zwar ſchon vorüber, aber noch ſpielte Frühlingsſäuſeln durch ihre Wipfel, und das Grün der Wieſen und Saaten erſchien um ſo friſcher und ſaftiger.

Graf Faramond bewirthete die Geſellſchaft auf das Reichlichſte; unter ſolchen Umſtänden ließen ſich ſelbſt minder poetiſche Seelen die Bewunderung der ſchönen Natur gefallen.

Man kam endlich wieder auf die Geſchichte der

Waldroſe zu ſprechen, die der Graf erzählt hatte, und die Prinzeſſin bemerkte, daß ſie ſich zu einer Romanze ganz vortrefflich eignen würde. Greifenklau hielt die galante Hinweiſung für unerläßlich, daß deren poetiſche Bearbeitung durch die Prinzeſſin für alle Gegenwärtigen das ſchönſte Denkzeichen an den angenehmen Ausflug ſein würde, den ihnen der Graf heute bereitet hatte.

Die Prinzeſſin lehnte ab, und bemerkte faſt verletzt, daß ſie ihres Wiſſens nie Verſe gemacht habe.

„In der That," vermittelte Graf Faramond, „Prinzeſſin Ginevra iſt keine Dichterin, ſondern ſie iſt ſelbſt ein Gedicht."

Greifenklau, der eine unverſchämte Geſchicklichkeit für Uebergänge zu ſeinen Lieblingsgeſprächen beſaß, hatte bald wieder auf die Bedeutung des Adels eingelenkt.

„Hätten alle meine Standesgenoſſen," fuhr er fort, „im Jahre, das ich nicht gerne ausſpreche, ſo wie ich, für unſer gemeinſchaftliches Intereſſe gearbeitet, ſo wären wir nicht bemüſſigt geweſen, jetzt ſo weit auszuholen. Ich ſtand am Platze, wo es galt: ich veranſtaltete den Druck von Zeitungsartikeln und Flugſchriften, hatte Claqueurs im Solde, und ließ mich in die Kammer wählen."

„In der That," unterbrach ihn Faramond, „Sie

waren ein Pfeiler des Staates, ein Hebel der Reſtauration, der Eckſtein des deutſchen Adels."

„Spotten Sie nicht über meine geringen Verdienſte; war es doch ich, der zweimal unerſchrocken gegen die Abſchaffung des Adels in Deutſchland geſtimmt hat."

„Entſetzlich, wenn man verordnet hätte, daß mein Ahnherr, der bei Ronceval an Roland's Seite focht, ein feiger Troßbube geweſen ſei, — oder gar, daß mein Urgroßvater mit dem Ihren Kurzwaaren vertrödelt habe."

„Immer witzig, mein erlauchter Graf," entgegnete Greifenklau nicht ohne Empfindlichkeit; „es iſt wahr, erſt meine Söhne können Kammerherren werden, darum aber verfecht' ich die Intereſſen des Adels nicht minder eifrig; ich befürchte, Ihr Wappenſchild wird dereinſt umgekehrt hinter Ihrem Sarge getragen werden, meine Urenkel aber ſollen hoffentlich in den Schlachten der Zukunft für unſere Sache einſtehen."

„Ich beglückwünſche im Voraus, und empfehle meine Familiengruft Ihrem Schutze," erwiderte Faramond ohne Bitterkeit.

„Mein verehrter Graf," begann Greifenklau einlenkend, und faßte Faramond beim Arme, „verkennen Sie nicht die Geſinnung unbegrenzter Verehrung, die ich für Sie und Ihr uraltes Haus hege, aber geſtatten Sie auch mir neben ſich einige Geltung. Mein Adel

reicht doch auch ſchon an das zweite Jahrhundert, und hat mit dem Weine das gemein, daß er immer älter und beſſer wird. Ich theile ganz Ihre Anſicht, wir dürfen den neuen Beamten- und Soldaten-Adel neben uns nicht aufkommen laſſen, aber werfen Sie mich nicht mit in den Topf der Verdammniß." Er machte eine Pauſe und ſchien eine günſtige Antwort erwarten zu wollen, da keine erfolgte, fuhr er fort: „Verſchmähen Sie bei der Gemeinſchaftlichkeit unſerer Intereſſen nicht die Beihilfe von mir und Meinesgleichen. Geſtatten Sie unſern Anſchluß und Sie werden an uns die Opferfreudigſten finden. Wir haben Geld, guten Willen und Intelligenz, auch der Vortheil der Zahl ſteht auf unſerer Seite. Wir müſſen gemeinſam handeln, die Thätigkeit der Einzelnen zerſplittert ſich; gewähren Sie uns den Beitritt zu Ihrem Bunde, oder wie ich es nennen ſoll."

„Auf den Namen kommt es nicht an; aber ſagen Sie mir nur zuerſt, was ich mir darunter zu denken habe?"

„Noch immer dieſe Hartnäckigkeit," entgegnete Greifenklau und drohte mit dem Finger, „als ob wir nicht mit Zuverläſſigkeit wüßten, daß Sie und Ihre Freunde nicht mehr vereinzelt vorgehen, — als ob es nicht ein öffentliches Geheimniß wäre, daß eine Adelsverbrüderung organiſirt iſt, die Vorſtände wählte, Comités bil-

dete, Grundſätze aufſtellt und darnach zum Frommen des deutſchen Adels handelt. Weihen Sie mich ein in Ihre Geheimniſſe, und ſeien Sie im Voraus meiner vollkommenſten Hingebung verſichert."

„Herr Baron, Sie verleiden mir Ihre angenehme Geſellſchaft durch dieſes Zudringen, ich habe Ihnen ſchon ſonſt wiederholt meine volle Unkenntniß der Sache eingeſtanden."

„Sie hegen kein Vertrauen zu mir," jammerte Greifenklau, „womit ſoll ich Ihnen meine Würdigkeit beweiſen? Ich verſpreche verſchwiegen zu ſein, ich will Folge leiſten wie ein Mönch, ich zeichne anſehnliche Beiträge. Laſſen Sie ſich rühren, Herr Graf, und wenn aus keinem andern Grunde, ſo um Ihrer Ruhe willen, denn ich laſſe mich nicht abweiſen, ich dränge und bitte, bis Sie mich in Ihre Genoſſenſchaft aufgenommen haben."

Ein Blitz des Unwillens fuhr um des Grafen Mund, plötzlich aber wich er einem feinen, vornehmen Lächeln: „Nun ſo geſchehe es, wie Sie wollen; hier ſteht der edelmänniſche Emiſſar; wenden Sie ſich in Zukunft in derlei Bedrängniſſen lediglich an den Doktor."

Damit wies er auf Till, der eben zufällig in die Nähe getreten war, und kehrte raſch dem Freiherrn den Rücken.

„Endlich habe ich es dennoch errungen!“ ſeufzte Greifenklau und blickte einen Augenblick mit gefalteten Händen gegen den Himmel; dann aber wendete er ſich mit befriedigtem Lächeln gegen Till und preßte deſſen Hand mit ſeinen beiden an die breite fleiſchige Bruſt: „Sie alſo ſind der Mann des Vertrauens des deutſchen Adels; ſchon Ihre erſte Bekanntſchaft machte den anziehendſten Eindruck auf mich, jetzt weiß ich, warum ich ſolchen innern Zug für Sie fühlte. Sprechen Sie aufrichtig, o, reden Sie unverholen.“

„Was wünſchen Sie, daß ich ſagen ſoll?“

„Wie klug, wie vorſichtig! gewiß, wir könnten hier belauſcht werden; kommen Sie, kommen Sie!“ dabei zog er ihn in einen Parkweg, der von der Terraſſe nach einer weiten Baumhalle auslief.

„So, jetzt ſind wir allein. Weihen Sie mich nun in Ihre Geheimniſſe ein, geben Sie mir Winke, Aufträge, Weiſungen. Ich thue Alles, was Sie wünſchen.“

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Baron,“ entgegnete Till mit einiger Zurückhaltung.

„Zögern Sie nicht länger; ich weiß Alles, Graf Paramond hat mich völlig eingeweiht.“

„That er das,“ erwiderte Till und hielt gleichwohl ſeine Mittheilungen zurück.

„Ich weiß, daß ein großer Adelsbund beſteht.“

„So, wiſſen Sie das?“

„Ja, und daß ein hoher Ausschuß die Grundsätze unseres Vorgehens berieth und festsetzte.“

„In der That.“

„Daß alle Verbündeten übereingekommen sind, den gemeinschaftlichen Vortheil nach diesen Bestimmungen zu fördern, und daß in solcher Weise die vollständigste Restauration des deutschen Adels in Aussicht steht.“

„Vortrefflich.“

„Ich weiß auch, daß Sie Ausendling der Adelsbank sind, daß Sie mir jene erleuchteten Grundsätze mittheilen und mich in den erhabenen Gemeinbund einweihen werden.“

„Nach diesen Eröffnungen will ich nicht länger zögern,“ sprach jetzt Till mit gesalbtem Accente. „Sie haben Recht, es besteht ein solcher Geheimbund, wie Sie eben zu sagen beliebten, auch leitende Ausschüsse wurden gewählt und Grundsätze ausgemittelt, und — warum soll ich es einem so vortrefflichen Freiherrn als Sie sind länger verschweigen, — ich bin der Generalbevollmächtigte aller Ritterbürtigen. Ich vertrete jetzt das deutsche Junkerthum, wie sonst die Abgesandten der Ritterbänke auf den deutschen Reichstagen, oder, wenn Sie lieber wollen, ich reise gleichsam auf Adel und mache in Noblesse. Sie haben Recht, die Angstfrage des Adels läßt sich nur gemeinschaftlich lösen, daher Comités, Grundsätze —“

„O laſſen Sie hören, wer wurde in das Comite gewählt?“

„Davon ein ander Mal.“

„Und die Grundſätze?“

„Richtig, auf die kommt es an.“

„Theilen Sie mir doch wenigſtens dieſe Grundſätze noch heute mit.“

„Wie Sie wünſchen, Herr Baron,“ fuhr der edelmänniſche Geſandte fort, während ſie im Buchengange auf- und abwandelten. „Alſo der erſte Grundſatz beſteht im Unterſchiede der Stände.“

„So iſt's: der Unterſchied der Stände: auf den gründet ſich Alles, der trägt gleichſam, wie Atlas, die Welt der Geſellſchaft.“

„Eine vortreffliche Bemerkung. Leider hat ſie der deutſche Adel im Laufe der Zeiten außer Evidenz gebracht. Grundfalſch war es, durch freundlichen Umgang, nennen Sie ihn Herablaſſung oder Liebenswürdigkeit, die nächſten Stände gewinnen zu wollen. Im Gegentheile, die Kluft dazwiſchen kann nicht weit genug aufgeriſſen werden, in keinem Augenblick erleichtere man dem Minderen, ſeinen Abſtand vom Hochgebornen zu vergeſſen. Am gefährlichſten iſt Vermiſchung mit den zunächſt Stehenden: klopfen Sie dem Bauer zutraulich auf die Schulter, beſuchen Sie Geſellenvereine, ſchütteln Sie Lehrjungen die Hand: meinetwegen; ſolche

Leute wiſſen derlei zu würdigen und erblicken in Ihnen noch allenfalls eine Verkörperung des Viſchnu: aber hüten Sie ſich, mit dem höheren Beamten, mit dem Gelehrten, mit dem wohlhabenden Gutsbeſitzer, mit dem gebildeten Rentier auf freundlichem Fuße zu leben. Die Plebs in Glacéhandſchuhen iſt die gefährlichſte, ſie überſchätzt ſich am ſchneliſten und hält ſich dann nur zu leicht für ebenbürtig. Zeigen Sie ſich ja nie ohne moraliſche Allongeperücke, nie ohne die obligate Wolke des ſtandesmäßigen Puders."

„Richtig, von jeher war mir die Zudringlichkeit des bedientenhaltenden Troſſes am widerwärtigſten."

„Das war naturwüchſiger Inſtinkt Ihres junkerlichen Blutes. Ein weiterer Grundſatz befiehlt, den neuen Adel, den Adel des halbgebrochenen Papiers, der Epauletten und der Börſenſpekulation abzuweiſen und zu ignoriren."

„Den neuen Adel?"

„Gewiß; der muß in das Volk zurück."

„Die Unterſcheidung iſt mitunter doch etwas ſchwierig. Was nennen Sie neuen Adel?"

„Von welchem Jahre datiren Sie Ihre Familie?"

„Nun, wir ſteuern doch ſchon gegen das zweite Jahrhundert."

„Vortrefflich; gerade dieſſeits von Ihnen beginnt der junge Adel."

„Alſo kann ich mich wirklich zum alten zählen?“ rief Greifenklau und faßte begeiſtert des Doktors Hand.

„Mit beſtem Gewiſſen. Ueberdies, wer vermag da genau nachzurechnen; gefällige Genealogen helfen nach und in der Rüſtkammer des verſunkenen römiſch-deutſchen Reiches finden ſich uralte Titel in Fülle. Drittens: die geſalbten Männer der Hochkirche behandeln Sie mit devoter Rückſicht. Der Dualismus im Menſchen verlangt doppelte Schraubengänge: ohne Prälaten, Kanoniſſinnen, Konſiſtorialräthe und Schwanenjungfrauen wirkt die Preſſe nur einſeitig und die beſten Säfte bleiben im Kelter.“

„Ich verſtehe, ich verſtehe, das Volk muß zwiſchen Ambos und Hammer.“

„Dafür können Sie dem Beamtenthum nicht genug zu Leibe gehen. Dieſe Herren erdreiſten ſich auch den Adel zu maßregeln; nur der entſchiedenſte Hochmuth vermag ſie in die Schranken zu weiſen. Kann der Adel leider nicht mehr außer dem Geſetze ſtehen, ſo halte er ſich doch nach Möglichkeit ohne Geſetz, ohne Ordonnanz, ohne Büttel. Brauchen Sie aber ein Mal einen Schreiber, ſo vergeſſen Sie es am nächſten Tage und kennen ihn nicht weiter. Nur das Geſindel ſoll gouvernirt werden. Schlimmer geht es mit dem Militair; die Herren vom Degen möchten die Troddel daran zu gern für die Kammerherrenquaſte gehalten ſehen. Den-

noch ſind ſie minder gefahrlich. Die Kartatſche erledigt in anſtändiger Weiſe ihre Anſprüche, während der Samen der Schreiberzunft wie der Sand am Meere aufwuchert."

„Wie wahr, wie überzeugend. Ich bin unendlich glücklich, in dieſe Verabredungen eingeweiht zu werden."

„Item: kaufen Sie keine Zeitung, kein Buch eines Schriftſtellers, der Ihnen vom Ausſchuſſe nicht als wohlgeſinnt bezeichnet wird. Wir fürchten keineswegs die Korrumpirung Ihrer Grundſätze, aber Sie dürfen nicht Futter in das Lager der Feinde liefern, die Kanaille ſoll verhungern. Dafur ſchaffen Sie an, was vom Comité dazu ausgewahlt wird, ſtoßen Sie in's Horn des Lobes, wenn Ihnen die Parole gegeben wird. Die feindſeligen Schriftſteller tadeln Sie nicht ein Mal; am beſten iſt es man nennt ihre Namen gar nicht; das uberliefert ſie am ſicherſten der Vergeſſenheit. Man muß dem Volke die Wiſſenſchaft mundgerecht machen, nicht Alles taugt fur den Haufen. Kenntniß iſt haufig nur Zuwachs an Schmerz. Es gelang uns, einige Livréegelehrte von ſublimen Talenten aufzubringen, Wohlthater der Menſchheit, die fur Alles die ſchicklichen Geſichtspunkte auffinden. Lüge iſt nur der Lichtſchein der Wahrheit."

„So iſt es, und die Wahrheit überhaupt nicht ſelten ein zweiſchneidig Schwert."

„Item: zeichnen Sie große Summen, wenn es ſich um die Bedürfniſſe der unteren Volksklaſſen handelt, Suppenvereine, Speiſeanſtalten, Arbeiterwohnungen, Krippen ſollen Ihre Taſche nie leer finden. Das blendet und imponirt, das iſt gut angelegtes Kapital, nur der Krämer und Kleinbürger knickert darin. Der Socialismus ſteht auf den Fahnen der Zukunft; wenn ſeine Banden dereinſt losgelaſſen werden und ſengen und brennen, erinnern ſie ſich der hingeworfenen Zahlen; gemeines Volk kann ſich von der Dankbarkeit nicht emancipiren; es geht dann bei den Paläſten der Großen vorüber und erſchlägt dafür den Epicier und plündert den Kornboden des Händlers.“

„Ich begreife, und bewundere den Fluß Ihrer Weisheit.“

„Sie ſtehen erſt an ſeiner Quelle; ſeine Fluthen brauſen immer gewaltiger. Wir haben Alles bedacht und geregelt, keine Ausſicht auf Erfolg blieb unberückſichtigt. Item: müſſen Sie dem Fürſten gegenüber —“

Ein Bedienter lud zur Geſellſchaft.

„Reinen Mund gehalten über unſere Heimlichkeiten und, wenn's beliebt, ein ander Mal mehr,“ bemerkte Till, und der Baron preßte wieder vor Entzücken deſſen Hand in das Fett ſeines Buſens; „ein ander Mal mehr,“ wiederholte er.

Die Geſellſchaft ſaß unter den Blumenranken der

Terrasse, die Sonne war eben hinunter gesunken. Das Abendroth duftete über den Bergen, darin schwamm der Abendstern prächtig, wie im purpurnen Weine die Perle Kleopatra's.

Alberich erzählte nach wiederholter Aufforderung von Amerika, dazwischen sang eine deutsche Nachtigall unten im Gehölze. Es wurde Fruchteis umhergereicht, der Blumenhauch, der mit dem leichten Thaue des Abends auf die Terrasse fiel, duftete lieblicher als der Ananashauch im Sorbett.

Der Mond stieg auf und mit ihm, mächtiger als die Fluth im Meere, die heimlichen, süßen Gefühle des Herzens.

Die Prinzessin war von Allem, was sie heute gesehen und gehört hatte, ergriffen. Als sie nach Hause fuhr, lehnte sie sich in die Tiefe des Wagens und versank in Schweigen, als sänne sie einem Traume nach. Es war eine stillselige Mondnacht.

## Zweites Kapitel.

Das Schloß Grafenpfalz war im prachtigen Stile der Renaiſſance erbaut. Es ſtand in langer Fronte auf einem natürlichen Erdwalle, über Pfeilern erhoben ſich Halbſäulen, und zierliches Giebelwerk bildete nach oben den Abſchluß; dazwiſchen liefen als Verbindung eigenthümliche Bander und Laubzüge. Arabesken ſchlangen ſich um Medaillons, und die Geſimſe der Fenſter zeigten geſchnörkelte Vorſprünge und muſchelartige Verzierungen. Der Graf bewohnte es im heurigen Jahre noch nicht, die Geſellſchaft, die ſich geſtern auf deſſen Terraſſe eingefunden hatte, machte nur einen vorübergehenden Beſuch, und ſein Oberkammerdiener war erſt heute herausgekommen, um einige Vorkehrungen auszuführen, damit, ſobald es des Grafen Laune beziehen wollte, kein Hinderniß im Wege ſtehe. Im Geleite des Kammerdieners waren ein paar Wagen angekommen, die Gegenſtände brachten, welche man, obwohl das Schloß das ganze Jahr eingerichtet blieb, doch nicht in den unbewohnten Gemachern zurücklaſſen konnte. Es waren

dies einige Bilder und Denkzeichen, deren Anblick Faramond nicht lange entbehren mochte, Koſtbarkeiten und Nippſachen, die der Kammerdiener fremder Aufſicht nicht anvertraute, und endlich mehre neu angeſchaffte Zierlichkeiten, deren Wechſel die Mode jeden Jahres anempfahl.

Ueber einige Stufen, die nach der Länge des Gebaudes hinliefen, trat man durch drei Thore in die Halle des Erdgeſchoſſes. Sie ſchwang ſich hoch und luftig in die Höhe und umgab die prachtvolle Haupttreppe. Niſchen aus Marmor ſchloſſen ſie, in denen Fontainen rieſelten. Rückwarts trat man an der einen Seite auf die Terraſſe, an der andern in die Veranda des Wintergartens. Darunter breiteten ſich die reizenden Parkanlagen aus. Der Billardſaal, die Bibliothek und das Sommerſpeiſezimmer bildeten die vorzüglichen Gemächer des Erdgeſchoſſes. Die hohen Fenſter deſſelben waren heute geöffnet, und zahlreiche Diener beſchäftigten ſich mit dem Glanzen der Parkette, dem Poliren der geſchliffenen Wande und der Spiegel, mit dem Reinigen der Teppiche und dem Ordnen des zahlreichen Geräthes. Kamine aus Marmor zeigten, daß dieſe hohen Gemacher auch in der kalten Jahreszeit bewohnt werden konnten. Gleichſam als ſollte der Gebieter ſchon morgen in den ländlichen Palaſt einziehen, wurden auf Geſtelle und Blumentiſche ſchone Gewachſe

und ſeltene Blumen gebracht. Ungeachtet mit dieſen Zurüſtungen viele Leute beſchäftigt waren, wurde doch jede einzelne mit ſolcher Sicherheit und Ruhe verrichtet, wie ſie nur lange Einübung und traditionelle Genauigkeit in alten, vornehmen Häuſern zu Stande bringen können. Die Bedienten vollzogen ſchweigend oder leiſe redend ihre Aufträge, als ob ihre Herrſchaft in der Nähe wäre, jeder von ihnen wußte genau, was ihm oblag und bewegte ſich mit Meiſterſchaft in dem Kreiſe ſeiner Pflichten. Die Blumentöpfe und die Kübel mit den Geſträuchen und den Pflanzen vom Kap und aus der Südſee wurden unter Aufſicht des Gärtners von ſeinen Gehilfen und Lehrburſchen bis zum Eingange der Halle getragen, dort übernahmen ſie die Hausbedienten und vertheilten ſie unter Leitung des Tafeldeckers, deſſen Geſchmack auch in dieſer Richtung unter ihnen als maßgebend angeſehen wurde, einzeln und in Buſchwerken in den Gemächern. Bei der Aufſtellung der Einrichtungsſtücke wurden mitunter neue Gruppen verſucht, und allenthalben zeigte ſich Eifer und Fleiß. Alles zur Zufriedenheit des Grafen herzurichten. An den Schränken, welche das Prozellan und Glaswerk, das Silberzeug und die Hauswäſche verſchloſſen, waren zwei Greiſe beſchäftigt, die, faſt gleich an Jahren, doch in Ausſehen und Anzug auffallende Gegenſätze bildeten. Der eine war Verwalter des Schloſſes; er hatte mit den deut-

ſchen Hilfstruppen in Spanien und bei Moskau unter Napoleon gefochten, trug noch gerne einen Ueberrock nach Soldatenſchnitt und hielt ungeachtet ſeiner durch und durch weſtphäliſchen Natur den kleinen Kaiſer für den größten Helden aller Jahrhunderte. Ein gewaltiger Schnurrbart, grau wie ſein Haupthaar, bedeckte die volle Oberlippe, und eine breite Narbe lief ihm über die Stirne, dabei war er noch ganz rüſtig, die Landluft bekam ihm vortrefflich und röthete ſeine Wangen.

Es war eine alt hergebrachte Ordnung, daß der Verwalter jedes Jahr, bevor der Graf das Schloß bezog, den Inhalt der Schranke an den Oberkammerdiener übergab, und bei dem Abzug von ihm wiederentgegennahm. Man fand dann jederzeit Alles in beſter Ordnung, beide Greiſe wußten es, dennoch wies und zählte jeder von ihnen ſeinem Collegen die Stücke mit unerſchütterlicher Genauigkeit vor, während dieſer mit vollem, gegründetem Vertrauen ſolche Umſtändlichkeit abzuweiſen verſuchte.

So oft ſie mit einem Schranke zu Ende gekommen waren, griff dann jeder der Hausoffiziere nach der ſilbernen Doſe in ſeiner Taſche, ſchnippte ſie und präſentirte dem andern eine Priſe. Dieſer nahm ſie ebenſo regelmäßig und ſchlürfte ſie in die Naſe, obwohl jedem von Beiden der eigene Schnupftabak viel lieblicher ſchmeckte, als der des Kameraden.

Indeſſen ſo war es ſeit Jahren immer geweſen, Verwalter und Kammerdiener waren darüber alt geworden, und mochten es jetzt, dem Grabe näher als je, am wenigſten ändern.

Der Kammerdiener war um ein Geringes jünger als Jener, man ſah es ihm aber nicht an, die Stadtluft, in der er meiſtens lebte, hatte die Rechnung vielmehr zu Gunſten des Andern geſtellt. Auch Gerſtenberg, ſo hieß der Kammerdiener, hielt ſich noch kerzengerade wie der alte Soldat, aber es lag etwas Mühevolles in ſeiner würdigen Stellung, man konnte vorausſehen, daß wenn er ein Mal auch nur einen Tag lang ſeinem Rückgrate die Kurve erlaubte, die Rückkehr zur geraden Linie kaum mehr möglich ſein würde.

Gerſtenberg hatte ſpärliches ſchneeweißes Haar, das ſorgfältig gepflegt über dem fahlen Geſichte faß; der gänzliche Abgang jedes Bartes ließ das Gerippe ſeiner Züge noch entſchiedener hervortreten und gab denſelben, ungeachtet er ein halbes Lächeln zur ſtehenden Maske gewählt hatte, einen Ausdruck von Harte und Unbeugſamkeit. Er trug einen rein gebürſteten ſchwarzen Frack, deſſen Schnitt ſich dem Staatskleide näherte, ein blendendweißes Halstuch, gleiche Bruſtkrauſe und Manſchetten und kurze ſchwarze Hoſen mit ſeidnen Strümpfen und Schnallenſchuhen. Sobald er funktionirte, führte er auch einen dünnen Degen mit

Griff und Kette von blau angelaufenem Stahl an der Seite. So ſtellte er vollkommen das Muſterbild eines Hausoffiziers dar, wie ſie ſeit dem Anfange unſeres Jahrhunderts bereits auszuſterben begannen.

Der Schloßverwalter und der Oberkammerdiener hatten nur ein Mal mit einander Zank gehabt, dies fand kurz nach des Erſteren Eintritt in die Dienſte des gräflichen Hauſes Statt; der napoleoniſche Soldat pries damals ſeinen Feldherrn mit dem vollen Feuer der alten Garde; Gerſtenberg dagegen war entſchieden deutſch geſinnt in der Bedeutung, die man damit zur Zeit der Befreiungskriege verband. Sie kamen hart an einander und es war nahe daran, daß ſie für ihr ganzes Leben entſchiedene Feinde geworden wären. War's Gutmüthigkeit, Klugheit oder die Folge des Wohlwollens, das ſie bereits für einander gefaßt hatten, genug, einer wie der andre lenkte noch zur rechten Zeit ein, und damit ſich ein ähnlicher Auftritt nicht wieder ereignen konnte, war es ſeitdem zur ſtillſchweigenden Uebereinkunft zwiſchen ihnen geworden, dieſen ſtreitigen Punkt unter ſich nicht mehr zu berühren. Dafür hatte der Schloßverwalter aus ſeinem Zimmer nach und nach ein napoleoniſches Kabinet gemacht; Büſten und Bilder, die den Kaiſer in allen Lagen ſeines Lebens darſtellten, bedeckten Schrank und Wände und wurden an den Erinnerungstagen der Kaiſerzeit mit Blumen und Krän-

zen geſchmückt; auch eine Gardeuniform hing zwiſchen Waffentrophäen. Der Oberkammerdiener wußte davon und glaubte ſich nun auch ſeinerſeits verpflichtet, ſein Wohnzimmer im Schloſſe mit den Abzeichen ſeiner Ueberzeugungen ausſchmücken zu müſſen. Da hingen denn die Stifter der heiligen Allianz, die Königin Luiſe, Stein, Blücher, Schwarzenberg, Scharnhorſt, Jahn und die Bilder aller Jener, welche im erſten Viertel unſeres Jahrhunderts als die Vertreter deutſcher Geſinnung angeſehen zu werden pflegten. Ungeachtet dieſer Schauſtellungen blieben der Schloßverwalter und Gerſtenberg doch immer die beſten Freunde, der gegenſeitige Umgang war ihnen für die Zeit, da letzterer ſich jährlich in Begleitung des Grafen auf dem Schloſſe befand, zum Bedürfniſſe und zur Gewohnheit geworden. Nur hatte jeder von ihnen wegen der erwähnten anſtößigen Ausſchmückung vermieden, den andern auf ſeinem Zimmer zu beſuchen; um jedoch das Vergnügen des gegenſeitigen Umganges gleichwohl in ausgedehnterem Maße zu genießen, hatten ſie ſich gewöhnt, ſich in freien Stunden auf dem Zimmer des Mundkochs oder des Leibjägers zu finden und ihre Partie auf dem Damenbrette zu ſpielen. Derjenige der beiden Letzteren, deſſen Zimmer zu dieſen Zuſammenkünften gewählt wurde, fand ſich dadurch jederzeit vorzüglich geehrt und ſorgte dafür, daß Tiſch und

Stühle blank und gebohnt vorgefunden wurden, trachtete auch, daß irgend ein beſonderes Zeichen von Wohlhäbigkeit oder Eleganz den würdigen Gaſten vor den Augen lag. Dieſes, war's nun eine ſilberbeſchlagene Pfeife oder eine neue Uhrkette, wurde dann vom Kammerdiener nicht überſehen, ſondern ſeiner beſondern Beachtung und Anpreiſung unterzogen. Im Laufe der Jahre waren die napoleoniſchen Händel zwiſchen dem alten Soldaten und dem Kammerdiener faſt gänzlich vergeſſen worden. Der Kaiſer war auf Sanct Helena geſtorben, auch den König von Rom hatte das Schickſal ereilt und die Julirevolution den Boden der Politik allmälich abgeebnet; Herr Gerſtenberg hatte ſich eben vorgenommen, beim nächſten Landaufenthalte ſeinen alten Freund ohne Weiteres in deſſen Zimmer zu beſuchen, als die Revolution des Jahres 1848 wieder einen Napoleoniden auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte erſcheinen ließ und die völlige Ausgleichung der alten Freunde von Neuem verhinderte.

Ließ ſich ſeitdem in des Verwalters Geſichte auch manchmal ein Zug abſonderlicher Befriedigung nicht verkennen, ſo blieben ihre gewohnten Beziehungen dennoch ungetrübt, ſie beſuchten ſich gegenſeitig in den Zimmern ihrer Klienten, zogen Dame wie bisher und verrichteten zwei Mal in jedem Jahre die feierliche Uebergabe des Schloßinventars.

Wie wir gesehen haben, waren sie eben wieder damit beschäftigt. Schrank um Schrank war in bester Ordnung befunden worden, beim Zuschließen eines jeden wurden gegenseitig die üblichen Prisen aus den silbernen Dosen genommen, und sobald beim Oeffnen eines neuen Schrankes der Kammerdiener gegen die sorgfältige Umständlichkeit Einsprache erhob, entgegnete der Verwalter, wie er es jederzeit zu thun gewohnt war: „Bitte, bitte, Herr Gerstenberg, Ordnung muß in Allem vorhanden sein."

Sie hatten ihr Geschäft fast schon zu Ende gebracht, da wurde der Verwalter eines fremden Gesichtes gewahr, das mit dem letzten Wagen angekommen sein mußte, und sich nun unter den Livreen des Hauses zu schaffen machte.

„Sagen Sie mir, Herr Gerstenberg, wer ist denn dort jener Mensch im schwarzen Fracke?"

„Bald hätte ich vergessen, Herr Beck, Ihnen mitzutheilen, daß der Herr Graf einen zweiten Kammerdiener aufgenommen hat."

„Was! einen zweiten Kammerdiener, und Herr Gerstenberg ist doch die Perle aller Hausoffiziere!"

„Mißdeuten Sie diesen Schritt unseres Gebieters nicht, er geschah auf meine eigene Bitte: nicht daß ich mich für den Dienst nicht mehr tüchtig genug fühlte, aber in den Siebzigen schwebt man doch eigentlich schon

zwiſchen Thüre und Angel. Ich mußte Vorſorge treffen. Was ſollte geſchehen, wenn ich dereinſt aus dieſem irdiſchen Daſein abberufen werde? Glauben Sie mir, Herr Beck, der Herr Graf hat Angewöhnungen, die nur jahrelange Uebung zu befriedigen im Stande iſt; auch giebt es in einem ſo vornehmen Hauſe Geheimniſſe, — Sie wiſſen das, Herr Beck," fügte er mit faſt bewegter Stimme hinzu und drückte dabei die Hand des Schloßverwalters, „Geheimniſſe, die nur einem bewährten treuen Diener überliefert werden können."

Der Schloßverwalter nickte zuſtimmend mit dem Kopfe; Erinnerungen aus der Geſchichte des gräflichen Hauſes ſchienen wie vorüberziehende Wolken einen Schatten auf das ſonſt ſo heitere Geſicht zu werfen.

„Doch ich unterließ noch immer, Sie mit unſerm neuen Genoſſen bekannt zu machen."

Der Oberkammerdiener winkte dem Manne im ſchwarzen Fracke, und dieſer eilte mit dem ſichtbaren Eifer, Bereitwilligkeit zu zeigen, herbei.

„Erlauben Sie, Herr Beck, daß ich Ihnen Herrn Daniel Püttner, den zweiten Kammerdiener Seiner hochgräflichen Gnaden vorſtelle, — Herr Daniel Püttner, Sie ſehen Herrn Beck, Schloßverwalter Seiner hochgräflichen Gnaden vor ſich."

Die Präſentation geſchah mit einer Förmlichkeit, die

in einem Kreiſe von Diplomaten nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hätte, auch der neue Kammerdiener ging mit Leichtigkeit in die Weiſe ſeines Gönners ein und zeigte das Beſtreben, im neuen Kreiſe jedenfalls einen günſtigen Eindruck zu machen. Der Schloßverwalter erwies ſich freundlich, doch ließ er zu gleicher Zeit einen prüfenden Blick über den hinzugekommenen Hausgenoſſen ſtreifen von dem es ungewiß blieb, ob er mit voller Befriedigung zurückkehrte. Es wurden die gewöhnlichen Redensarten ausgetauſcht, bis endlich Berſtenberg auf einige Verrichtungen hinwies, die ihm und ſeinem neuen Gehilfen im Stockwerke oblagen.

Aus dem Bibliothekſaale führte eine Treppe von Mahagoniholz unmittelbar in das Kabinet des Grafen, die Stufen waren mit Tuch belegt, und die ganze Einrichtung erſchien ebenſo bequem als wohnlich. Dieſe Stiege benutzten jetzt die beiden Domeſtiken, ein Bedienter begleitete ſie und öffnete die Fenſterladen des Stockwerkes.

Die Frühlingsſonne goß einen goldnen Strahl in das Zimmer, draußen ſtanden alte Baumgruppen im Wieſengrün, ein kleiner, künſtlich angelegter See lag etwas entfernter. Das Landſchaftsbild war einfach aber reizend und ſtimmte vollkommen zum Gebäude in dem ſie ſich befanden.

Auch das Zimmer, durch deſſen Fenſter ſie ſchau-

ten, machte einen ſehr angenehmen Eindruck, es verband Eleganz mit Traulichkeit: den Boden verbarg ein grüner Teppich mit Roſenknospen, die Wand zeigte ein ſanftes Grau von Goldleiſten eingerahmt und mit zierlichen Aquarellen und Statuetten bedeckt, alle Einrichtungsſtücke waren bequem, einfach und doch von koſtbarer Auswahl. Eine große antike Marmorvaſe ſtand zwiſchen den Fenſtern, und war beſtimmt von Epheu und Blumen umgeben zu werden. Quer in der Ecke war der Schreibtiſch aufgeſtellt; ſeine Größe und der Inhalt der Bücherſtelle zeugten auch von ernſten Studien, während ſeine Form, der Stil aller Kleinigkeiten, die ſich darauf befanden, und manche halb verborgene Ausſchmückung die Freude des Beſitzers an einfacher Schönheit verriethen. Der Bediente beſchäftigte ſich mit dem Reinigen der Geräthe und Rahmen. Herr Gerſtenberg hatte ſelbſt ein zierlich ausgelegtes Käſtchen heraufgetragen, wiſchte es mit einem Seidentuch blank und ſtellte es dann ſorgfältig auf einen Marmorſockel neben dem Tiſch, auch zog er aus einem ledernen Ueberzuge ein Bild, das er auf dem Schreibtiſch aufſtellte und ſogleich mit einem Schleier von ſchwarzem Krepp überdeckte.

Dennoch hatte der kurze Augenblick hingereicht, Püttner einen Frauenkopf ſehen zu laſſen, der ungewöhnliche Schönheit zu beſitzen ſchien. Obwohl ſeine

Neugierde erwacht war, hütete er ſich, an ſeinen Gönner irgend eine Frage darüber zu ſtellen; dieſer ſelbſt aber mochte die Regung in ſeinem Innern errathen, und da ſich der Bediente eben entfernt hatte, bemerkte er mit Würde und Wohlwollen: „Dieſes Kabinet bediene ich ausſchließlich, ich hoffe, daß die Zeit nicht fern iſt, da ich es Ihrer Obſorge werde überlaſſen können. Dieſes Schloß, Herr Daniel Puttner, birgt manche Geheimniſſe, jenes ſchwarz verhängte Bild gehört darunter, bald wird Ihnen ſein Anblick geſtattet ſein, auch der Tag wird vielleicht kommen, an dem ich Ihnen ſeine Geſchichte werde mittheilen dürfen. Bis dahin, ich bin überzeugt, werden Sie die Sitte des Hauſes ehren, und nichts erforſchen wollen, das Ihnen nicht freiwillig anvertraut wird.“

Das Kabinet war bald in Ordnung gebracht, Herr Gerſtenberg ſchloß es an beiden Thüren ab und führte ſeinen Gehilfen in die anſtoßenden Zimmer. Eine Flucht von Gemächern und Sälen lag vor ihnen, alle waren reich ausgeſtattet und zeigten jenen eigenthümlichen Geſchmack, der gewöhnlich nur den Mitgliedern des höchſten Geſellſchaftskreiſes eigen iſt. Gerſtenberg wies hier den einzelnen Bedienten verſchiedene Verrichtungen zu, während es ihm offenbar Befriedigung gewährte, dem neu in den Dienſt Getretenen die Pracht des Schloſſes zu zeigen.

„Nicht wahr, Herr Daniel Püttner, hier iſt gut ſein, das haben Sie weder beim Freiherrn von Zoll, noch bei der Oberhofmeiſterin geſehen.“

„Gewiß nicht, nur mein früherer Herr, Baron Amſchel, konnte auf ſeine Landhäuſer ſo viel verwenden.“

„Daß er's kann, das glaub' ich, — auch daß er's thut, will ich nicht in Abrede ſtellen; aber das Geld allein macht's nicht, mein Lieber. Bedecken Sie die Plafonds mit Gold, breiten Sie perſiſche Gewebe unter die Füße, hängen Sie Bilder der erſten Meiſter an die Wände, damit iſt's noch nicht ausgerichtet, Herr Daniel Püttner; auch der erſte Freudenmeiſter aus Paris vermag da nicht zu helfen; der noble Geſchmack, ich verſichere Sie, liegt nur im Blute, der erlernt ſich nicht und wenn man funfzig Jahre erſter Kammerdiener eines vornehmen Herrn geblieben wäre. Bis zum Baron Amſchel glaube ich es ſelbſt längſt gebracht zu haben, aber Seine gräfliche Gnaden ſind ein Meiſter der Nobleſſe. Die Stellung jedes Tiſches verräth Genialität; gerade der Mangel der Abſicht erreicht die höchſte; was hier unterlaſſen blieb, ſchlagt die größte That anderer Salons. Und dann, öffnen Sie die Naſenflügel und ſaugen Sie die Luft in vollen Zügen: hier giebt es echt vornehme Atmoſphäre, wie ſie der Baron Amſchel mit allen Wohlgerüchen der Welt in ſeinen Paläſten nicht herzuſtellen vermag.“

Der zweite Kammerdiener verſtand es, in einer Weiſe beizuſtimmen, die Herrn Gerſtenberg behagte.

„Ich wußte wohl," fuhr dieſer fort, „daß Sie Ihren neuen Platz zu würdigen verſtehen werden. Dies und Ihre Verſchwiegenheit veranlaßten mich, Sie dem Grafen in Vorſchlag zu bringen. Glauben Sie mir, Herr Daniel Püttner, in einem Hauſe, wie dieſes, ſieht und hört man Vieles, was nie über die Lippen eines treuen Dieners kommen darf. Sie haben bei der Frau Oberhofmeiſterin Excellenz die Probe beſtanden, ſehen Sie, darum wählte ich Sie. Als der Majoratsherr auf dem Paradebette lag und die Hände über der Bruſt gefaltet hielt, als Sie, Herr Daniel Püttner, dann die Wachsfackel mit dem Wappenſchilde ſeinem Bruder vortrugen, der knapp hinter'm Sarge dem Erbbegräbniß zuſchritt, — als ich damals ſah, daß Ihre Hand dabei nicht zitterte, und als Sie auch ſpäter über die Geſchichte ſchwiegen, wie das Grab, das den Todten umfangen hatte, — habe ich bereits damals bei mir erwogen, daß Sie würdig ſind, mein Nachfolger zu werden. Sie brauchen die Augen nicht niederzuſchlagen, Herr Daniel Püttner, derlei ehret Unſereiner, auch will ich, obwohl Sie außer der alten Excellenz der Einzige ſind, der dabei war, als jenem Todten die Kugel durch das Herz fuhr, Sie darum nicht abhorchen: da ſei Gott für! ich bin nicht vorwitzig, und,

glauben Sie mir, Jeder von uns hat ſein Stück Geheimniß mit ſich in die Grube zu tragen."

Der Alte hatte ſeinem Nachfolger dabei mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Hände auf die Achſel gelegt.

„Darum ſehen Sie," fuhr er fort, „taugen auch nur ſo wenige Bediente zu Kammerdienern; uns, mein Lieber, ſchneidet man nicht aus jedem Holze, und es iſt faſt ebenſo ſchwer, ein echter Graf, als ein echter Kammerdiener zu ſein; ja unſere Herren haben noch den großen Vortheil voraus, daß es bei ihnen im Blute liegt, wir aber müſſen es uns erſt herbeiziehen und anlernen. Deßhalb müſſen wir uns aber auch ſelbſt und gegenſeitig recht zu achten nicht verſäumen; auch unſer Aeußeres ſtimme damit überein: die Kleidung muß ſtets ſauber und propre ſein. Ein Kammerdiener darf ſich nie im Hausrocke ſehen laſſen, auch die Bärte jeder Art geziemen ſich nur für Herren oder für Bediente, ein Kammerdiener erſcheine täglich friſch barbiert. So wie die andern Hausoffiziere begrüßen wir uns ſtets mit Herr, auch unſer Schreibname gebührt uns bei der Anſprache; die Bedienten rufen Sie nur mit dem Taufnamen, und ſelten, als beſondere Auszeichnung, können Sie ein Monſieur vorſetzen, den Herrn unterlaſſen Sie bei ihnen ſtets. Ich verſichere Sie, ich habe unſere Leute gut eingeſchult; die Burſchen dürfen den Abſtand von ſich zum Kammer-

diener nie vergeſſen. Warten Sie, ich will Ihnen gleich ein Beiſpiel unſrer ſtrengen Disciplin geben. „„Jean, ich werde die Bilder im großen Saale abſtäuben, bringen Sie mir den Pfauenfederwedel; Herr Daniel Püttner wird mir dabei helfen, ſeien Sie ſo gefällig, Monſieur Jean, auch dem zweiten Herrn Kammerdiener eine Bürſte zu bringen.““

Der letzte Theil des Auftrages ſchien dem Angeredeten wenig zu behagen, er warf einen lauernden Blick nach Daniel Püttner, gleichwohl war er fortgeeilt und überreichte dem Oberkammerdiener den verlangten Federwiſch und legte auch die Bürſte vor Herrn Püttner auf den Tiſch.

Gerſtenberg hatte während des Vorganges vor Spannung geſchwiegen, jetzt gab er, ungeachtet der letzte Theil ſeines Auftrages faſt abſichtlich theilweiſe umgangen wurde, ſeinem Gehilfen heimlich einen zufriedenen Wink des Verſtändniſſes, der zu fragen ſchien, ob er zu viel verſprochen habe.

Beide gingen hierauf in den Feſtſaal, deſſen Fenſter bereits geöffnet waren. An den Wänden hingen die Vorfahren des gräflichen Hauſes in ſchweren Goldrahmen.

Gerſtenberg trug eine Doppelleiter mit Püttner's Hilfe zu den Bildern, und beſtieg ſie dann ungeachtet der Einwendungen des Letzteren. Der Greis geſtattete ihm nur, daß er ſie unter ihm feſthielt.

„Sehen Sie," begann er, als er bereits auf den Stufen ſtand, „dieſe Ahnenbilder reinige ſtets ich ſelbſt vom Staube, es ſind nun faſt fünfzig Jahre her, ſeit mich keine andere Hand bei dieſem Geſchäfte ablöſete. Wenn ich es Ihnen überlaſſe, Herr Daniel Püttner, dann werden Sie bald auch erſter Kammerdiener des Grafen ſein."

Einen Augenblick hielt er vor dem Ernſte der Worte ſchweigend an, dann aber begann er rüſtig mit den Pfauenfedern über die Rahmen zu fahren. „Es ſind auch herrliche Bilder das; derlei kamen Ihnen beim Baron Amſchel wahrlich nicht unter die Augen. Sehen Sie, dieſer hier, den ich eben in der Arbeit habe, iſt der erſte bekannte Urahn unſeres Grafen, er war ein Ritter der Tafelrunde und focht an Roland's Seite. Hier der Zweite drückte ſeinen Schwertknopf auf den Vertrag von Verdun und half unſer Deutſchland machen; jüngſt waren es ſeitdem gerade tauſend Jahre. Hier, Der mit dem rothen Kreuz an der Bruſt zog in's gelobte Land und vertrieb die Heiden vom Grabe unſeres Heilandes. Der Alte da im Barte und die vier blonden Jünglinge nach ihm ritten mit Friedrich dem Hohenſtaufen über die Wahlſtatt von Mailand und ſtreuten Aſche und Salz auf die Stelle, an der vorher die Königin der lombardiſchen Städte ſtand. Sein Enkel focht gegen Ottokar und die Böhmen und des

Enkels Enkel wies den Bauernlümmeln bei Sempach die Wege, als ſie mit Gewalt der Freiheit eine Gaſſe öffnen wollten. Bei Gott, hätt' ich einen Sohn, hier würde er Geſchichte lernen müſſen, die Vorfahren des Grafen wären die beſten Illuſtrationen zu dem Buche. Aber auch die Ahnfrauen des Hauſes zeigen das edle Blut, das in ihren Adern rollte; manche von ihnen iſt einem regierenden Hauſe entſproſſen, und jede iſt von ebenbürtigem Adel. Betrachten Sie für alle dieſe Eine, Herr Daniel Püttner, die Letzte in der Reihe, ſie iſt unſeres Grafen Mutter, ſeien Sie Menſchenkenner ſo viel Sie wollen, doch werden Sie den Charakter dieſer Frau und ihr Schickſal aus dem mit Hoheit zurückgeworfenen Nacken, aus dieſen gebietenden Augen nicht herausleſen können. So ließ ſie ſich eben für den Ahnenſaal malen, im grünen Zimmer drüben hängt ein anderes Konterfei von ihr, an dem können Sie den Kummer, den ſie gelitten, ſchon deutlicher wahrnehmen, auch hält ſie dort ein Herz in der Hand, das neun Todtenköpflein umgeben, es iſt das ihre, und dieſe bedeuten die neun Kinder, die ihr vorgeſtorben ſind. Graf Faramond war das einzige, das zurückblieb; die vortreffliche Frau liebte ihn aber auch mit einer Heftigkeit, wie deren eben wieder nur eine ſo vornehme Dame fähig iſt. Noch auf dem Todtenbette mußte ich ihr ſchwören, ihm treu zu bleiben und über ihn zu wachen, ja, über ihn zu wachen,

beliebte ſich die Sterbende auszudrücken; und ich hab's ihr zugeſchworen," fuhr der Greis mit Lebhaftigkeit fort, „und hab's gehalten und werde es, und wäre bereit, ſo alt ich bin, dieſen Degen in das Herzblut Desjenigen zu tauchen, der ſich an ihn, der ſich an ſein Leben, an ſeine Ehre heranwagte. Ja, Herr Daniel Püttner," fügte er bei, und ſeine Hand ſank langſam vom Paradedegen, „ſelbſt vor einem Morde, wenn er nothwendig iſt, darf ein treuer Diener ſeines Herrn nicht zurückſchrecken. Dennoch iſt er noch unvermählt," ſetzte er in plötzlicher Trauer hinzu, „was würde die alte Gräfin ſagen, wenn ſie mit anſehen müßte, daß der letzte Sproſſe des Geſchlechts ſeinen Stamm vernachläſſigt und unbekümmert gewähren läßt, daß man ſeinem Sarge dereinſt das Wappen umgekehrt aufheftet. Ich trage nicht Schuld daran, erlauchte Frau, ich habe meinen Schwur gehalten, ich war treu, um ſelbſt an meinem eigenen Herzen irre zu werden."

Der alte Mann hatte die Tragſtiege verlaſſen; für heute ſchien er keine Luſt mehr zu weiteren Mittheilungen zu haben; aber ſo viel ergab ſich, die Chronik des Hauſes war reichhaltig, und mehr als eine Stunde mochte mit der Darlegung der denkwürdigſten Begebenheiten ausgefüllt werden können.

Der Graf ſelbſt kam noch an dieſem Tage auf ſein Schloß, um einige Anordnungen zu treffen.

Alberich befand ſich in ſeiner Geſellſchaft; der ſchöne Tag lockte den Grafen bald aus dem Hauſe in den Park. Dieſer war ganz im Stile England's behandelt, kurzgeſchornes Gras umgab einzelne Beete voll Blumen derſelben Gattungen, alte Baumgruppen ſtanden bei einander, und am Ufer des Sees lag eine Jacht in jedem Augenblicke zum Gebrauch bereit.

Dieſe Vergleichspunkte mit England mochten das Geſpräch auf dortige Zuſtände gelenkt haben. Faramond, ein Verehrer derſelben, verbreitete ſich darüber mit Liebe und äußerte endlich: „Das eben iſt das Vorzügliche der engliſchen Verfaſſung, daß ſie nicht nach einer idealen Schablone zugeſchnitten wurde, ſondern daß man ſich zuerſt mit einem praktiſch entſtandenen Mangelhaften begnügte, und deſſen Verbeſſerungsfähigkeit hiſtoriſch benutzte. Den letzten großen Fortſchritt, obwohl ohne Geſetz, vermittelte Sir Robert Peel, als er durch die Redlichkeit perſönlicher Ueberzeugungen zuerſt den Egoismus der Parteien durchbrach und ihre Reihen löſte."

„Und doch beglückt auch dieſe Verfaſſung das Volk nicht. Ich will nicht die Millionen Irländer und engliſch-ſchottiſchen Proletarier, nicht die unſeligen Leute in Oſtindien und in den Colonien in Betracht ziehen, ich nehme das engliſche Volk als ein Individuum, als ein Ganzes. Auf ihm liegt ungeachtet ſeiner Verfaſſung

und durch ſie der Fluch des Königs Midas: in ſeinen Händen wird zu ſeinem Unheil Alles zu Gold. Und mitten unter dieſen Haufen Goldes wird es dereinſt verhungern und verkümmern. Eines nur muß man ſeiner Verfaſſung zugeſtehen: ſie iſt wahr und aufrichtig, ſie geſteht es offen, daß die Souveränetät weder beim Könige noch beim Volke zu ſuchen iſt, ſondern daß ſie in die Hände der Ariſtokratie gelegt iſt, daß der König nichts weiter als der erſte Ariſtokrat des Landes iſt, und daß hinter der Ariſtokratie der Geburt und des Geldes das unberechtigte Helotenthum beginnt. Allerdings finden Sie in jeder Fabrik, im Arbeitshauſe und ſelbſt im Gefängniſſe eine bill of rights an die Wand geheftet, aber ſie enthält nur das Recht, nach dem der Arbeiter zur Arbeit angehalten, der Häftling gemaßregelt werden kann. Die Rechte und Pflichten ſind ſo vertheilt, daß dem Reichen alle Rechte, dem Armen alle Pflichten zufallen."

„Dennoch," wendete der Graf ein, „werden Sie zugeben, daß alle Bemühungen ſpäterer Jahrhunderte nichts ſo Haltbares mehr hervorgebracht haben."

„Mag ſein; dies kann aber ebenſo gut beweiſen, daß man nach etwas Unauffindbarem ſuchte. Zum Heile der Menſchheit wird dieſer unſichere Weg allmählich faſt überall aufgegeben. Glauben Sie mir, die Zeit der Conſtitutionen iſt vorüber. Der dritte Stand iſt

emancipirt, mehr konnten ſie nicht leiſten. Nicht mehr die Form, der Inhalt ward zur brennenden Frage; mit Klappwörtern iſt's nicht mehr gethan, das Volk ſchreit nach Erlöſung und nach Glückſeligkeit. Beides kann ihm ein Deſpot ebenſo leicht bringen, als die Vertreter des Bürgerthums. In der That haben jetzt einige unſerer Könige die ſocialen Fragen in die Hand genommen und arbeiten an der Emancipation der Armuth. Der vierte Stand hofft mit Vertrauen auf die große Reviſion der Geſellſchaftslehre. Walte Gott, daß der Genius der Menſchheit dabei hilfreich zu Gevatter ſtehe. Auch in der geiſtigen Welt gehen nur die Geburten gut von Statten, die mit dem Kopfe beginnen. Leider ſteht, wo ein Heiland das Licht der Welt erblickt, nur zu oft auch Ochs und Eſel an der Krippe. Wie dem aber ſei, Eines iſt gewiß, nicht auf dem Gebiete der Verfaſſungen, ſondern auf dem der ſocialen Fragen wird die Neubildung der Welt zu Stande kommen."

„Glauben Sie in der That, daß wir ſchon ſo weit vorgeſchritten ſind? Mir klingt noch zu ſehr die Anſicht von geſtern in den Ohren. Kaum erſt ſollte Gott im Himmel der einzige abſolute König ſein; ja wäre es möglich geweſen, man hätte ſelbſt ihm eine Repräſentation der Menſchheit in den Divan für die Erdengeſchäfte gewählt; die Alten wollten ſeine Pairskammer in der Weltgeſchichte ſein, die Jugend ſein Comonhouſe.

Ich verſichere Sie, ſeit ich in den letzten Jahren all' das farbloſe Wortgeplätſcher in den Kammern hörte, haſſe ich ſelbſt die Springbrunnen in meinem Garten."

„Glauben Sie mir, jene Zeit iſt vorüber. Dafür, daß die Vertreter bevorzugter Stände in den Kammern ſich in bildender Rhetorik ergehen und großartige Emphaſe treiben, dafür, mein Herr, ſchlägt ſich das Proletariat nicht wieder. Es will nicht mehr für Phraſen ſein edles Blut vergießen."

„So wäre die Regiſtratur geſchichtlicher Thorheiten wieder um einige mächtige Fascikel reicher. Man müßte in der That zwei Zwerchfelle haben, um die Lächerlichkeiten der Gegenwart gehörig auslachen zu können, aber mehr als ein paar Dutzend Augen, wollte man alle nach Gebühr beweinen. Ich bin der Menſchheit müde; um den Reſt meiner Tage in Frieden hinzubringen, habe ich mich völlig auf mich ſelbſt zurückgezogen."

„Ich geſtehe, daß ich kein ſo Beruhigter bin; gerne würde ich zu jeder rettenden That für die Menſchheit meine Arme bieten. Nicht bloß die Herzen, auch die Waffen müſſen ſchlagen für die großen Ideen der Zeit."

„Es geht mit dem Leben und mit der Liebe wie mit den Bühnenſtücken, nur Wenige können ihre Ideale in eine compakte praktiſche Form gießen, ein Theil haſcht zu ſehr nach Knalleffecten, der andere zerſtäubt ſich in

Floskeln und leerer Rhetorik. Was mich betrifft, so bin ich ein Freund der Ruhe geworden, und liebe die starken Aufregungen nicht mehr. Ich trete jetzt bei Freude und Leid gleichsam außer mich selbst hinaus, d'rum kommt bei mir keines von beiden mehr zu rücksichtslosem Ausbruche; wie ein trüber Nebelfleck, wie das zweite Gesicht stehe ich oft mit untergeschlagenen Armen als nichtig neben dem eigenen Ich und beschaue mich selbst. Darum achte ich aber solche ursprüngliche schlagfertige Naturen, wie die Ihre, nicht minder. Sie, lieber Freund, besitzen überdies das seltene Talent, sich gegen Hochgeborne wie gegen Ihresgleichen zu betragen."

„Ich gestehe Ihnen, daß mir dies nie aufgefallen ist; ich behandle die Menschen eben als Menschen, und anerkenne den Adel als Thatsache, wie blonde oder schwarze Haare, oder allenfalls wie die Fertigkeit des Flötenspielens oder des Fischangelns."

„Da ich eben daran bin zu loben, so muß ich auch beifügen, daß es für mich sehr wohlthuend ist, daß Sie stets wahr sind und die Phrase verschmähen. Ich hasse sie wie die Sünde, an der Phrase verblutet die Jetztwelt."

„Ich hasse sie nicht so sehr, als ich sie häßlich finde. Ich halte die Phrase für einen Stilfehler des jüngsten Europa, im Leben wie in der Literatur. Das asiatische

China leidet daran ſchon ſeit Jahrtauſenden. Was immer heut' zu Tage geſchehen mag, hinterdrein eilt überall die lackirende Phraſe; man vergißt dabei, daß ſelbſt Meiſterbilder durch zu viel Firniß verdorben werden und vor der Zeit zu Grunde gehen."

„Wahrheit, Wahrheit — ein Königreich für die Wahrheit! Die Geſellſchaft der Hottentotten iſt anſtändiger als die unſere. Es gelang, ſelbſt in den einfachſten menſchlichen Verhältniſſen ſo viel Phraſe zwiſchen uns aufzuſchichten, daß das gegenſeitige Verſtändniß nachgerade unmöglich wird."

Das Geſpräch, deſſen Gang wir dem Leſer ſoeben durch einige Knotenpunkte angedeutet haben, wurde durch einen Reiter unterbrochen, der, ſobald er im Schloßhofe vernommen hatte, daß der Graf im Parke ſei, ſeinem Roſſe die Sporen gab und über den ſammtenen Raſen ſchnurgerade auf die Promenirenden zuſprengte. Er trug hirſchlederne Reithoſen mit Stulpſtiefeln und einen kurzen Jagdrock, ſein flachsblondes Haar flatterte voll über den Nacken. Dabei hieb er wild mit der Reitpeitſche um ſich, und ritt rückſichtslos über das Blumengrün.

„Ah, willkommen, Eitelfritz von Zollern," grüßte der Graf.

Der Angeredete hielt ſein Roß im wildeſten Sprunge, ſchwang ſich herunter und warf ihm die Zügel auf den

Rücken, unbekümmert, wohin es im Parke ſeine Hufe wenden mochte.

„Gott zum Gruße, Faramond, weißt Du, daß ich aus Sehnſucht, Dich zu ſehen, in Einem von Zimbelin nach der Grafenpfalz geritten bin?“

„Wärſt Du weniger Centaur, als Du biſt, ſo wüßt' ich Deine Aufmerkſamkeit zu ſchätzen.“

„Ich komme nur, Dir Parte zu geben, daß mich der alte Reichsgraf mit Gewalt zu ſeinem Schwiegerſohne haben will.“

Der Graf lachte von Herzen.

„Die Geſchichte iſt nicht ſo lächerlich, als Du anzunehmen beliebſt. Der Alte hat oft auch ſolide Mücken im Kopfe. Heute zum Beiſpiel verlangte er, ich ſollte meiner Braut einen Schmuck zum Geſchenke geben, und als ich ihm verſicherte, daß mir hundert Meilen in der Runde kein Menſch mehr einen Thaler borgt, gab er mir dazu ohne Weiteres fünfzig Goldſtücke. Horch, wie lieblich es in meiner Taſche klingt.“

„Hörſt Du, Eitelfritz, da biſt Du wieder ein Mal in einer Geſchichte, die Deine goldnen Sporen beſudeln könnte. Nimm Dich in Acht, Junker.“

„Warum ſoll ich nicht eine Tochter des Reichsgrafen zum Geſpons nehmen?“ unterbrach ihn der Genannte mit wüſtem Lachen. „Er läßt mir noch obend'rein die Wahl zwiſchen allen, die er gerade vorräthig

hat, und wenn mir von ihnen keine gefällt, iſt er erbötig, ſich mir zu Liebe noch ein Dutzend zu verſchreiben, bloß um meinem Geſchmacke gerecht zu werden. Hörſt Du, ſo gut wird einem Schwiegerſohn doch ſelten mitgeſ[illegible]. Und was unſer künftiges häusliches Glück anbelangt, mag Dir darum minder bange ſein, als um das Deinet andern Bekannten. Unfrieden wird es keinen im Hauſe geben. Doch über meinen Heirathsplänen vergißt Du, mich mit dieſem Herrn bekannt zu machen."

„Er iſt mein geiſtreicher Freund."

„Geiſtreich, jedenfalls weniger als reich allein, aber der Name?"

„Namen ſind nichts als die Ueberſchriften der menſchlichen Mixturen."

„Es ſcheint, Dein Freund hat Dich mit ſeinem Reichthume angefüllt. Ich reite gerade aus. Ich bin der Baron Zoll; weil ich Friedrich heiße und ein Wildfang bin, von Bekannten und Freunden Eitelfritz von Zollern genannt. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Alberich."

Eitelfritz ſchüttelte ſein blondes Haar etwas hochmüthig aus den Schläfen, der Blick, der über ſeinen neuen Bekannten glitt, verrieth nichts deſto weniger Antheil oder doch Neugierde.

„Obwohl ich jetzt ſechs Wochen im Lande weit her-

umſchwarmte, iſt mir von Herrn Alberich doch ſchon mehr bekannt, als ich mir ſchmeicheln darf, daß ihm von mir erzählt wurde. Namen aus Amerika, ſind intereſſanter Reiſender, Sonderling, Gentleman ohne Titel, haben Glück bei den Damen und ſo weiter. Freut mich, Sie kennen zu lernen."

Er ſtreckte die Hand vor ſich, wie zu einem Handſchlage; Alberich verneigte ſich, ohne einzuſchlagen. Eitelfritz deckte mit einer ungezwungenen Wendung dies zufällige oder abſichtliche Ablehnen.

Gleichwohl hatte dies erſte Begegnen über die künftige Stellung der zwei Männer entſchieden.

Eitelfritz wendete ſich hierauf wieder an den Grafen, und nahm von ſeinem Begleiter weiterhin nicht mehr Kenntniß, als es der Umgang zwiſchen gebildeten Leuten unabweislich erfordert.

Nach einem kurzen Imbiß kehrte man zur Stadt zurück; der Baron begleitete zu Pferde den leichten Wagen, den Faramond und ſein Begleiter beſtiegen hatten. Da er an der Seite des Grafen ritt und mit dieſem ein lebhaftes Geſpräch unterhielt, hatte Alberich volle Zeit, ſich ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Graf Faramond war ihm eine intereſſante Bekanntſchaft, die ſein Nachdenken in Anſpruch nahm. Ein Cavalier von älteſtem Adel und hocharistokratiſcher Geſinnung geſtattete er dennoch dem Menſchen volle Gel-

tung. Seine vornehmen Manieren gaben ſich als eine angeborne Eigenſchaft und verliehen ſeinem Witz und ſeinem ſcharfen Urtheil einen eigenthümlichen Reiz, ſein Reichthum ſchien wie Körperſtärke und männliche Schönheit zu ſeinem Weſen zu gehören, und ſein Stand ließ alle Talente und erworbenen Vorzüge im günſtigſten Lichte erſcheinen. Dabei machte ſeine Geſtalt den Eindruck männlicher Entſchloſſenheit, und der feine Zug um ſeine Lippen verrieth, daß der Graf über den Verhältniſſen zu ſtehen pflegte. Sein Charakter war offenbar von tiefem Gepräge, und auch ſein Herz erwies ſich jedes edlen Aufſchwunges fähig. Nichts deſto weniger hatte der Graf die Frühlingszeit ſeines Lebens vorübergehen laſſen, ohne ſich zu vermählen, auf ſeinem Haupte wurden bereits einzelne graue Haare ſichtbar, und dennoch zeigte er nicht im Geringſten Abſicht oder Neigung ſein Junggeſellenthum aufzugeben. Dieſe Laune wäre den Augen der Welt gar nicht aufgefallen, wenn Graf Faramond nicht der letzte Sproß ſeines Hauſes geweſen wäre, und wenn mit ihm nicht ein berühmtes Geſchlecht erlöſchen ſollte. Da Alberich bei ihm die hergebrachte Rückſicht für gegebene Verhältniſſe vorausſetzen konnte, ſo erſchien ihm dieſe Kälte des Herzens, dieſe folgenreiche Vereinſamung um ſo ſchwerer zu erklären. Nur lief ihm dabei eine Geſchichte durch den Kopf, die ihm die Prinzeſſin ange-

deutet hatte, als ſie ſich jüngſt in der Geſellſchaft des Grafen befanden. Dieſer hatte die heftigen Leidenſchaften, die ſeine Jugend unterwühlt haben mochten, offenbar abgethan, und den Kummer ſeines Herzens verwunden, die freie Stirn, das klare Auge bewieſen es; jedenfalls war aber hier ein Loos der Glückſeligkeit zu Grunde gegangen, und ein hoher Geiſt hatte die Kraft ſeines vollen Aufſchwunges verloren.

In ſolchen Gedanken fuhr Alberich an des Grafen Seite.

## Drittes Kapitel.

Um die Verhältnisse, mit denen wir es in dieser Geschichte zu thun haben, richtig aufzufassen, müssen wir jetzt um mehr als ein Vierteljahrhundert zurückgehen. Schloß Grafenpfalz, auf dessen Terrasse Graf Faramond seine Gäste bewirthete, trug zu jener Zeit den Ausdruck adeligen Reichthums vielleicht noch entschiedener als heute, aber Gebäude und Umgebung zeigen einen Stil, der schon damals für völlig veraltet gehalten wurde.

Besehen wir uns die Zustände jener Zeit etwas genauer.

Das Schloß hat noch Thürme an den Ecken. Mühsam gearbeitetes Stuckwerk umgiebt die Fenster, die durch schwere, korbähnlich ausgebogene Gitter gesichert sind, und im wasserlosen Graben weiden ein paar Dammhirsche. Der Gedanke, Grafenpfalz gegen allfällige Angriffe zu vertheidigen, scheint noch nicht ganz aufgegeben. Im Innern ist reiche Pracht an

Seidentapeten und ſchweren damaſtnen Vorhängen vorhanden, aber die Farben, vorzüglich das beliebte Hochroth, ſind ſchon angeblaßt und die Goldleiſten und die eingeſetzten Spiegel erblinden allmählich. Der Ahnenſaal iſt zwiſchen den Bildern mit Eichengetäfel ausgeziert, die Wände anderer Zimmer bedecken ziemlich geſchmackloſe Landſchaftsbilder, Schlachtſtücke und Marinen, auch mythologiſche und allegoriſche Darſtellungen fehlen nicht, ein paar van Dyk, vortreffliche, feine Mannerkopfe, hangen vereinzelt dazwiſchen. Das Boudoir der Dame des Hauſes iſt an den Wänden mit koſtbaren Flachſchüſſeln aus chineſiſchem Porzellan ausgelegt.

Dieſem Geſchmack entſpricht der Gartenſalon vollkommen, der als Vorſprung ſich dem Gebäude anſchließt. Ueber ſchmalen, hohen Fenſtern zeigt der luftige Plafond zwiſchen Mauerſchnörkeln in mehren Abtheilungen die Fabel der Prinzeſſin Europa, die Seitenwände ſind mit Pfeilern beſetzt und glanzend geſchliffen, und auf dem in italieniſcher Weiſe marmorartig geſtampften Boden ſtehen einige Einrichtungsſtücke umher, die eine gewiſſe Schäferlichkeit zur Schau tragen ſollen, nach der man in dieſem Theile des Schloſſes zu ſtreben ſcheint.

Daran ſtoßt der Garten mit ſteif gezirkelten Blumenſtellen, die zwiſchen der Buchsbaumeinfaſſung „aben-

teuerliche Geſtalten und Züge nachahmen, mit den bunt beſandeten Wandelpfaden und den hohen, ſenkrecht geſchnittenen Buchengängen. Was man auch gegen den unnatürlichen Gartenſtil einwenden möchte, dieſe majeſtatiſchen Wände aus glänzend grünem Laube verfehlten ihre Wirkung nicht, beſonders wenn ſie, wie hier, in langen Reihen breite Wege einſchloſſen und am Ende in die Landſchaft liefen.

Teiche lagen weiter draußen, auf denen wilde Enten ſich umhertrieben und manchmal auch der feine zierliche Flug eines Reihers erſchien. Die Forſte endlich waren prachtvoll und voll edlen Wildes.

Im Schloße führte die verwittwete Gräfin das Regiment; ſie war ernſt und ſchien früh gealtert. Das in dieſem Hauſe nicht ſeltene Loos, viele Kinder plötzlich in jungen Jahren zu verlieren, hatte auch ſie getroffen. Ein Mal lagen ihr zwei liebliche Mädchen zugleich auf der Bahre; es waren Zwillinge geweſen, zuerſt ſchwächlich, dann aber wohlgedeihend und allerliebſt. Sie hingen mit der ſchönſten geſchwiſterlichen Liebe aneinander, wollten ſtets gleich gekleidet ſein und waren ſich zum Verwechſeln ähnlich. Um das Erkennen zu erleichtern, ließ die Gräfin das eine ſtets ein ſchwarzes Sammetband um den Hals tragen. Sie hatte ihre Freude an ihrem Aufblühen und an der gegenſeitigen Anhänglichkeit. Die zwei Kinder ſpielten

am liebſten abſeits mit einander, blieben den Tag über unzertrennlich und hatten auch ihre Betten in demſelben Zimmer. Selbſt den Tod mochte ſo ſchuldloſe Zärtlichkeit rühren, ſie bekamen zur ſelben Zeit die Pockenkrankheit und er holte ſich am nämlichen Tage die beiden lieben Kinder. Ihre zwei Särglein, mit rothem Sammet ausgeſchlagen, ſtanden nun in der gräflichen Familiengruft für alle Zeiten neben einander.

Nicht lange darauf fiel der Graf im Zweikampfe; ein Domherr des Erzſtiftes hatte ihm den Degen in den Leib gerannt. Dieſer Verluſt, beſonders da er durch Eiferſucht wegen einer bekannten Buhlerin veranlaßt worden, verdüſterte vollends das Leben der Grafin, ſie legte die Wittwentrauer nicht wieder ab, und ihre Züge zeigten Ernſt und Strenge. Sie hatte nicht blos ihren Gemahl und eine blühende Kinderſchaar begraben, ſondern früher ſchon ihr eigenes Herz. Es hatte einſt mit aller Gluth rein menſchlicher Empfindung geliebt, dieſe Liebe war verſchmähet worden, und der dies gethan, war ihr eigener angetrauter Ehegatte geweſen. Sie war durch alle Irrgange der Eiferſucht, des Hoffens, der Kränkungen und des Verſchmachtens getrieben worden, bis ſie die Ausbrüche ihrer Gefühle endlich zum Schweigen gebracht hatte. Die Demüthigung, die für ſie aus den Nebenumſtänden, welche den Tod des Grafen begleiteten, hervorging,

brachte zum Herben gleichsam das Herbste. Der Unfall hatte sich in einer entfernten Stadt zugetragen. Bei der ersten Kunde davon war die Grafin hingeeilt, sie hatte die kränkende Veranlassung desselben beiseite gesetzt. Aber auch den sterbenden Grafen traf sie noch in den Armen der Geliebten: darauf war sie nicht gefaßt. Während sein brechender Blick die volle Zartlichkeit für ihre Nebenbuhlerin zeigte, wies er den bittern Ausbruch ihrer nie überwältigten Liebe kalt zurück. Sie reiste noch in derselben Stunde ab; sie wollte nicht darum zanken, wer ihm sein Auge im Tode schließen sollte, — mochte die geliebtere Hand diese letzte Pflicht erfullen.

Seit diesem Tage hat die Grafin wenig mehr gelacht; selbst Gerstenberg, der treue Kammerdiener gewahrte an ihr kaum je mehr einen Ausdruck der Freude. Sie erschien gefaßt und würdig; die hohe Stelle, die sie in der Gesellschaft dieser Welt einnahm, schien einen Schleier über die Schmerzen zu werfen, die ihr mit den Nichtbegunstigten ihres Geschlechtes gemein waren. Ihr Antlitz trug einen ruhigen, unerschutterlichen Ausdruck, sie wurde eine Meisterin vornehmer Sitte und Etikette, ihr Streben und ihre Gedanken schienen ganz an die Richtung ihres Standes und Reichthums hingegeben.

Nur eine Stelle ihres Daseins blieb noch rein

menſchlich, ein Gefuhl theilte ſie noch mit dem niedrigſten Weibe: es war das der Mutterliebe.

Von vielen Kindern beſaß ſie nur noch eins, das jüngſte, den Knaben Faramond; ihn liebte, ihn vergötterte ſie. Er glich im Aeußern ganz ſeinem Vater, auch die Wildheit deſſelben kam bei ihm manchmal zum Vorſchein; ſeinen Charakter von den Schlacken des ererbten Blutes zu reinigen, hielt ſie für die Aufgabe ihres Lebens.

Der Knabe war ſchön und voll trefflicher Anlagen, nur verſprach er früh ein Sonderling zu werden. Sein Sinn war vorzugsweiſe auf Ungewöhnliches gerichtet; er blieb ſchon als Kind gern im Dunkeln, liebte ſpäter die Einſamkeit des Forſtes, und machte beim Lernen früher Fortſchritte im Griechiſchen als im Lateiniſchen. Dabei verſchmähte er die gewöhnlichen Knabenſpiele und liebte nicht ein Mal die Geſellſchaft von Genoſſen ſeines Alters. Nur ein Knabe war ihm angenehm, Gottlieb, der Neffe des Kammerdieners. Die Gräfin trug zuerſt einiges Bedenken, den jungen Grafen in Geſellſchaft mit dem Kinde gemeiner Leute zu laſſen, allein endlich überwog die Neigung ihres einzigen Sohnes, und die Ausſicht den unpaſſenden Gefährten zu rechter Zeit irgendwo in der Entfernung unterzubringen, beruhigte ſie vollends.

Gottlieb war etwas alter als Faramond, gleich-

wohl überragte ihn dieſer an Wuchs und Körperkraft, und gerade dies Gefühl der Ueberlegenheit nährte in ſeinem ſtolzen Herzen die Zärtlichkeit für den Schwächling. Sie lernten zuſammen, ſtrichen mit einander durch Garten und Feld, verloren ſich manchmal im Walde, wo Faramond am liebſten ſeltſame Abenteuer erzählte, die er doch noch niemals geleſen oder gehört hatte.

Solche Spaziergänge waren zwar unterſagt, aber Faramond wußte es ſo anzuſtellen, daß ſie oft plötzlich dem begleitenden Hofmeiſter oder Bedienten abhanden kamen, und dann, mochte der folgſame Gottlieb auch noch ſo viel einwenden, zog er dieſen mit ſich in die Einſamkeit. Die Gräfin machte dem jungen Herrn regelmäßig Vorwürfe über jeden ſolchen unterſagten Ausflug, mochte im Stillen aber doch einige Befriedigung über ſeine Selbſtſtändigkeit empfinden; mindeſtens erhoben ſich ihre Verweiſe nie zu bedenklichem Ernſte, wenn ſie auch über die gewöhnliche Speiſeſtunde auf ihn warten mußte.

Völlig verboten blieb dem Knaben der Beſuch der Teiche, und da ſie dem Schloſſe näher, auch dem Blicke in weiterer Entfernung ausgeſetzt lagen, ſo war es für Faramond ſehr ſchwer, ſich des Kahnes heimlich zu bemächtigen. Deſto verlockender erſchien ihm ſtets eine freie Waſſerfahrt, denn mit der Mutter das größere Boot zu beſteigen und ſich von ein paar

Bedienten einige Male im Kreiſe umher rudern zu laſſen, hatte für ihn nicht den geringſten Reiz.

An einem Herbſttage traf Gerſtenberg die Reihe, die Knaben auf ihrem Spaziergange zu begleiten. Sie kamen auf dem Felde zu einem wilden Birnbaum, und nachdem ſie ſich unter ſelbem einige Zeit aufgehalten hatten, behauptete der junge Graf ein Vogelneſt darauf zu erblicken, das er um jeden Preis beſitzen wollte. Der Kammerdiener verſuchte ihm dieſes Verlangen auszureden, dann vertröſtete er ihn auf den Waidjungen, den ſie ſpäter darnach ausſchicken wollten. Die Ungeduld des Knaben wollte ſich durchaus nicht beruhigen laſſen, er machte dem Kammerdiener die Zumuthung, ſelbſt darnach hinauf zu ſteigen, was um ſo leichter ausführbar ſchien, da zufällig eine Leiter am Baume lehnte und das Neſt nicht ſehr hoch über deren Sproſſen angebracht war.

Gerſtenberg berief ſich auf ſeine Stellung im gräflichen Hauſe, die ihm derlei Unternehmen wohl kaum erlaubte. Da jedoch das Drängen des jungen Grafen immer ungeſtümer wurde, der ſchwächliche Gottlieb dazu noch weniger als ſein Onkel taugte, und um die Mittagsſtunde im Felde Niemand zu ſehen war, der dazu hätte gerufen werden können, ſo entſchloß ſich endlich Gerſtenberg zum Hinaufſteigen. Den Ausſchlag hatte der junge Graf dadurch gegeben, daß er ſich ſelbſt

dazu anzuſchicken begann, was Gerſtenberg unter keiner Bedingung zugeben wollte.

Der nicht mehr junge Mann kam damit beſſer zu Stande, als man erwarten mochte; bald hatte er die Sproſſen der Leiter zurückgelegt und ſchwang ſich mit rüſtiger Kraft auf den erſten Aſt des Baumes.

„Gieb Acht, lieber Gerſtenberg, daß Du nicht fällſt,“ rief der junge Graf von unten, „halte Dich feſt, ſtehſt Du wohl ſchon ganz ſicher am Aſte?“

Sobald Gerſtenberg dies bejahet hatte, rüttelte der Graf mit aller Kraft an der Leiter, ſo daß ſie zu Boden fiel, faßte den verblüfften Gottlieb lautlachend am Arme und zog ihn mit ſich längs der Kornäcker auf Umwegen nach der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes, wo die Weiher lagen.

Bald hatten ſie ſelbe erreicht, der junge Graf löſte die Kette des kleinern Kahnes und die zwei Kinder ſtießen vom Ufer. Die Entſchloſſenheit des Grafen, deſſen Willen Gottlieb den ſeinen ſtets unterzuordnen gewohnt war, brachte, mehr noch als die eigene Luſt an der Sache, ſeine Bedenken zum Schweigen, die Thatigkeit des Ruderns nahm ihn bald vollends in Anſpruch, und insbeſondere der Kraft und Gewandtheit des jungen Grafen war es zuzuſchreiben, daß der Kahn über den Spiegel des Weihers luſtig dahinfuhr.

Sie hatten das vergnügende Spiel mehr als eine

halbe Stunde ungeſtört getrieben, als es denn doch an der Zeit ſchien, es einzuſtellen, und nach dem alten Gerſtenberg auf dem wilden Birnbaum zu ſehen. Es gelang dem Grafen, den Nachen gegen das Ufer zu treiben; als ſie es jedoch faſt erreicht hatten, ward der alte Kammerdiener, der, mittlerweile durch einen zufällig Vorübergehenden vom Baume befreit, die Knaben aufſuchen ging, über dem Schilfe am Wege zu den Teichen ſichtbar.

Der junge Graf jauchzte auf, und um ihn zum Zeugen ſeiner Luſt und Geſchicklichkeit zu machen, ſtieß er noch ein Mal vom Ufer und ſchlug mit dem Ruder raſch in das Waſſer.

Dieſe plötzliche Bewegung verſetzte den Kahn in heftiges Schwanken, der furchtſamere Gottlieb fuhr erſchreckt in die Höhe, aber zu gleicher Zeit ſchnellte der Kahn die Knaben in den Teich. Gerſtenberg kam gerade zum Ufer und war Zeuge, wie das trübe Waſſer über ihnen zuſammenſchlug. Er vermochte nicht zu ſchreien, ſo heftig ſchnürte ihm das Entſetzen die Bruſt.

Nur einen Augenblick wendete Gerſtenberg ſeine Blicke; da er aber keinen Menſchen in der Nähe ſah, ſprang er, obwohl er nicht ſchwimmen konnte, ſelbſt in den Teich. Bald fühlte er eine Hand nach ſich greifen; er zog daran und gleich darauf kam Gottlieb's blaſ-

ſes Geſicht aus dem Waſſer. Ohne ſich zu bedenken, ließ er ihn fahren und faßte in höchſter Angſt mit beiden Händen weiter. Er fühlte ſeine Füße von Schlamm und Geflechten gehindert, das Waſſer ſtieg ihm bis an den Mund, jetzt glitt er aus und ſchluckte im nächſten Augenblicke vom trüben Waſſer. Aber indem er nach irgend einer Stütze für ſich in's Naſſe griff, faßte er wieder einen Körper und faßte ihn mit der Kraft des Entſetzens.

Wie es kam, wußte er ſelbſt nicht: nach einer Weile befand er ſich am Ufer, vor ihm lag ohnmächtig der junge Graf im Sande, er ſelbſt kniete neben ihm und ſuchte ihn in's Leben zurückzurufen.

Nach kurzer Zeit ſchlug der Graf die Augen auf. „Wo iſt Gottlieb?“ war das erſte Wort ſeines bleichen Mundes; „nicht ihn ſtrafen, ich hab' ihn dazu gezwungen.“

Seine Augen ſchloſſen ſich wieder in Betäubung; aber Gerſtenberg raffte ſich mit einem kurzen Schrei in die Höhe. In ſeiner Aufregung hatte er ſeines Neffen vergeſſen. Er ſprang noch ein Mal in den Teich. Dies Mal aber ſchlugen die Waſſer über ihm völlig zuſammen; bald hatte er die Beſinnung verloren.

Er kam erſt wieder zum Bewußtſein, als auch er am Ufer lag; einige Diener des Hauſes umſtanden ihn; die Gräfin rieb die Stirne ihres Sohnes, der

leiſe aufſeufzte. Tiefe Bläſſe bedeckte ihr Antlitz. Mit Anſtrengung kehrte ſich Gerſtenberg nach der andern Seite; dort war der Hausarzt mit Gottlieb beſchäftigt. Haupt und Arme des Knaben hingen geknickt. Die Gräfin übergab jetzt ihren Sohn den Bedienten um ihn in's Schloß zu tragen und wendete ſich zum Arzte; auf ihren fragenden Blick ſchüttelte dieſer verneinend mit dem Kopfe. Ungeachtet der eigenen Schwäche begriff Gerſtenberg, daß ſein Neffe jeder irdiſchen Strafe für immer entrückt ſei. Ihm wurde wie Sterben zu Muthe. In dieſem Augenblicke ward ſeine Hand ergriffen, er fühlte etwas warm darüber hingleiten; mit Anſtrengung ſchlug er ſeine Augen noch ein Mal auf und ſah wie die Gräfin ſeine Hand ergriffen hatte. Gleich darauf verſank er noch ein Mal in Ohnmacht.

Als er ſein Bett verließ, in das er gebracht worden war, hatten ſich die Thatſachen bereits zur Gewißheit abgeklärt: der Graf war gerettet, Gottlieb's Leiche aber im Stillen beſeitigt worden. Man wußte den jungen Grafen, der alsbald nach ſeinem Freunde verlangte, zuerſt mit der Rückſicht für den leidenden Zuſtand des Spielgefährten zu beruhigen; als dies nicht mehr möglich war und ihm die Wahrheit mitgetheilt wurde, verfiel er in einen Ausbruch gänzlicher Troſtloſigkeit.

Je heftiger dieſer jedoch war, deſto kurzer konnte er nur dauern; die eigene Lebenskraft und das unwillkurliche Behagen, ſich ſelbſt aus dringender Gefahr gerettet zu ſehen, errangen den Sieg.

Dieſes Ereigniß hatte aber auf den jungen Grafen eine tiefe Nachwirkung zurückgelaſſen, er war ſeitdem ernſter, milder, verſchloſſener geworden; einen Geſpielen mochte er nicht wieder.

Sein Streben wurde jetzt vorzüglich auf äußere Fertigkeiten gerichtet, er warf ſich mit Leidenſchaftlichkeit auf ihre Ausübung, als wollte er nicht noch ein Mal im Falle der Noth fremder Hilfe oder dem Zufall preisgegeben ſein.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit turnte, ritt, tanzte, ſchwamm und focht Faramond vortrefflich, und ſetzte ſeinen Stolz darein, ſich in dieſen Fertigkeiten von Niemand übertreffen zu laſſen. Gerade auf dem Weiher, wo ihn das Verhängniß beinahe ereilt hatte, ſchwamm er am häufigſten. Oft wenn er dort allein war, nahm er einen weißen Kieſelſtein vom Ufer und warf ihn in die tiefſte Stelle des Teiches, dann ſprang er ihm nach und hielt ſich oft zum Verwundern lange unter dem Waſſer, bis er jedes Mal wieder den Stein zum Vorſchein brachte.

Er zeigte noch lange Zeit einen für ſein Alter ungewöhnlichen Ernſt; erſt ſeit er ein Mal ein Kind, das

in den nahen Strom gefallen war, aus den Wellen gerettet, kehrte ihm der fröhliche Jugendmuth zurück.

Dennoch behielt er einen Hang zur Einſamkeit; er durchſtrich die Umgegend in immer weiteren Kreiſen und vermied dabei, ſo weit es angehen konnte, jede Begleitung. Oft lag er wie der Hirtenknabe David auf einem Hügel in der Heide und lauſchte den großen Eingebungen der Einſamkeit. Sein Weſen gewann in ſolchen Stunden den Schwung des Ungewöhnlichen und vertiefte ſich ahnungsreich in die Geheimniſſe der Natur und des Lebens. Oft wieder weilte er im Hochwald und belauſchte das Treiben in Moos und Dickicht. Das Raſcheln eines Eichhörnchens, der Sprung eines Wildes erregte ſeine Theilnahme; ohne die Abſicht des Jägers empfand er lebhaftes Vergnügen, wenn er Vogelneſter entdeckte oder den Auerhahn belauſchen konnte; er kam ſelten aus dem Tann ohne irgend ein Waldwunder gefunden zu haben.

Die fortgeſetzten körperlichen Uebungen entwickelten ſeine Kraft auf's Herrlichſte und drückten ſeinem Charakter frühe das Gepräge des Muthes und der Entſchloſſenheit auf. Vorzüglich reizend war bei ihm der Uebergang aus dem Knabenalter geweſen, bis endlich die volle Jugend zum Durchbruche kam.

So ſehr ihn ſeine Mutter liebte, und wie unentbehrlich ihr der Verkehr mit dem hoffnungsreichen

Jüngling erſcheinen mochte, ſo erkannte ſie doch, daß ſie ſeiner Ausbildung zu Liebe ſich von ihm losreißen mußte. Mit der Strenge, an die ſie gegen ſich ſelbſt gewöhnt war, entſchloß ſie ſich zu rechter Zeit zur Trennung und ſchickte Faramond in eine Univerſitätsſtadt, die damals vorzüglich als Bildungsplatz vornehmer Cavaliere gerühmt ward.

Der Abſchied von der Matrone, die er liebevoll verehrte, ſowie von der theuern Stätte ſeiner Kindheit, insbeſondere vom lieben Walde war ihm ſchwer gefallen; aber das friſche Leben draußen in der Welt entfaltete bald unbekannte Reize vor ihm und er überließ ſich unverkümmert dieſen Einflüſſen.

Sein Aufenthalt auf der Univerſität unterſchied ſich wenig von dem anderer reicher und begabter Jünglinge. Er lernte Manches und gewann lebhafte Neigung für weitere künftige Studien; er genoß die fröhliche Jugend und beſtand die erſten reizenden Abenteuer ſeines Lebens, er ſchwärmte, duellirte, trieb tolle Streiche und ſchonte des Geldes nicht. Aber ſein Gemüth blieb edel und ſein Gewiſſen unbefleckt, und von jeder Verirrung kam er geläutert und verſtändiger zurück. Er hatte nicht immer klug gehandelt, aber den eigenen Beruf des Fortſchrittes nie vergeſſen und vor fremdem Glücke ſtets Scheu getragen. Seine guten Anlagen und ſein Genius hatten ihm Herz und Hände rein gehalten.

So gingen auch dieſe Jahre vorüber; eine mehrmonatliche Reiſe ſollte ſie völlig abſchließen, und dann ein längerer Aufenthalt auf dem Schloſſe ſeiner Väter den Uebergang in das praktiſche Leben vorbereiten. Es wurde für erſtere der in jener Zeit gewöhnliche Weg gewählt. Geld und Empfehlungen fehlten nicht, und der treue Gerſtenberg wurde dem Grafen als Begleiter mitgegeben.

Es erſchloſſen ſich dem vornehmen jungen Herrn nicht nur die erſten Privathäuſer jeder Stadt, in der er verweilte, ſondern auch an den Fürſtenhöfen war er willkommen, das große Leben rollte ſeine prächtigen Wogen vor ihm. Er ward entzückt und berauſcht von der mächtigen Brandung ſo vieler überwältigender Eindrücke, aber mitten in das betäubende Luſtgebraus klang doch manchmal der erhabene Ton der Einſamkeit wie ein Kuhreigen des Heimwehes herüber, er fühlte ſich angezogen, doch nicht befriedigt, gereizt, aber nicht geſättigt.

Nichts deſto weniger war dieſe Reiſe für Faramond von außerordentlichem Nutzen. Seine vorher ganz innerliche Weltanſchauung ging allmählich in die gegenſtändliche über. Jene hält das Ich für den Mittelpunkt, dieſe für einen kleinen Kreisausſchnitt des Alls. Die Folgeſätze beider in der Beurtheilung der Ereigniſſe, insbeſondere bei Unglück und Tod ſind höchſt wichtig.

Des Grafen Ansicht von den Dingen gewann eine bedeutende Veränderung. Alles, was auf der Erde ist, Stein, Baum, Thier, selbst der Mensch muß zu irgend einem praktischen Endzwecke taugen; der Grundriß dieser Wesen ohne ihre Nützlichkeit ist das Ideal.

So konnte Faramond mit den Ergebnissen seiner Reise zufrieden sein; und was das Wichtigste war, er brachte seine volle Menschenherrlichkeit, sein wahrhaftes Herz zurück.

Sein Urtheil über die Dinge war reifer geworden, aber dennoch trug er sich voll lachender, dreister Hoffnungen.

Er war, als ihn seine Mutter zurückberief, von seinen Erfahrungen weder übersättigt, noch für den Augenblick neuer Erlebnisse bedürftig, sondern mit diesem Abschnitte seines Lebens ganz einverstanden; er fühlte den Wunsch, das ernste treue Antlitz seiner Mutter wieder ein Mal zu sehen, auch nach seinem alten Walde überkam ihn die Sehnsucht.

In den Briefen der Matrone standen einige Andeutungen, die wie Erwartungen klangen; sollte er irgend einen äußeren Beruf beginnen, oder wohl gar schon heirathen? Andrerseits wurden noch weitere Reisen in Aussicht gestellt, was es aber auch immer sein mochte, aus so gütiger Hand, aus so liebreichem Herzen konnte ihm nur Gutes zu Theil werden.

Als er heimkehrte, war es eben Frühling. Jeder Lenz ist so schön und heuchelt uns, als sei er der erste, einzige der Schöpfung, und doch ist all' das schon zehntausend Mal und öfter da gewesen. Zu solchen Gedanken hatte Faramond damals allerdings weder Zeit noch Stimmung, sondern er trank in vollen Zügen die Pracht des Mai's und überließ sich dem alten unvertilgbaren Reize der Heimath. Das Wiedersehen mit seiner Mutter war voll Innigkeit und Freude. Sie konnte sich an dem schönen jungen Manne kaum satt sehen; sie blieb in seiner Nähe, wenn er im Schlosse war, sie blickte ihm nach, so oft er hinausritt. Wenn er so frei und herrlich auf seinem Rosse dahinsprengte, da fiel ihr aus der altdeutschen Sage das Heldenbild des schönen Wigalois ein.

Es konnte nicht fehlen, daß der junge Graf wieder alle Lieblingsstellen seiner frühesten Jugend besuchte. Darunter gehörte auch eine fast baumlose Berghöhe, deren sanfte Brüstungen als Weideplätze benutzt wurden. In dieser Jahreszeit stand sie voll bunter Blumen und gewährte einen lieblichen Aufenthalt. Ein längst gefallener Lerchenstamm, den die Zeit fast gebleicht hatte, bot zwischen den blühenden Gebüschen einen bequemen Ruheplatz, von dem man die Gegend überblicken konnte. Ein Seitenthal lag wie der heilige Graal in smaragdner Pracht zu Füßen ausgebreitet, bis gegen die Höhe

der Hügel ſtieg der alte Wald herauf, und auch jenſeits hoben ſich ihre reizenden Schwingungen mit einzelnen Felsgruppen gekrönt. Es gab hier die lieblichſte Einſamkeit; der junge Graf verweilte gern beim geſunkenen Baumſtamme zwiſchen Beeren und wilden Blumen und erfreute ſich am blauen Himmel und an den grünen Hügeln. Das Girren der Waldtauben aus den nahen Baumwipfeln klang ſo ſchwermüthig ſüß, und Vögelzug und Wildfährte erregten ſeine Theilnahme. Er hatte am Waldſaume einen Geierhorſt entdeckt, und es vergnügte ihn nun das Aetzen der jungen Raubvögel zu belauſchen. Dieſe Art gehörte zu den größern in unſeren Gegenden, ihr Flug war kräftig und ſchwungvoll, das Gefieder glänzte im Sonnenſchein. Sie waren in dieſer Höhe an menſchliche Geſellſchaft wenig gewöhnt. Als der alte Geier Faramond zuerſt entdeckte, fiel ihm vor Ueberraſchung die Beute, die er eben in's Neſt bringen wollte, aus den Krallen, und er wiegte ſich einen Augenblick beobachtend in der ſonnigen Höhe. Das todte Huhn, das er getragen haben mochte, fiel lothrecht unter ihm gegen die Erde, er aber ermannte ſich wieder und ſtieß noch zu rechter Zeit auf die entſinkende Aetzung, die er in den blauen Lüften wieder ergriff und dann ohne Weiteres den Jungen brachte.

Faramond hatte für jedes kleinſte Naturereigniß

ein offenes dankbares Auge, ſo kam er auch wiederholt, die einſame Geierwirthſchaft zu belauſchen.

Als er eines Tages die Kuppe des Hügels erſtiegen hatte, bemerkte er nahe der Stelle, die er dort gewöhnlich einzunehmen pflegte, an einem niedern Brombeergeſträuche ein Mädchen, das eifrig irgend einen Gegenſtand im hohen Blumengraſe zu betrachten ſchien. Es war einfach, doch nicht nach der Sitte der Landmädchen gekleidet, und neigte ſich in reizender Stellung, die zwiſchen Neugierde und Scheu getheilt ſchien, über Etwas, das ſich am Boden befinden mußte.

In dieſer Einſamkeit, die keinen Lauſcher erwarten ließ, war es nicht ſchwer, das argloſe Kind zu beſchleichen; Faramond ſtand ihm bereits zur Seite und doch wurde es ſeine Nähe noch immer nicht gewahr. Ohne ſeine Gegenwart zu verrathen bemühte er ſich, den Gegenſtand zu entdecken, der des Mädchens Aufmerkſamkeit ſo ungetheilt in Anſpruch nahm.

Es überraſchte ihn, als er dicht am Boden unter Heidelbeergebüſch einen weiß gebleichten menſchlichen Todtenſchädel zu erblicken glaubte. Er betrachtete ihn genauer, die hintere Wölbung mochte nach oben liegen, ſie war mit vielen narbenähnlichen Nähten in ungewöhnlicher Weiſe beſetzt, auch ſchien der Schädel von überraſchender Größe.

War es das Geräuſch eines unbewachten Schrittes

oder der Hauch ſeines Athems, der über ihren Nacken ſtrich, genug die Schäferin wendete plötzlich den Kopf, und die zwei jungen Leute ſahen einander ganz nahe Aug' in Auge. Aber Schönheit und Jugend erſchrickt nicht vor ihrem eigenen Spiegelbilde. Das Mädchen wich nur ein wenig zur Seite. Im ſelben Augenblicke ſchwirrte es vor ihnen aus dem Blumengebüſche.

„Fliehen Sie!" rief das naive Kind und faßte ihn an der Hand und zog ihn mit ſich von der Stelle.

„Warum ſollen wir entfliehen?" fragte der Graf anhaltend, nachdem er ihr zuerſt unwillkürlich eine Strecke gefolgt war.

„Sehen Sie denn nicht, daß wir verfolgt werden?"

„Von wem?"

„Nun, von wem ſonſt, als von den Bienen."

„Ja ſo," entgegnete Faramond lachend und hielt das liebliche Waldwunder noch immer an den Händen. „Sie betrachteten alſo eben einen wilden Bienenſtock?"

„Das haben Sie doch geſehen? Ich will ihn der Mutter nach Hauſe bringen und Sie ſollen mir dabei helfen."

Schneller war noch keine Bekanntſchaft geſchloſſen worden. Hand in Hand ſtanden die zwei jungen Menſchen nicht weit von der Honigwabe. Durch die plötzliche Annäherung des Mädchens, das in der Ueberraſchung über Faramond's Nähe ihrer gefährlichen

Nachbarſchaft vergeſſen hatte, waren die wilden Bienen aufgeſtört worden und umſchwärmten nun ihren Stock, den ſie ſo künſtlich unter dem Beerengebüſche angebaut hatten. Die weiße Wölbung, die der Graf für einen gebleichten Schädel gehalten, war aus feinem Wachſe, die Oeffnung zum Einfliegen befand ſich unten ganz nahe am Boden. Das Ganze bot einen lieblichen Anblick.

Unterdeſſen beſänftigten ſich allmählich die Bienen; in immer engeren Kreiſen umſchwärmten ſie ihr Haus und eine nach der andern kroch endlich durch die kleine Pforte.

In gleichem Maße näherten ſich die jungen Leute wieder vorſichtig und erwogen den Plan, wie ſie ſich des Honigs bemächtigen ſollten. Gleichſam als Wachen ſchienen noch einige der kleinen, ſchwärzlichen Thierchen auf der weißen Decke hin- und herzukriechen, und umflogen ihr Haus manchmal in drohender Weiſe.

Die gemeinſchaftliche Unternehmung hatte das Pärchen bald vertraut gemacht. Vorſchläge wurden vorgebracht und verworfen, und auf Gewalt und Liſt geſonnen. Nur über Eines war man einig, der ſüße Schatz mußte noch zur Stunde gehoben werden.

Der Graf verwunderte ſich darüber, daß er bei ſeinen wiederholten Beſuchen dieſes Platzes den wilden Bienenſtock nie entdeckt hatte; doch war dies erklärlich,

da er ſo künſtlich in Blumen und Beeren verborgen war.

Florette war ſeiner auch erſt vorgeſtern gewahr geworden, und ohne der Mutter im Waldhauſe unten etwas davon zu ſagen, hatte ſie ein Tuch und ein Körbchen mitgenommen und war entſchloſſen, ihn heute ihrer Mutter zu bringen. Mütterchen liebte den Honig ſehr und morgen war ihr Geburtstag.

Florette beſtand darauf, man müſſe plötzlich das Tuch darüber werfen, und dann Fladen und Bienen in's Körbchen ſtecken und ſo ohne Weiteres nach Hauſe tragen.

Der Graf belachte den muthigen Einfall, und das Mädchen ſchalt ihn verzagt und unentſchloſſen, als er aus ſeinem Gedächtniſſe die verſchiedenen Weiſen aufzählte, wie man Bienenſtöcke ausbeutet. Ein kleines Feuer um den Stock anzumachen, und deſſen Bewohner durch den Rauch zu vertreiben, pries er als die ausführbarſte.

Sie zankten ſich lachend, als Florette plötzlich aufſchrie und nach der Wange fuhr. — „Ei, das brennt wie eine Ohrfeige," rief ſie und entſprang vom Stocke. Im Augenblicke zeigte ſich ein weißer Punkt auf der roſigen Wange, ein Bienchen hatte ſie geſtochen.

Faramond nahm den Unfall ſehr ernſtlich und zog ſie zum Baumſtamme, auf dem er hier gewöhnlich

auszuruhen pflegte. Er brachte kühles Moos und legte immer frisches auf die verwundete Stelle; sie wußten Beide selbst nicht, wie es plötzlich gekommen war, daß er sie endlich darauf geküßt hatte. Sie sprang auf und schalt ihn, er meinte, es müsse wieder eine Biene gewesen sein; sie fuhr fort zu schmollen, aber Schmerz und Gegenmittel waren vergessen, und endlich lachten Beide aus vollem jungem Herzen.

Zur Strafe hatte Faramond die Hebung des Honigstockes übernommen; Florette brachte ihm Holz und dürre Zweige, dann verwies er sie an den Waldsaum, entzündete das Reißigbündel und erwartete den Erfolg. Ein Lufthauch trieb den Rauch gerade gegen den Bienenstock, und bald hatten ihn alle seine kleinen Bewohner verlassen, er aber schob ihn vorsichtig in das Tuch und versteckte dann Beides in das Körbchen.

Mit seinem Schatze trat er jetzt eilig den Rückzug an. Zuerst schützte ihn ein rauchender Ast, den er um seinen Kopf schwang, dann genügte der Dampf seiner Cigarre umsomehr, da ihn bald darauf der Wald umfing. Florette hatte aus der Ferne zugesehen und klatschte jetzt vor Freude über die Beute in die Hände.

Das Abenteuer hatte viel Zeit gekostet, die beiden jungen Leute stiegen nun eilend den Wald hinunter. Faramond unterstützte zuweilen das holde Kind, das seine Dienste muthwillig verlachte, und es gab so viel zu

ſchwatzen und zu ſcherzen, daß bereits das einſame Waldhaus vor ihnen lag, bevor er erfahren hatte, wer Florette und ihre Mutter ſeien.

Sie hatte, ehe ſie eintraten, gerade noch Zeit ihm zu erzählen, daß ſie die Tochter des verſtorbenen Förſters ſei, und daß ſeiner Wittwe, ihrer Mutter, das Häuschen im Walde als Wohnung überlaſſen wurde. Der junge Graf war in letzter Zeit manche Jahre abweſend geweſen, ſo daß ihm die Verhältniſſe auf dem eigenen Beſitze fremd geworden waren.

Schon als ſie aus den alten Tannen auf die Waldwieſe hinaustraten, war ihnen ein ſchneeweißes Windſpiel entgegengelaufen, es bellte vor Freude und ſprang an Florette ſchmeichelnd hinauf. Feiner blauer Rauch kräuſelte aus dem Schornſteine über dem Waldhauſe und ſeine Schwelle lag ſtill und friedlich.

In der Küche, die ſie zuerſt beſuchten, begrüßte ſie die Mutter und ſchien über die Gegenwart des fremden jungen Mannes mehr erfreut als betreten. Aber da gab's den Honig zu zeigen, und von der Mühe zu erzählen, mit der er gewonnen worden war.

Florette konnte ihren Begleiter nicht genug über ſeine Anſtelligkeit rühmen, ſchalt über den eigenen Unverſtand und zeigte der Mutter den Stich an der Wange, die faſt unmerklich aufgelaufen war. Als ſie dies that, erröthete ſie und ſchielte nach der Seite auf

den jungen Mann, eine andere Erinnerung als die an den Bienenſtich mochte ihr das Blut in die Wange treiben.

In der Stube war's gar traulich. Alle Einrichtungsſtücke, vom eichenen Tiſch bis zum ledernen Großvaterſtuhl, ſtanden ärmlich aber in reinlicher Ordnung umher, neben dem grünen Kachelofen hing eine ſchwarzwälder Uhr, am Geſimſe ſah man einige Gläſer mit blanken Zinndeckeln und ein paar alte Schaalen. Aber die Blumenkränze am Fenſter mit Rosmarin und bunten Nelken verkündeten das Walten des holden Kindes, eine Droſſel pfiff leiſe im Drahtkäfige und hinter dem kleinen Spiegelglaſe ſteckten verwelkte Weidenkätzchen. Dabei ſchaute der Sonnenſchein ſo freundlich durch die runden, bleiumfaßten Fenſterſcheiben, und durch die offne Thür der Nebenſtube zeigte ſich ein niedriges Bettchen hinter grünen halbgeſchloſſenen Vorhängen.

Alles lud zum Bleiben, am meiſten das holde roſige Kind. Es war gerade Zeit zum Mittagsmahle, die Mutter forderte den Fremden auf, daran Theil zu nehmen. Schelmiſch blickte Florette herüber und ein zufriedenes Lächeln ſpielte über ihr Angeſicht, als er zuſagte. Sie deckte den Tiſch mit friſchem Linnen, nachdem ſie vorher das Spinnrad ſelbſtgefällig auf die Seite geſchoben hatte, gleichſam um zu erinnern, daß ſie den Flachs dazu ſelbſt geſponnen habe.

Sobald der Kukuk der Uhr die Mittagsſtunde verkündet hatte, trug ſie Milchſuppe, Kartoffeln und friſche Butter auf den Tiſch und nöthigte den Gaſt mit frohem Muthe zum Zulangen. Die Zierde des Mahles bildete der duftige Waldhonig. Die alte Frau fand an der Luſt der erwachſenen Kinder ihre Freude.

Das Mahl ging zu Ende; jetzt ſchien es denn doch an der Zeit zu ſein, ſich auch um Namen und Stand des artigen Fremden zu erkundigen. Die Mutter that es, und fuhr erſchreckt von ihrem Sitze, da er ſich als den jungen Grafen vom Schloſſe zu erkennen gab. Ihr Ehemann ſaß, ſo lang er lebte, im Gebirge; ſeit ſie ihr Wittwenhaus bezogen hatte, war Faramond abweſend geweſen; ſo geſchah es, daß ſie ihn nicht gekannt hatte. Aber die Tochter ſchien über den Stand des Gaſtes nicht betroffen; mit lachender Offenherzigkeit hieß ſie ihn doppelt willkommen, die Schönheit fühlt ſich jedem Range und Beſitze ebenbürtig.

Der Graf trat bald darauf ſeinen Rückweg an; da er ungefähr drei Stunden vom Schloſſe abſeits gerathen war, ſo war es ihm nicht mehr möglich zum Diner, obwohl es erſt ſpät Statt fand, zu Hauſe einzutreffen.

Seit dieſem Tage hatten ſeine Waldgänge ein unverrücktes Ziel, und führten ihn oft zum Forſthauſe. Im Walde aber begann ihm das reizendſte Liebes-

leben, und die Seligkeiten des Herzens gingen ihm auf. Von Weitem ſchon begrüßte ihn jedes Mal das zierliche Windſpiel mit Sprüngen und Bellen, und Florette's Züge ſtrahlten bei ſeinem Erſcheinen vor Freude. Die Mutter fühlte ſich von den Beſuchen des Grafen geehrt, unbeſtimmt und nicht völlig klar ſchwebte es ihr zuerſt vor wie ein großes Glück, das ihr und ihrer Tochter widerfahren ſollte; und als ſich endlich dennoch Bedenken einfanden, verſchwanden ſie jedes Mal wieder bei des Grafen Anblick. Er ſchien ſo gut und treu, von ihm konnte Florette nur Gutes widerfahren.

Jetzt, bei ſo vornehmem Umgange war das liebe Kind im Geheimen froh, daß es durch längere Zeit bei einer Baſe im unfernen Städtchen erzogen worden war. Es that ihr wohl, wenn es des Grafen Gedanken zu folgen im Stande war, und wenn er dann über ihre Verſtändigkeit und Kenntniſſe Verwunderung ausdrückte. Stundenlang ſtrichen ſie oft draußen unter den hohen Tannen umher, oder der Graf ſaß bei dem Mädchen im Zimmer. Der alte lederne Ohrſtuhl war ſein gewohnter Platz, von dem er Floretten zuſah, wie ſie ab- und zuging, ſpann, oder ſonſt in der Wirthſchaft zugriff.

In der Dämmerſtunde geſchah es dann meiſtens, daß ſie ihm zur Zither ihre Lieder vorſang. Draußen um die Fenſter ſchienen während ihres Geſanges neugie-

rige Elfen zu lauſchen, oder wohl gar auf den Mondſtrahlen in die Stube zu gleiten; Faramond aber hörte ihr mit dem Entzücken der Liebe zu, und Alles um ihn ſchien verſchwunden, wenn ſie ihm am Schluſſe des Liedes inbrünſtig in die Arme ſank.

Was gingen ihm in ſolchen Augenblicken Bedenken und Vorurtheile der Welt an, er fühlte die Kraft in ſich, ſie abzuſchütteln und zu verachten.

Wir leben nach unſern Stimmungen, nicht nach unſern Grundſätzen, eben darum muß man jene läutern, ſonſt helfen uns dieſe wenig oder nichts.

Der junge Graf fühlte ſich beglückt, wie es einſt ſein Urahn mit Waldroſe geweſen war. Er konnte den Gefühlen des Herzens, der Macht der Stunden nicht Einhalt thun.

Auch Florette's Mutter fand nicht die Kraft in ſich, den Umgang der zwei jungen Leute zu unterſagen. Der Graf verdiente alles Glück in ihren Augen, und ihre Tochter ſchien ihr ſo ſchön und minnereich, daß ſie des höchſten Looſes nicht unwürdig ſein mochte.

Der Anfang menſchlicher Verhältniſſe iſt meiſtens aus dem Himmel entlehnt, ihr Ende oft aus der Hölle.

Auch bei unſerm Liebespaare ließen die herben Stunden nicht auf ſich warten.

Zuerſt fielen Faramond's häufige Waldgänge im Schloſſe wenig auf; man war von jeher gewöhnt, daß

er den Wald liebte, jetzt ſchien auch noch die Neigung zur Jagd dazu gekommen zu ſein. Aber da gewöhnlich kein geſchoſſenes Wild zum Vorſchein kam, da er die herrſchaftlichen Jäger zurückließ und meiſtens dieſelben Wege einſchlug, konnte es nicht fehlen, daß die Neugierde ſeine Richtung endlich entdeckte und auch über den Grund ſeiner Ausflüge in's Klare kam. Man flüſterte anfangs heimlich von des Grafen Liebſchaft im Walde, endlich aber erfuhr es auch ſeine Mutter.

Da er der letzte Sprößling ſeines vornehmen Hauſes war, ſo konnte es nicht überraſchen, daß die Matrone ſeine baldige Vermählung mit einer ebenbürtigen Dame eifrig wünſchte. Was ihr von ſeinem Verhältniſſe zur Förſterswaiſe zu Ohren kam, verletzte zuerſt ihr feines Gefühl für gute Sitte und Schicklichkeit; doch da ſie den Sohn ſchärfer beobachtete, begann ſie bald auch Beſorgniſſe für ihre Lieblingspläne zu ſchöpfen. Als kluge Frau ließ ſie ihn hiervon, ſowie überhaupt von ihrer Entdeckung nichts merken und ſtellte ſeinen häufigen Spaziergängen in den Wald nicht das geringſte Hinderniß entgegen. Sie wollte jedenfalls den erſten Eifer ſeiner Neigung vorübergehen laſſen.

Erſt als der Herbſt bereits gelbe Blätter in die Kronen der Linden und Buchen ſtreute, rückte die Matrone mit ihrem Wunſche heraus, daß ſich ihr Sohn bald vermählen möge; aber auch dieſer Wunſch war nur

gelegentlich ausgesprochen worden, und der junge Graf hielt die Sache mit einem Scherze für abgethan. Doch diese Andeutungen kehrten wieder, so daß er es endlich für nöthig erachtete, seine Ansicht dahin abzugeben, daß er sich für die Ehe zu jung halte, daß er vorher noch längere Reisen unternehmen müsse, und daß er überhaupt ohne Neigung seines Herzens nicht heirathen wolle.

Auf diese erste Erklärung ihres Sohnes schwieg die alte Gräfin, sie fand jedoch bald wieder Gelegenheit den Gegenstand aufzunehmen und die Pflichten, die er seinem alten Geschlechte schulde, sowie die Vortheile einer verständigen Wahl in den Jahren der vollen Jugend mit ruhiger Klarheit auseinander zu setzen. Da diese Erklärungen allgemein gehalten waren, so konnte ihnen Faramond nur wenig entgegensetzen doch fingen ihm die Unterhaltungen unter vier Augen mit seiner Mutter an unbequem zu werden.

Im Wald bei Florette fand er Erholung und Jugendmuth.

Endlich rückte seine Mutter sogar mit einem bestimmten Heirathsplane heraus; sie wies über des Sohnes Erwiderung, daß er keine passende Braut für sich kenne, auf die Tochter ihrer Schwester hin. Fräulein Kettenburg war so wie er vom ältesten Adel, eine reiche Erbtochter, und hatte in einem adeligen Stifte die vor-

nehmſte Erziehung genoſſen. Dieſe war jetzt mit ihrem achtzehnten Jahre beendet, ſie kehrte in den Schooß ihrer Familie zurück, und ſollte von außerordentlicher Schönheit ſein. Daß ihre Heirath mit Faramond zwiſchen den Müttern längſt verabredet war, verſchwieg ihm die alte Gräfin, forderte ihn jedoch auf, das Fräulein bei ihrer Mutter in der Reſidenz zu beſuchen. Der Graf lehnte dies auf das Beſtimmteſte ab, und ſprach ſeine Abneigung gegen ſolche abſichtliche Brautſchau aus.

Dieſe Unterredung war endlich mit einiger Mißſtimmung beider Theile abgebrochen worden, und Faramond fühlte, um ſeine freie Laune wieder zu gewinnen, den lebhaften Drang in ſich, noch an dieſem Abend Florette zu ſehen. Er ſchlich ſich bald nach dem Mahle durch den Schloßgarten heimlich fort, eilte durch den ihm bekannten Forſt und kam endlich, als der Mond bereits hinter den Tannenwipfeln untergegangen war, auf die einſame Waldwieſe. Leiſe ging er den ſo oft betretenen Pfad bis zum Häuschen und legte ſich nun am kleinen Fenſter auf Lauer. Die Wittwe ſchlief bereits hinter den Gardinen ihres Bettes. Florette mochte eben ihr Spinnrad zur Seite geſtellt haben, ſie löſte ihre reichen dunklen Haarflechten und legte ihr Halstuch ab. Dann betete ſie; aus den Sternen über ihr ſchienen die Engel ſich zu neigen und zu horchen. Es faßte einen Augenblick wie Sorge und Trauer in ſein

Herz. Das ſchöne Kind aber ſchien voll Vertrauen, und küßte zum Schluſſe des Gebetes ein goldnes Herzchen mit einem Rubine, das Faramond ihr ein Mal um den Hals gebunden hatte. Dann nahm ſie den Hengleuchter und ſchlüpfte in ihr Stübchen. Aber ſchon im nächſten Augenblick wich die Thürſchwelle ſeinem leiſen Druck, und Florette ſank in ſeine Arme.

Als Faramond den Heimweg antrat, dämmerte das erſte Morgenroth in den Baumkronen, hier und dort lauſchte ein Wild in den Gebüſchen. Er fühlte ſich ſelig im Gefühl der Liebe und wiederholte ſich das Gelübde, an Florette feſtzuhalten und für ihr Geſchick, wie für das eigene zu wachen. Nur die Tannen hatten noch ihre kräftige dunkle Farbe, die Buchen ſtanden ſchon über und über in gelben Blättern. Es war vollauf Herbſt geworden, am klaren Himmel lag jener feine blaſſe Duft, der dieſer Jahreszeit eigenthümlich iſt, und den reichlichen Thau fingen an Stauden und Gräſern feine funkelnde Fäden auf. Faramond hatte nicht Zeit, die Welt um ſich zu betrachten, er ſchritt verloren in die ſüßen Gedanken der Liebe durch Wald und Feld, aber dennoch war es nicht mehr die unbefangene Liebe, wie ſie ihn im Lenze überkommen, und auch über ſeinem Herzen hingen träumeriſche Herbſtgeſpinnſte. Sein Gemüth war nicht mehr frei wie damals, und manchmal graute ihm, als hätte er und



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

ſeine Waldroſe etwas Banges, Unbeſtimmtes zu befürchten.

Für Florette ſollten dieſe Beſorgniſſe bald deutlichere Geſtalt annehmen. Sie hatte ſich bisher rückſichtslos der Gegenwart überlaſſen, kein Gedanke, wie ihre unwillkürlichen Gefühle enden ſollten, hatte ſie überkommen: ach, von dem Geliebten konnte ihr ja nur Liebes und Gutes widerfahren! Auch die Mutter hing voll Verehrung und Bewunderung am Grafen, ſein Umgang mit ihrem Kinde erſchien ihr zuerſt wie die gütigſte Herablaſſung; als ſie dann die Bezüge zwiſchen den beiden jungen Leuten nicht mehr verkennen konnte, fand es ihr Mutterſtolz faſt natürlich, daß der junge Graf ihre Florette ſeiner Liebe für werth hielt. Daß das Mädchen den ſchönen edlen Mann liebe, war ihr vollends noch begreiflicher; hätte doch ſie, wenn ſie jünger wäre, ihm gewiß auch nicht widerſtehen können. Wie ſolche Anfänge enden ſollten, wußte ſie allerdings nicht, dafür mochte Gott in der Höhe ſorgen und der junge Graf, der Florette ſo lieb hatte.

Wie ein Wetterſtrahl fuhr plötzlich Gerſtenberg, der Wittwe Bruder, in dieſe ſchwebenden Zuſtände.

Es war lange her, daß er das entlegene Waldhaus nicht mehr beſucht hatte. Eines Tages erſchien er unvermuthet bei ſeinen Verwandten. Florette liebte ihren Mutterbruder, er hatte ſich ihr ſtets gütig bewieſen; auch

heute trat ſie ihm mit heiterm Gruße entgegen. Aber er ließ ſeinen Blick erſt eine Weile ſchweigend auf ihr haften, dann fragte er barſch: „Wo iſt die alte Kupplerin?“

Florette wurde bleich und mußte ſich an dem Thürpfoſten halten, um nicht zu Boden zu ſinken. Die Mutter kam, und der gräfliche Kammerdiener brach in Vorwürfe aus, mit denen er ſeine Schweſter überſchuttete. Er faßte die Verhältniſſe mit dem nüchternen Auge der Welt: Faramond erſchien ihm als ein junger Cavalier, der Zerſtreuung und Vergnügen ſuchte, ſeine Nichte als ein verliebtes leichtfertiges Mädchen, und ſeine Schweſter als bezahlte Unterhandlerin. Nicht den Grafen tadelte er, ſondern die pflichtvergeſſenen Weiber, nicht des Mädchens Geſchick flößte ihm Mitleid ein, ſondern er beklagte vielmehr, daß der vornehme junge Mann am erwünſchten Fortgang ſeines hohen Berufes geſtört, daß die Plane ſeiner Mutter durchkreuzt werden ſollten.

„Und das ließ meine Schweſter unter ihren Augen geſchehen, ſie, die Tochter eines gräflichen Lakaien, die Wittwe eines gräflichen Waldhegers, — die Schweſter des hochgräflichen Kammerdieners! Pfui und Schande über Dich!“ rief er. „ſtatt der jungen Metze ihr loſes Handwerk zu ſtellen, giebt die Bettel Unterſchleif und Gelegenheit, und putzt die feile Dirne üppig aus, ſtatt

ihr lieber die verbuhlte Larve mit Scheidewaſſer zu begießen, auf daß ſie dem Grafen zum Greuel werde."

Die Alte wußte wenig vorzubringen, ſie erklärte und entſchuldigte; Florette aber war bis in's Mark ihres Lebens erſchüttert, als Gerſtenberg ſie wieder verließ. Seine Mahnungen hatten wie ein Zauberwort gewirkt: mit einem Mal war der goldne Glanz von ihrem Leben gewiſcht. Er hatte ihre Liebe zum Grafen mit einem furchtbaren Namen gebrandmarkt; ſeit dieſer in ihr Ohr gedrungen, ſchien ſie vor ihren eigenen Augen befleckt und geſchändet.

Sie brach in die heißen Thränen ihres Lebens aus, die Mutter ſuchte ſie zu tröſten, an Vorwürfe von dieſer Seite war nicht zu denken. Beide Weiber hatten nur noch einen Hort in ihrem Jammer, und dieſer war der junge Graf ſelbſt: er mußte und er konnte gewiß helfen, und er werde es auch thun, ſo vertrauten ſie. Ihre Hoffnung war auf des Grafen Erſcheinen gerichtet, Florette erwartete ihn noch heute; morgen war jedoch ſein Geburtstag, er durfte heute um keinen Preis von dem Beſuche des Kammerdieners und deſſen Mahnungen und Drohworten in Kenntniß geſetzt werden. Er ſollte morgen das Feſt ungetrübt begehen, ſpäter gab es noch Zeit genug für ſeine Florette zu handeln. Das Mädchen theilte ihren Entſchluß der Mutter mit, und beſtand darauf, daß

ſie ihm heute von den Vorgängen des Tages nichts merken laſſen ſollten. Beide Frauen waren bemüht, die Spuren der Aufregung und des Schmerzes aus dem Angeſichte zu verwiſchen.

Früher als gewöhnlich ſchlug an dieſem Nachmittag das Windſpiel an; dies war das Zeichen, daß der Graf aus dem Walde kam. Florette eilte zum fließenden Brunnen hinter dem Hauſe und wuſch ſich noch ein Mal die Augen klar, dann trat ſie ihm an der Schwelle des Hauſes entgegen.

Es gelang ihr, ihre Bekümmerniß zu bemeiſtern, auch die Mutter war beſtrebt, ſich wie gewöhnlich zu benehmen. Aber der Graf war heute zerſtreuter als ſonſt, auch ſeine Gedanken ſchienen auf irgend einen beſtimmten Gegenſtand gerichtet, der außer den engen Grenzen des Waldhauſes liegen mochte. Unter ſolchen Umſtänden war es nicht zu verwundern, daß ſich die Unterhaltung weniger lebhaft geſtaltete. Endlich griff Florette zur Zither und ſang mit ihrer vollen Stimme ein Lied, daß es draußen in den Baumkronen wiederklang. Sie hatte ſelten ſo ſchön geſungen wie heute; am Schluſſe beugte ſie ſich zur Zither herab und ein paar Thränen fielen heimlich auf die Saiten.

Dennoch bemerkte der Graf ihre Rührung; ſie blickte aber gleich wieder lächelnd zu ihm empor und ſchob ihr Bewegtſein auf das morgige Feſt; faſt ſchüch-

tern fügte ſie bei, daß auch ſie ein kleines Angebinde für den Grafen bereitet habe, und bat ihn, morgen gewiß wieder zu kommen.

Er verſprach es und ritt bald darauf nach Hauſe.

Der Abſchied war eben wie alle Tage vor ſich gegangen, dennoch wurde dem Mädchen das Herz ſchwer, als der Graf davon geritten war. Das weiße Windſpiel ſprang luſtig neben dem Pferde, am Waldſaum winkte er noch ein Mal zurück; Florette aber fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als hätte ſie eine Schlange in die Bruſt geſtochen, und fiel laut weinend ihrer Mutter in die Arme. Für ihr Wehe gab es keinen Troſt.

Sie ſaß noch ſpät in der Nacht in der Stube und flocht an einer zierlichen Schleife aus ihren Haaren, die ſie dem Geliebten morgen an ſeinem Geburtstage beſcheren wollte.

Aber auch die alte Gräfin hatte des Wiegenfeſtes ihres Sohnes nicht vergeſſen und ihm eine ſeltene Ueberraſchung vorbereitet.

Der nächſte Tag war einer jener rührend heitern Tage, wie ihn der ſinkende Oktobermond noch manchmal zu bringen beliebt. Der Himmel war wolkenlos blau und vom goldnen Schimmer des Herbſtes übergoſſen, der Raſen glänzte noch grün und friſch, nur daß die gräflichen Gärtner nicht mehr im Stande

waren, ihn ungeachtet fortwährenden Abräumens vom braunen Laube frei zu halten, das fort und fort von Ahorn und Linden herniederraſchelte. Es war eben Spätherbſt und die Natur ſehnte ſich nach Ruhe. Durch ſorgſames Bedecken gegen den Nachtfroſt war es gelungen, einzelnen Blumenreihen bis auf den heutigen Tag das Daſein zu friſten. Nur die hohen Taxushecken ſtanden noch in ihrem ungeſchwächten tiefen Grün.

Die alte Gräfin hatte an dieſem Morgen ihren Sohn aus dem Garten fern zu halten gewußt. Sämmtliche Bediente und Angeſtellte hatten ihm zuerſt feſtlich gekleidet und nach ihrem Range in Reihe geſtellt, ihre Glückwünſche darbringen müſſen. Dann hatte ſie ihn im Frühſtückspavillon umarmt und beſchenkt. Ihr Angebinde beſtand aus einem prachtvollen ſilbernen Tafelzeuge, deſſen einzelne Stücke das gräfliche Wappen in verſchwenderiſcher Größe zeigten. Auch die alte Dame erſchien feſtlich gekleidet, ſie trug ſogar ihren kleinen Schmuck und das Zeichen des Ordens, der nur den vornehmſten Damen verliehen ward. Das Frühſtück wurde heute ſpäter genommen als gewöhnlich und dauerte auch länger, die Bedienten ſervirten in großer Gala. Die Gräfin war beſtrebt, ſich ihrem Sohne gefällig und in beſter Laune zu zeigen. Ein helleres Roth erſchien heute zuweilen auf ihren ſonſt ſo bleichen

Wangen; Jaramond kannte ſie zu gut, um nicht zu vermuthen, daß ſie mit ihren Zurüſtungen nicht zu Ende war, daß ſie es wohl noch auf irgend eine Ueberraſchung abgeſehen hatte.

Das beiderſeitige Geſpräch fing zu ſtocken an, und je zufriedener die alte Gräfin d'rein blickte, deſto unbehaglicher wurde es ihrem Sohne zu Muthe. Endlich erſchien Gerſtenberg und machte auf den fragenden Blick der Matrone eine leichte Verbeugung. Jetzt erhob ſich die Gräfin und lud ihren Sohn ein, ſie in den Garten zu begleiten. Er bot ihr mit ehrerbietiger Höflichkeit den Arm und führte ſie die breite marmorne Freitreppe hinunter, über deren niedrige Stufen ihre ſchwere Seidenrobe unheimlich nachrauſchte.

Als ſie auf das Blumenparterre hinaustraten, das vor dem Schloſſe lag, und deſſen Mitte, in immergrünen Buchs geſchnitten, das gräfliche Wappenſchild bildete, da zeigten ſich endlich die Vorbereitungen der Gräfin. Ein halbes Dutzend Muſiker ſaßen in einer Laube in Rococokleidern und ſpielten eine Menuet auf Flöten, Schalmeien und andern veralteten Inſtrumenten; draußen aber langs der hohen Taxuswände ſchritten zierliche Paare nach der Zeit des vierzehnten Ludwig im Schäferſtil gekleidet. Mit zierlich geſpitzten Fingern hielten die Cavaliere die Schäferinnen und Alle ſchleiften und trippelten nach dem Takte der Muſik.

Die bunten Paare hoben ſich in ſcharfen Umriſſen von den dunklen Baumſpalieren, es gab einen phantaſtiſch reizenden Anblick. Sobald eines davon an der Gräfin und ihrem Sohne vorüberkam, ſchnitt es die zierlichſte Verbeugung, wie man ſie heutzutage nur mehr auf alten Tapeten fixirt erblicken kann. Obwohl die Paare ſie nur ſtumm umkreiſten, zogen ſie doch gleichſam die Gräfin und ihren Sohn allmählich durch ihre verſchlungenen Bewegungen den breiten Gang hinan, der zwiſchen geſchnittenen Zweigwänden zum großen Springbrunnen führte.

Die Gräfin ſchien ſehr zufrieden über die Ausführung ihrer Erfindungen und erwiderte anſtandsvoll die Grüße der abenteuerlichen Geſellſchaft; ihr Sohn fühlte ſich mehr betroffen als ergötzt. So kamen ſie endlich an das andere Ende der Promenade, wo um das Waſſerbecken ein künſtliches Grottenwerk angebracht war. Aus dem Gebüſche lauſchte dort ein Faun mit dem Ziegenbarte und ein paar lebendige Nymphen umarmten ſich auf einer Rieſenmuſchel, die auf dem Waſſerſpiegel zu ſchwimmen ſchien. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete eine Schäferin, die auf der Raſenbank zwiſchen zahlloſen Blumen ſaß und einen Kranz zu beenden bemüht war. Sie war ſo ſehr mit ihrer Arbeit beſchäftigt, daß ſie die Nahenden nicht zu gewahren ſchien; auch trug ſie ihr Geſicht völlig zu den Blumen

abgekehrt, ſo daß nur die liebliche Biegung des Halſes und das fein gewölkte Haar Jugend und Schönheit verrathen konnte.

Aber ſchon dieſer halbverſagte Anblick mußte Theilnahme erregen. Als die Geſellſchaft in ihre Nähe kam, war auch der Kranz beendet, ſie zog und ordnete nur noch einzelne Blumen in die rechte Lage und ſchien ſich am Betrachten ihres eigenen Werkes zu ergötzen. Die Umriſſe und Bewegungen dieſer Geſtalt hatten bald die Aufmerkſamkeit des jungen Grafen gewonnen, ihre Anmuth trug ihm längſt Bekanntes und Erwünſchtes. Sein Antheil wuchs mit jedem Schritt. Hoffnungsreiche Ahnungen umgaukelten ſeine Seele, er preßte den Arm ſeiner Mutter feſter an die Bruſt und ſchaute, der holdeſten Löſung gewärtig, bald auf die Matrone, bald auf die Schaferin.

Als ſie nun ihr Antlitz gegen ihn kehrte, und die ſchweren Wimpern aufſchlug, da quoll ein Seufzer aus ſeinem Herzen und mit vorgeſtreckten Händen wollte er auf ſie zueilen. Aber ſchon hatten ihn zwei Waldgötter an den Armen gefaßt und ſein leiſer Aufſchrei: „Biſt Du's, Florette?“ erloſch unter den Klängen einfallender Waldhörner.

Die Schaferin zeigte nun ihr junges Antlitz mit dem vollen Räthſel der bekannten, geliebten Züge; in Hoffnungen und Zweifeln wogte des Grafen Herz, er

hätte ihr in die Arme ſinken mögen. Jetzt ſchwieg die Muſik, die Schäferin erhob ſich und ſprach eine zierliche Anrede, die ſich auf ſein Geburtsfeſt bezog. Der Sinn der Worte entſchwand ihm, er ſchwelgte nur in ihrem bekannten und doch wieder reizend fremden Klange. Der Waldgott bedeutete ihn zum Schluß, daß er ſich auf die Knie niederlaſſen ſolle; die Nymphe legte den friſchen Kranz auf ſeine Stirne, und er küßte entzückt die ſchönen Hände.

Hier endete das Schäferſpiel, die Geſellſchaft trat glückwünſchend herbei, die Mutter klatſchte in die Hände. Die Ueberraſchung war vollſtändig gelungen, ſie war mit dem Erfolge in jeder Beziehung höchſt zufrieden. Aus den Cavalieren und Nymphen ergaben ſich Bekannte und Verwandte, die die Gräfin heimlich geladen hatte, die Schäferin, die ihm den Kranz beſcherte, war Baſe Kettenburg, die nach beendeter Erziehung ſoeben wieder in das elterliche Haus gekommen war und in Begleitung ihrer Mutter das Familienfeſt mit ihrer reizenden Gegenwart verherrlichte.

Das Fräulein war über ihres Vetters feurigen Handkuß und leuchtende Blicke erröthet, er ſelbſt erhob ſich verwirrt und mochte ſich mit dieſer Löſung kaum begnügen. Die Aehnlichkeit der vornehmen Dame mit Florette war eine höchſt überraſchende; erſt ſeit ſie ſtand gewahrte er, daß ſie höher ausſah und daß

ihre Glieder reicher, ſtolzer geſchwungen waren. Selbſt der Laut der Stimme erinnerte an Waldroſe, nur klang die Ausſprache rein und die Wahl ihrer Worte verrieth die vornehme Erziehung.

Der Graf fühlte ſich von Erinnerungen und neuen Empfindungen betäubt, der Eindruck, den die junge Dame auch nach dieſen Aufklärungen auf ihn auszuüben fortfuhr, bedrängte ihn faſt. Ihm war jedoch, beſonders bei den gegebenen Verhältniſſen nicht zu entgehen, die Verwandtſchaft bezeichnete vom erſten Augenblick an die gegenſeitige Stellung, des Fräuleins Aufmerkſamkeit erheiſchte ſeinen Dank, und ein myſtiſcher Reiz bannte ihn überdies in ihre Nähe. Auch die junge Dame ſchien von dem Eindruck, den ſie offenbar auf ihren Vetter gemacht hatte, nicht nur angenehm geſchmeichelt, ſondern auch in ihren Gefühlen angeregt und gehoben. Mochte ſie nun die Pläne der beiderſeitigen Mütter kennen oder mochten in ihrem Herzen übereinſtimmende Neigungen zu erwachen beginnen, es ließ ſich jedenfalls nicht verhehlen: Fräulein Kettenburg genehmigte die befangene Huldigung ihres Verwandten mit befriedigter Theilnahme. Faramond wußte kaum, wie ihm geſchah, eine ſeltſame Bezauberung ſchien ihn zu umſtricken, nur Eines begriff er deutlich, daß ſeine Baſe liebenswürdig war, und daß auch ihre geiſtigen Anlagen einer nicht gewöhnlichen Entwickelung zugeführt

waren. Wo zuerſt nur Aehnlichkeit und äußerer Liebreiz angezogen hatte, befriedigte bald auch Richtigkeit des Urtheils, der feine Sinn gediegener Anſichten und die Gabe des gebildeten Ausdrucks; Witz und Scherz mußten dauernd feſſeln.

Faramond ſaß beim Diner an ihrer Seite und war auch im abendlichen Kreiſe viel mit der ſchönen Couſine beſchäftigt. Erſt zu ſpäter Stunde kam er wieder auf ſein Zimmer, und nur langſam entſchwebten die Nebel eines ſeltſamen Rauſches von ſeiner Stirn. Auf einer prächtigen kryſtallnen Schale lag der Kranz, den ihm das Fräulein heute gereicht hatte und verbreitete narkotiſche Düfte im Zimmer. Waren es dieſe, die ſein klares Denken immer wieder verwiſchten? Auch Florette ſchwebte durch ſeine wachen Träume, bald ſtand ſie wie feindlich an des Fräuleins Seite, bald wieder ſank ſie mit dieſem in ein Weſen zuſammen, und er ſah vor ſich Arme ausgebreitet, die alles Glück des Lebens zu gewähren vermochten.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als er ſich erinnerte, daß er der Waldroſe heute gewiß zu kommen verſprochen hatte; das Erfüllen ſeines Wortes wäre kaum mehr möglich geweſen, er verwarf entſchieden den Gedanken daran, denn das Schloß wimmelte heute von Gäſten und fremden Dienern, und um keinen Preis hätte er ſich der Gefahr ausſetzen mögen, daß ſein nacht-

licher Ausflug zur Kenntniß des Fräulein von Kettenburg gekommen wäre. Er wollte sein Versäumniß bald nachholen und wieder gut machen.

Für den folgenden Tag war eine kleine Traubenlese angeordnet, die mit einem Tanz endete. Spazierfahrten und Ritte, die auch die Damen mitmachten, zerstreuten an den nächsten Tagen, auch Besuche bei nahe wohnenden adeligen Familien mußten gemacht werden, und eine Hetzjagd zu Pferde auf der Ebene gab laute Belustigung. War man zu Hause, so erfüllten Vorlesen, Musiciren und gesellige Spiele die Zeit. Die alte Gräfin war die aufmerksamste Hausfrau und stets bedacht, ihre Gäste zu unterhalten. An diesen fehlte es jetzt nicht in Grafenpfalz; kaum hatten einige davon Abschied genommen, so fuhren schon wieder neue Geladene in den Schloßhof. Sie sagte, sie müsse ihrer lieben Nichte den Abschied vom Stifte vergessen lehren und ihr den Eintritt in die Welt so angenehm als möglich machen. Bald aber flüsterte sich die Gesellschaft das offene Geheimniß in die Ohren, daß es wohl zunächst auf ihre Verheirathung mit dem jungen Grafen abgesehen sei. Man mußte dabei anerkennen, daß von Seiten seiner Mutter nicht die geringste Anspielung auf ein solches Ereigniß zum Vorschein kam, auch gegen ihren Sohn fiel keine bezügliche Aeußerung, und überhaupt ordnete sie Alles so, wie es unter nahen lie-

den Verwandten angemeſſen ſchien. Nur eine gewiſſe Haſt, Unterhaltungen und Feſte anzuſtellen, war nicht verkennbar. So regte ſie unter den jungen Leuten auch den Gedanken an, da die kleine Idylle jüngſt im Schloßgarten ſo anmuthig gewirkt hatte, an einem Abend im Schloſſe ſelbſt ein Schäferſpiel zur Darſtellung zu bringen, an dem auch ihr Sohn Theil nehmen ſollte. Als dieſer Vorſchlag Beifall fand, zeigte ſich, daß ſie bereits für eine Schaubühne vorgeſorgt hatte, Alle nahmen mit frohem Eifer an den weiteren Vorbereitungen Theil, und bald erging von der Gräfin die Einladung an eine zahlreichere Zuhörerſchaft unter dem anwohnenden Landadel.

So waren ſeit Faramond's Geburtsfeſte bereits mehr als acht Tage vergangen, und immer noch war es ihm nicht ausführbar geweſen, das entlegene Waldhaus auch nur ein Mal zu beſuchen. Selbſt eine Botſchaft konnte nicht hinausgeſchickt werden, denn der Graf mochte Niemand in ſein Geheimniß ziehen. In der nächſten Woche ſollten jedoch die Gäſte, darunter auch die Familie Kettenburg das Schloß verlaſſen; wenn nicht früher, gab es dann Zeit genug, das Verſäumte nachzuholen. Faramond hatte in dieſen Tagen überhaupt kein klares Bewußtſein ſeiner innern Zuſtände; wäre er weniger vom Taumel äußerer Eindrücke befangen geweſen, ſo würde der Zwieſpalt in

ſeinem Innern deutlicher hervorgetreten ſein. Er wußte nicht, ſollte er ſich auf die Abreiſe des Fräulein von Retteuburg freuen oder ſelbe bedauern; die ſchlagende Aehnlichkeit derſelben mit Florette hatte ihre Macht nicht verloren, er ſchien noch immer unter dieſem Zauber zu leben, es war ihm faſt, als möchte er die Eine nicht verlieren, und doch auch die Andere gewinnen.

Unterdeſſen waren bange Tage im Waldhauſe vergangen. Am Morgen ſeines Geburtstages hatte Florette ihr kleines Angebinde fertig, es beſtand in einem zierlichen, allerliebſten Geflechte aus ihren eigenen Haaren, gleichſam einem Liebesknoten, der ſo kunſtfertig und mühſam in einander geflochten war, daß er, ohne das zarte Gewebe ihrer feinen Haare zu zerreißen, kaum gelöſt werden konnte. Sie hatte einen Strauß friſcher Erdbeeren, eine köſtliche Seltenheit in dieſer Jahreszeit dazugefügt, die ſie ſelbſt am frühſten Morgen gepflückt hatte. Sie fühlte ſich dabei ſo fromm, ſo feierlich geſtimmt; ſie hatte ihr Morgengebet draußen im Walde verrichtet, ihre Kniee drückten das tiefe, ſchwellende Moos vor einem einfachen Holzkreuz, das an einem Kreuzweg ſtand, aber ihre Gedanken ſchweiften weit über die höchſten Wipfel der alten Bäume, hinaus zum Geliebten, hinauf zu Gott, der uns und alle Weſen erſchaffen, der auch das unabweisbare Gefühl

der Liebe in unſer Herz gelegt hat. Sie hielt die Hände gefaltet, eine unferne Quelle rieſelte leiſe wie Thränen in ihre Gebete.

Sie ordnete dann mit beſonderer Sorgfalt Zimmer und Stube, und nahm ihr beſtes Mieder und Schürze hervor; auch die Mutter kleidete ſich in ihren Sonntagsſtaat, und ſogar dem weißen Hunde wurde ein rothes Band um den Hals gebunden. Ihre Freude mochte des kleinen Scherzes nicht entbehren.

Der Sonnenſchein ſchaute an dieſem Tage ſo lieblich durch das Fenſter, im Walde pfiffen die Meiſen, ach und in ihrem Herzen regte ſich wieder die volle Berechtigung zu Glück und Liebe. Mit jeder Stunde ſtieg die feſtliche Stimmung, denn jede rückte den Beſuch des Geliebten näher; es war ihr, als werde er heute ein unantaſtbares Wort für ihr Schickſal ſprechen. Selbſt die Mutter theilte ſolche unklare Erwartungen.

Als die Sonne über dem Walde verſchwand und der erſte Sternenglanz in der Tiefe des Himmels bebte, war des Mädchens Sehnſucht auf das Höchſte geſtiegen, nur die Gewißheit der baldigſten Erfüllung verſcheuchte die Geiſter der Furcht von ihrer Stirn. Sie war dem Geliebten früher wiederholt entgegen gegangen, jetzt ſaß ſie mit der Mutter vor der Hütte; ſie war für jede Arbeit zu ermüdet, ihre Hände lagen ihr gefaltet

im Schooß, ihr Ohr horchte hinein in den finstern Wald. Das Klopfen des Hähers, das Rascheln eines schleichenden Wildes nahm sie für das Nahen des Geliebten, eine freudige Spannung überlief ihre Züge, aber nach jeder Täuschung sanken sie wieder in jene Erschlaffung zurück, welche sich als die Folge langer, fruchtloser Erwartung einstellt. Endlich war es tiefe Nacht geworden; die zwei Frauen schlichen schweigend in das Zimmer zurück, die Wittwe ging zu Bette, nachdem sie vorher ihr Kind, wie jede Nacht vor'm Schlafen gesegnet hatte. Sie erschrak vor der Gluth der Stirn, als ihre Hand sie mit dem Zeichen des Kreuzes berührte. Florette mochte sich nicht zur Ruhe begeben, sie lehnte sich in's Fenster ihres Stübchens und stützte ihr Haupt auf die Hand, daß die zerwühlten Haare über die Finger niederhingen. In den Wipfeln des Forstes rauschte der Wind, der späte Mond stand gelb am Himmel, und am Rande des Waldes kräuselte sich ein feiner Nebel, als tanzten die Elfen im Mondschein.

Auch die Mutter konnte nicht einschlafen, der melancholische Schrei des Käuzleins rief sie immer wieder aus dem beginnenden Schlummer.

Am nächsten Morgen zeigte das Waldhaus ein verändertes Aussehen, Mutter und Tochter gingen wieder in Werktagskleidern, Florette sah blaß aus und hatte

thränenmüde Augen; der Erdbeerenſtrauß verwelkte auf der Bank, und das Windſpiel hatte ſich längſt der läſtigen Halsſchleife entledigt, ſie lag jetzt draußen im Staube der Abfälle.

Dennoch mußte bald Aufklärung kommen, und in den Augenblicken wiederkehrender Hoffnung überredete ſie ſich ſelbſt, daß der Graf an ſeinem Ehrentage das Schloß wohl nicht verlaſſen konnte, und daß ſie ſich nutzlos über ganz Gewöhnliches kümmere.

Als er nun aber auch an dieſem Tage nicht erſchien, und auch am nächſten und am folgenden noch nicht, da überfiel eine ſchauerliche Angſt das Herz des armen Kindes.

Das Waldhaus lag nicht abgelegen genug, um nicht endlich von frohen Feſten zu hören, die im Schloſſe Statt hatten; damit verſchwand auch die letzte traurige Hoffnung, daß ein Unwohlſein den Geliebten zurückhalte.

Die Veränderung, die in wenigen Tagen mit dem jungen Mädchen vorging, war eine außerordentliche; all' ihr froher Sinn war verſchwunden, ihre Züge hatten die überwältigende Schönheit keineswegs verloren, aber ſie trugen einen Ausdruck, wie er gewöhnlich nur im Tode, den ſchöne Jugend ſtirbt, zum Vorſchein kommt.

Wenn Florette allein war, überließ ſie ſich ihrem

Schmerz, aber auch der Mutter konnte ſie ihn nicht verbergen, und die tröſtenden Worte der Alten vermochten nichts über das unſelige Kind.

Die Wittwe gab ihr Vertrauen zu dem jungen Grafen nicht ſo ſchnell auf; erſt als Frau Kummernus, eine ihrer Bekannten, ſie beſucht hatte, verlor auch ſie jeden Halt, jede Hoffnung. Die Tochter hatte ihrer Unterredung nicht beigewohnt, aber, obwohl im eigenen Wehe verloren, mußten ihr doch die rothgeweinten Augen ihrer Mutter, als ſie der Beſuch verlaſſen hatte, auffallen. Nichts deſto weniger leugnete die Wittwe, von ihrer Bekannten irgend eine beunruhigende Neuigkeit erfahren zu haben, erbot ſich aber, wenn der Graf in den nächſten drei Tagen noch nicht erſchiene, ſelbſt auf das Schloß Erkundigungen einholen zu gehen.

Frau Kummernus, die Wittwe des Küſters, war eine alte Freundin der Förſtersfrau. Mochte ſie nun ſo nach dem Schreibnamen ihres verſtorbenen Ehemannes heißen, oder trug ſie den Namen der heiligen Kummernus zu Ehren, genug, ihr Weſen entſprach ebenſo ſehr ſeiner Bedeutung, als auch der traurigen Legende.

In katholiſchen Landen im Gebirge findet man noch manchmal in aufgelaſſenen Kapellen oder alten Anſitzen das Bildniß der heiligen Kummernus. Es ſtellt ein völlig bekleidetes Weib mit abgehärmten Zügen dar,

das mit den Händen an ein Kreuz genagelt iſt und ſeltſamer Weiſe einen langen Bart trägt. Die Härte der Ausführung entſpricht den uralten Zeiten, denen dieſe Abbildungen angehören.

Auch Frau Kummernus hatte fahle, abgemagerte Züge, nur der Bart fehlte. Uebrigens mochte ſie in ihrem Leben viel Bitteres erfahren haben, wenigſtens erſchien ſie jetzt in ihren alten Tagen gern, wo es Jammer und Elend gab, und wenn ein Unglück in der Gegend geſchah, fehlte ſie ſelten.

Florette hatte an einem der folgenden Tage eben wieder den Wald durchſtreift, und war auf einen Hügel geſtiegen, von dem ſich eine Ausſicht in die Gegend des Grafenſchloſſes öffnete; der Gang war erfolglos geblieben und ſie kehrte verzagend nach Hauſe, wie ſie ausgegangen war. Da bemerkte ſie in der Küche wieder Frau Kummernus bei ihrer Mutter. Die wenigen Worte, die ſie, ohne von den beiden Weibern bemerkt zu werden, unwillkürlich erhorcht hatte, machten das Verlangen in ihr rege, dem weitern Geſpräch zuzuhören. Das war leicht auszuführen, ſie durfte ſich nur vor der offenen Thür ruhig verhalten, während die Weiber d'rinnen Kaffee tranken und ihre Gedanken austauſchten.

„Ich hab' in meinem Leben ſchon viel Böſes erfahren und manches Herzeleid mit angeſehen," fuhr

Frau Kummernuß fort, „glaub' Sie mir, das Todtenwaſſer wird helfen."

„Was iſt's denn eigentlich mit dem Todtenwaſſer?"

„Was es damit iſt? 's iſt Waſſer, mit dem eine Leiche gewaſchen wurde, und hilft gegen den Liebesbrand. Da hab' ich Ihr gleich ein Krüglein davon mitgebracht; hab' verwichene Nacht bei der alten Marthe Leichenwacht gehalten, und als wir ſie aufbahrten und ſäuberlich gewaſchen hatten, da hab' ich mir von dem Waſſer, das abfloß, für Ihr Töchterlein einen Tropfen bei Seite geſtellt, 's iſt ein unfehlbar Mittel, ich ſag' es Ihr, hab's noch von meinem Mann ſelige erfahren."

„Und den Liebeskummer vertreibt es, daß Gott erbarm'?"

„Liebeskummer und die eitle Luſt des Fleiſches."

„Und mein ſchönes Kind ſoll ich damit begießen?"

„Florchen und den Grafen; ſchütte Sie es über Beide, wenn ſie das nächſte Mal neben einander ſtehen, glaub' Sie mir, 's iſt wie weggeblaſen."

„Was ſoll aber dann werden?"

„Iſt nicht die Erſte, Ihre Tochter, die den Worten eines großmüthigen Cavaliers zu viel vertraut hat, wird auch nicht die Letzte ſein; es wird ihr ebenſo gehen wie allen Andern; wenn ſie ſich recht verſtändig geberdet, kriegt ſie gar noch einen gräflichen Lakaien

zum Mann. Die nehmen die Sache nicht hoch und wissen schon, daß sie einen schmucken Schatz armvoll in's Haus bekommen, wenn sie nehmen, was ihre Herren voraus gewählt haben."

„Ist 's denn aber wohl auch wahr, daß der junge Graf die reiche Braut schon bei sich auf dem Schlosse hat?"

„Richtig und wahr, hab' sie selbst gesehen mit den Augen meiner Leiblichkeit, in sechs Wochen ist Hochzeit, und jung und schön ist sie, und dabei erstaunlich vornehm, das edle Fräulein von Kettenburg."

Florette hatte genug gehört. Ihr Herz hatte einen Augenblick zu schlagen vergessen, dann lief sie auf und davon, als hätten sie Nattern gebissen, und sah sich nicht mehr um, wie das Eheweib Lot's, als es von Gomorrha entfliehen wollte. Sie brach durch das Dickicht und sprang über die Waldwege. Als die Hagebutte ihr Kleid mit den Dornen auffing, riß sie sich dräuend los und rief zornig, daß sie sich nicht aufhalten lasse.

So kam sie in nicht viel mehr als zwei Stunden nach Grafenpfalz. Sie hatte das Schloß lange nicht gesehen, es stand stolz und prächtig vor ihr. Sie schlich durch's große Thor in den Park und dann hinter den Taxuswänden gegen das Gebäude.

Sie war ihm schon nahe gekommen, als sie jenseit der Gebüsche nicht weit von sich Stimmen vernahm.

War's um ſich zu verbergen oder um zu lauſchen, ſie duckte ſich nieder und ſpähte durch eine Oeffnung des Aſtgeflechtes.

Eine hohe Frauengeſtalt in ſeidnem Reifrock, das Schäferhütchen ſchief über dem hohen Lockengebäude ſtand gegenüber an der dunkelgrünen Wand; vor dem enggeſchnürten Mieder ſteckte eine Centifolie, die rechte Hand in den ſchwarzen, fingerloſen Filethandſchuhen ſpielte mit einem bemalten, goldgeſtickten Fächer. Vor ihr kniete ein junger Mann mit gepudertem Haar, einen dünnen Ehrendegen an der Seite. Sein Rock war von pfirſichblütenfarbenem Taffet mit Goldtreſſen beſetzt, ſeine Beine deckten kurze Hoſen und ſeidene Strümpfe, die Abſätze ſeiner Schnallenſchuhe waren purpurroth gefärbt.

Dem Mädchen aus dem Walde entging nichts an der Gruppe: kleideten ſich die Kinder des Reichthums und des Glückes ſo hoffärtig und geckenhaft?

Der junge Mann bat die Schöne um ihre Vorſteckroſe, die Schäferin gab ihm lächelnd mit dem Fächer einen leichten Schlag auf die Wange; ſie ſchien von ſeinem Begehren nicht beleidigt. Er fuhr fort zu bitten, Florette hörte es genau, und es war Faramond, der die ſchöne Dame immer dringender um die Roſe vor ihrem Buſen bat. Das Mieder war unverſchämt ausgeſchnitten, und das Fräulein ſchien in allen Künſten der Gefallſucht erfahren.

„Vortrefflich," rief das Fräulein, „in der That, Sie ſcheinen hier Generalprobe halten zu wollen, nur wiſſen Sie Ihre Rolle nicht gut auswendig und improviſiren noch zu viel."

„Weil Sie mit den zärtlichen Stichworten zurückhalten," ſchmollte der Cavalier, „und dadurch den Anfänger verwirrt machen."

„Dennoch erhalten Sie die Roſe jetzt nicht; vielleicht bin ich nachgiebiger, wenn Sie heute Abend recht brav ſind und ihr Debut gut beſtehen."

Ein Bedienter kam, den jungen Herrn zur Gräfin abzurufen, die ihn wegen der heutigen Vorſtellung noch zu ſprechen wünſchte. Er entfernte ſich ſchnell, das Fräulein folgte langſam.

Aber es war noch nicht weit gekommen, als, ſobald Faramond in den Seitenweg eingebogen hatte, Florette hinter der Taxuswand vortrat. Die vornehme Dame war durch die ſo plötzliche Erſcheinung des wilden Kindes überraſcht.

„Sind Sie das Fräulein von Kettenburg?" fragte Florette, und ein Grauen überrieſelte ſie, als ſie der Dame Auge in Auge ſah, und die große Aehnlichkeit mit ihr ſelbſt nicht verkennen mochte.

„Das bin ich," antwortete das Fräulein mit Anſtand, doch nicht ohne Theilnahme, „was wünſchen Sie von mir?" Auch ſie bemerkte ihre Aehnlichkeit mit

der Fremden, obwohl die verſtörte Miene derſelben ſie abſchwächte.

„Iſt Graf Faramond Ihr Bräutigam?“ fuhr Florette mit feſter Stimme fort, und hielt ihre Augen unverrückt auf das Fräulein geheftet.

„Ihre Frage klingt ſeltſam,“ antwortete dieſes, und eine hohe Röthe bedeckte das Geſicht bis an die Schläfe.

„Iſt Graf Faramond Ihr Bräutigam?“ wiederholte Florette.

„Sie ſind ſehr zudringlich,“ entgegnete das Fräulein in beleidigter Aufwallung.

„Ich bin nicht zudringlich, mein Fräulein von Kettenburg, aber ich muß es wiſſen.“

„Sie ſind krank,“ erwiderte die junge Dame ablenkend, „kann ich Ihnen in etwas dienen, arme Frau?“

„Ich bin keine Frau,“ ſchrie Florette mit Bitterkeit, „aber meine Frage beantworten Sie.“

„Dann hab' ich nichts weiter mit Ihnen zu ſprechen,“ entgegnete die vornehme Dame mit bewußtem Stolz, „fahrende Dirnen ſind kein Umgang für das Fräulein von Kettenburg.“ Sie wendete der Unglücklichen den Rücken, und ſchlug raſchen Schrittes die Allée ein, die gegen das Schloß führte.

Florette's Blick glitt den eigenen Leib hinunter. „O mein Gott!“ ſchrie ſie, und ſchlug die Hände vor

ihre Augen. Der Hohn der fremden Dame, mehr noch das eigene Elend ſchmetterte ſie nieder; ſie wand ſich in Schmerz und fiel in die Dornen des Roſengebüſches.

In dieſem Augenblicke kam Gerſtenberg zufällig die Allée entlang; er gewahrte das ohnmächtige Mädchen und erkannte es. Mit ſtillem Grimme packte er Florette in ſeine Arme, trug ſie in den nahen Pavillon und ſperrte die Thür hinter ſich, nachdem er ſie darin auf ein Ruhebett gelegt hatte.

Der ergebene Kammerdiener hatte bisher von den Ereigniſſen im Waldhauſe gegen Jedermann geſchwiegen, auch vor ſeiner Gebieterin und dem jungen Grafen hatte er davon mit keinem Worte Erwähnung gemacht. Jetzt ſchienen die dortigen Verhältniſſe auf die Spitze geſtellt, ſo daß ſie wohl das Einſchreiten der gewaltigen Gräfin erheiſchen mochten. Es mußte gehandelt werden, und zwar ſchnell. Der Gang zu ſeiner Herrin war dem treuen Diener noch niemals ſo bitter geweſen.

Als er eintrat, war ſie bereits für die Feſtvorſtellung des Abends gekleidet; ihre Zeit ſchien kurz bemeſſen, und erſt als er verſicherte, Dringliches eröffnen zu müſſen, ward ihm Gehör bewilligt.

Ohne Ueberraſchung hörte die alte Dame, in den Sammetſtuhl zurückgelehnt, ruhig an, wie er ihr von

der Liebschaft des jungen Grafen mit der Försterwaise zu erzählen begann.

„Ich weiß es, ich weiß es, Gerstenberg," unterbrach sie ihn fast ungeduldig; „es ist nicht recht, gewiß, es ist durchaus nicht recht, aber unsere jungen Cavaliere machen es ein Mal nicht anders; Gerstenberg, Er dient zu lange in einem vornehmen Hause, um von Derlei betreten zu sein, das ist nun eben Lauf der Welt. Aber die Kleine im Forste ist Seine Nichte, nicht wahr? Nun, wir wollen sie reichlich bedenken, Er soll zufrieden sein, Gerstenberg."

„Ist meine Nichte, aufzuwarten, hochgräfliche Gnaden, und trägt, mit Verlaub zu sagen, ein Kind vom jungen Herrn Grafen unter'm Herzen."

„Ei, das ist böser, als ich geglaubt habe," antwortete die Gräfin, und hatte sich bei dieser Mittheilung aus der vornehmen Ruhe im Lehnstuhle aufgerichtet, — „böser, viel böser, als ich geglaubt habe. Ist die Dirne nicht erst siebzehn Jahre alt und schon so frühe eine Metze. Pfui, Gerstenberg."

„Aufzuwarten, hochgräfliche Gnaden," wiederholte der alte Mann tonlos, „erst siebzehn Jahre alt und schon eine Metze!"

„Sorge Er, Gerstenberg," befahl die Gräfin strenge, „daß sie ihr Haus im Walde niemals verläßt, und keinem Menschen unter die Augen kommt; versteht Er mich?"

„Iſt zu ſpät, hochgräfliche Gnaden, das tolle Ding iſt im Schloſſe, und hat, wenn ich mich nicht irre, ſoeben mit dem gnädigen Fräulein geſprochen.“

Die Gräfin fuhr aus dem Seſſel in die Höhe und verbleichte ſichtbar unter der Schminke. Ihr Lieblingsplan für die Verheirathung ihres Sohnes ſtand eben im beſten Gedeihen, das Fräulein liebte ihn, ſie hatte es bereits ihrer Mutter geſtanden, auch der junge Graf ſchien nicht gleichgiltig für ſie, und jetzt ſollte das Gelingen von der Dirne gehindert werden. Die Augen der alten Dame funkelten unheimlich, ihre mageren Hände zitterten leiſe, ſie mußte ſich an der Lehne des Stuhles feſthalten.

Unterdeſſen hatte der Kammerdiener die Sache vorgetragen, ſoweit er davon wußte; als die Gräfin hörte, daß er ſeine Nichte im verlaſſenen Gartenhauſe eingeſperrt hatte, fühlte ſie ſich erleichtert und ſpann ihre Pläne.

Der Kammerdiener hatte geendet, aber noch ſchwieg ſie eine Weile, in Nachdenken verſunken.

„Sie muß für immer aus dem Wege geſchafft werden,“ begann ſie endlich leiſer, und ſchwieg dann wieder.

„Soll's Gift ſein?“ fragte der Kammerdiener ergriffen nach Kurzem.

Sie ſah ihn einen Augenblick mit ihren durchdringenden Augen an, dann begann ſie beſänftigter:

„Nein, nicht Gift, Gerſtenberg; diesmal, Gott ſei es gedankt, kann's mit Geld geſchehen. Hier Gerſtenberg, nehm Er dieſe Börſe, bring' Er die zwei Weiber innerhalb der nächſten vierundzwanzig Stunden von hier, hört er, weit, ſehr weit von hier, und rede er mit Niemand von der Sache. Iſt das Geld zu Ende, ſo bekommt er anderes, aber, Gerſtenberg, vergeß Er nicht, gegen Jedermann zu ſchweigen."

„Wie das Grab," erwiderte der treue Diener.

Die Gräfin hatte einen Augenblick geſchwiegen, dann begann ſie wieder: „Hör' Er, Gerſtenberg, der Graf wird heftig werden, er wird in Ihn dringen, ihm, was Er von der Sache weiß, zu erzählen; ſchwör' Er mir, Gerſtenberg, dem Grafen nie den Aufenthalt der Dirne zu verrathen."

„Ich ſchwöre."

Herrin und Diener ſtanden ſich wieder eine Weile ſchweigend gegenüber. Das lebhafte Leuchten ihrer Augen verrieth, daß ſie Dinge von größter Wichtigkeit bedachte und mit den Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden, zufrieden war: ihre Schweſter wollte mit dem Fräulein ſchon in wenigen Tagen abreiſen, es galt vorerſt, ihrem Sohne die Vorgänge im Waldhauſe bis dahin zu verbergen; — ſollte die Dirne das Fräulein heute richtig geſprochen haben, ſo konnte die leicht erſonnene Geſchichte von einer Irrſinnigen genügen. Gewiß, ſo ging

es. Aber Faramond hatte das wilde Blut ſeiner Ahnen in den Adern, das Verſagte mußte ihn nur noch mehr reizen; konnte Gerſtenberg ſeinem Andringen in die Länge widerſtehen — der Diener ſeinem Herrn? nein das war nicht vorauszuſetzen, — da mußte eine andere Abkunft getroffen werden.

Die Dame winkte dem Kammerdiener zu bleiben und eilte zu ihrem Schreibtiſch; ſie ſchrieb auf ein Blatt den Namen und die Wohnung eines ihr ſehr ergebenen Geſchäftsmannes in einer nahen Stadt, und gab es dann dem Kammerdiener mit dem Befehl, die zwei Weiber zu ihm zu bringen, ihren weitern Aufenthalt werde dann dieſer vermitteln. In ſolcher Weiſe konnte Gerſtenberg im ſchlimmſten Falle nur wenig verrathen, und es ſtand zu hoffen, daß die Spur des Mädchens ihrem Sohne mindeſtens ſo lange es nöthig war, entzogen bleiben werde.

Die alte Gräfin war mit ſich zufrieden, als ſie ihren Diener hierauf entlaſſen hatte und legte noch mehr Schminke auf die eingefallenen Wangen. Wenige Augenblicke ſpäter trat ſie in den Saal, wo die vornehme Geſellſchaft bereits ihrer harrte; ſie blickte heute ſo verbindlich wie ſelten, und das reizende Schäferſpiel nahm den erwünſchten Verlauf. Sie hatte auch Zeit gefunden, dem Fräulein von Kettenburg ein paar Worte über die Begegnung im Parke zuzuflüſtern und ſie zu bitten,

ihrem Sohne, der an der entſprungenen Wahnſinnigen den Antheil des Mitleids nehme, über ſelbe keine Mittheilung zu machen.

Der folgende Tag verging im Nachgenuß der Feſtvorſtellung, die geladenen Gäſte waren noch zur Tafel geblieben und traten erſt Nachmittags den Heimweg an.

Schon am zweiten Tage darauf ſollte auch das Fräulein von Kettenburg und ihre Mutter das Schloß verlaſſen. Der Verkehr zwiſchen den jungen Leuten war unterdeſſen immer wärmer geworden, und das Fräulein ſah noch vor der Abreiſe einer Erklärung von ſeiner Seite entgegen.

Für den Vormittag des letzten Tages war eine Waſſerfahrt angeſetzt, hierauf wollte man zu Tiſch gehen, und dann ſollten die lieben Gäſte nicht ohne die Hoffnung auf baldiges Wiederſehen fortfahren.

Es war bereits der November herangerückt, aber immer noch hatte es ſchönen Herbſt gegeben. Auch der letzte Tag des Beiſammenſeins ſchien vom Wetter begünſtigt, nur war die Sonne roth aufgegangen und ein baldiger Umſchlag ſtand in Ausſicht.

Auf dem großen Teiche lag ein feſtlich geſchmückter Kahn bereit, ein paar flinke Ruderer ſtanden zu Gebote, und die Geſellſchaft beſtieg in heiterer Laune das Schiff.

Es war derselbe Weiher, in dem Faramond als Kind beinahe ertrunken wäre, in welchem sein Gespiele Gottlieb den Tod wirklich gefunden hatte. Die Erinnerungen jener Tage stiegen heute vor dem Grafen wie Nebel über dem Spiegel des Weihers herauf, und wenn er hinunter in das Wasser blickte, da war ihm, als sähe sein Gottlieb mit den blauen Kinderaugen zu ihm herauf, ach, Gottlieb — Florette's Bruder! Ihm war so wehe und schwermüthig um das Herz, und alle Liebe und alle Huld des armen Kindes im Waldhause fiel ihm mit einem Male ein und seine Undankbarkeit und sein abscheulicher Wortbruch. Hatte er denn wirklich zwischen dem Fräulein neben ihm und der armen Waise schon gewählt, und war diese Wahl zu Gunsten der vornehmen Dame ausgefallen? Nein, so weit war es doch noch nicht gekommen: nur ein unseliger Zauber hatte ihn diese Tage befangen, die Aehnlichkeit mit Florette hatte ihn zuerst bethört, Neugierde, Theilnahme, schwankende Regungen und die Macht der Verhältnisse hielten ihn so lange zurück, aber sein Antheil an dem Fräulein von Kettenburg war nur ein oberflächlicher, er liebte doch nur Waldrose. Er pries Gott, daß er nur sie liebte, denn zu schrecklich wäre es gewesen, dem Gespielen seiner Kindheit auch noch seine Schwester nachzuopfern. Ihm wurde auf ein Mal wieder leicht in der Brust, er

fühlte ſein Herz voll aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes. Heute endlich verließ ihn das Fräulein von Kettenburg, aber ihre Gewalt über ihn war bereits gebrochen; heute noch konnte er in Florette's Arme eilen und ihr reumüthig das kurze Irren ſeines Herzens geſtehen. Er ſchien ſie ja nur vergeſſen zu haben, weil ihr Nachbild an ſeiner Seite war, ſeine flüchtige Untreue entſprang gerade aus ſeiner Treue; gewiß, ſie mußte ihm verzeihen!

Unter ſolchen Gefühlen war er für die Dame neben ſich eben kein unterhaltender Geſellſchafter; er antwortete zerſtreut und flüchtig und verſank in träumeriſches Sinnen. Am Gange nach dem Weiher, als die Veränderung mit ihm noch nicht hervorgetreten war, hatte ihm ſeine Baſe gleichſam in der Zärtlichkeit des Abſchiedes jene Roſe gegeben, die ſie ihm vor drei Tagen verſagt hatte. Sie war bereits verwelkt, aber man merkte es, die Dame hatte ſie ſorgfältig behandelt und getrocknet, — für ſie Beide ſollte ſie voll des unvergänglichen Duftes der Erinnerung bleiben. Faramond hatte ſie zuerſt an ſein Herz gelegt; jetzt war ſie ihm zufällig in die Hand gekommen; ohne zu wiſſen, was er thue, zerpflückte er ſie und warf in der Zerſtreuung ihre welken Blätter in das Waſſer. Das Fräulein von Kettenburg hatte ſein verändertes Betragen zuerſt der Verſtimmung des Abſchiedes zugeſchrieben, dann

vermuthete ſie Gereiztheit über einen unbewußten Mißgriff in ihrem Benehmen: ſie gab ſich nur um ſo wärmer und aufmerkſamer, und erwartete nach den vorbereitenden Mittheilungen ihrer Mutter mit Zuverläſſigkeit erwünſchte Erklärungen von Seiten des Grafen. Seine Mißſtimmung theilte ſich aber endlich auch ihr mit, und als er jetzt das Andenken ihres Abſchiedes ſo ſchnöd' behandelte, da ſprang ſie von ſeiner Seite auf und begab ſich an das andere Ende des Schiffes und ſcherzte und lachte mit der übrigen Geſellſchaft. Aber in der Tiefe des Buſens erwachte auch ihr die Noth der Liebe, auch ihr Herz hatte die Wahl für das Leben getroffen.

So waren die Hauptperſonen der Waſſerfahrt ſehr zufrieden, als man endlich die Inſel beſucht und dort die Ueberraſchung eines kurzen Concertes mitgemacht hatte. Die Vereinzelung in dem engen Kahne hatte etwas unſäglich Peinliches.

Sobald man wieder ausgeſtiegen war, wurde in das Schloß zurückgekehrt.

Des Grafen Stimmung war unterdeſſen immer banger und gedrückter geworden; wenn der Herbſtwind manchmal durch die Bäume ſtrich, war es ihm, als hörte er einen fernen Hilferuf und er wendete ſich entſetzt nach der Seite, woher der Jammer zu tönen ſchien. Es giebt Stunden, in denen unſere Seele ſo be-

ängſtigt und ſchmerzſüchtig iſt, als ereignete ſich irgendwo für uns ein großes, noch unbekanntes Unglück.

Als ſie ſich noch im Parke befanden, ſah der junge Graf ein weißes Windſpiel durch einen der abſeitigen Wege ſpringen; gewiß, das war Florette's Windſpiel, — verweilte auch ſie in der Nähe? Die Rüden des Schloſſes jagten hinter dem armen Thiere her, bald war es auf der Seite gegen den Wald verſchwunden.

Faramond aber konnte nichts mehr zurückhalten, er eilte von der Geſellſchaft, er ſtrich durch den Garten, er forſchte im Hauſe, er ſpähte von Fenſter und Hügel: nirgends war eine Spur von dem Mädchen oder auch nur mehr von deſſen Hunde zu ſehen. Alles befand ſich im gewöhnlichen, abgemeſſenen Gange eines vornehmen Hauſes.

Aber die Angſt ſeines Herzens war allmählich auf das höchſte geſtiegen, er mußte noch in dieſer Stunde hinaus in den Wald. Mochte man bei Tiſche verwundert nach ihm fragen, mochte die ſchöne Baſe ohne ſeinen Scheidegruß abreiſen, und Tante und Mutter und die ganze vornehme Welt von ihm denken, was ſie wollte: er durfte Florette's Ungewißheit keinen Augenblick verlängern, er mußte zu ihr in den Wald hinaus.

Der Graf ließ ſich ſein Roß ſatteln, und ſprengte bald darauf gegen den Forſt. Die Zeichen der nahen üblen Witterung hatten nicht getäuſcht, es wogte und bran-

dete der beginnende Sturm in den Wipfeln; das that wohl, das dämpfte und kühlte die Gluth in ſeinem Innern. Er ritt auf den verödeten Waldwegen ſo ſchnell, als es die weitgreifenden Wurzeln der alten Bäume erlaubten; dennoch fing der frühe Novemberabend ſchon zu dämmern an, da er endlich den ſtillen Grund erreichte, auf dem das Einödhaus lag. Er hätte aufjubeln mögen, als ihm das bemooſte Dach gegenüberſtand, er flog über den weichen Boden, und warf im nächſten Augenblicke ſeinem Rappen die Zügel auf den Rücken.

Aber das Thor des Häuschens war verſchloſſen, ſein Herz wollte zerſpringen; er klopfte und rief in höchſter Angſt Florette's Namen. Auch der Rappe ſcharrte daneben, als wollte er die Decke der Erde aufreißen.

Da gab's nichts weiter zu bedenken; im nächſten Augenblicke ſprengte ein heftiger Stoß das Thor.

Das Innere des Häuschens gähnte finſter entgegen wie ein geöffnetes Grab; es war leer, nicht nur die Bewohner fehlten, auch der Hausrath war fortgeräumt, aber man ſah es — mit Haſt, wie es wohl nach einem plötzlichen Todesfalle zu geſchehen pflegt. Altes Gerümpel und Werthloſes an Abfällen und Kleinigkeiten lag umher, nichts war geordnet und gereinigt worden, als man das Haus verlaſſen hatte.

Der Schreck, der Jaramond erſchütterte, war maßlos, dennoch hoffte er von Florette irgend ein Erinnerungszeichen, das ſie ihm hinterlaſſen, einen Wink zu finden, wohin ſie ſich gewendet habe. Er durchſuchte, ſo weit er die einbrechende Dunkelheit bemeiſtern konnte, jeden Winkel des Hauſes, doch er konnte keine Spur mehr von ihr entdecken. Erſt nach einer Stunde verließ er das Haus; ſeine Stimmung war die bitterſte von der Welt; als er hinaustrat, fiel eine Sternſchnuppe vom Himmel: war's ſein Glücksſtern, der in dieſem Augenblicke verſank?

Er wußte nicht, welchen Weg er einſchlagen ſollte; fern im Walde heulten Hunde, er ritt nach dieſer Seite. Die Nacht wurde immer finſterer, der Sturm wuchs und ſchlug ihm endlich gefrierende Regentropfen in's Geſicht; bald hatte er ſich verirrt, wenn man von einem Menſchen, der keinen Pfad weiß, den er einſchlagen möchte, dieſen Ausdruck gebrauchen kann. Er ritt durch den Wald, wie es ſeinem Rappen beliebte; das Schneegeſtöber nahm zu; Stunden um Stunden vergingen.

Als der Tag heranbrach, befand er ſich wieder auf bekanntem Wege, das Schloß mochte noch über eine Stunde entfernt ſein; er ritt nach Hauſe.

Die Gegend hatte ſich ſeit geſtern völlig verändert, das Thal lag in handhohem Schnee; auch die Aeſte

der Tannen ſtarrten in Eis und Froſt, und in die Tiefe des Forſtes gab es weißlichblaue Einblicke.

Dieſe Nacht hatte den Grafen um Jahre gealtert, er war aus der Jugend, die den eigenen Anſichten und Empfindungen nachlebt und das Schickſal die Erfolge vermitteln läßt, in das Mannesalter getreten, das unternimmt und handelt, um ſeine Ueberzeugungen und Gefühle zur Geltung zu bringen. Er hatte unverrückbar beſchloſſen, ſeine Liebe für Florette zu erfüllen, nur in der Feſtigkeit dieſer Vornahme gewann ſein Schmerz Ziel und Linderung.

Die alte Gräfin hatte ihn mit Sorge bei der geſtrigen Tafel vermißt, ſeine Abweſenheit bei der Abreiſe des Fräuleins von Rettenburg erfüllte ſie mit Bangen, dennoch wies ſie den ſcheidenden Verwandten die gewohnte ruhige Miene.

Aber als ſie allein war, überwältigte die Angſt ihr Mutterherz; ſie kannte das Blut ſeiner Ahnherren, ein ſolches war zu Allem fähig. Berſtenberg war der einzige Vertraute der Gräfin, ſie ließ ihn kommen; er gab keine Auskunft, auch der Reitknecht wußte nicht zu ſagen, wohin Faramond geritten war. Mit jeder Stunde der Nacht ſtiegen ihre Befürchtungen; wo blieb er ſo lange? Sie mochte nicht zu Bette gehen und verbrachte die Nacht ſitzend am Kamine, aber ihr Ohr horchte hinaus in den Winterſturm, ob nicht der Huf

ſeines Roſſes ertönte, ob nicht das Hausthor in den Angeln ging und der Schritt ihres Sohnes über die Corridore ſcholl. Er kam nicht. Nur manchmal dröhnte ein unheimlicher Laut durch das Gebäude, als eilte der Geiſt des Hauſes über die Gänge.

Mit dem Grauen des Morgens begab ſie ſich an das Fenſter und ſtarrte durch die Scheiben. Im Zimmer war es warm, dennoch ſchüttelte der Froſt ihre Glieder.

Als ſie endlich Faramond das Schloß heranreiten ſah, da fiel es wie eine ſchwere Laſt von ihrem Herzen: er war wieder da; was der Entſchluß der erſten Stunde nicht verdorben hatte, ließ ſich retten und ausgleichen. Leiſe ſchlich die Matrone vom Fenſter, entkleidete ſich ſchnell und ging zu Bette; ihre Kammerfrau durfte die Erſchütterungen dieſer Nacht nicht erfahren. Die alte Gräfin wollte ſich ſammeln und mit gewohntem Anſtande beim Frühſtücke erſcheinen. Auch konnte ſie vorausſehen, daß ihr mit ihrem Sohne eine ſchwere Begegnung bevorſtehe.

Faramond eilte in ſein Zimmer und ließ ſich den Kammerdiener kommen, dieſer war ja der Mutterbruder Florette's und der Vertraute der Gräfin, er mußte vom Schickſale des Mädchens wiſſen.

Gerſtenberg's Züge trugen ſchwere Spuren dieſer letzten Tage zur Schau.

Das Gewicht des Augenblickes ließ den Grafen die Beſchämung überſehen, die ihn ſonſt überkommen wäre, als er den Diener fragte, ob er von ſeinem Verhältniſſe zu Florette wiſſe.

Der Kammerdiener nickte ernſt und ſchwer mit dem Kopfe.

„Und wo iſt jetzt Florette, wo habt Ihr ſie hingebracht?“

„Ihre gräfliche Gnaden hat mit ihren Dienern zu gebieten, ſie hat die Dirne fortgeſchickt.“

„Wohin, Gerſtenberg, wohin?“

Er zuckte ſtumm mit den Achſeln.

„Du weißt es, Gerſtenberg, heraus mit Eurem Geheimniſſe.“

Der Alte blieb verſtockt und ſchwieg.

„Kannſt Du leugnen, daß Du Deine Hand dabei im Spiele hatteſt?“

Gerſtenberg ſchwieg noch immer.

„Wo iſt die arme Waiſe? bei allen Engeln des Himmels beſchwor' ich Dich.“

„Ich weiß es nicht, gnädiger Graf.“

„Wie, Du willſt es nicht wiſſen, und haſt doch mitgeholfen bei dem Bubenſtücke!“

„Ich gehorchte meiner Herrſchaft; nur die Gräfin weiß, wo die Dirne jetzt iſt.“

„Mensch, es ist Deiner Schwester Tochter, die ich aus dem Elende erretten will."

„Da sei Gott für, daß ich ob meines Blutes Willen die Pflicht, die ich der gnädigen Herrschaft schulde, vergessen sollte."

„Gestehe Alles, was Du weißt, Elender!" schrie Faramond und schüttelte den Diener bei der Brust.

„Ich weiß nicht viel von der Geschichte," entgegnete dieser, „aber auch dies Wenige geht dereinst mit mir zu Grabe, so wahr ich es mit einem Eidschwure besiegelt habe."

„Wie, Du willst mich äffen, Alter! heraus mit jedem Hauche, der Dir von Florette bekannt ist," schrie der Graf und zückte einen blanken Hirschfänger gegen den Diener.

„Stoßen Sie zu, gräfliche Gnaden," erwiderte ruhig der alte Mann, und entblößte seine Brust. „stoßen Sie zu, das wäre schlecht, wenn ein treuer Diener für seine Herrschaft nicht auch zu sterben wüßte."

Faramond schleuderte den Hirschfänger von sich, und winkte dem Diener, ihn zu verlassen. Langsam schritt Gerstenberg durch die Thüre; der Graf aber bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und brach in lautes Weinen aus.

Die Tochter seiner Schwester hatte der alte Die-

ner ohne Bedenken fremden Händen überliefert; der Jammer ſeines jungen Grafen ſchnitt ihm bitter in's Herz. Gleichwohl durfte er nach ſeiner Ueberzeugung nicht anders handeln.

Als er von jenem ſchweren Auftrage zurückgekehrt war, da hatte ihm die Gräfin eine hohe Belohnung reichen wollen; er hatte ſie ehrerbietig zurückgewieſen: wird heute ihr Sohn, das Kind, das er einſt auf ſeinen Armen getragen hatte, für das er unverzagt in das Waſſer gegangen war, ſeine Treue nicht verkennen, und ihm den Dienſt, den er jetzt geleiſtet hatte, nicht als Felonie an ſeinem Herzen anrechnen? Nur ſein Bewußtſein tröſtete ihn bei ſo herben Erſchütterungen; Gottlieb war längſt todt, mochte auch Florette's Herz brechen, wenn nur der letzte Sprößling des erlauchten Hauſes hochan und makellos bei Ehren blieb.

Faramond ſah wohl ein, daß er von dem alten Diener keine Auskunft zu erwarten habe, mochte dieſer nun ſelbſt nur wenig wiſſen, oder der Eid ſeinen Mund verſchließen. Daß er ſchweigen werde, das wußte er.

Es ließ ſich alſo nur von ſeiner Mutter das Gewünſchte erfahren; dieſe mußte er ſprechen, zu der eilte er noch in dieſer Stunde.

Die Gräfin ſaß bereits am Frühſtückstiſche, als

Faramond hereintrat. Sie hatte eine ſtürmiſche Unterredung erwartet und daher vorſichtiger Weiſe die Diener ſchon vorher unter anderem Vorwande entfernt.

Mutter und Sohn ſahen ſich jetzt Aug' in Auge; in den Zügen Beider lag eine unheimliche Spannung.

Der Sohn ſtellte die Matrone zur Rede, wohin ſie ſeine Geliebte gebracht habe. Die alte Dame nahm daran Gelegenheit, über den Leichtſinn und die Unſittlichkeit der jungen Herren von Adel zu ſprechen. Mitunter ſchien ſie ſolche leichtfertige Vorgange zwar zu entſchuldigen und verſtand ſich ſogar dazu, ein Witzwort in ihre Rede zu flechten. Aber die Erregtheit ihrer Stimmung paßte offenbar nicht dazu, und ihr Sohn verlor darüber nicht ſeinen finſtern Ernſt. Er beherrſchte ſich ſoweit, daß er ſie ohne Unterbrechung zu Ende kommen ließ, dann aber verſicherte er ſie, daß er ſeinen Fehler einſehe, und eben darum ihn gut zu machen beſchloſſen habe.

Die Gräfin war einen Augenblick ungewiß, wie ſie dieſe Rede zu nehmen habe, und erwähnte jetzt ihrer Schweſtertochter, des Fräuleins von Kettenburg.

Der Sohn geſtand die Liebenswürdigkeit der jungen Dame und gab zu erkennen, daß ihn gerade die Aehnlichkeit mit der Waiſe im Walde gefeſſelt und ſeine früheren Verpflichtungen nur zu lange vergeſſen gemacht habe.

Die Mutter ſprach von dieſer Aehnlichkeit mit lebhaftem Eifer, und meinte gerade darin einen Fingerzeig des Himmels zu entdecken, der ihm ein Weſen ganz nach ſeinen Neigungen und überdies von ſeinem Stande und in Verhältniſſen entgegen führe, die in jeder Beziehung nicht günſtiger gewünſcht werden konnten.

Der junge Graf bezeichnete dieſe Aehnlichkeit vielmehr für eine Verſuchung der Hölle, die durch ein Blendwerk ihn ſeine unerläßlichen Pflichten vergeſſen machen wollte.

Die Grafin erwähnte nun des ſo lang gehegten Planes beider Familien, ſie wies ihn auf ſeine Pflicht, ein Geſchlecht, das ein Jahrtauſend zurückreiche, im alten Glanze der Zukunft zu überliefern, ſie verbarg ihm auch nicht die heißen Wünſche ihres Mutterherzens.

Er ſtellte ihr ſeine Liebe für das arme Mädchen entgegen.

„So nennt die Jugend jede Wallung ihrer Leidenſchaft," antwortete die Matrone mit Strenge, „jede Begierde ihrer Sinnlichkeit."

„Sie verkennen den Gehalt meiner Gefühle, meine beſte Mutter," erwiderte Faramond, „mit dem Makel eines gemeinen Triebes läßt ſich die erſte Liebe meines Herzens nicht abfertigen."

„Sie wird nicht Deine letzte ſein, mein Sohn; die wahre Liebe iſt aber erſt jene, die Du für Deine ange-

traute Gemahlin fühlen wirſt, dieſe liebe dann und verehre ſie, ſo viel Dein Herz zu lieben vermag."

„Wir können in dieſer ſchweren Stunde unmöglich über die Bedeutung der Gefühle rechten; mich bindet aber noch ein nicht minder feſtes Band an die arme Waiſe, es iſt die Pflicht."

„Hat die Dirne an ihre Pflicht gedacht, als ſie den einzigen Sohn ihrer Gebieterin, ihrer Wohlthaterin in ihre Netze verlockte?"

„Schmähen Sie nicht das ſchuldloſe Kind; wenn dabei von einer Schuld die Rede ſein kann, ſo trage ich ſie allein."

„Du biſt großmuthig, mein Sohn, aber Du kennſt die Welt nicht; Du vielmehr biſt ein unwiſſendes Kind, nimm nicht mehr Verantwortung auf Dich, als Dich wirklich trifft."

„Damit mich keine weitere belaſte, laſſen Sie mich meine Pflicht erfüllen."

„Deine Pflicht iſt, Deiner Mutter zu gehorchen," erwiderte die Gräfin, und der Anflug von Rührung verkühlte ſchon wieder.

„Mag ſein, daß ich dieſe Pflicht verletzte, als ich unberathen dem eigenen Herzen folgte; jetzt aber, das weiß ich, hält mich eine andere unabweisliche Pflicht."

„Mein lieber Sohn, wenn jeder junge Cavalier den

Neigungen ſeiner Jugend treu bleiben wollte, wohin geriethen unſere Stammbäume?"

„Solche Rede" erwiderte der junge Mann mit feſtem Ernſte, „aus dem ehrwürdigen Munde meiner Mutter zu hören, überraſcht mich."

„Seid vielmehr darauf bedacht, Euren rechtmäßigen Gattinnen die angelobte Treue zu bewahren," entgegnete die Mutter nicht ohne die Bitterkeit der Erinnerung, „das iſt Eure Pflicht, die haltet unverletzt vor Augen."

„Mutter, o meine Mutter! nehmt das arme Kind als Eure Tochter an."

„Nie und nimmer!" entſchied die Matrone mit unerſchütterlichem Ernſte.

„Mutter, ſie wird Euch mit einem Enkel beſchenken."

„Ich erkenne keine Verwandten," antwortete die Gräfin ſtolz und mit abwehrender Bewegung, „als die rechtmäßig aus ebenbürtiger Ehe ſtammen."

„Mutter, Mutter, es iſt das Kind Eures Sohnes, es iſt Euer eigenes Fleiſch und Blut!"

„Den Bankert der frechen Dirne treib' ich von meiner Schwelle."

„Genug!" entgegnete der Sohn mit wilder Entſchloſſenheit und die Zornader ſeiner Vater ſchwoll auf der jugendlichen Stirne, „wir haben ſchon zu viel koſtbare Zeit verſchwendet, während die Aermſte im Elend

umherirrt. Mutter, wohin habt Ihr meine Geliebte gebracht?"

Die Matrone erhob ſich ſtolz und ſchien einen Augenblick nachzudenken, dann erſt antwortete ſie langſam: „Ich will es nicht in Abrede ſtellen, daß ihre Entfernung mein Werk iſt; ihren gegenwärtigen Aufenthalt erfährſt Du aber nur unter einer Bedingung."

„Und dieſe iſt?" rief der Graf mit Lebhaftigkeit.

„Wenn Du das Fräulein von Kettenburg heirathеſt, dann ſollſt Du den Aufenthalt wiſſen, dann wollen wir gemeinſchaftlich für das Mädchen Sorge tragen."

„Nimmermehr," ſchrie der junge Mann, „nimmermehr wird das Fräulein meine Gemahlin!"

„Dann," entgegnete die Gräfin mit feſter Haltung, „erfährſt Du auch von der Dirne niemals wieder."

„Mutter, Mutter!" ſchrie der Sohn, und preßte die geballten Hände zuſammen und bebte in furchtbarer Aufregung.

„Dieſe leidenſchaftliche Scene hat ſchon zu lang gedauert," ſprach die Gräfin nach einigen Augenblicken mit erkünſtelter Ruhe; „damit ſie nie wiederkehre, ſo vernimm meinen Schwur: bis Du nicht mit dem Fräulein von Kettenburg zum Altare trittſt, erfährſt Du nichts vom Schickſale der Dirne."

„Herr, halte meine Hand rein vom Verbrechen gegen Dein viertes Gebot!" ſchrie der Sohn und hob

ſeine Hände gegen den Himmel; „hier aber ſtehe Schwur gegen Schwur: Euch, Mutter, ſchwöre ich, daß keine außer Florette mein Weib wird!“

Die Matrone hatte ſich abgewendet, ſie war blaß wie eine Leiche.

„Wir ſind jetzt quitt, Mutter! Ihr entreißt mir die Geliebte meines Herzens, ich aber ſuche ſie, und hättet Ihr ſie in den Eingeweiden der Erde verborgen.“

Er ſtürmte fort; nach ſeinem Abgehen war die Matrone in ihren Seſſel geſunken; ſie begriff, daß für ſie Beide eine Schickſalsſtunde geſchlagen hatte.

Seit dieſem Tage ſtand Schloß Grafenpfalz wieder vereinſamt, die frohe Jugend war daraus fortgezogen. Die alte Gräfin hauſte allein mit ihren Dienern im weitläufigen Gebäude, Alter und Kränklichkeit plagten ſie, und auch Beſuche und Gäſte blieben fern.

Der junge Graf aber war in die Welt gezogen; es galt die Geliebte ſeines Herzens wiederzufinden.

Er hatte ſich vorher in der Gegend über das Verſchwinden der zwei Frauen aus dem Waldhauſe ſorgfältig erkundigt. Niemand wußte Auskunft zu geben, nur eine blödſinnige Bettlerin hatte in einer Novembernacht ein fremdes Gefährt durch den Wald fahren ſehen.

Der Graf machte die nahe Hauptſtadt zum erſten Ziele ſeiner Nachforſchungen; — ſie blieben fruchtlos. Er irrte durch die Städte des Landes, und fand ſie

nicht. Er durchforſchte auch weitere Kreiſe, aber keine Spur von dem armen Kinde ließ ſich entdecken. Unterhändler, die er ausſchickte, Erkundigungen in den Zeitungsblättern, Belohnungen, die er verſprach, hatten keinen beſſern Erfolg. Die Geliebte blieb verſchwunden. Der Graf litt fürchterlich dabei und irrte ungeachtet des ſtrengen Winters von Ort zu Ort in ruheloſer Haſt.

Unterdeſſen kamen und gingen geheime Botſchaften im Grafenſchloſſe; eine davon, die am Ende des Winters einlangte, ſchien die Gräfin außerordentlich aufzuregen; ſie entſendete bedeutende Geldbeträge und liebte mehr als je die Einſamkeit.

Aber auch ihr Geſundheitszuſtand verſchlimmerte ſich von Tag' zu Tage; bald waren Arzt und Geiſtlicher die täglichen Beſuche im traurigen Schloſſe.

Endlich glaubte Faramond eine Spur gefunden zu haben; er verfolgte ſie mit aller Haſt der Jugend und Liebe. Sie ſchien ſich zu bewähren und verlief zuletzt in's Gebirge.

Ungeachtet tiefer Schnee in den Bergen lag, eilte der Graf hinter den Anzeichen von Ort zu Orte, bis er endlich mit Gewißheit Florette's Aufenthalt gefunden zu haben glaubte. Im Gebirge, abſeits von jedem Verkehre befand ſich eine kleine Beſitzung der gräflichen Familie, zu der ein Wohnhaus gehörte, das unter den

Bergtriften lag und ſeit Langem außer Gebrauch geſtanden hatte. Dorthin waren zu Anfang des letzten Winters ein paar Frauen von einem fremden Manne gebracht worden. Dort mußte ſich Florette befinden.

Der Graf eilte an Ort und Stelle. Aber ſeine Freude verwandelte ſich in Entſetzen, als er das Haus wieder einſam traf und nur die Kunde von einem Begräbniſſe erfuhr, das von dort weg nach der Gebirgskirche Statt gefunden hatte.

Ohne Ruhe, in entſetzlicher Aufregung eilte Faramond die ungebahnten Wege durch den Schnee zum Kirchdorfe hinunter. Der alte Pfarrer empfing ihn mit väterlicher Güte: in der That war er eines Abends nach jenem Berghauſe gerufen worden. Ein junges Weib lag dort im Sterben, eine alte Mutter und ein finſterer Mann, der ein Arzt zu ſein ſchien, ſtanden am Krankenbette. Noch in jener Nacht ſtarb das liebliche Weſen ſanft und in den Willen Gottes ergeben. Sobald die Leiche auf den Kirchhof herüber gebracht war, wurde jenes Haus wieder verlaſſen; wohin ſich die zwei fremden Leute begaben, hatte der Pfarrer nicht erfahren, auch von einem Kinde wußte er nichts zu berichten. Aber alle Zeichen trafen zu, Florette war geſtorben! ſelbſt das weiße Windſpiel hatte an ihrer Seite nicht gefehlt. — ja Florette war geſtorben! Viel-

leicht von Gram gepeinigt, gebrochenen Herzens über die vermeinte Untreue ihres Geliebten.

Draußen im Kirchhofe lag ihr Grab, frischer Schnee deckte den Hügel, aus dem kaum das einfache Kreuz herausſah. Faramond warf ſich in Verzweiflung davor auf die Kniee, er rang die Hände zur ſchönen Todten hinunter, die nun für immer ſeiner Liebe, ſeinen Huldigungen entrückt war.

Die Berge drüben ſtarrten in Froſt und Schnee, die Tannen beugten unter der Laſt ihre Wipfel und im Abendſcheine funkelten die Nadeln und Zinken der Eiskryſtalle.

Als der Graf das Pfarrhaus verließ, rollte die Nacht in dunkelblauen Wogen gegen das Gebirge.

In der nächſten Stadt erwartete ihn eine weitere Trauerbotſchaft: auch ſeine Mutter war geſtorben. Es war mit der Matrone plötzlich zu Ende gegangen; ſie hatte ihm ihren Segen hinterlaſſen, aber bis zu ihrem Tode das Schweigen über Florette hartnäckig bewahrt. Neben der Mutter hatte auch die vornehme Dame bis zum Sarge ausgedauert.

Wir unterlaſſen es, alle die ſchmerzlichen Gefühle zu ſchildern, die in dieſer Zeit den Grafen überwältigten. Unter ihrem Sturme entſchwand ſeine Jugend. Er hatte fliehen mögen, ſo weit der Himmel blau iſt.

Der Entſchluß ſtand feſt in ihm, niemals zu heira-

then. Er wollte durch ſein Cölibat gleichſam das kurze Vergeſſen ſeiner Jugendliebe ſühnen.

Als er nach Jahren wieder das Haus im Walde ſuchte, fand er es öde und verfallen. Noch während des Lebens der alten Gräfin war es abgebrannt, und nicht wieder hergeſtellt worden. Kein Dach, keine Thüre verſchloß es mehr, den Boden der kleinen Gemächer bedeckte ſchon Unkraut, nur der Fliederbuſch daneben grünte noch, wie zur Zeit, als es Florette bewohnte.

In der gräflichen Gruft ſtand mit Sammet ausgeſchlagen der Sarg ſeiner Mutter; daneben ließ er einen leeren Sarg aus Ebenholz ſtellen, er trug nur die kurze Inſchrift:

Verlornes Leben!

## Viertes Kapitel.

Nach dieſen Ereigniſſen der Jugend beſchloß Faramond, ſich wieder auf Reiſen zu begeben. Er war ſich bewußt, daß, wenn er nicht im empfindſamen Jammer untergehen wollte, er ſich vom Schauplatze ſeiner Gefühle losreißen und ſeinen Geiſt an den großen Schickſalen des Menſchengeſchlechts wieder aufrichten mußte.

Er hatte in der Heimath nur noch ein Geſchäft vor ſich: das war die Nachforſchung nach Florette's Mutter, nach ihrem, nach — ſeinem Kinde. Die Papiere der Gräfin enthielten keine Andeutung darüber; Gerſtenberg, den er ohne Ungeſtüm aber in eindringlichſter Weiſe noch ein Mal darum befragte, wußte nichts oder wollte nichts davon wiſſen, es blieb alſo nur die eigene Thätigkeit in dieſem wichtigen Geſchäfte übrig. Mit der Energie der Reue, die der Sühne bedürftig iſt, mit der Sorgfalt der Liebe forſchte er dem Daſein, dem Aufenthalte des theuern Weſens nach, dennoch gelang es allen ſeinen Anſtrengungen nicht, eine

Spur davon zu entdecken. Als in ſolchem eifrigen Suchen endlich Monate erfolglos vergangen waren, verzweifelte er nicht nur am Gelingen, ſondern gewöhnte ſich an den Gedanken, daß das Kind, das er ſo raſtlos und vergeblich ſuchte, auf Erden überhaupt gar nicht vorhanden ſei.

Erſt als dieſe Anſicht in ihm die Oberhand gewonnen hatte, trat er ſeine Reiſen an. Sie gingen weit und beſchränkten ſich nicht auf Europa.

Die Nebel peinvoller Gefühle umdüſterten zuerſt ſein Auge; aber allmählich hoben ſie ſich und es wurde klar in ihm und außer ihm. Der Egoismus des Schmerzes verlor ſich, und was die Natur und die Kunſt Schönes und Herrliches darbietet, alles Große, Bedeutende, das die Geſchichte und die Geſellſchaft bewegt, fand an Faramond wieder einen aufmerkſamen Beobachter und Bewunderer. Auch über die endliche Welt hinaus verliefen ſich ſeine Betrachtungen. Noch niemals in ſeinem Leben hatte ihn der Gedanke an Gott mit ſolcher Gewalt überkommen, als in dieſer erſten Zeit nach ſeinem erſchütternden Schmerze; es war ihm ein Bedürfniß, ſich in die erhabenſten Ideen, deren der Menſchengeiſt dieſſeit des Grabes fähig iſt, zu verſenken. Der Begriff Gott iſt uns geläufig, aber denke ihn ein Mal Jemand in ſeiner ganzen Fülle: die ewige Dauer in der Zukunft iſt wohl begreiflich, da ſich die Allmacht

vor der eigenen Vernichtung ſchützen kann, aber der ewige Anfang! Auch Faramond ſtand beſtürzt vor dieſem Abgrunde menſchlichen Denkens, es wehte ihm wie aus ewigem Gletſchereiſe ſchauerlich kalt aus der bodenloſen Tiefe entgegen. Dennoch erwies ſich an ihm der wohlthuende Einfluß der erhabenen Erſchütterung, er hatte die kleinliche Selbſtſucht des irdiſchen Ich's auf immer verloren.

Auch die Luſt am Leben kam wieder und ſogar die Freude des Genuſſes. Er nahm an Vielem Antheil und lebte und handelte nach ſeinen Ueberzeugungen; nur eine Folge mochte man der frühen Niederlage ſeiner Gefühle zuſchreiben: er wollte ſich keinem äußern Berufe voll hingeben und liebte ein Weib nicht wieder. Er betheiligte ſich an Beſtrebungen und Unternehmungen, die er billigte, aber ſein ganzes Daſein widmete er keiner davon; bei ſeinen hohen Anlagen und gediegener Bildung ſchien er vorzüglich berufen, dem Vaterlande und dem Menſchengeſchlechte als Staatsmann in der diplomatiſchen oder in der parlamentariſchen Laufbahn Dienſte zu leiſten, doch er mochte ſich dazu nicht mehr entſchließen. Auch an den Damen fand er Gefallen, der Umgang mit geiſtreichen unterhielt ihn, die Reize der ſchönen ergötzten ihn. Aber dieſe Eindrücke waren getheilt und vorübergehend, ſein Herz verlor er an keine wieder, er verwickelte ſich in keinen Umgang oder

Genuß, der ihm Verpflichtungen oder dauernde Feſſeln angelegt hätte. Sein ganzes Daſein war fragmentariſch geworden; es mangelte ihm nicht der Gehalt, aber dieſer lag in Bruchſtücken; ſein Leben glich nicht einer Heroenſtatue, ſondern einer Sammlung von Gemmen.

Nach vielen Jahren erſt war Faramond heimgekehrt. Er verbeſſerte dann die Wirthſchaft auf ſeinen Gütern und ließ Schloß Grafenpfalz, das er wieder zu bewohnen beſchloß, völlig umbauen, und deſſen Umgebungen im beſten Geſchmacke verſchönern. Die Erfolge, welche ſein Vaterland, vielleicht die Menſchheit von ihm hätte erwarten können, wenn ſeine Vollkraft durch jenes Ereigniß ſeiner Jugend nicht gebrochen worden wäre, waren allerdings verloren, dennoch beförderte er eifrig das Gute und Erſprießliche und nützte ſeiner Umgebung auch in weiteren Kreiſen. Faramond hatte für gehaltvolle Menſchen eine eigene Anziehungskraft und wußte immer einige bedeutende Männer um ſich zu verſammeln. Faſt abſichtlos geſchah es, daß er in mehr als einer Beziehung den Mittelpunkt verſchiedener Kreiſe bildete, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß auch Leute von nur gewöhnlicher Geltung ſich herandrangten und nach dem Laufe der geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht wohl abgewieſen werden konnten.

Wir haben in dieſer Beziehung des Grafen Umge-

bung ſchon kennen gelernt, und geſehen, daß insbeſondere Alberich in letzter Zeit ſeinen Antheil erregt hatte.

Es lag manches Aehnliche in den zwei Männern. Beide beſaßen hellen Geiſt und treuen Willen. Alberich, um viele Jahre jünger als der Graf, hatte von Natur vielleicht weniger Schnellkraft und Ausdauer erhalten als dieſer, ſein Theil daran war ihm aber noch voll und ungebrochen geblieben, er ergab ſich ſeinen Plänen und Abſichten mit der Wärme der Begeiſterung, während dem Grafen ſtets die anzweifelnde Kritik zur Seite ſtand, und das Wort im Munde faſt unwillkürlich zu ſcharfer Wendung umſchlug. Alberich's Gefühl war von jeher ruhiger, minder leidenſchaftlich, er war damit aber auch noch nicht zum Bankbruche gekommen, und trug es in urſprünglicher Reinheit in ſeinem Herzen. Auch Alberich hatte große Reiſen zurückgelegt; ſo wie der Graf im Orient, war der junge Gelehrte in Amerika geweſen. Jener beſchaute gern die Trümmer gefallener Pracht und Größe, dieſer lernte lieber die Bauſteine der Zukunft kennen. Der Graf wollte Stoff zu Betrachtungen ſammeln, Alberich ſich auch für eigenes künftiges Wirken belehren und ausbilden. Er und Faramond zogen ſich an und ergänzten ſich gegenſeitig; jeder von ihnen hatte dem andern Neues zu bieten und von ihm Erwünſchtes zu empfangen.

Alberich war kein einſeitiger Lobredner Amerika's, er erachtete die ſocialen Aufgaben dort keineswegs gelöſt, und pries es weder für den politiſchen Flüchtling als das Aſyl der Freiheit, noch für den gewöhnlichen Auswanderer als das Land der gerecht bezahlten Arbeit. Er anerkannte, was dort im Fache der Technik, des Verkehrs, des nüchternen Verſtandes und der Doktrinen von unmittelbarer Brauchbarkeit geleiſtet wird, aber Staat und Geſellſchaft in Amerika ſchienen ihm an nicht mindern, wenn auch an andern Uebeln zu leiden, als in Europa.

„Amerika," ſagte er zum Grafen, „beginnt erſt ſein Mittelalter, aber ein Mittelalter ohne Ritterthum und Ehre, ohne Minne und Glaubenseifer, ja ſelbſt ohne Kunſt; es lebt eben im Zeitalter der Schwärmerei, aber es ſchwärmt nur für Gold, Genuß und Selbſtſucht; ſein Fauſtrecht iſt das ideenloſer Roheit. Amerika beſitzt keine culturhiſtoriſche Vergangenheit; es hat kein Herkommen, keine Sitte, keine Stände. Abenteurer und Flüchtlinge bevölkern es, ſtellen neue Begriffe auf, und ſchaffen Religion und Geſetze nach ihren Bedürfniſſen. Empörend iſt die grauſame Ungerechtigkeit, mit der die Indianer immer mehr der untergehenden Sonne nach gedrückt werden, aber dort an der Küſte von Californien liegt das moderne Eldorado und lockt zu weltumſegelnder Einwanderung; auch dort iſt keine

Zuflucht für ſie. Anders freilich verfährt der neudeutſche Stamm der Einwanderer, dieſer ſchleppt ſeine alten Truhen und Schränke, vollgepackt mit den abgetragenen, verrotteten Geräthen und Gedanken Europa's hinüber nach Amerika, er vermiſcht ſich weder mit den Eingebornen, noch verdrängt er ſie, ſondern ſtiftet friedlich ſeine abgeſchloſſene Gemeinde, und liefert der neuen Welt ihre Kleinſtädter und Bauern. Welche ſeltſame Wandelungen ſehen wir dort von Waſhington bis Buchanan, von den Congreßmännern bis zu den Knownothings. Von Außen für den Augenblick noch unangreifbar, experimentirt man in Amerika um ſo ſorgloſer im Innern. Der amerikaniſche Staat iſt immer noch unfertig, und ſo lange Amerika politiſchen Theorien nachſtrebt, wird es ſeine Kraft erfolglos zerſplittern. Der Staat als Endzweck iſt veraltet, er hat nur mehr als Mittel Geltung. Amerika's Aufgabe liegt auf ſocialem Gebiete. Es erhalte und ſchaffe ſich die einfachſte wohlfeilſte Staatsform und widme ſich dann ausſchließlich der Löſung der ſocialen Verwickelungen. Der Urwald liefert die beſte Fruchterde für die Gebilde der Zukunft. Amerika begann auf ganz neuen Grundlagen; was ihm jetzt unſern Tadel zuzieht, trägt vielleicht den Segen der Zukunft in ſeinem Schooße. Ich hoffe, es wird ihm dereinſt gelingen, die ſocialen Fragen zu beantworten, das Räthſel der Sphinx zu

löſen, vor der ſo viele Größen der alten Welt in den Abgrund ſtürzten."

Die zwei Freunde ſtanden am Fenſter; Freiherr vom Zolle ſprengte die Auffahrt zum Schloſſe heran.

„Sie werden ſich vielleicht verwundern," bemerkte der Graf, „daß ich den Baron ſo viel in meiner Geſellſchaft dulde; es iſt wahr, er iſt leichtfertig, von oberflächlicher Bildung und vielleicht auch von unbedeutendem Talente, aber ich anerkenne gern die Vollkommenheiten jeder Gattung. Eine ſolche iſt Eitelfritz in der Specialität des tolldreiſten Muthes. Ich könnte Ihnen ein paar Dutzend Thatſachen als Belege dafür erzählen, ſtatt aller hören Sie eine: „In der Tollzeit des Jahres Achtundvierzig verſammelte ſich eines Tages eine Rotte Bauern auf einem benachbarten Gute, um den Jagdſport ein Mal nach Herzensluſt zu genießen. Der Beſitzer hatte ſich in's Ausland zurückgezogen und nur ein geringes Forſtperſonal zur Aufſicht ſeiner Domaine zurückgelaſſen. Als dieſes nun die Zurüſtungen der Bauernſchaft bemerkte, erließ es Verwarnungen, welche, wie voraus zu ſehen war, erfolglos blieben, und hielt ſich endlich für verpflichtet, allenfalls auch mit Gewalt gegen den Unfug einzuſchreiten. Am Tage der wilden Jagd erſchienen alſo die vier oder fünf Forſtleute ſchon am frühen Morgen in der großen herrſchaftlichen Livrée mit Büchſe und Hirſch-

fänger an der Seite und ſtreiften in der Gegend umher, von welcher das Bauernvolk erwartet wurde. Es mochte den guten Leuten mit den kühngebogenen Spielhahnfedern am Hute ſchon von allem Anfange an nicht ſehr wohl zu Muthe geweſen ſein, mindeſtens ſollen ihnen die grünen Röcke nie ſo ſchlecht geſeſſen haben als damals; aber, als nun auf den Feldwegen in allen Richtungen Burſchen mit Vogelflinten und Plunderbüchſen ſichtbar wurden, ward ihnen ihr Amt ſo ſauer als möglich, und ſie fanden für gut, ſich zu einander zu halten, um ihre Kraft mindeſtens nicht in Vereinzelung zu zerſplittern. Auch die Bauern ſtutzten beim Anblicke der herrſchaftlichen Jäger; Waidmeſſer und Kugelſtutzen ſchienen eben kein Spielzeug, und ſelbſt die Treſſen und Goldborden hatten den hergebrachten Eindruck noch nicht ganz verloren. Sie gingen zuerſt langſamer vorwärts und ſammelten ſich dann zu kleinen Gruppen, als ſie jedoch ihre gewaltige Zahl rings an den Feldrainen erwogen und ſich gegenüber nur die Hand voll Forſtleute erblickten, wuchs ihnen der Muth, und bald darauf zogen ſie in einer einzigen Schaar den Jägern entgegen. Das luſtige Getümmel, das ſie anſtellten, das muthwillige Aufjauchzen einzelner Burſchen ließ die Forſtleute bald nicht mehr an der Abſicht des Haufens zweifeln. Auch ſie ſtanden bei einander, aber ihre Stimmung war nieder-

geſchlagen und rathlos. Sie hatten ſich vorſichtig längs einer Hecke aufgeſtellt, die den Rückzug einigermaßen decken konnte; und als die Bauern auf Büchſenſchußweite herangerückt kamen, ließ der Forſtmeiſter, um einigen Eindruck zu erzielen, die Gewehre laden und die Feuerhähne in Bereitſchaft ſetzen. Wirklich hielt der Haufen der Bauern an und glaubte ſich nicht unnöthig in Gefahr begeben zu ſollen. Man begann zu unterhandeln. Das Ergebniß der Dorfdiplomatie war ein geringes; die Forſtleute wollten den Bauern das Jagen einſtellen, dieſe aber beſtanden darauf, daß die Jagd jetzt dem Bauer gehöre und verlangten noch überdies die herrſchaftlichen Braken zum heutigen Vergnügen. Die Lage der Jäger wurde eine immer üblere; die Landleute erhielten noch Zuzug und gerade die zuletzt angekommenen waren die dringendſten. Man ſchob ſich allmählich gegen das Schloß vorwärts, Schimpfreden und Drohungen wurden laut, und als auch die Forſtleute ihren Rückzug in's Werk zu ſetzen begannen, erſcholl ein wildes Hurrah und Steine hagelten durch die Luft. Die ungeſtümſten unter den Bauern waren damit nicht zufrieden und meinten, man ſollte den Förſtern blaue Bohnen auf den Rücken ſäen. In dieſem Augenblicke ritt Eitelfritz von Zollern aus dem hintern Schloßthore heran; er war ein Verwandter des abweſenden Beſitzers und wollte

heute zufällig auf deſſen Gründen Feldhühner ſchießen. Er begriff alſogleich die Situation, warf dem nächſten Jäger ſeine Flinte zu, und ritt auf dem Rappen, der ihn auch heute trägt, den Bauern entgegen. Er hatte nichts als die große Hetzpeitſche in der Hand, und ſtieß dem Pferde in ſeinem aufwallenden Zorne die Sporenräder in die Seiten. Der gewaltige Hengſt bäumte ſich, und einen Augenblick ſpäter ſprengte Eitelfritz in tollen Sätzen in den Bauernauflauf und knallte, als ging's einem Hirſche nach, über ihre Köpfe. In verwirrter Ueberraſchung dachten die Bauern an Alles mehr als an Widerſtand, ſie ſtoben entſetzt auseinander und verliefen ſich in Klee und Korn. An dieſem Tage mindeſtens verging ihnen die Luſt am Waidwerke; Eitelfritz von Zollern ſchoß aber noch in derſelben Stunde mit ſo feſter Hand nach den aufſteigenden Rebhühnern, als gäb' es nichts als Feudalgedanken in der Welt."

In dieſem Augenblicke trat Eitelfritz in den Saal.

„Ich höre, Ihr geht zu meinem Schwiegerpapa," rief er lachend gegen den Grafen, „es iſt doch nicht mehr als billig, daß ich von der Geſellſchaft bin."

Es kamen noch andere Bekannte, darunter auch Doktor Till, der ſeinen jungen Freund Herrn Lanzelot vorſtellte.

„In der That meine Herren," begann Faramond

gegen dieſe und Alberich gewendet, „ich habe Ihnen heute einen köſtlichen Genuß, oder wenn Sie lieber wollen, eine ſeltene Studie vorbereitet: wir wollen den tollen Reichsgrafen beſuchen.“

„Wir Menſchen alle ſind Wahnwitzige,“ bemerkte Till, „und ſtehen unter der Kuratel der Vorſehung.“

„Sie mögen recht haben, Zimbelin bleibt aber doch immer eine höchſt wunderliche Ausgabe von einem Menſchen.“

„Weiſe,“ fuhr der Doktor fort, „unterſcheiden ſich von Irrſinnigen nur dadurch, daß dieſe eine fixe Idee haben, jene hundert.“

„Die fixe Idee des Reichsgrafen, oder richtiger geſagt, das Syſtem fixer Ideen, das er ausgeheckt hat, macht jedenfalls ihn ſelbſt nicht unglücklich, und trägt zur Erheiterung Anderer nicht wenig bei.“

„Dann iſt der Reichsgraf eine löbliche Ausnahme,“ ſagte Alberich.

„Die Ausnahmen,“ bemerkte Till, „vermitteln durch ihr Anſchwellen allmählich die zukünftigen Regeln.“

Die lange Fahrt nach Zimbelin's Hofe ließ genügende Zeit, über ihn zu ſprechen. Er war noch als unmittelbarer Reichsfürſt geboren und erzogen worden, kaum aber war er als ganz junger Mann ſeinem Vater im Regimente gefolgt, als der Reichsdeputationsſchluß

ſein Kleinfürſtenthum wegraffte. Die Mediatiſirung koſtete ihm den Verſtand. Es ſtellten ſich bei ihm ſeit dieſem Augenblicke Anfälle von Wahnſinn ein, die zuerſt für vielzackigen Humor gehalten wurden, ſich allmählich aber zu einem, man konnte faſt ſagen geiſtreichen Wahnwitze ausbildeten, in welchem Verſtand und Narrheit, Wahn und Witz durcheinander liefen.

Zuerſt wurde, wie natürlich, Alles aufgeboten, um den Reichsgrafen zu heilen, aber nachdem die Aerzte vergebliche Verſuche gemacht hatten, und mehre Jahre verfloſſen waren, gab man die Hoffnung dazu auf. Es hatte ſich unterdeſſen auch herausgeſtellt, daß der Reichsgraf von einem ganz unſchädlichen Irrſinne befallen ſei, und ſobald ſein nächſter Agnat, der Fürſt des benachbarten Ländchens, die Nachfolge in den reichen Domainen des Irrſinnigen geſichert ſah, ließ er ihm völlig freie Hand in ſeiner Lebensweiſe. Die Apanage, die er erhielt, war eine bedeutende, das Schloß, das er bewohnte, lieblich gelegen. Dort hielt jetzt der Reichsgraf ſeinen Hof, und war nur, ohne daß er es merkte, von ein paar Perſonen überwacht, konnte im Uebrigen aber unbeirrt nach ſeinen Phantaſieen ſchalten und walten. Es war in der That ſchwer zu entſcheiden, wie weit der abenteuerliche Verſtand des Reichsgrafen reichte, und wo die wirkliche Narrheit begann. Er benahm ſich auf ſeiner Domäne völlig als

regierender Fürſt, hielt Hofſtaat und Miniſter, und entfernte Alles aus ſeiner Nähe, was in ſeine Tollheiten nicht eingehen mochte. Mittlerweile war er zum Greiſe geworden. Er hatte nicht nur den Fall ſeines eigenen Regiments, ſondern auch den anderer gewaltiger Schwert- und Friedensfürſten überlebt, ſelbſt von der letzten Revolution war ein Bruchſtück in ſeiner Nähe abgeſpielt worden, und auch er reſtaurirte in den folgenden Jahren nach Luſt und Neigung. Aber Geſundheit und rüſtiges Ausſehen hatte ihn auch in ſeinem hohen Alter nicht verlaſſen, ſein Geſicht war rund und voll wie eine Apfelſine und unter dem reichen grauen Haare trug er noch immer rothe Kinderwangen.

Als die Beſucher in die Nähe ſeines Schloſſes kamen, überraſchte deſſen ſeltſame Zuſammenſtellung diejenigen unter ihnen, die dieſe Gegend früher nicht geſehen hatten. Es zeigten ſich daran ein paar ſeltſame Thürme mit Zinnen und Schießſcharten in mäßigem Verfalle, dazwiſchen ſtanden die bewohnbaren Flügel des Schloſſes. Eine mit grünem Gebüſche ausgefüllte Vertiefung zeigte den alten Burggraben an, jetzt ſangen Nachtigallen d'rinnen, während von den Giebeln des Schloſſes ein paar Falkonette drohten.

Zimbelin war ein civiles Männchen von ſchlaffen Lippen und ariſtokratiſchem Ausſehen, nur der ſchnell

umſchweifende Blick verrieth die Unregelmäßigkeit ſeines Geiſtes. Der heutige Beſuch ſchien ihn zu erfreuen; als er des Freiherrn anſichtig wurde, gab er ihm mit zwei Fingern einen ſanften Backenſtreich: „Ach, biſt Du auch da, Eitelfritz, das iſt ſchön, die Dore ſehnt ſich ſchon lange nach Dir, ſie ſpricht von Niemand als von unſerm Fritzchen.“

„Ach, Schwiegerpapa, in Gedanken war ich ſtets bei der Holden, aber Sie wiſſen, meine Geſchäfte —“

„Nun, es iſt auch gut, daß Du Dich brav applicirſt.“

„Wenn Sie uns erſt ein Mal Ihren Segen gegeben haben, Erlaucht, dann wollen wir wie Ringeltauben beiſammen ſitzen und girren.“

Die Fremden wurden vorgeſtellt und von Zimbelin freundlich aufgenommen; vorzügliches Wohlgefallen ſchien er bald an Doktor Till zu finden und unterhielt ſich mit ihm in herablaſſender Weiſe.

„Sagen Sie mir, Doktor, wer iſt denn eigentlich der blonde Menſch dort mit dem Schritte eines Geſandten?“

„Wie ſcharf beobachtet, Erlaucht! Lanzelot iſt in der That angehender ruſſiſcher Diplomat aus der Schule der Fürſtin Lieven, er war in den letzten Jahren ſo zu ſagen ihr Schooßkind. Die Höchſtſelige hinterließ ihm in ihrem Teſtamente auch wirklich einen Fächer und ein geöffnetes Riechfläſchchen, und, wenn auf ihre Memoiren die Rede kommt, ſo lächelt der Dip-

lomat mit ſeinem Anſtande, ich wette, er hat auch die unſchätzbaren Hefte längſt in der Rocktaſche."

„Frauen ſollten mit den Federn von Rechts wegen fliegen, aber nicht ſchreiben."

„Die Höchſtſelige hatte viele Freude an ihm und nannte ſich gern ſeine Mutter, weil ſeine geiſtige oder politiſche Wiedergeburt eigentlich von ihr ausging. Im Jahre Achtundvierzig machte Lanzelot viel in Revolutionen und war auf Barrikaden eine beliebte Staffage. Als das Geſchäft brodlos ward, und ſeine Artikel ſchlechten Abſatz fanden, zog er ſich zurück, und die edle Fürſtin legte den Wiedergebornen in die feinen Windeln loyaler Grundſätze, und ſäugte ihn auf mit dem Thee ihres Salons. Jetzt iſt Lanzelot die Freude aller Wohlgeſinnten, der verläßlichſte Pfeiler ihrer poſthumen Doktrinen."

Zimbelin äußerte ſeinen Beifall und zog bald darauf auch den ruſſiſchen Diplomaten in's Geſpräch. Er zeigte der Geſellſchaft mit innerer Befriedigung ſeinen Hof und führte ſie auch in die Schatzkammer. Es waren da eben nicht große Koſtbarkeiten aufbewahrt, das Ganze aber doch mit einigem Geſchmacke, vielleicht nicht ohne Humor zuſammengeſtellt, ſo daß man die Raritäten nicht ohne Vergnügen beſchaute. Als eigentliches Cabinetſtück wies er zuletzt eine Roſe; Stil und Laub waren von Gold, der Unterkelch mit grünem

Schmelze überzogen, die Blumenblätter aber waren aus ſchwerem Seidenzeuge von entſprechender Farbe zuſammengeſetzt. Da das Spielwerk bereits alt ſein mochte, ſo glich es wirklich einer abgewelkten Centifolie; auch verbreitete es, obwohl unter einem Glasſturze gehalten, einen durchdringenden narkotiſchen Geruch.

„Seht meine Freunde," begann Zimbelin, „das iſt wohl das größte Kleinod meines ganzen Schatzes, aber nach einem alten Hausgeſetze iſt es nur ſouverainen Naſen vergönnt, daran zu ſchmecken. Als ich als Prinz die große Tour machte, übergab mein Vater Erlaucht dieſe Roſe meinem Hofmeiſter mit dem Befehle, ſobald ich irgend einen Hof verließ, mich in der letzten Stunde daran riechen zu laſſen. Hört Ihr, was ich da für Peſtilenz in die Naſe bekam, nein, davon könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. Eine verwandte Fee hat meinem Ahnherrn einſt dieſe Roſe zum Angebinde gegeben, ſie hat die wunderbare Eigenſchaft, daß, wer daran riecht, von allen Leuten die Wahrheit erfährt. In alten Zeiten ſoll viel Begehr darnach geweſen ſein, zuletzt iſt ſie aber aus der Mode gekommen. Ich ſende regelmäßig alle Jahre eine Geſandtſchaft an meine Vetter in den zehn deutſchen Kreiſen mit der geziemenden Anfrage, aber Niemand will mehr daran riechen. Jetzt jedoch ſoll, wie die engliſchen Blätter berichten, von Fauſtin Soulouque oder einem

andern Könige in Kannibalien eine Geſandtſchaft um meine Roſe unterwegs ſein. Nun, meine Verehrten, treten wir in mein Boudoir; wie würde es meiner Sippe auf beiden Hemiſphären ergangen ſein, wenn ich hier nicht unabläſſig thätig wäre."

Das Cabinet war ganz mit rothem Tuche ausgeſchlagen, in der Mitte befand ſich ein ebenſo bedeckter Tiſch, den ein paar Stufen umliefen, und auf dieſem ſtand eine allerliebſte Niedlichkeit aus Ebenholz mit Perlmutter und Metallſtiften eingelegt, deren Beſtimmung der erſte Anblick nicht errathen ließ.

Zimbelin zog an einer Schraube, und rieb ſich vergnügt die Hände. Ein feingearbeitetes Stück blankes Eiſen ſtieg im ſelben Augenblicke in die Höhe und fiel dann wieder klappend herunter. Zimbelin aber nahm ein kleines rundes Ding in die Hände, das hinter'm Eiſen weggeſprungen war, klebte, nachdem er es der Geſellſchaft befriedigt vorgewieſen, einen mit einem einzigen Worte beſchriebenen Zettel daran, und warf es dann in einen rothen Sack, der vom Tiſche herunter hing. Er griff hierauf behaglich in ſelben und brachte beide Hände voll ſolcher runder Säckelchen zum Vorſchein. „Wohin würde die Welt gekommen ſein, wenn ich hier nicht im Stillen für ſie gewirkt hätte," bemerkte er dabei mit Selbſtbewußtſein und warf die Siebenſachen wieder verächtlich in den Beutel. Es war

der Geſellſchaft bereits klar geworden, daß die zierliche Maſchine das wohl ausgeführte Kleinbild einer Guillotine war, hinter'm Fallbeil lag der Rumpf der kleinen Puppe, die eben angethan worden war, der Sack oben war mit einer Zahl wächſerner Köpfchen vollgefüllt, deren jedes einen Namen angeheftet trug, der irgend einer, in engeren oder weiteren Kreiſen bekannten Perſönlichkeit angehörte, die bereits zu den Vätern verſammelt war, oder wohl auch noch unter den Lebenden wandelte.

„Sie glauben nicht, wie wüſt es in den letzten Jahren in meinem Reiche zugegangen iſt," bemerkte Zimbelin zum Doktor; „wenn ich das Geſchäft nicht aus dem Grunde verſtände, die Ordnung wäre noch nicht zurückgekehrt. Am ärgſten trieb es meine Aula, ich verſichere Sie, das waren haarſträubende Rebellen, die wollten die Fürſten wie Hüte auf- und abſetzen. Aber ich habe ſie ſeitdem zu Paaren getrieben, daß ſich ganz Europa daran erſpiegeln kann. Treten Sie gefälligſt mit mir an's Fenſter, um dieſe Stunde verläßt man gerade die Hörſäle. Sehen Sie, da kommt die Aula."

Aus dem Thore eines Nebengebäudes, welches das Schulhaus vorſtellte, trat der Schulmeiſter mit einer langen Ruthe in der Hand, dahinter ſchritt ungefähr ein Viertelhundert Buben in zerriſſenen Kleidern mit

Fibeln und Schreibtafeln unter dem Arme, Paar an Paar in ſittſamer Ordnung; der Gehilfe mit einem nicht kürzeren Bakel beſchloß den Aufzug, der an der andern Seite des Weges wieder verſchwand.

„Sehen Sie, Doktor, ich laſſe ihnen ſeitdem zur Warnung die Fasces vortragen.“

„Vortrefflich,“ entgegnete Till; „ich verſichere Erlaucht, es iſt eine große Wohlthat für unſer Geſchlecht, daß der Menſch mit einer Fleiſchſtelle verſehen iſt, die eigens für Schläge geſchaffen ſcheint. Das Sitzen iſt offenbar ein Mißbrauch dieſes edlen Organs, es ſollte ausſchließend pädagogiſchen Verſuchen vorbehalten bleiben.“

„Was mein Staatspädagog für die Jugend, das iſt mein Polizeimeiſter für Erwachſene. Seinen Antrag, jeden Staatsbürger an einen Pfahl zu binden, und ihm dann einen Wachmann an die Seite zu ſtellen, konnte ich aus Finanzrückſichten nicht genehmigen, er arbeitet aber eben jetzt an einem andern Entwurfe, nachdem von Polizei wegen jeder Unterthan mit einer Schlinge um den Hals umhergehen wird, deren Knoten durch einen galvaniſchen Apparat in ſeinem Büreau nach Belieben zuſammengezogen werden können. Bei dem heutigen Stande der Technik, kann die Ausführung nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtoßen; dabei iſt die Sache wohlfeil und befördert noch überdies das inländiſche Seilerhandwerk.“

„Gewiß, einer guten Polizei gelingt Alles, ſogar den Tod abzuſchaffen.“

„Wenn wir nur auch genug Geld im Lande beſäßen.“

„Nichts leichter als das, legen Sie Bergwerke an.“

„Wo? Bei uns ſchürft man vergebens auf Gold und Silber.“

„Glauben Sie das nicht. Die Taſchen der Unterthanen ſtrotzen von edlen Metallen. Oder verbieten Sie Gold- und Silbermünzen, und geſtatten Sie nur inländiſches Papiererzeugniß als Geld.“

„Hören Sie, Sie ſind ein Genie, ich muß Sie für meinen Dienſt gewinnen.“

„Ernennen Sie mich zum penſionirten Staatsrath.“

„Ich werde Sie mit meinem Premier bekannt machen. Es naht ohnedies die Stunde der täglichen Conferenz; die Geſellſchaft wird mir geſtatten, vor ihr einige Geſchäfte abzumachen.“

Zimbelin winkte einem der zwei Lakaien, die immer hinter ihm herſchritten; er verſchwand.

Bald darauf riß er wieder die Flügelthüre auf, und ein buckliges Männchen von etwas über drei Fuß Länge trat im ſchwarzen Staatskleide mit ernſthaften Verbeugungen in den Saal.

„Mein Premier.“

Der Hofzwerg trug ein großes rothlederneß Portefeuille unter dem Arme und einen geſtickten Stern an der linken Bruſtſeite, es ſchien ein Komet zu ſein, denn nach unten verlängerte ſich ein ſilberner Schwanz. Ein paar andere geckiſch gekleidete Leute waren hinter ihm gekommen.

„Nur das Allerdringlichſte, mein Lieber!“ befahl Zimbelin, „und in Ihrem berühmten lakoniſchen Vortrage.“

„Hirnſuppe, Taubenpaſtete,“ begann der Hofzwerg mit ſchnarrender Stimme, nachdem er ſeine Mappe aufgebunden, auf einem Schemel ausgelegt und daraus ein gefalztes Blatt Papier genommen hatte, „gebratene Rindſchnitten, Fricandeau, Schöpſenbraten, Blumenkohl, Rehziemer, Auflauf —“

„Nein, das klingt revolutionair.“

„Süßen Zwieback?“

„Ja.“

Der Hofzwerg notirte und mit der bedenklichen Falte zwiſchen den hochgezogenen Augenbrauen fuhr er fort: „Mandelrollen, Fruchteis, Ananas.“

„Recht ſo, das wollen wir morgen ſpeiſen.“

Der Zwerg übergab das genehmigte Budget einer ihm rechts ſtehenden Perſon in weißer Tracht mit einer friſch gewaſchenen Zipfelmütze unter dem Arme. Dieſe verneigte ſich tief und verſchwand.

„Sehen Sie," erklärte Zimbelin, und zeigte mit der einen Hand dem Weißen nach und mit der andern auf ſeinen Magen, „ſehen Sie, der beſorgt das Innere. Ueber das Aeußere laſſe ich heute gar nicht referiren," fuhr er gegen den linken Schächer gewendet fort; „der ruſſiſche Diplomat konnte hinter unſere Schliche kommen. Aber vielleicht, mein Hochverehrter," fügte er, Lanzelot anredend, bei, „vielleicht haben Sie die Gefälligkeit meinem geheimen Aſſiſtenzrathe dann einige Winke aus der höhern Staatskunſt zu geben?"

Lanzelot verneigte ſich tief und zuſtimmend.

„Uns bleibt alſo für heute nur noch der Krieg übrig. Mein Premier beſorgt auch die marzialiſchen Geſchäfte."

Der Hofzwerg ſteckte ſich einen ungeheuren Schnurrbart unter die Naſe.

„Laſſen Sie meine Reiter vorſprengen.

Die Geſellſchaft wollte ſich an das Fenſter begeben, um das verſprochene Schauſpiel zu genießen.

„Nicht doch," meinte Zimbelin, „wir machen es uns bequemer, und laſſen ſie uns auf die Stube kommen."

Der Hofzwerg zog eine Schachtel aus der gewaltigen Rocktaſche, öffnete ſie und ſtellte dann die Bleiſoldaten, deren Kaſerne ſie war, auf dem Schemel in Reihe und Glied. Dazu blies er auf einer metallnen

Kindertrompete, und wechſelte ihre Fronte ohne Unterlaß.

„Recht brav, recht brav!“ lobte Zimbelin. „Hatten wir mehr Zeit und wäre hier geeigneter Raum, ſo würde ich auch meine Garden ausrucken laſſen.“

„Den Sterblichen zum Verderben,“ entgegnete Till, „haben die Götter Raum und Zeit erſonnen.“

„Laſſen Sie das Regiment abſchwenken,“ befahl der Reichsgraf, und mit der ernſthafteſten Miene packte der Hofzwerg die Reiter wieder in die Schachtel und wollte ſich mit ſeinen Gehilfen entfernen.

„Dableiben und lernen!“ herrſchte Zimbelin, und indem er ſich auf das Verbindlichſte gegen Lanzelot wendete, fuhr er fort: „Ich hoffe, Sie ſind ſo gefällig, meine Leute einige Kunſtſtücke der hohern Diplomatie zu lehren.“

„Erlaucht wiſſen,“ entſchuldigte der ruſſiſche Diplomat und knöpfte ſich ſeinen Rock bis an den Kragen zu, „wir ſind mit unſern Geheimniſſen etwas rückhaltig, und laſſen nicht gern zuſehen, wie wir die Karten miſchen und Volte ſchlagen.“

„Ganz natürlich und höchſt begreiflich, aber es muß in Ihrem Handwerke auch eine Theorie geben, deren Verbreitung, an und für ſich höchſt erſprießlich, die feinen ruſſiſchen Praktiken nicht compromittirt.“

„Vortrefflich bemerkt,“ erwiderte Lanzelot, „Theorie

und Praxis ſind die zwei Eimer aller Wiſſenſchaft und Kunſt, zieht man den einen voll herauf, ſo fällt der andere leer in die Tiefe."

„Und dann lauft meine Politik ja Hand in Hand mit der des großen Selbſtherrſchers."

„Wir hüten uns vor den Freunden am meiſten, aus ihnen werden Feinde, während dieſe ſich nur in Freunde verwandeln konnen."

„Wie ſoll ich einen ſo großen Diplomaten für meine Zwecke gewinnen? Es bleibt mir nur Eines übrig: wollen Sie in meine Dienſte übertreten?"

„An Ihrem Hofe laufen die Fäden der allgemein-weltlichen Politik zuſammen, der Antrag iſt reizend."

„Ich brauche einen Hofmarſchall für meine Tochter und einen Exerziermeiſter für meine Staatsſophiſten. Schlagen Sie ein."

„Ich bin der Ihrige," entgegnete ſuß wie Fliegenzucker der ruſſiſche Diplomat.

Zimbelin rieb vergnügt die Hände; die Runzeln auf der Stirn des Hofzwergen waren im Zunehmen begriffen.

„Jetzt aber," fuhr Zimbelin fort, „geben Sie uns gleich eine Probe Ihrer Methode."

„Wir Ruſſen," begann Lanzelot, „lieben unſern

Unterricht, wie in Kleinkinderbewahranſtalten, mit Illuſtrationen zu begleiten. Auch unſere politiſche Fibel trägt am erſten Blatte das Alpha mit dem Affen. Ich habe ſie heute gerade nicht bei mir; vielleicht befindet ſich aber im Zimmer irgend ein Gegenſtand, der aushelfen kann. Siehe da, der Zufall begünſtigt uns: Premier, holen Sie mir dort den Kupferſtich von der Wand."

Mit nicht völlig bewältigtem Unwillen ſtieg der Hofzwerg auf einen Stuhl und legte bald darauf die Glastafel vor den Diplomaten. Der Kupferſtich enthielt eine Reihe horizontal zuſammengeſtellter Köpfe, deren erſter links das griechiſche Ideal der Göttin Diana darſtellte, während der letzte rechts einen breitgedrückten Froſchkopf wies; dazwiſchen glich immer ein Kopf mit geringen Abweichungen dem nächſtfolgenden, und dennoch war durch die lange Reihe derſelben der Uebergang von der Diana zum Froſche vollſtändig vermittelt.

„Laſſen Sie uns, meine Herren, unſere erſte diplomatiſche Studie mit dieſem Stiche beginnen. Was hier dem Zeichner ausnahmsweiſe gelungen iſt, muß dem Diplomaten zur nie verſagenden Fertigkeit werden, ich meine: der unmerkbar durchgeführte Uebergang zu den Gegenſätzen. Schreiben Sie unter den Dianenkopf zum Beiſpiel den folgenden Satz: Sereniſſimus kehrten

in die Reſidenz zurück, empfingen vor allen Würdenträgern den Premier auf das Huldvollſte, und nachdem Höchſtſie mit ihm ungeachtet der kurzen Abweſenheit eine lange Unterredung über wichtige Staatsgeſchäfte gehalten, entließen Sie ihn mit allen Zeichen beſonderer Zufriedenheit. Unter den Froſchkopf ſetzen Sie gefälligſt: Sereniſſimus kehrten in die Reſidenz zurück, empfingen alle Würdenträger, nur nicht den Premier, und nachdem Sie nach der langen Abweſenheit ihm die Audienz verweigerten, entließen Sie ihn mit allen Zeichen des Unwillens aus dem Staatsdienſte. Nun muß es Ihre Aufgabe ſein, jedes Wort der Diana ſo unmerklich zu verwaſchen, daß man, ohne eigentlich von einem Ausdrucke zum andern einen weſentlichen Unterſchied zu bemerken, allmählich beim herben Bequake des Froſches ankommt. Setzen Sie zuerſt, daß Sereniſſimus den Premier und alle Würdenträger, — dann: daß er alle Würdenträger und den Premier, — ſpäter: daß er alle andern Würdenträger und dann erſt den Premier, — und zuletzt: daß er alle Würdenträger, nur nicht den Premier empfangen habe. Haben Sie ein Mal geſagt, daß die Unterredung mit ihm nach der langen Abweſenheit kurz geweſen ſei, ſo findet ſich durch die Wendung, daß die lange, dann weiter, daß die kurze Unterredung mit ihm nicht unterhaltend war, endlich: daß wegen der kurzen Abweſenheit eine Unter-

redung über Staatsgeschäfte gar nicht Statt fand, der Uebergang ohne Ruhe bis zur Behauptung, daß ihm die Unterredung ganz verweigert worden sei. Noch leichter ist der Rückzug im letzten Theile des Satzes. Wollen Sie mir, meine Herren," schloß Lanzelot, sich an den Hofzwerg und seine Gefährten wendend, „als erste Probe Ihrer diplomatischen Talente und Ausbildung diese Ausarbeitung bis morgen nach den von mir gemachten Andeutungen liefern. Damit genug für heute."

Auf einen Wink des Reichsgrafen entfernte sich der Hofzwerg mit seiner Begleitung.

„Ihre Methode ist unübertrefflich," bemerkte er zu Lanzelot.

„Ich dürfte nur nach dem Beifalle meiner Gönner, und hoffe durch Verwirklichung einiger Plane, die mein Gehirn durchkreuzen, Ihre Zufriedenheit völlig zu erringen."

„Plane haben Sie: lassen Sie ein Mal hören."

„Nur Andeutungen: ich beabsichtige eine Geschichte der Zukunft zu schreiben."

„Ein unentbehrliches Handbuch für jeden Staatsmann. Weiter."

„Wenn Erlaucht gestatten, werde ich ein Bureau für die Redaction der Gedanken Ihrer Unterthanen errichten."

„Vortrefflich; doch weiter!"

„Erlauben Sie, daß ich abbreche, ich liebe zu überraschen, und halte gern mehr, als ich verspreche."

Endlich erinnerte Zimbelin, daß es Zeit ſei, ſeinen Töchtern aufzuwarten; er gab dabei dem Baron einen lächelnden Augenwink, und entſendete einen Diener.

Bald darauf ſchritt die Geſellſchaft durch einen Gang, der zu den Gemächern der Damen führte. In dieſem Augenblicke tönte eine lebhafte Muſik herüber, ſie mochte von einem Fortepiano herrühren, dazwiſchen ſchien es aber wieder faſt wie Orgelpfeifen zu ſchnarren. Zimbelin hielt an und wiegte den Kopf wohlgefällig nach dem Takte: „das iſt meine Doris," ſagte er und ſchritt dann auf den Zehen weiter.

Man trat in ein Vorzimmer, an das ein Salon ſtieß, worin muſicirt wurde; die Flügelthüren waren geöffnet. Zimbelin winkte Stille, man horchte und ſchritt dabei leiſe über die Teppiche.

Im Salon ſaß eine junge, prächtig gekleidete Dame vor einem Flügel, ſie wendete den Kommenden den Rücken, und ihre Hände fuhren mit großer Fertigkeit über das Inſtrument. Sein Ton war in der That überraſchend, und die Spielerin vermochte ihn ungeachtet ihrer Gewandtheit nicht weich zu verſchmelzen. Weiter abſeits ſaßen eine ältere Dame und zwei ganz junge Mädchen am Stickrahmen und ſchienen eifrig zu arbeiten. Keine der vier Damen mochte die Nahenden bemerken, obwohl man bereits faſt hinter dem Stuhle der Pianiſtin ſtand.

An ihren beweglichen Fingern funkelten einige kostbare Ringe.

In diesem Augenblicke schien sie der Lauschenden gewahr zu werden, hob mitten im Schwunge der Melodie plötzlich die Hände, drehte den Kopf nach der Seite und nickte gleichgiltig.

Man grüßte.

„Ich bringe Dir Gesellschaft, meine Doris," begann zärtlich der Reichsgraf, „auch Eitelfritz kam uns besuchen."

Von diesem Augenblicke an blieb die Pianistin still und unbeweglich, auch die Oberhofmeisterin mit den zwei jüngeren Prinzessinnen rührte sich nicht.

Es konnte eben nicht anders sein: Prinzessin Doris war eine Automate, und die arbeitenden Damen nur Wachsfiguren.

Zimbelin war im Salon seiner Tochter von liebenswürdiger Heiterkeit; er spann ungeachtet der schweigenden Damen rastlos am Faden der Unterhaltung und ließ von den Lakaien Erfrischungen herumreichen. Diese trieben ihr Geschäft mit ernsthafter Wichtigkeit; auch die übrige Gesellschaft fand die Situation zu phantastisch, um in Lachen auszubrechen.

Zimbelin erzählte von seinen Töchtern, insbesondere pries er Doris und lobte ihre Sittsamkeit und ihr Talent für Musik.

„Sagen Sie nicht Talent," entgegnete Till, „nur weil wir die einzelnen Faktoren, wodurch Jemand etwas geworden iſt, nicht zu benennen vermögen, faſſen wir ſie alle in dem einen Worte: Talent zuſammen."

Zimbelin ließ ſich nicht ſtören, und fuhr im Lobe ſeiner Tochter fort. „Seitdem Du ihr den Kopf verrückt haſt," fügte er hinzu und bedrohte Eitelfritz mit dem Finger, „ergiebt ſie ſich zu ſehr der Schwärmerei und iſt wunderlich wie Mondſchein. Sehen Sie, meine Herren, ich habe mich lange den verliebten Grillen des jungen Paares widerſetzt, denn die Verbindung mit Eitelfritz iſt für meine Tochter eigentlich doch eine Mißheirath; aber mein Hofmedicus bemerkte endlich, daß es der kleinen Doris an's Leben gehe, da gab ich nach, denn was thut ein Vater nicht Alles ſeinem Kinde zu Liebe. Nun unterliegt die Sache nur noch einer Frage: ſoll mir Eitelfritz in meinem Reiche nachfolgen, oder ſoll die Heirath eine morganatiſche bleiben und ich das Paar mit einer reichen Ausſteuer abfinden?"

„Gieb mir die Ausſteuer, Schwiegerpapa, ſo verzichte ich auf die Succeſſion, und könnt' ich Kaiſer werden im Reiche der Möglichkeit."

„Man merkt Dir an, Eitelfritz, daß kein fürſtliches Blut in Deinen Adern rollt; Dorchen iſt ſchon ehrgeiziger und will die Entſagungsurkunde zu Gunſten

der jüngeren Schweſter, die den byzantiniſchen Prinzen heirathet, nicht unterfertigen."

„Sie wird's, ſie wird's! laß nur die Ausſteuer recht fett ausfallen. Wir haben ganz treffliche Anlagen für ein morganatiſches Paar."

„Ja, wie viel verlangſt Du denn eigentlich, Eitelfritzchen?" fragte der Reichsgraf und zog ihn in eine Fenſtervertiefung.

„Du weißt, ich bin ein nachgeborner Sohn des Glückes, mein Schlößlein zerfällt, mein Roß wird ſchwindſüchtig, greif' alſo recht tief in Deinen Seckel, denn ſonſt wird's nicht nachhalten; und heute, hörſt Du, gieb mir wieder einen kleinen Vorſchuß auf Abſchlag meines künftigen Glückes."

„Schon wieder!" bemerkte Zimbelin mit einigem Unbehagen.

Die Beiden verhandelten nun ſtiller mit einander, es mußte aber doch zu einer Verſtändigung gekommen ſein, denn ſie traten nach einiger Zeit befriedigt aus der Niſche, und als bald darauf Zimbelin zu einem kraftigeren Imbiſſe im Ritterſaale einlud, bat ihn Eitelfritz von Zollern, bei ſeiner Braut zurückbleiben zu dürfen.

„Ei, Ihr verliebten jungen Leute!" drohte Zimbelin; „bleib' immerhin bei Doris, da die Oberhofmeiſterin gegenwärtig iſt verſtößt es nicht gegen fürſtliche Sitte."

Die Andern gingen in den Saal hinüber und ließen ſich die vortrefflichen Weine und Speiſen ſchmecken, die dort bereit ſtanden: man ſah, Zimbelin verſtand das Regiment.

Als man einige Zeit der Freuden der Tafel genoſſen hatte, kam auch Eitelfritz von Zollern ganz vergnügt zur Geſellſchaft.

„Schwiegerpapachen," rief er dem alten Herrn zu, „die Doris war heute gar lieb, ſieh' ein Mal her, ſie hat mir, ungeachtet meines Sträubens, den Ring da geſchenkt."

„Was, den Solitair von ihrem Zeigefinger?" rief der Alte überraſcht, ſobald er den Ring, den der Baron bereits an der Hand trug, geſehen hatte.

„Denſelben, Schwiegerpapa," erwiderte der Baron ganz naiv und griff mit der beringten Hand nach der kalten Paſtete.

„Ei, ei, wie verliebt und wie verſchwenderiſch!"

„Du kannſt ihn mir in die Ausſteuer einrechnen wenn Du willſt."

„Nun, immerhin! verliebte Leute wiſſen ſelten, was ſie thun."

Bald darauf verließ man Zimbelin's Hofhaltung; auch beim Nachhauſefahren gab es über den alten Phantaſten noch viel zu reden.

## Fünftes Kapitel.

Daniel Püttner, der zweite Kammerdiener des Grafen Faramond, befriedigte nicht nur die Anforderungen ſeines Herrn, ſondern erwarb ſich allmählich auch das Vertrauen des Oberkammerdieners Gerſtenberg. Letzteres war unſtreitig der ſchwierigere Theil der Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte. Bei dem vorgerückten Alter Gerſtenberg's verſprach deſſen Gunſt zwar keine lange Dauer, er konnte ſie aber als ein Mittel anſehen, ſich vorläufig feſtzuſetzen, um dann bei Gerſtenberg's Abgange der Nachfolge in deſſen Stelle gewiß zu ſein. Schon lange wartete er mit Sehnſucht auf eine Gelegenheit, dem Grafen ſeine vorzügliche Brauchbarkeit zu beweiſen und zu zeigen, daß er auch zu Dingen verwendet werden könne, welche vielleicht über den altgläubigen Geſichtskreis Gerſtenberg's hinausfielen. Er hatte bald die Entdeckung gemacht, daß im Hauſe irgend ein Geheimniß obwalte, daß hier einſt eine Begebenheit vorgefallen ſein mußte, deren

Fäden noch nicht völlig abgesponnen waren. Dieses Geheimniß wollte er ergründen und für sich ausbeuten. So hoffte er sich unentbehrlich zu machen. Daß nur der Graf und der alte Kammerdiener in dessen Besitze sein konnten, zeigte sich schon bei flüchtiger Prüfung; daß Fragen es für ihn noch unzugänglicher machen würden, war leicht zu errathen. Er verlegte sich also auf das Zuwarten, und war dabei entschlossen, jede ihm günstige Gelegenheit mit Eifer wahrzunehmen.

Gerstenberg führte ihn mit wohlwollender Gönnerschaft in die Gewohnheiten des Hauses ein und überließ ihm mit jedem Tage mehr von jenen, mitunter geringfügigen, Verrichtungen, für welche er bisher Niemand außer sich selbst geeignet gehalten hatte. Allerdings nahmen seine Kräfte in letzter Zeit so merklich ab, daß manche seiner bisherigen Arbeiten für ihn allmählich zu den Unmöglichkeiten zu gehören anfingen. Sogar die Besorgung des Cabinets des Grafen anvertraute er jetzt abwechselnd bereits seinem Nachfolger; und gerade der Umstand, daß er der Mann seiner eigenen Wahl gewesen, hielt die Eifersucht von seinem dienstergebenen Herzen.

An einem Morgen, an welchem Gerstenberg sich unwohl fühlte, beschäftigte sich Daniel Püttner eben wieder mit dem Ordnen des gräflichen Cabinets. So-

wie ſein Vorgänger ſchloß auch er die andern Bedienten von der unmittelbaren Nähe ſeines Herrn aus. Er reinigte den Schreibtiſch des Grafen, und war befliſſen, jedes Stück, das auf ſelbem lag, ſelbſt jedes Blatt Papier, das der Graf darauf zurückgelaſſen hatte, wieder auf dieſelbe Stelle zurückzulegen, an der er es gefunden hatte. Allerdings unterwarf er vorher Alles, was er berührte, einer kurzen Prüfung. Seine bisherige Erfahrung zeigte ihm aber, daß Graf Faramond nur Unbedeutendes offen liegen zu laſſen pflegte, geſellſchaftliche Billete, Bemerkungen zu ſeiner Lectüre, wirthſchaftliche Eingaben. Seine eigentliche Correſpondenz verſchloß er jederzeit in dem Schreibtiſche. Daniel Püttner prüfte deſſen Schlöſſer, — es geſchah wohl aus Sorgfalt für ſeinen Herrn, er fand ſie zuverläſſig und von vortrefflichſter, neueſter Erfindung. Geldbeträge, die der Graf öfters am Tiſche zurückließ, erſchienen ihm als treuen Diener, als ein unverletzlicher Gegenſtand des Vertrauens.

Nachdem er heute den Schreibtiſch des Grafen verſorgt hatte, wendete er ſeinen Eifer der Reinigung der verſchiedenen Bilder zu, die ſich im Zimmer befanden. Gerſtenberg mochte die Rahmen in den letzten Tagen nicht gründlich abgeſtaubt haben, mindeſtens hielt ſie der eifrige zweite Kammerdiener einer durchgreifenden Behandlung bedürftig. Tuch und Wedel wurden an-

gewendet, und jedes Stäubchen aus dem Schnitzwerke und von den Vergoldungen entfernt.

Bei dieſer Verrichtung geſchah es, daß ein ovales Bild, das die Mutter des Grafen vorſtellte, vom Nagel glitt und auf den Boden fiel. Daniel Püttner erſchrak über den Unfall in ſeinem Amte, und war erſt wieder beruhigt, als er wahrnahm, daß das Bild keinen Schaden genommen hatte. Es war auf Holz gemalt, beſaß kein Glas, das zerbrechen konnte, und auch der kunſtvolle Rahmen, ſo genau ihn Püttner betrachtete war unbeſchädigt geblieben. Dieſer Rahmen deckte die ganze Kehrſeite des Bildes und war von unnöthiger Dicke. War dem Kammerdiener ſchon vorher der hohle Klang, den das Bild von ſich gab, aufgefallen, ſo erſchien ihm der Rahmen jetzt bei genauerer Prüfung vollends bedenklich. Er unterſuchte ihn nach allen Seiten und gewahrte bald, daß er ein geheimes Verſteck verbergen mußte. Er ſchob und drückte hier und dort, endlich auch an einer mehr abgegriffenen Stelle des Schnitzwerkes, und ſiehe da, der hintere Deckel ſprang auf und einige Papierblätter fielen heraus.

Daniel Püttner überzeugte ſich zuerſt, daß auch in den anſtoßenden Zimmern Niemand in der Nähe war, und überlief dann Seite um Seite.

Den Aufſchluß, den er gewann, war ein geringer. Es lagen einige beſchriebene Seiten vor ihm, die

größten Theils Rechnungen in nicht hohen Beträgen enthielten, unbedeutende Worte, die Gegenstände angaben, für welche das Geld verwendet wurde, ſtanden dazwiſchen; einige Zeilen waren in Chifferſchrift geſchrieben, Unterfertigung und Adreſſe, Zeit und Ort der Aufſchreibungen fehlten gänzlich. Dennoch mochten ſie irgend einen geheimen Werth beſitzen, mindeſtens ließ dies der Ort, an welchem ſie aufbewahrt waren, vermuthen. Das vergelbte Papier, die erblaßte Dinte wieſen auf einen entfernteren Urſprung dieſer Blatter, der feine Staub, der ungeachtet des Verſchluſſes eingedrungen war, zeigte, daß ſie ſeit Jahren von keines Menſchen Hand berührt worden waren.

Daniel Püttner erwog ſchnell die Situation, in der er ſich befand. Seine Klugheit ließ ſie ihm nicht unvortheilhaft erſcheinen. Dieſe Blatter, welche man hinter dem Bilde der Mutter des Grafen verwahrte, mußten für dieſen von irgend einer Wichtigkeit ſein; es war wahrſcheinlich, daß er ſie nicht kannte, möglich, daß ſie gerade vor ihm verborgen wurden. Nur einen Augenblick zweifelte Püttner, ob er ſie dem Grafen ſelbſt überbringen, oder ſie durch Gerſtenberg in deſſen Hände gelangen laſſen ſollte. Er entſchied ſich für das Erſtere. Er konnte ſeinem neuen Herrn dadurch ſeine Gewandtheit zeigen, und ſich vielleicht ein Verdienſt erwerben, von welchem ſein Vorgänger in dieſer Weiſe

ausgeſchloſſen blieb. Allerdings hätte der andere Weg ſeine anhängliche Ergebenheit für Gerſtenberg am beſten bezeugt; allein dieſer war zu alt, um von ihm noch viel erwarten zu dürfen, und es konnte für Püttner nur vortheilhaft ſein, wenn er in dieſem Hauſe bald auf eigenen Füßen zu ſtehen begänne und den Herrn unmittelbar für ſich ſelbſt zugänglich machte.

Auch die Art, wie er ſeine Entdeckung dem Grafen mittheilen ſollte, hatte er bald erſonnen. Er entſchuldigte ſich bei ihm, daß er das Bild der Gräfin auf den Boden fallen ließ, und übergab ihm zugleich die beſchriebenen Papierſtreifen, die dabei herausgefallen ſeien.

Der Graf überflog ſie mit den Augen und legte ſie auf den Schreibtiſch, indem er zugleich den Kammerdiener entließ. Erſt als er allein war, nahm er ſie wieder zur Hand; er liebte es nicht, Neugierde und überhaupt innere Bewegungen vor ſeinen Domeſtiken zu zeigen.

Der Graf las und erwog jedes Wort, das auf dieſen Papieren ſtand, die Geheimſchrift konnte er leider nicht entziffern.

Jedem Andern wäre an dieſen Aufſchreibungen nichts gelegen geweſen, umſomehr da ihr Betrag kein bedeutender war; für Faramond aber knüpften ſich Vermuthungen an dieſe Zeilen, welche die längſt beruhigten Gefühle ſeines Herzens wieder erweckten.

Er hatte, als er nach dem Tode der Mutter auf ſeine Güter zurückgekehrt war, ihre Briefſchaften und Aufſchreibungen auf das Sorgfältigſte durchgeſehen, aber darin nirgends die geringſte Spur entdeckt, die ihn zur Löſung der Frage geführt hätte, ob Florette ein Kind hinterlaſſen habe, und wo ſich ſelbes oder ihre Mutter befinden mochten. Dieſer Umſtand und die Erfolgloſigkeit ſeiner übrigen Nachforſchungen hatte ihn in der Annahme beſtärkt, daß das Kind der Geliebten ſeiner Jugend nicht am Leben ſei. Heute kamen ihm das erſte Mal Papiere in die Hände, welche auf die entgegengeſetzte Thatſache hinwieſen. Dieſe Aufſchreibungen, zum Theil von unbekannter Hand, zum Theil von ſeiner Mutter zuſammengeſtellt, ſchienen ſich auf Ausgaben zu beziehen, die ſeine Mutter für irgend ein Kind beſtritten hatte, ſie reichten bis zu ihrem Tode. Wer dieſes menſchliche Weſen war, wo es ſich befand, welchen Namen es trug, ſtand hier allerdings nicht verzeichnet, nicht ein Mal ſein Geſchlecht ließ ſich entnehmen, aber eine innere Stimme ſagte Faramond, ſein und Florette's Kind lebe, und dieſe kurzen Aufzeichnungen bezögen ſich auf ſelbes.

Dieſe unverhoffte Entdeckung gab den Gedanken und Empfindungen des Grafen eine neue Richtung. Er gewann Ausſicht, wenn auch ſpat und nicht unmittelbar, einen Theil der Verpflichtungen gegen Florette zu

erfüllen; er durfte hoffen, noch ein theures Weſen auf dieſer Welt zu finden, auf das er die zärtlichen Gefühle ſeines Herzens übertragen konnte, das er in der Kraft des verjüngten Lebens hinter ſich laſſen ſollte, für deſſen Glück er zu ſorgen berechtigt und verpflichtet war. Ach, und dieſes theure, ungekannte Weſen war ſein und Florette's Kind!

Er ſtudirte jedes Wort, jede Ziffer der aufgefundenen Blätter, aber er konnte nicht mehr entdecken als dieſe ferne Hoffnung; er durchforſchte die Chiffern, — die Worte, die ſie bezeichneten, waren offenbar abgekürzt, und ohne den Schlüſſel dieſer Zeichenſchrift unauflösbar.

Er öffnete ſelbſt noch ein Mal das Behältniß hinter dem verhängnißvollen Rahmen, es war nichts mehr darin; er prüfte und unterſuchte andere alte Bilder und Gerathe, allein es ließ ſich nichts Bezügliches weiter entdecken. Er ſtand vor einem Geheimniſſe, und hatte nicht mehr erfahren, als daß es wirklich vorhanden zu ſein ſchien.

Nur einen Menſchen gab es noch auf der Welt, der in der Lage geweſen wäre, es zu löſen. Dieſer eine Menſch war Gerſtenberg! Aber ſollte er den Greis, der bereits an der Pforte des Grabes ſtand, in der letzten Stunde ſeines Lebens noch ein Mal beunruhigen? durfte er ſein verlöſchendes Leben noch ein

Mal mit der Zumuthung, einen Eid zu brechen, bedrängen? Sollte er den Greis, dem er den Sohn und die Tochter der Schweſter geraubt hatte, nun auch noch um den Frieden ſeiner Sterbeſtunde bringen? Und wenn er dies Alles auch thun wollte, würde der Greis jetzt nach Jahren zu Bekenntniſſen geneigt ſein, die ihm der Mann einſt am Tage der Entſcheidung verſagt hatte?

Gewiß nicht. Das menſchliche Herz verhärtet allmählich im Leben; was die Jugend oder das Mannesalter nicht rührt und erweicht, das ſinkt machtlos vor dem Panzer des Alters nieder.

Seine abermalige Verwendung an Gerſtenberg konnte nur Bedrängniſſe aber nicht Löſung bringen.

Er erwog den Gegenſtand mit der Schärfe des Verſtandes, und glaubte endlich den Ausweg gefunden zu haben. Püttner ſchien der geeignete Menſch um von Gerſtenberg das zu erfahren, was dieſer ſelbſt wußte. Vielleicht hielt ſich der Greis vorzugsweiſe nur dem Grafen gegenüber zum Schweigen verbunden, jedenfalls hatte ſein Kamerad mehr Gelegenheit in nicht auffallender Weiſe nach und nach etwas aus ihm heraus zu bringen, woraus ſich allmählich Gewißheit und die gewünſchte Spur entnehmen ließe. Man bewahrt oft ein Geheimniß mit Abſicht gegen Denjenigen, den es betrifft, und verſchwätzt es zufällig an Gleichgiltige.

Der Graf rief ſeinen neuen Diener, und vertraute ihm von der Vergangenheit ſo viel, als zum Verſtändniſſe des Auftrags unumgänglich nothwendig war. Daniel Püttner begriff bald die Wichtigkeit ſeiner Aufgabe; er beläſtigte den Grafen mit keiner Frage und verſprach zu Erfüllung ſeiner Befehle das Möglichſte zu unternehmen.

Als er entlaſſen wurde, war er mit dem ſchnellen Gelingen ſeiner erſten Anzettelung vollkommen zufrieden. Er hatte dem Grafen einen Dienſt geleiſtet, der deſſen Anerkennung erwarb; er war von ihm in Geheimniſſe gezogen worden, welche, ſo karg auch die erſte Mittheilung darüber war, ihm allmählich in weit reicherem Maße preisgegeben werden mußten; er hatte einen Auftrag erhalten, deſſen Erfüllung ihm die Dankbarkeit ſeines Herrn ſicherte. Dieſe Erwägungen verſetzten ihn in die beſte Laune; er fühlte einigen Stolz darüber, daß es ihm in ſo kurzer Zeit gelungen war, ſeinen ältern Collegen zu überholen, daß ihn der Graf eigentlich zu deſſen Kundſchafter beſtellt hatte.

Er ſann den Mitteln nach, durch die er von Gerſtenberg Alles erfahren könnte, was der Graf zu wünſchen verlangte. Eines war ihm dabei vom Anbeginne an klar: Fragen und Zeichen von Neugierde konnten ihn nicht an's Ziel bringen. Er mußte ſich vielmehr den Anſchein geben, von Gerſtenberg Mit-

theilungen weder zu erwarten noch zu begehren, er mußte völlig gleichgiltig und unbefangen erſcheinen, und gar nicht errathen laſſen, daß er das Daſein irgend eines Geheimniſſes vorausſetze, das ihm Gerſtenberg mitzutheilen in der Lage ſei. Je mehr er nachſann, überzeugte er ſich, daß das Bezeigen der vollſten Hingebung und Anhänglichkeit an Gerſtenberg der beſte Weg ſei, um zu den gewünſchten Mittheilungen zu gelangen. Er war ſich bewußt, dieſen Weg ſchon bevor er ſich das gegenwärtige Ziel vorgeſetzt hatte, eingeſchlagen zu haben; Vertrauen mußte Vertrauen erwecken. Er legte ſich im Stillen die Pläne zuſammen, nach denen er vorgehen wollte, und zweifelte nicht, früher oder ſpäter zum Ziele zu gelangen.

Gerſtenberg war noch immer bettlägerig. Der Gedanke, ſeinen Verrichtungen nicht vorſtehen zu können, bekümmerte ihn mehr als Schmerzen und Unbefinden. Er befürchtete, daß die Ordnung im Hauſe geſtört werde, und war überzeugt, daß der Graf die gewohnte Bedienung vermiſſe. Daniel Püttner beſtärkte ſeine Bedenken, und zeigte ſich ängſtlich in dem Berufe, den alten Kammerdiener, den Liebling ſeines Herrn ſo plötzlich erſetzen zu ſollen. Gerſtenberg ſchätzte dieſe Beſcheidenheit, und ermuthigte den jüngern Collegen, ſo oft er ihm ſeine Beſorgniſſe mittheilte. Vorzüglich gut nahm er es auf, daß Püttner ihn fort-

während bezüglich aller Verrichtungen um Rath fragen kam. Der Greis ertheilte ihm umständliche Belehrung, verrieth ihm die kleinen Launen ihres Herrn, und war ungeachtet seiner Schmerzen bemüht, ihm sogar gewisse Kunstgriffe und dem Grafen gewohnte Bewegungen zu zeigen. Daniel Püttner brachte seine ganze freie Zeit bei Gerstenberg zu, und gewann durch diese Aufmerksamkeit in kurzer Zeit die volle Neigung des Greises, so daß er darin fast mit dem biedern, aber äußerlich bequemen Schloßhauptmann wetteifern konnte.

An einem Abende, den er wieder am Bette des Kranken zubrachte, nachdem sie sich Manches erzählt und Vieles besprochen hatten, bemerkte Püttner endlich zu Gerstenberg, daß er ein Geheimniß mit sich herumtrage, das er noch Niemand mitgetheilt habe, das ihn aber gerade deswegen drücke.

„Ich fühle," fuhr er fort, „gegen Sie, meinen Gönner und Wohlthäter so große Neigung und Zutrauen, daß es mir Erleichterung gewähren würde, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen das einzige Geheimniß, das ich habe, anvertrauen zu dürfen."

„Geheimnisse, mein lieber Freund," erwiderte Gerstenberg, „sind wie scharf geschliffene Klingen; wenn man sie aus der Scheide zieht, verwunden sie gar leicht."

„Sie erlauben mir alſo nicht, Ihnen mein Geheimniß mitzutheilen?“

„Ich erlaube es Ihnen gern, aber bedenken Sie, ob es für Sie ſelbſt zuträglich iſt, wenn Sie es weiter ſagen.“

„Ich glaubte allerdings, daß es mit mir zu Grabe gehen ſollte; auch würde ich es keinem Menſchen außer Ihnen mittheilen; aber von Ihnen weiß ich, daß es dann nicht minder verſchwiegen bleibt, als bei mir allein, auch hege ich für Sie ſo viel Liebe und Verehrung, wie für meinen Vater.“

Püttner hatte des Kranken Hand mit ſeinen beiden umfaßt und drückte ſie an ſeine Bruſt.

„Sie ſind ein guter Menſch,“ antwortete Gerſtenberg, nicht ganz frei von Rührung; „reden Sie immerhin und vertrauen Sie mir Ihr Geheimniß, wenn dies Ihnen Erleichterung verſchafft. Auch ich will Ihnen von Herzen wohl, Sie ſind mir ſympathiſch wie ſchon lange kein Menſch, und was das Geheimniß anbelangt, ſo haben Sie allerdings Recht, vorauszuſetzen, daß es bei mir am Ende eben ſo gut auf bewahrt iſt als bei Ihnen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Es wird mir gewiß leichter zu Gemüthe werden, wenn ich dieſes blutige Geheimniß Ihnen werde mitgetheilt haben. Es betrifft den Tod des Sohnes der Oberhofmeiſterin.“

„Dacht' ich mir doch, daß es dies ſein wird."

„Sie wiſſen, die zwei Söhne der alten Gräfin waren ſich nie gut; der jüngere konnte es ſeinem Bruder nicht verzeihen, daß er Majoratsherr war. Sie grollten ſich ſchon, als ſie faſt noch Kinder waren, man erzog ſie daher in getrennten Inſtituten; dennoch kam, wenn ſie ſich ein Mal des Jahres im älterlichen Hauſe neben einander ſahen, ihre gegenſeitige Abneigung zum Durchbruche. Sie befanden ſich noch in der Erziehung als der Vater ſtarb. Die Nachfahrt im Majorate machte den Erſtgebornen noch ſtolzer, der Widerwillen des Jüngern ſtieg bis zum Haſſe. Bald darauf verließen ſie die Erziehungsanſtalten und traten in die Welt. Ihr böſer Stern wollte auch noch, daß ſie ſich in der Neigung gegen dieſelbe junge Dame begegneten. Es war natürlich, daß ſie ſich für den Majoratsherrn erklärte. Die Mutter verſuchte noch ein Mal die Verſöhnung, und berief die beiden Söhne auf ihr Gut. Das Glück, das ſich in Allem für den Aelteren entſchieden hatte, ſchien ihn milder geſtimmt zu haben, auch der Nachgeborne zeigte ſich lenkſamer. Die Oberhofmeiſterin triumphirte bereits im Stillen. Unter den Feſten, die ſie für ihre Söhne veranſtaltet hatte, gab es auch eine Jagd. Sie ging vortrefflich von Statten. Auch die alte Dame nahm einigermaßen daran Theil, und ſaß im Waldplane auf einem

Jagdſtuhle. Ich ſtand nicht weit davon, ihrer Befehle harrend. Wir befanden uns ganz allein auf dem Platze, den ungefähr fünfzig Schritte von uns ringsum Gebüſch umgab. Bald darauf kam der Majoratsherr, warf ſein Gewehr in's Grüne und ſetzte ſich zu den Füßen der Mutter. Beide waren in beſter Laune und plauderten und lachten. Er mochte ihr etwas Leichtfertiges geſagt haben, denn die alte Dame gab ihm lächelnd einen Backenſtreich. In dieſem Augenblicke krachte ein Schuß, der Graf fuhr taumelnd empor und mit der Hand an die Bruſt. Am Rande des Waldes kräuſelte ein feiner Rauch durch die Aeſte, mein ſcharfes Auge hatte ein Geſicht aus dem Gebüſch lauern geſehen, das mir das Blut in den Adern gerinnen machte. Es war bleich, aber voll tödtlichen Hohnes; wie ein Geſpenſt war es ſogleich wieder verſchwunden. Als ich meine Blicke abkehrte, war die Gräfin hoch aufgeſprungen und drohte mit der zum Fluche erhobenen Hand gegen den Wald; der Majoratsherr ſchwankte und ſank in ihre Arme. Dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Ich ſprang herbei und fing den Fallenden auf. Entſetzt ſtarrte die Gräfin auf mich, ſie mochte ſich erſt jetzt meiner Nähe erinnern. Sie überließ den Verwundeten meinen Händen und ergriff haſtig ſein Gewehr, das nicht weit davon im Graſe lag. Welch entſetzliches Unglück! rief

ſie mit bebender Stimme, das Gewehr des Grafen iſt zufällig losgegangen und hat ihn getroffen. Sie ſah mir dabei mit einem gräßlichen Blicke feſt in die Augen; alle Leidenſchaften des Lebens wütheten in dieſem Blicke. Ich konnte ihn nicht aushalten und ſchlug meine Augen zu Boden. Haben Sie den Schuß geſehen? fragte ſie. Ich nickte ſchweigend mit dem Kopfe. Das Todesröcheln ihres Sohnes unterbrach ſie; er wollte ſich aus meinen Armen emporraffen und brach dann todt zuſammen. O mein Kind, mein geliebtes Kind! rief ſie mit einem Schrei der Verzweiflung und warf ſich auf ihn. Aber alsbald erhob ſie ſich wieder; ungeachtet ihrer Bläſſe ſchien ſie gefaßt und entſchloſſen: Wir müſſen Leute aufſuchen, kommen Sie! Ich trug den Todten; die Gräfin ſchritt daneben. Ihr Gewand war mit ſeinem Blute beſpritzt, ihre Hand hielt krampfhaft das Gewehr des Todten. Sie hatte es, ſeit ſie es erfaßt, nicht wieder ausgelaſſen. Die Mähr, die ſie, als wir Geſellſchaft trafen, erzählte, fand keine Einwendung. Die Jagd ward abgebrochen, das edelſte Wild war ſchmählich gefallen. Die Gäſte entfernten ſich, im Saale des Schloſſes wurde der Katafalk errichtet. Die Gräfin und ich wuſchen den Todten, und legten ihn auf das Paradebett. Erſt ſpät Abends kam der jüngere Graf nach Hauſe, er habe ſich im Walde verirrt, hieß es. Düſter und ſchweigend

vernahm er die Kunde von dem Vorgefallenen; auch beſuchte er flüchtig den Saal mit der Leiche. Die Mutter ſchrie auf, als ſie ihn herantreten ſah; auch ſein Geſicht war bleich und finſter wie das des Todten. Er zog ſich hierauf in ſeine Gemächer zurück. Ich bemerkte nicht, daß Mutter und Sohn ſeitdem ſich jemals allein bei einander befanden. Der jüngere Graf rückte in das Majorat ein, und nicht lange darauf heirathete er auch die für ſeinen Bruder beſtimmte Braut. — Das, Herr Gerſtenberg, iſt mein Geheimniß."

„Eine gräßliche Geſchichte! Seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen ehre; Niemand ſoll ſie weiter von mir erfahren. Ja, ja, wir Diener tragen mitunter an den Geheimniſſen unſerer Herren ebenſo ſchwer als dieſe, und haben dabei noch unſere eigenen zu bewältigen. Die Geiſter der Vergangenheit ſind eine üble Geſellſchaft."

Gerſtenberg ſchien in ſeine Gedanken zu verſinken. Damit endete dieſe Unterredung, von der ſich Daniel Püttner ſo viel verſprochen hatte. Seine Berechnung war dahin gegangen, daß das Vertrauen, das er ſeinem ältern Gefährten zeigte, auch dieſen am ſicherſten zu Mittheilungen verleiten werde. Dennoch blieb der Erfolg aus, und Püttner ſann auf neue Mittel, ſich in das Vertrauen des Greiſes einzuſchleichen.

Sein Verfahren ſollte aber doch bald Früchte

tragen. Am nächſten Morgen befand ſich Gerſtenberg noch unwohler als am vergangenen Tage, und nachdem Püttner einige Zeit mit kleinen Aufmerkſamkeiten an ſeinem Bette zugebracht hatte, begann er: „Herr Daniel Püttner, ich täuſche mich nicht, wenn ich behaupte, daß es mit mir zu Ende geht.“

„Ei, Herr Gerſtenberg, ſchlagen Sie ſich derlei trübe Gedanken aus dem Kopfe.“

„Trübe Gedanken, — nicht doch; es muß etwas gar Behagliches um den Schlaf im Grabe ſein. Sehen Sie, ich habe ein langes bewegtes Leben hinter mir, und ſehne mich darnach, einmal recht gründlich auszuruhen. Ich habe diesſeits nur noch Eines zu beſtellen, dann kann ich getroſt zu Rüſte gehen.“

„Allerdings thut man wohl daran,“ bemerkte Püttner, „wenn man ſein irdiſch Theil rechtzeitig in Ordnung ſetzt, aber daraus, mein ſehr werther Freund und Gönner, folgt noch keineswegs, daß man dann auch ſterben ſolle. Im Gegentheil, dann erſt genießt man volle Ruhe und Befriedigung.“

„Der Todtenvogel ſchrie heute die ganze Nacht vor meinem Fenſter, als wollt er mir ſagen: Gerſtenberg, wenn Du im irdiſchen Jammerthal noch ein Geſchäft zu verrichten haſt, ſo ſpute Dich damit; ſobald ich Dich das nächſte Mal rufen komme, mußt Du ohne weiteres mit mir gehen, und wenn Du auch mitten im

Herrendienſte ſtündeſt. Sehen Sie, da war ich wieder ein Mal recht zufrieden damit, darauf gedrungen zu haben, daß der Herr Graf einen zweiten Kammerdiener in ſeinen Dienſt nahm; es freute mich, daß ich ſelbſt für ihn eine gute Wahl getroffen hatte, und daß ich Sie ſchon mit den meiſten Angewöhnungen und Eigenheiten unſeres gnädigen Herrn bekannt gemacht habe. Wenn es nun wirklich mit mir zu Ende geht, ſo nehm' ich doch die Ueberzeugung mit mir hinüber, daß Sie meine Stelle würdig verſehen werden, und daß unſer Graf den alten Gerſtenberg leicht wird vermiſſen können."

Püttner hatte ſchon während dieſer Rede die Hand des Greiſes ergriffen und an ſeine Bruſt gedrückt; der Glanz, der in ſeinem Auge aufſtieg, hatte wirklich in einer Thräne der Rührung ſeinen Urſprung.

„O mein lieber Herr," begann er jetzt, „wer könnte eine ſo treue, vortreffliche Seele, wie Sie ſind, völlig erſetzen; ich müßte noch Jahre lang von Ihnen lernen, um würdig in Ihre Fußſtapfen zu treten."

Der Greis ſchien dieſe Lobſprüche überhört zu haben, er fuhr fort im Zuge ſeiner eigenen Gedanken: „Und dann, mein lieber Daniel Püttner, glaube auch ich meines Theils an Ihnen einen aufrichtigen Freund gefunden zu haben. Sie müſſen mir einen Gefallen thun, mein Lieber. Ich werde Ihnen ein Stück Leben aus meiner Vergangenheit mittheilen, und Sie werden

ein Geſchäft für mich übernehmen, das Ihnen nicht ſchwer fällt, und nur Eines: Verſchwiegenheit erfordert."

Püttner ließ es an Betheuerungen ſeiner Ergebenheit und ſeines guten Willens nicht fehlen. Seine Rührung aber minderte ſich bald unter dem Drange der Neugierde, die ihn anwandelte, und verſchwand in der Spannung, in welche ihn die Hoffnung verſetzte, jenes Geheimniß zu erfahren, an welchem dem Grafen ſo viel gelegen war. Gerſtenberg hatte davon bisher zwar nur als von einer Sache geſprochen, die ihn ſelbſt betreffe, dennoch vermuthete Püttner einen weitern Zuſammenhang, da ihn der Graf zur Aufforſchung gerade an Gerſtenberg gewieſen hatte. Es koſtete ihm Mühe, ſeine Aufregung zu verbergen, um den Alten nicht etwa durch Fragen oder ungeduldige Haſt mißtrauiſch zu machen.

„Ich könnte mein Vermächtniß," fuhr Gerſtenberg fort, „allerdings dem Schloßverwalter hinterlaſſen; er iſt mein alter Freund, und würde treu bis zum Tode meinen Wunſch erfüllen. Aber gerade, daß er mein alter Freund iſt, macht, daß ich mich an ihn nicht wenden mag. Kaum werde ich in Abraham's Schooße ſitzen, ſo wird auch er zu den Vätern verſammelt werden. Mein Auftrag aber verlangt eine mehrjährige Erfüllung. Sie ſind jung und rüſtig. Sie werden auch

verſchwiegen ſein. Sie ſind der rechte Mann für mich. Sie werden für ein junges Weſen die weitere Sorge übernehmen, von deren Erfüllung mich der Tod bald abrufen wird."

Püttner hatte den alten Mann abſichtlich nicht unterbrochen, um den Zug der Eröffnungen nicht zu hemmen und abzulenken. Sein Herz ſchlug heftig vor Erwartung; die letzte Mittheilung des Alten durchfuhr es wie ein Krampf. Er hatte alſo das Richtige vermuthet: es handelte ſich wirklich um ein jugendliches Weſen, das irgendwo im Verborgenen lebte, es handelte ſich ohne Zweifel um jenes Kind, das auch den Antheil des Grafen in ſo hohem Grade in Anſpruch nahm, für deſſen Auffindung ihm der Graf eine ſo bedeutende Summe zugeſagt hatte. Die erſte Hälfte des Geheimniſſes war ihm ſoeben ſchon überliefert worden, das Kind war allem Anſcheine nach in der That vorhanden, es lebte wirklich noch. Wo aber hielt es ſich auf? Wie hieß es? Wo konnte es aufgefunden werden? Gerſtenberg's nächſte Worte mußten den Schleier von dieſen Geheimniſſen ziehen; athemlos horchte Daniel Püttner.

Jetzt ſchien der alte kranke Mann in Gedanken und Erinnerungen zu verſinken; er ſchwieg zuerſt, und als er wieder begann, war die Neigung, in ſeinen Geſtändniſſen fortzufahren, vorüber.

„Ich werde Ihnen das Nöthige mittheilen und Sie bitten, nach meinem Tode meinen Willen zu erfüllen. Ei ja, Sie werden eine ganz anständige Summe Geldes erhalten, deſſen Gebarung ich Ihnen anvertrauen werde," fuhr Gerſtenberg mit Befriedigung fort und ſetzte ſich im Bette aufrecht. „Nun, es ſteht noch nicht ſo ſchlimm mit mir; ſobald ich aus dem Bette komme, werde ich meine Baarſchaft ordnen und ſie Ihnen ſammt meinem Geheimniſſe anvertrauen."

Sein Nachfolger fand ſich durch dieſes plötzliche Abbrechen in den ſo begierig erwarteten Mittheilungen unangenehm überraſcht. Einen Augenblick zweifelte er, ob er den Greis nicht zur Fortſetzung auffordern ſollte, ſein Verſtand bezeichnete ihm dies aber als bedenklich. Er beſchloß, lieber zu warten, als den Alten durch ſeine Ungeduld mißtrauiſch zu machen, und ſich der Gefahr auszuſetzen, den Born der Entdeckungen für immer zu verſchließen.

Dieſe Unterredung endete für ihn alſo nur mit halber Zufriedenheit; dennoch beeilte er ſich, ſeinem Herrn, was er heute erfahren hatte und die nahe Ausſicht auf die völlige Löſung des Geheimniſſes alſogleich mitzutheilen.

Faramond war ſchon durch dieſe erſten Geſtändniſſe Gerſtenberg's auf das Tiefſte erſchüttert. Er ſchenkte Püttner eine Börſe mit Goldſtücken, und em-

pfahl ihm, bevor er ihn entließ, die größte Umſicht, den wärmſten Eifer zur völligen Löſung des Geheimniſſes.

Als der Graf aber allein war, überwältigte ihn das Gewicht der Mittheilung. Florette's Kind lebte alſo, er ſelbſt hatte ein Kind auf dieſer Welt, — er war in der Lage, an dieſem jungen Weſen die Schuld ſeiner Liebe gegen Florette zu vergüten! Im Taumel ſeiner Aufregung, im friſchen Gefühle der Freude warf ſich ihm kaum die Frage auf, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ſei; doch es mußte jedenfalls ſchon ein Jüngling, ein angehender Mann, oder eine Jungfrau in der Blüthe des Lebens ſein. Ach, ſein und Florette's Kind! welch rührender Zauber lag in dieſem kurzen Gedanken. Er ging in ſchnellen Schritten durch das Zimmer, ſein Auge ſtand in Thränen. Das Leben gewann auch außer der allgemeinen Bedeutung für ihn wieder beſondern Reiz; er hatte ſich einer ſolchen Kraft und Urſprünglichkeit ſeiner Gefühle nicht mehr verſehen. Sein und Florette's Kind lebte! Es gab noch ein Weſen auf der Welt, das außer dem Werthe der Gattung vollen Anſpruch auf ſeine Empfindungen hatte, — ein Weſen, das er mit der innerſten Liebe ſeines Herzens lieben konnte — und ſchon liebte, — ein Weſen, für deſſen Glück er ſorgen, deſſen Wohlergehen auch ſein Glück begründen konnte.

Eine Reihe lichter Hoffnungen und Pläne folgte solchen Gedanken. Welche Sorgfalt wollte er an die Beförderung des Glückes dieses Kindes verwenden, welchen neuen Werth gewann sein Reichthum, weil er ihn in die Möglichkeit versetzte, sein geliebtes Kind damit erfreuen zu können! Lag es vielleicht im Bedrängnisse der Armuth, befand es sich im Dunkel beschränkter Verhältnisse, welche Aussichten und Genüsse konnte ihm der väterliche Reichthum eröffnen. Das kostbarste Juwel des neuen Glückes sollte ihm aber eben die Liebe des Vaters sein. Eines schwor sich Faramond in dieser Stunde: das Glück dieses Kindes sollte von nun an die Aufgabe seines Lebens sein, — es mußte glücklich werden, so wahr als er selbst es nicht geworden war!

Unter der Nachwirkung solcher Gedanken fuhr Faramond zur Gesellschaft, die Prinzessin Ginevra heute auf ihren nahen Landsitz berufen hatte. Der Glanz eines geheimen Glückes lag über sein Antlitz ausgegossen, und erhob und durchleuchtete seine Stimmung. Er sah die Menschen heute mit andern Augen an, insbesondere die jungen; solch ein jugendliches Wesen mußte auch sein Kind sein!

Das Gartenfest der Prinzessin nahm einen heitern Verlauf. Löst doch selbst die Natur ihren Gurtel im Frühlinge, warum sollte zu dieser Zeit des Jahres

nicht auch der Mensch für frohe Eindrucke empfanglicher sein? Man genoß den Reiz der Gegend und des gebildeten Umgangs; einzelne Gruppen sonderten sich nach der Wahlverwandtschaft der Ueberzeugungen und Empfindungen.

Diejenige, deren Mittelpunkt die Prinzessin bildete, vereinte wie gewöhnlich die vorzuglichsten Theilnehmer der Gesellschaft. Man sprach über die Trübseligkeit moderner Weltansicht.

„Die Antike kannte weder Sünde noch Verwesung; diese beiden Erfindungen machen die Modernen so traurig. Griechen und Römer vertilgten die Leichname auf dem Holzstoße, und der Tod ward zum Genius mit der umgekehrten Fackel; wir hingegen überliefern sie den Würmern unter der Erde, kein Wunder, daß er als Gerippe aus den eingesunkenen Grabern hervorsteigt."

„Und dennoch," entgegnete Alberich, „ist es gut, daß die alten Statuen und Klassiker durch Jahrhunderte verloren blieben, nur so war es möglich, daß sich die neuen Völker selbstständig entwickelten. Wir Deutschen insbesondere dürfen uns rühmen, das, was wir sind, aus uns selbst geworden zu sein." Alberich wies dies an verschiedenen Zweigen unserer Lebensrichtungen nach, und kam endlich auch auf unsere Sprache. „Die deutsche Sprache," bemerkte er unter Anderem, „steht auch

den meiſten modernen ganz eigenthümlich entgegen. Während die franzöſiſche und engliſche die bequeme Ausſprache endlich ſelbſt der Schriftſprache zum Geſetze machten, legt die deutſche der Mundart immer das ſcharfe Gebot der Schriftſprache auf. Aber nur äußerlich herrſcht dieſe Pedanterie, die innere Textur unſerer Sprache iſt voll Freiheit und Bewegung. Selbſt das deutſchen Metrum opfert, im Gegenſatze zum ſtabilen antiken, der Leidenſchaft alle Sylbenlängen auf."

„Dennoch," entgegnete man, „gelang es allen romaniſchen Völkern um uns, auch den ſlaviſchen und den nordiſchen, ihre Nationalität ſcharf auszuprägen, nur wir Deutſchen ſtehen faſt ohne dieſe zwiſchen ihnen."

„Eben darum," erwiderte Alberich, „ſind wir gleichſam die Vermittler Aller. Sogar unſer viel bewitzelter deutſcher Bund iſt das Vorbild des künftigen Univerſalſtaatenbundes. Kommt ein Mal dieſer zu Stande, ſo giebt es keine Kriege mehr auf Erden, ein allgemeines Schiedsgericht wird über die Streitigkeiten der Völker entſcheiden, und nur zur Vollſtreckung wird es in einzelnen Fällen auch der Gewalt bedürfen."

„Es iſt nur Schade," unterbrach ihn Faramond, „daß unſere Bundesverſammlung, von der das wärme organiſche Leben des deutſchen Bundes ausgehen ſoll, vorläufig noch ſo wenig Blut umtreibt, ſo daß unſere Säfte ſtocken und wir darüber faſt bleichſüchtig werden."

Man kam auch auf die deutſchen Dichter zu ſprechen, und der Graf behauptete endlich, daß Goethe gerade darum ſo groß geworden ſei, weil er von einem glücklichen Leben gehegt wurde, und mit ſelbem nicht im Kampfe ſtand, wie Schiller und wie die meiſten deutſchen Poeten. Was wäre aus ihm geworden unter dem Drucke der Armuth, in der Verdumpfung verſagter Anerkennung?

„Erlauben Sie mir hier eine andere Frage, die mich ſchon öfters nachdenken machte," fugte die Prinzeſſin in Fortſetzung des Geſpräches bei: „Was wäre aus Wolfgang Goethe geworden, wenn er Friederike aus Seſenheim geheirathet hätte?"

Dieſe Frage regte zu lieblichem Nachdenken an, es folgten verſchiedene Antworten, deren Schluß wieder zu Allgemeinerem fuhrte und endlich die Behauptung veranlaßte, daß außer Deutſchland die Stellung der Dichter eine günſtigere ſei, als in unſerm Vaterlande. Auch Prinzeſſin Ginevra war dieſer Anſicht.

„Insbeſondere wußte Italien ſeine Poeten beſſer zu ſchätzen," bemerkte ſie; „ich halte vor Allem die Anerkennung von Seiten der Fürſten hoch. Sie verſetzt den Dichter nicht nur allein uber die Noth der Bedürfniſſe, ſondern giebt ſeinem Liede erſt den wahren Schwung der Begeiſterung. Es muß doch eine ganz andere Befriedigung gewahren, wenn der Erſte

des Staates und die beſte Geſellſchaft, die ſich um ihn verſammelt, dem Dichter den Lorbeer reicht, als wenn der ſchmuzige Pöbeltroß ihn mit ungebildeter Laune beklatſcht und vergöttert. Ich bin der Meinung, daß die Stanzen des befreiten Jeruſalems außer den Hallen und Schattengängen von Belriguardo nicht ſo herrlich gelungen wären."

„Würde das Schloß der Prinzeſſin Ginevra," bemerkte ein Höfling, „nicht ganz geeignet ſein, für Deutſchland ein Belriguardo zu werden, ſollte ein gnädiger Wink von ihr nicht einen zweiten Taſſo zu unſterblichen Liedern begeiſtern?"

„Und würde Ginevra," fügte Alberich, der ſich an ihrer Seite befand, etwas leiſer hinzu, „und würde auch Ginevra, ſo wie Leonore, mit den Gefühlen ihres Dichters nur Spiel treiben, und ſich ergötzen, wenn aus den Wunden ſeines Herzens die unſterblichen Perlen der Dichtkunſt aufſtiegen?"

Seine großen Augen ruhten in ruhigem Glanze auf ihr, ſie ſchwieg verwirrt, und konnte an dieſem Nachmittage ihre volle Unbefangenheit nicht wieder gewinnen. Dennoch behielt die Unterhaltung ihren gediegenen Fortgang, und wer in Geſellſchaft leeres Wortgeklingel verſchmähte, mußte ſich durch den Inhalt der Geſpräche befriedigt finden.

Mit Sonnenuntergange wurden die Gäſte entlaſ-

ſen; auch Faramond fuhr nach ſeinem Schloſſe zurück. Sein Herz war heute zu voll, ſeine Gedanken zu aufgeregt, um die Ruhe im Wagen gut ertragen zu können. Sobald er ſich dem Walde näherte, ſtieg er aus und ſchlug den Fußpfad unter den Bäumen ein.

Sein Wagen fuhr auf der Straße langſam nach Hauſe. Der Kutſcher fand dabei Zeit, mit Jean, dem Bedienten, der den Platz an ſeiner Seite eingenommen hatte, nach Herzenslaſt zu ſchwätzen.

„Haſt Du die verliebten Augen geſehen," begann der Bediente, „die die Prinzeſſin heute im Kopfe hatte?"

„Verliebte Augen?" wiederholte Peter, der Kutſcher, „auf unſern Grafen etwa?"

„Gott bewahre," antwortete Jean, „man ſieht doch, daß Ihr Kutſcher Euch beſſer auf die Pferde verſteht, als auf die Prinzeſſinnen. Da hat Unſereins eine feinere Naſe."

„Nun, Monſieur Jean, was hat denn Deine Windſpielnaſe wieder ein Mal ausgewittert?"

„Einen Liebesbraten, Monſieur Peter, von der pikanteſten Sorte. Die Prinzeſſin iſt in den amerikaniſchen Landläufer verliebt."

„Nicht möglich!"

„Was Dir Jean ſagt, iſt nicht nur möglich, ſondern jederzeit auch wahr, wenn es auch noch ſo pikant iſt. Lebte ich darum ſeit zehn Jahren in der beſten

Geſellſchaft, um mich auf ihre Blicke und Tücke nicht zu verſtehen? Da müßte Monſieur Jean dümmer ſein, als die meiſten von ihnen. Aber Dir nehm' ich's nicht übel. Dein Umgang mit ihnen bleibt nur ein oberflächlicher, auch mußteſt Du während des heutigen Gartenfeſtes die halbe Zeit im Stalle zubringen und Deinen Gaulen den Haſer vorſchütten. Ich aber hielt den vornehmen Herren und Damen die ſilbernen Platten mit den Süßigkeiten unter die Naſen. Da ſah ich denn, wie unſer kleines Prinzeßchen die Augen immer nach einem gewiſſen jungen Menſchen umthat, — ich gewahrte, daß ihre Wangen bald weiß bald roth wurden, gleich dem gemiſchten Fruchteiſe auf den Kryſtallen, — ich bemerkte, wie geſchickt ſie zwiſchen ihren Gaſten umherſchlupfte, bis ſie immer wieder an des beſagten Menſchen Seite gerieth, — ich entdeckte endlich, daß ihre Hand eine Blume, mit der ſie eine Zeit lang zu ſpielen ſchien, plötzlich fallen ließ. Gleich darauf ſchnappte der Amerikaner darnach auf den Boden, drückte ſie wie zufällig an den Mund und verbarg ſie darauf vorn an ſeiner Bruſt. Und wie den zwei Perſonen die Augen während der Action funkelten. Sie dachten wohl, daß es Niemand bemerken werde; aber dem Jean entgeht nichts, was pikant iſt, der Jean hat es geſehen, und er verwettet ſeinen Kopf daran, die Zwei ſind ein Paar Liebesleute."

„Du haſt ein boſes Maul, Jean; die Prinzeſſin iſt nicht wie die Andern.“

„Und warum ſollte ſie es nicht ſein, Monſieur Peter? Iſt ſie doch eine Tochter Eva's, wie ihr Kammerkätzchen. Ich nehme es ihr auch gar nicht übel, daß ſie verliebt iſt; aber Unrecht thut ſie, daß ſie ſich an den hergelaufenen Kerl wirft. Sie hätte ſich einen Bedienten ausſuchen ſollen.“

„Wohl vielleicht Dich, Monſieur Jean?“ lachte der Kutſcher.

„Und warum nicht, Monſieur Peter?“ entgegnete er gereizt; „ſie hätte ſich nicht den ſchlechteſten meines Standes gewählt. Die Bedienten ſind anhänglich, ſie ſind treu und verſchwiegen. Sie können im Hauſe ab- und zugehen, alle Thüren ſind ihnen zu jeder Stunde geöffnet. Eine Liebſchaft mit einem Bedienten fällt nie auf.“

„Du biſt in der That ein verwegener Kerl.“

„Freilich bin ich's, und darum werde ich noch ein pikantes Glück in der Welt machen. Wir Domeſtiken ſind von der Weltgeſchichte berufen, die Stammbäume unſerer Herrſchaften aufzufriſchen, und, wenn einer irgendwo zu verdorren droht, ein neues Zweiglein in aller Beſcheidenheit anzuſetzen. In den Adern unſerer Herren, mein Freund, fließt mehr von unſerem Blute, als von ihrem in den unſern. Der Vater bleibt im-

mer ungewiß, pflegte mein Vetter, der Winkelschreiber, in gutem Lateinisch zu sagen, die Mütter sind es, welche die Familien fortpflanzen; von Rechts wegen sollten sie auch die Häupter derselben sein. In Asien giebt es irgendwo ein Volk, erzählte mir mein Vetter, bei dem dies wirklich der Fall ist; sobald ein Weib in die Wochen kommt, assistiren ihr alle ihre Männer bei den Wehen, und das Kind hat von vornherein sein halbes Dutzend gesetzlicher Väter."

„Was Du Alles weißt, Jean," lachte der Kutscher, „aber die Sache ist nicht Ohne. Weiß in unserer Residenz doch die ganze Welt, daß der Graf Z. der Sohn des Kutschers seines Vaters ist, und der Kutscher, der vor ihm auf dem Bocke sitzt, der Sohn des Gemahl's der Gräfin."

„Das nennt man Kreuzung der Racen," belehrte der Bediente. „Deine Geschichte ist aber ganz simpel; pass' auf, da erzähle ich Dir eine pikantere: Du weißt, ich diente früher beim Grafen A., er war der Letzte des Hauses und pflanzt nun in sechs gesunden Söhnlein seine Familie fort. Nun gut. Auch sein Großvater hatte sechs Söhne und jeder von ihnen vermählte sich ebenbürtig, und fünf bekamen auch Kinder. Aber siehe da, als wäre der Würgengel Egypten's über das Haus gekommen starben die Söhne aller Fünfe, und wenn die Ehe des letzten unfruchtbar blieb, so stand

dem berühmten Namen das Erlöschen bevor. Noch zur rechten Zeit hatte ſeine Gemahlin eine Einſicht und kam in andre Umſtände. Sie hatte es aber nicht klug gemacht, und die Welt und ihr Gemahl wußten, daß ſie eine Ehebrecherin war. Er verſtieß ſie auch in der That; ſie aber genas eines kräftigen Knableins. Dem Grafen mochte es endlich zu einſam im Hauſe werden, oder vermißte er ungern den Reichthum ſeiner Gattin, mit einem Worte: nach ein paar Jahren nahm er ſie ſammt dem Kinde wieder in Gnaden auf. Der Knabe gedieh vortrefflich; er war ſchön und voll Talente und gewann nach und nach die Neigung des Gemahls ſeiner Mutter. Je älter der alte Herr wurde, deſto mehr vergaß er die pikante Geſchichte. Der junge Menſch war ſein Liebling, und wurde, als Jener ſtarb, auch ſein Erbe. Mittlerweile gingen auch die unzufriedenen Oheime zu den Vätern, und der junge Graf A. iſt jetzt der Stammhalter des Geſchlechts und überliefert den Namen der Zukunft."

„Deine Geſchichte iſt drollig, wie Alles, was Du vorbringſt."

„Pikant iſt ſie, ungeheuer pikant, und das lieb' ich. Ich verſichere Dich, Peter, ich könnte Dir noch ein Dutzend Geſchichten von vornehmen Leuten erzählen; ein Bedienter, der pfiffig iſt, der pruft ihre Nieren, ſag' ich Dir."

„Ihr Bedienten," erwiderte Peter, „verſteht Euch aber im Ganzen doch mehr auf die Damen, wir Kutſcher haben es nächſt unſerm Vieh mehr mit den Herren zu thun."

„Pikant bemerkt, höchſt pikant; ja wir Bedienten halten es mehr mit den Damen, Du haſt Recht, Peter."

„Damit Du uns Kutſcher aber nicht gar zu geringe haltſt, ſo höre auch eine meiner Geſchichten. Ich kann ſie Dir verbürgen, 's iſt eitel Wahrheit, ich hab' ſie ſelbſt erlebt."

„Nun, laß ein Mal hören, Peter, aber nur etwas Pikantes, das ſag' ich Dir."

„Ich diente zuletzt bei'm Baron von A—Z., der war ein gar grimmiger Herr; er that, als fräß' er ſchon zum Frühſtück ein Pud Eiſen und mißhandelte das ganze Haus. Mein Baron hatte es auch auf mich abgeſehen; bald fraßen die Pferde zu viel, bald zu wenig, heute waren ſie zu feurig, morgen zu träge, jetzt fuhr ich zu langſam, dann zu ſchnell. Ich bin hartnäckig, Du weißt es, und achtete nicht viel auf den Plunder. Wenn der Baron ſchrie, ſo ſchwieg ich, that aber zuletzt doch immer was mir beliebte. Ein Mal hatte mein Baron wieder zehntauſend Teufel im Leibe. Er kam in den Stall zu mir, und ſchimpfte und zeterte, daß es eine Schande war. Ich folgte meinen

Grundsätzen und schwieg. Das schien heute den Freiherrn vollends zu empören. Was, Kerl, Du antwortest mir nicht ein Mal? brüllte mein Gönner zum Schlusse, das ist zu boshaft und verstockt! und siehe da, zugleich hatt' ich von seiner Reitpeitsche einen Schmiß im Gesichte, daß mir die hellen Funken von den Augen stoben. Das war mir zu viel und mein Phlegma zu Ende; ich bin geduldig wie ein Ochs, aber wenn ich ein Mal in Zorn gerathe, werd' ein wüthender Stier. Ich nicht faul, sprang gegen den Baron und hatte im nächsten Augenblicke seine Peitsche in den Händen. Ich aber hatte sie umgekehrt gefaßt und drosch sofort aus Leibeskräften mit dem Stiele auf meinen Herrn. Ich hatte ihn schon zu Anfange unter die Krippe geschmissen und bearbeitete ihn jetzt wie ein stetiges Pferd. Wie er auch heulte und zähneklapperte, ich gab nichts darum. Erst als ich die Tracht für voll hielt, ließ ich die Peitsche sinken. Mein Zorn war vorüber. So, freiherrlich Gnaden, sprach ich und zog respektvoll meine Mütze, jetzt sind wir wett, und belieben mich gnädigst Ihres Dienstes zu entlassen. Es versteht sich, daß es in Dero Wahl steht, mich beim Polizeimeister zu verklagen und mich in's Loch stecken zu lassen, natürlich wenn sich der Herr Baron nicht etwa schämen hinzugehen und vor aller Welt sich zu berühmen, daß Sie der Kutscher Peter windelweich geprügelt hat.

Sollten freiherrliche Gnaden jedoch vorziehen, Dero Unfall geheim zu halten, nun ſo habe ich auch nichts dagegen, und werde den Leuten ſagen, der Herr Baron ſeien vom Pferde gefallen und hätten ſich dabei die paar Beulen geholt. Aber Alles nur, wie freiherrliche Gnaden befehlen; mir iſt es egal, und kommt es nicht darauf an, ein paar Wochen im Loche abzuſitzen. Belieben Hochdieſelben ſich den Fall zu überlegen, und ſo Sie zu ſchweigen vorziehen ſollten, ſo halte ich reinen Mund wie Einer. Für dieſen Fall hatten natürlich der Herr Baron mir meinen Lohn und ein gutes Zeugniß auszufolgen, denn ich ſchmeichle mir, Ihnen bis zu dieſer Stunde treu und eifrig gedient zu haben. So, jetzt geruhen freiherrliche Gnaden ſich auf Dero Zimmer zu begeben, und mir ſeiner Zeit Ihre hohe Willensmeinung kundgeben zu laſſen. Der Baron kroch unter dem Futtertroge heraus, ſchüttelte ſich das Heu aus den Haaren und hinkte ächzend von dannen. Aber ſchon nach einer halben Stunde kam die Kammerjungfer der Gräfin und brachte mir Geld und Zeugniß. Ich zählte und las. Es fehlte kein Pfennig an dem Betrage, und das Zeugniß lautete ſehr anempfehlend. Die Kammerjungfer fügte bei, der Baron habe ſich vom Sturze erholt, ſei aber gleichwohl zu Bett gegangen. Da ihm der Fall ſeine Pferde verleide, werde er ſie verkaufen, daher brauche er keinen

Kutſcher mehr. Ich ließ mich zu Gnaden empfehlen, ſtriegelte noch zum Abſchiede die Roſſe, und hatte in der nächſten Stunde die Baronie im Rücken."

„Ha ha ha, pikant, ungeheuer pikant!" rief Jean, „in der That, man ſollte derlei hinter einem Kutſcher gar nicht ſuchen."

Unter ſolchen Geſprächen kamen die zwei Domeſtiken gegen das Schloß.

Unterdeſſen ging Faramond durch den Wald. Die alten Bäume ſtanden in ernſtem Schweigen an der Seite des Pfades; über ihren Wipfeln ſtieg der Vollmond herauf. Dem Grafen war in dieſer Einſamkeit heute ſo wohl; das Mondlicht ſchien ihm ſo lieblich. Der Menſch iſt ein Narziß, der ſich gern in der ganzen Natur beſpiegelt. Seit Faramond die Ausſicht, ſein Kind aufzufinden, zurückgewonnen hatte, beſchäftigte er ſich wieder mit ſich ſelbſt. Er hegte Hoffnungen und Wünſche für ſich; er beſtrebte ſich wieder etwas zu erreichen. Dieſe Rückkehr zu ſich ſelbſt, wenn man ſich lange Zeit bereits aufgegeben hat, iſt unendlich reizend, der Menſch ſchwelgt im ſchuldloſen Egoismus neuer Hoffnungen. Die Jugend ſtrebt im Ungeſtüm der Liebe, das Alter in den Luſten der Ambition. Mit beiden hatte Faramond gebrochen und ſich in dieſer Welt gleichſam nur mehr für einen Zuſchauer, für einen Beobachter gehalten. Dieſe Vorwegnahme

der Ruhe des Grabes hat etwas Schauerliches. Faramond war jetzt aus diesem dämmerigen Zustande gleichsam wieder zum Leben erwacht.

Sein Kind aufzufinden und es glücklich zu machen, erschien ihm als ein schönes Ziel seines übrigen Lebens. Ihm wollte er seine kommenden Tage widmen; dieses Streben bot seinem verödeten Herzen wieder eine Zukunft. Wo mochte sich das theure Wesen befinden, welche Verhältnisse umgaben es? Wie befriedigt fühlte er sich in dem Gedanken, daß er ihm ein glänzendes Loos bieten konnte. Obwohl von Jugend auf an Reichthum gewohnt, hatte er ihm doch nie einen besondern Werth eingeräumt; jetzt für sein Kind erschien er ihm als ein werthvolles Gut, als die Atmosphäre, in der er dessen eigentliches Glück begründen wollte.

Wird er sich aber auch die Liebe dieses Kindes noch erwerben können? An diese Frage hingen sich Zweifel und Besorgnisse. Wird es ihm das Unrecht an der Mutter verzeihen können? Die Liebe ist ein freies Geschenk des Herzens; mit nichts läßt sie sich erkaufen, mit nichts vergüten. Und doch fühlte er schon jetzt, bevor er noch sein Kind wiedergefunden hatte, das heiße Bedürfniß nach dessen Liebe. Nur diese Liebe konnte ihm selbst noch ein dauerndes Glück auf Erden bereiten.

In solchen Gedanken wandelte der Graf durch den

Wald. In ſeinen Kronen funkelte das Mondlicht wie der goldene Rheinwein in den grünen Römern.

Jetzt lag auch die kleine Anhöhe mit der Schloßruine vor ihm. Geiſterhaft ſtieg das alte Gemäuer in den dunkelblauen Nachthimmel; die Fichten wehten darauf wie rieſige Fahnen.

In dieſem Augenblicke erſcholl eine klare, ſchöne Mädchenſtimme aus der Höhe der Ruine. Sie ſang ein Lied, daß es durch Wald und Thal hinunterklang. Die Worte ließen ſich nicht verſtehen, aber die Melodie war einfach und rührend.

Faramond hielt überraſcht ſeine Schritte an. Mochte es die Umgebung und Stunde ſein, die dieſer Stimme ſolche Gewalt verliehen; er erbebte bis in ſein Innerſtes.

Der Vollmond ſtand hinter der Ruine. Der erſten Strophe folgte eine zweite, die Stimme hob und ſenkte ſich immer wundervoller.

Der Graf vermochte ſich nicht länger zurückzuhalten; er eilte an den verfallenen Thorbogen, und gegen die Höhe gewendet rief er: „Wer biſt Du, unbekannte Sängerin? Jungfrau oder Elfe, laß mich Deine irdiſche Geſtalt erblicken.“

Das Lied begann nicht wieder, auch keine Antwort erfolgte, wie oft der Graf auch ſeine Frage wiederholen mochte.

Er ſtieg jetzt ſelbſt durch die Ruine, ſo weit es ihm das einfallende Mondlicht erlaubte; aber von der unſichtbaren Sängerin ließ ſich keine Spur entdecken, auch ihre geheimnißvolle Stimme erklang nicht wieder.

Faramond verließ endlich die zerfallene Burg, das kleine Erlebniß erſchien ihm faſt zauberhaft.

Er wandelte langſam gegen Grafenpfalz und überließ ſich rückſichtslos den Träumereien ſeines Herzens. Sie reichten bis in ſeine Jugend zurück, ja bis zur Minnezeit ſeines Ahnherrn mit der Roſe dieſes Waldes, ſie griffen vorwärts in ſeine Zukunft und webten mit ſilbernen Fäden Alles mährchenhaft durcheinander.

Er war berauſcht von den ſüßen Tönen, denen er ſo gierig gehorcht hatte. Dabei zitterte der grüne, blaue Mondglanz über die Gegend, und Alles um ihn war voll Sehnſucht und Ahnung, und erſchien verklärt und wonneſam.

## Sechſtes Kapitel.

Gerſtenberg hatte ſich ſoweit wieder erholt, daß er das Bett verlaſſen konnte. Er übernahm ſeine gewöhnlichen Verrichtungen; es zeigte ſich jedoch bald, daß er ſelbe nicht mehr wie ſonſt zu Stande bringen konnte. Die kurze Krankheit und der damit verbundene Aufenthalt im Bette hatte ſeine Kräfte mehr als zu vermuthen war gebrochen. Die gerade Haltung fiel ihm jetzt ſchwer, unwillkürlich ging er gebeugt, ſeine Hände zitterten und waren im Angriffe nicht mehr ſicher; ſeinen Kopf überfiel manchmal ein widerwärtiger Schwindel. Dabei zeigte ſein Angeſicht eine ungewöhnliche Bläſſe und den Zug eines nicht ganz gehobenen Leidens.

Zuerſt zwang ſich Gerſtenberg zu Beſorgung ſeiner Geſchäfte und hoffte, daß die Spuren der kurzen Abgewöhnung bald wieder vergehen würden. Er verfiel in üble Laune, wenn er ſeine Untüchtigkeit gewahrte und zeigte ſich faſt mürriſch.

Aber ſchon nach wenigen Tagen überzeugte er ſich, daß ſeine Geſundheit bleibend gelitten hatte und daß es mit ihm raſch zu Ende gehe. Eine ſolche Entdeckung iſt bei jedem Menſchen mit einem gewiſſen Grade von Wehmuth verbunden. Wir mochten in Stunden des Mißmuthes oft gedacht haben, daß uns das Leben gleichſam ſo und ſo viel Jahre ausſetzt, und daß endlich der Tod mit dem weißen Leichentuche winkt und Pardon bringt; aber wenn er dann, auch ſpat auf ſchnellem Roſſe daherkommt, ſo bleibt die Stunde der Entſcheidung doch immer eine gewaltige, tief erſchütternde. Gerſtenberg verſank in eine ungewöhnlich ernſte Stimmung, er hielt ſich ſo viel als möglich von der übrigen Welt abgeſchloſſen und durchging ſein ganzes vergangenes Leben.

Bald aber hatte er ſich wieder beruhigt. Er fühlte in der Tiefe ſeiner Seele eine unvertilgbare Sehnſucht nach dem Grabe, er hatte brav gelebt, er verdiente zu ſterben. Seine milde Weiſe gegen die Leute kehrte zurück, er war wieder heiter und hatte im Herzen eine ſüße Ruhe gewonnen.

In ſolcher Stimmung bezeichnete er Daniel Püttner einen Tag der nächſten Woche, an dem er ihm ſein Geheimniß mittheilen und die letzte Sorge, die er auf Erden hatte, ſeinen treuen rüſtigen Händen übertragen wolle. Er fügte bei, daß er an jenem Tage

das letzte Mal seine Geschäfte als Kammerdiener verrichten und den Grafen dann bitten werde, ihn seines Dienstes zu entlassen. Bei diesen Nachrichten konnte Püttner seine Befriedigung kaum verbergen; so sehr ihm schon an der Nachfolge in dem guten Dienste gelegen war, so nahm die Aussicht, in den Besitz des Geheimnisses zu kommen, seinen Antheil doch noch lebhafter in Anspruch. Es hatte sich seiner Phantasie völlig bemächtigt, und es dünkte ihn, als sollte dessen Lösung ihn aus der Lage eines Dieners in ganz andere glücklichere Verhältnisse versetzen.

Warum Gerstenberg für das Ende seines Dienstes und für seine Eröffnungen gerade jenen Tag bestimmte, hatte er ihm allerdings nicht gesagt; diese Wahl hatte aber ihren guten Grund, denn an jenem Tage schloß er das fünfzigste Jahr seiner Dienstzeit im gräflichen Hause. Er hatte sie treu und gewissenhaft bestanden, er war gleichsam ein Mitglied desselben geworden und hatte dessen Schicksale redlich getheilt. Von Allen, die bei seinem Eintritte das glänzende Hauswesen bildeten, lebte Niemand mehr, Alle waren vor ihm hingegangen, er sollte hinter sich gleichsam die Pforte der ausgestorbenen Generation verschließen. Niemand war mehr vorhanden, der sich jener Zeiten erinnerte, selbst der Tag seines Diensteintrittes war längst vergessen worden; der Graf sollte auch nicht daran gemahnt

werden, er wollte einfach und demüthig, wie es ſich für einen Diener ſchickte, aus ſeiner Stelle ausſcheiden. Mochte es dem Grafen wohlergehen, wenn er aus dem Dienſte und aus dem Leben gegangen war, und der edle Stamm noch einen friſchen Trieb anſetzen, — mochte ſein Nachfolger dem Hauſe ebenſo treu dienen, als er ſelbſt es gethan hatte!

Daniel Püttner beeilte ſich, dem Grafen die baldige Löſung des Geheimniſſes mitzutheilen. Graf Faramond ſah ſich jetzt auf dem Gipfel ſeiner Wünſche; eine Erfüllung nahte heran, der keine Erwartungen mehr vorausgegangen waren. Der Abend ſeines Lebens verſprach ſchöner zu werden, als der gewittervolle Morgen. Sogar die Gunſt des Hofes war ihm jetzt willkommen; es knüpfte ſich die Möglichkeit daran, ſein Kind auch vor der Welt zur Anerkennung zu bringen, und auf ſelbes die Rechte ſeiner Familie zu übertragen. Eigene glänzende Naturgaben, Auszeichnung im Felde oder im Staatsdienſte mochten dann die letzte Hand an das begonnene Werk legen, und mit dem äußeren auch das innere Verdienſt zur Ausgleichung bringen. Er gewahrte kaum, daß er dabei ſtets einen Sohn im Auge hatte.

Bei ſolchen Plänen mußte der treue Kammerdiener Gerſtenberg allerdings im Hintergrunde bleiben; dennoch glaubte Faramond, daß die Erhöhung ſeines

Schweſterenkels den alten Mann ſelbſt erfreuen würde; er mußte das Kind ja auch lieben und ſein Beſtes wünſchen, wenn nur dabei ſein eigenes Gewiſſen mit keinem Wortbruche belaſtet würde.

Bei ſeinem Austritte aus dem Dienſte wollte er dem Greiſe aber auch die Dankbarkeit für ein volles Leben darlegen. Nur der Arbeit ſollte er enthoben ſein, aber wie vorher im Hauſe walten, den Zutritt zu ihm jederzeit offen finden und alle Bezüge ungeſchmälert fortgenießen. Er war ihm vielen Dank ſchuldig, dafür ſollte den letzten Tagen ſeines Lebens kein Wunſch verſagt werden.

Während ſich ſolche Hoffnungen und Pläne in Faramond's Schloſſe entwickelten, wurde die Geſellſchaft des Thales um ein paar Ankömmlinge vermehrt.

Es waren ſeitdem ſchon einige Tage verfloſſen, als aus der Heckenwirthſchaft, die vor dem Eingange in das Thal auf dem Hügel lag, ein Wanderer mit geringem Bündel und einem Knotenſtocke hervortrat. Er ſah ſich einen Augenblick lang in der Gegend um, dann ſchritt er bedächtigen Schrittes den langgezogenen Abhang hinunter.

„Habe nun wieder ein Mal meinen Leichnam mit Speiſe und Trank gedüngt," begann er wie zu ſich ſelber, „und bin wieder auf ſo und ſo viele Stunden für die Schläge des Schickſals gerüſtet. Aber warum

ſoll ich eilen? Ich komme noch früh genug hinunter in mein neues Zion oder Babylon. Wozu überhaupt die Zeit benützen? wir leben ja ewig. Iſt mir doch, als hätte mir Helena heute, wie einſt dem Telemach zu Sparta, eine Würze gegen Jammer und Harm in den Wein gemiſcht; wer ſie verkoſtet, dem fließt den ganzen Tag keine Thräne mehr über die Wangen. Mir iſt ſo leicht und frei um's Herz wie lange nicht."

Der alte Mann, der den Hügel herabkam, trug allerdings den Bauriß des Gram's im Geſichte, daneben lag aber wieder ſo viel Willkurliches und Schalkhaftes, daß man ihn nach dem Anſehen doch nicht als einen Unglücklichen bezeichnen konnte. Der Wein, den er heute genoſſen hatte, mochte zur Erhöhung ſeiner Laune ebenfalls beigetragen haben. Er war daran nicht gewohnt, um ſo minder verſchloß ſich ſein Herz dieſem Sorgenbrecher. Das Waſſer macht uns wie Fiſche ſtumm; der Wein ſchüttet feurige Pfingſtzungen über unſern Scheitel. Er ſann zuerſt darüber nach, warum die Weiber dem Weine gewöhnlich nicht hold ſind, und fand, daß ſie ihm nur aus Neid abgeneigt werden, weil er, je älter, deſto beliebter iſt. Ihm ſelbſt aber war das Aelterwerden gerade recht, jede Stunde kürzte ja die Reiſe zum Grabe ab.

Er war ungefähr eine Stunde vorwärts gegangen,

als aus einem einmündenden Waldpfade ein anderes altes Männchen ihm entgegen kam; er zählte offenbar weit mehr Jahre als unſer Wanderer, aber ein günſtiges Geſchick mochte ſie mit leichterem Fittige über ſein graues Haupt getragen haben, und der Wohlſtand ſeiner Lebensverhältniſſe gab ihm ein behagliches Ausſehen. Der Abgang jeder Bürde ließ in ihm einen Spaziergänger der Umgegend vermuthen.

„Hm, guter Freund, wie weit iſt es noch bis Grafenpfalz?“

Der neue Ankömmling ſah dem Fußreiſenden faſt verblüfft in's Geſicht, dann erwiderte er mit Salbung: „Geht bis zum Meilenſtein bei jener Eiche, der wird Euch die zuverläſſigſte Antwort geben.“

„Ho, ho, Ihr ſeid ja faſt ſo klug wie die alten Weiber im Feenmährchen. Da aber Euer älterer ſteinerner Bruder ſo nahe ſteht, habt Ihr Recht, mich an ihn als den klügern zu weiſen, und auch ich gebe ihm den Vorzug.“

Sie kamen bald zur Eiche; der Baum ſtreckte breite gewaltige Aeſte in die blauen Lüfte; darunter bot die Grenzſäule die genaue Auskunft.

„Ihr habt nun eines andern Herrn Land unter den Füßen,“ bemerkte der Aeltere im Weitergehen.

„Ihr ſprecht eine ſehr veraltete Sprache, mein Beſter. In unſrer Zeit des Fortſchritts wird auch der

deutſche Bund nur mehr auf Actien betrieben; Eure feudalen Phraſen paſſen nicht mehr.“

„Wie heißt Ihr denn, guter Freund?“ fragte der Andere, der an dem Wanderer Antheil zu gewinnen ſchien.

„Im Nekrologe der Deutſchen wird einſt hoffentlich meiner erwähnt werden, bis dahin habt Geduld. Muß ich ſie doch auch haben. Aber thut mir den Gefallen, und tragt einen Augenblick mein Bündel, ich möchte ein Mal verſchnaufen; es iſt nicht ſchwer, und ich gebe Euch auch meinen Wanderſtab dazu.“

Der alte Herr ſchien in die Sonderbarkeiten des Wanderers einzugehen, und übernahm ohne Widerſtreben die geringe Laſt, die ihm dieſer zumuthete. Jener war, wie die Leſer bereits vermuthet haben werden, kein Anderer, als der Reichsgraf Zimbelin, der einen Spaziergang durch den Wald machen wollte und ganz unerwartet in dieſe Geſellſchaft gerathen war. Zuerſt hatte ihn die rückſichtsloſe Weiſe des Fremden verletzt, dann erſchien ſie ihm anziehend, und endlich fand er es allerliebſt, ein Mal inkognito zu luſtwandeln.

„Nun ich Eure Siebenſachen neben Euch hertrage, könnt Ihr mir wenigſtens ſagen, wer Ihr ſeid. Laſſen wir den Namen bei Seite, aber was Ihr vorſtellt, was Ihr treibt, werdet Ihr mir nicht länger vorenthalten.“

„Kennen Sie den Properz?“

„Ich denke, er war ein Bekannter meiner Jugend.“ antwortete Zimbelin nach einigem Bedenken.

„Und mir iſt er faſt der einzige Freund meines ganzen Lebens. Ich habe ihn ſtudirt, ich habe ihn überſetzt und mit köſtlichen Noten verſehen.“

„Sie treiben alſo die anmuthige Gelehrſamkeit?“

„Sie war die unſichtbare Egeria meines Lebens.“

„In China muß man bei den Staatsprüfungen auch Verſe machen. Wo haben Sie Ihren Properz edirt?“

„Herr, es will ihn kein Buchhändler drucken laſſen in den geſammten deutſchen Muſenſtädten; Herr, das iſt ja eben der Gram meines Herzens. Ich habe ihn zu Markt getrieben, ſo weit man Druckerſchwärze auf deutſche Bengel ſchmiert; mein Properz fand keinen Abnehmer.“

„Hätten Sie Ovid's Kunſt zu lieben gewählt, die müßte mehr Publikum finden, die Leute arbeiten viel in Liebe und es mangelt ihnen doch noch daran auf allen Seiten. Aber gedulden Sie ſich, die Vorſehung beſchert oft im Schlafe.“

„Ich habe Geduld, Herr, darum will ich meinen eigenen Tod abwarten. Mit dem Tode ſteigt die Waare des Schriftſtellers. Wenn ich ſterbe, werden ſie mich in den Nekrolog der Deutſchen ſetzen, und hoffentlich findet dann auch mein Properz einen Verleger.“

„Recht ſo. Alle Blättchen, Einladkarten und Abſagebriefe unſrer geſtorbenen Schriftſteller werden gedruckt und finden Vergötterung; man wird ſeiner Zeit zuverläſſig auch auf Ihren Properz greifen. Nur nicht verzagt, ich pränumerire dann ebenfalls.“

„Könnt' ich nur einen Abdruck meines Properz noch mit meinen leiblichen Augen ſehen. Doch gieb Dich zufrieden, eitles Herz! genug, wenn er dann doch noch gedruckt wird. Ging's doch meinem armen Weibe mit ihrem Leichenbegängniſſe auch nicht beſſer.“

„Was war es mit dem Leichenbegängniſſe Ihres Weibes?“

„Ach, Herr, ſo wie ich meinen Properz gedruckt haben möchte, ſo wollte ſie ſtattlich begraben werden. Wir ſind arme Leute, Herr, und hatten das Geld weder zu dem Einen noch zum Andern, da ſetzte ſie denn jedes Mal ihre Pfennige in's Lottoſpiel; ſie wollte die Koſten für ein ſchönes Begräbniß gewinnen. Immer blieben ihre Zahlen aus. Sie wurde alt darüber und krank. Siehe da, am Ende waren ſie doch ein Mal gezogen worden, und der Poſtbote brachte ihr faſt hundert Thaler. War's die Freude, die ſie tödtete, oder das lange Harren oder die Blutdarre, an der ſie litt, genug, bald nach dem Gewinn ſtarb ſie auch. Ich aber ließ ſie prächtig begraben, ſie hatte ja das Geld dazu in ihrem Glücke aus dem Lotto gewonnen. Es

war auch richtig daran aufgegangen, ſie aber hat ihren ſchönen Leichenzug doch nicht mehr geſehen!"

„Vielleicht ergeht es Euch beſſer. Habt Ihr wohl ein gutes Gehör?"

„Warum?"

„Das Gehör, mein Freund, iſt das Gewiſſen der Philologen. Horcht ſtets mit Strenge auf den Wurf der Sätze. Schreibt mir keine Periode, deren Glieder nicht verſtreut umherliegen, wie die Gliedmaßen der Geſchwiſter der Medea. Ihr ſeid alſo nichts als Schriftſteller?"

„Nicht doch, ich begleite auch äußeres Amt und Würde."

„Was ſeid Ihr denn noch?"

„Schulmeiſter, Herr," erwiderte der Fremde, und warf ſich dabei unwillkürlich in die Bruſt.

„Das Amt ernährt den Mann."

„Das meine bietet allerdings Koſt für Götter."

„Ihr macht alſo pädagogiſche Präparate aus den Kindern der Menſchen?"

„Ich wüthe unter ihnen, wie Odiſſeus unter den Freiern der Penelopeia."

„Recht ſo; Ihr könnt ſie nie genug walken und drillen. Die Urelemente der Erde waren dereinſt wie Flohſamen auf Menſchen angeſetzt; ſeit dieſe herauskrochen, ſind auch jene ſchal geworden. Aber der eckige

Stein, Menſch genannt, trägt noch ſo viel telluriſch Ungeberdiges an ſich, daß er vom Schickſale und von Seinesgleichen noch tüchtig umgekollert werden muß, bis er endlich einigermaßen rund und abgeſchliffen aus dem Strome der Zeit hervorrollt."

„Daran fehlt es nicht bei mir; laßt mich nur wachen, ich werde Euch ſelbſt die Bauern verſtädteln."

„Aber was bringt Euch denn eigentlich zu uns her?"

„Ich bin der neu ernannte Schulmeiſter drüben in Grafenpfalz."

„Was, Ihr werdet ein Bewohner unſers Thales?"

„So iſt es, wenn ich es auch nicht wollte. Ich hatte bisher allerdings eine bedeutendere Schule unter mir, aber Ihr wißt, das Genie wird verfolgt. Ich lehrte die Kinder, was Elegie ſei, ich unterrichtete ſie im Verſemachen, ich trug ihnen endlich meinen Properz vor; da erreichte mich das Schickſal. Der Viſitator kam, er war kein Geſegneter der Muſen. Er fragte nicht nach meinem Properz, er kannte ſeine Elegien nicht, er wollte nichts von meinen gelehrten Noten wiſſen. Ich unterlag ſeinen Beſchuldigungen, und mußte die beſſere Stelle drüben im Unterlande verlaſſen; man verſetzte mich in dieſes Thal, und mein Beruf iſt es jetzt, Aufklärung unter deſſen Bewohner zu verbreiten."

„Nur unter einen Theil derſelben," unterbrach ihn Zimbelin mit würdevoller Hoheit, „drüben am reichsgräflichen Hofe wird eine eigene Aula gehalten."

„Deſto beſſer, ſo finde ich Collegen. Im Elende erquickt das. Wir wollen das Volk in allen Wiſſenſchaften und Künſten unterrichten von den Hieroglyphen —"

„Die Rebus ſind die Hieroglyphen der Neuzeit."

„Von den Hieroglyphen Egypten's angefangen bis zu den ſtenographiſchen Aufzeichnungen der Gegenwart."

„Das Alterthum verwendete das Schwert als ſtenographiſche Feder."

„Die Antike iſt überhaupt mein Ideal, ihre naive Auffaſſung bleibt die Fundgrube aller Poeſie, die erſten Reiter machte ſie zu Centauren, die erſten Schwimmer zu Menſchen in Fröſche verzaubert."

„Die Gegenwart metamorphoſirt in's Umgekehrte."

„Sie iſt poeſielos und gemein. Selbſt barbariſche Völker gebarten ſchwungvoller. Nach tibetaniſcher Mythe pflanzten ſich die Menſchen zuerſt durch Blicke fort, ſpäter durch Lächeln, endlich durch Küſſe, Umarmungen, erſt zuletzt verfiel die Cultur auf die trivialere Weiſe."

„Dennoch erhält ſie ſich ſchon ziemlich lange in der Mode."

„Sie ſollen es erleben, ich werde mich bemühen, die Leute dieſes Thales zu humaniſiren.“

„Sie kommen alſo, ſich bereits hier feſtzuſetzen?“

„Nein, ich recognoſcire erſt. Ich will mir das Häuschen, das ich bewohnen ſoll, meine Schule, Garten und Feld, die Leute, mit denen ich leben werde, heute anſehen, und meine Einrichtungen nach dem Befunde treffen. Ich gehe morgen wieder zurück, und komme erſt in einigen Tagen mit Kind und Kegel.“

„Und mit Ihrem Properz.“

„Nein, den habe ich ſchon heute bei mir; er ſteckt im Ranzen, den Sie eben für mich tragen.“

„Darum iſt er ſchwer, wie Sanct Chriſtoph's Kind mit der Weltkugel. Nehmen Sie ihn wieder, und vorläufig Gott befohlen.“

Zimbelin entfernte ſich auf einem Waldpfade; der Schulmeiſter verfolgte ſeinen Weg nach dem Pfarrdorfe. Er raſtete wiederholt. Als er in deſſen Nähe kam, funkelte der Himmel bereits in den helleren Farben des Abends. Dorf und Feld ſahen gar lieblich aus. Jeder Abend wiederholt im Kleinen die Verklärung auf Tabor. —

Der Tag, den Gerſtenberg für ſeinen Dienſtaustritt feſtgeſetzt hatte, war gekommen. Er mochte die Rührung, die den Menſchen bei jedem Ende befällt,

bereits bei ſich allein überwaltigt haben, denn als er ſich um die gewöhnliche Stunde zeigte erſchien er gelaſſen und ruhig wie immer. Die Bläſſe ſeines Geſichtes und das leiſe Zittern der Hände konnte als die Spur der kaum überſtandenen Krankheit gelten. Gerſtenberg war heute noch ſorgſamer als gewöhnlich gekleidet; ſein ſchwarzer Frack mit dem ſtehenden Kragen war von jedem feinſten Stäubchen rein gebürſtet, auf ſeinen Schuhen glänzten die größeren ſilbernen Schnallen, und an der Seite trug er den zierlichen Galladegen, den er gewöhnlich nur bei beſonderen Feſten ſich anzulegen pflegte. Der greiſe Diener hatte in ſeiner Erſcheinung etwas Ehrwürdiges.

Wenn der Graf auch nicht bereits durch Püttner auf ſein heutiges Vorhaben aufmerkſam gemacht worden wäre, ſo hätte ſchon Gerſtenberg's Ausſehen allein ihn auf etwas Außergewöhnliches vorbereiten müſſen. Faramond gab ſich aber den Anſchein, als ob ihm nichts auffalle. Er wollte den Greis vor Allem durch nichts von dem Vorhaben ablenken, ſeinem Nachfolger das Geheimniß zu entdecken; jedes Anregen anderer Richtungen erſchien dabei gefährlich und mochte die ſo ſehnlich gewünſchte Mittheilung mindeſtens verzögern. Erſt dann, wenn er ſich in deren Beſitze befände, wollte er dem alten Diener ſeine volle Aufmerkſamkeit ſchenken und vor deſſen Dienſtaustritte zu ſeiner Anerken-

nung und Belohnung ſchreiten. Hätte den Grafen nicht die Erwartung ungewöhnlich aufgeregt, e hätte die Rührung über den letzten Dienſttag ſeine alten Freundes kaum verbergen können. Fünfzig Dienſtjahre, treu und redlich hingebracht, wenn auch in niedriger Beſchäftigung, ſind eine löbliche, ehrwürdige Sache. Die Geiſter dieſer fünfzig Jahre rauſchten etzt, in der letzten Stunde ſeines Dienſtes durch ie Gemächer.

Herr und Diener betrugen ſich ſchweigſam und ernſt. Gerſtenberg reichte dem Grafen die inzelnen Kleidungsſtücke und half beim Anziehen. Hierauf ſervirte er das Frühſtück. Als der Graf ſich zum Ausgehen anſchickte, brachte er Hut und Handſchuh. Dann ſchloß er das Zimmer hinter dem Grafen un begleitete ihn über die Treppe an's Thor.

Mit freundlichem Gruße entfernte ſich Framond, Gerſtenberg's Augen füllten ſich mit ungewohntm Naß, als er ihm nachblickte. Das letzte Lever, bei dem er funktionirte, war vorüber.

Als er ſich umwendete, ſtand Daniel Püttner an ſeiner Seite.

Beim Zurückgehen durch die Vorhalle kmen ſie an Gerſtenberg's Zimmer vorüber.

„Wollen wir einen Augenblick eintreten," agte der Greis, und Püttner folgte erwartungsvoll.

Er war noch nicht oft in Gerſtenberg's Zimmer geweſen.

Der alte Mann öffnete einen Kaſten, nahm ein ſchweres Säckchen daraus und übergab es an Daniel Püttner.

„So, mein Freund, nehmen Sie hier dieſe achthundert Thaler; ich habe ſie redlich in meinem Dienſte erworben und aufgeſpart; Sie werden damit, wie ich Sie anweiſen werde, verfahren. Tragen Sie das Geld einſtweilen in Ihr Zimmer, zählen Sie es, um ſich von dem Betrage zu überzeugen, und verwahren Sie es dann ſorgfältig, ohne es Andern zu zeigen. Ich liebe nicht das Geſchwätze, eben darum wählte ich Sie, einen treuen verſchwiegenen Mann. Es iſt nicht gut, wenn man den Leuten ſein Geld zeigt, es erregt allerlei böſes Gelüſte und veranlaßt jedenfalls unnütze Reden. Wenn Sie das Geld richtig befunden und bei ſich eingeſperrt haben, dann kommen Sie zu mir in den großen Saal, dort will ich Sie erwarten."

Daniel Püttner entfernte ſich mit dem Gelde; Gerſtenberg ſchritt langſam in das Stockwerk.

Im großen Saale hingen die Ahnenbilder des Hauſes. Es war ihm, als trete er unter liebe Gönner und Bekannte, und als nickte man ihm von allen Seiten gnädig von den Wänden.

Doch Gerſtenberg geſtattete ſich nur kurze Ruhe

zur Betrachtung, er nahm die großen Pfauenwedel, und ſchob die breite Doppelleiter an die Wand, ſtieg hinauf und reinigte die Bilder und Rahmen.

Er mochte die Leiter ſchon einige Male überſtellt haben, als Daniel Püttner in den Saal trat.

„Was fällt Ihnen ein, Herr Gerſtenberg, daß Sie ſich ſo bemühen," rief ſein Nachfolger und eilte zu ihm.

„Ei, ich werde Ihnen die mir anvertrauten Schätze des Hauſes doch nicht in Staub verrottet übergeben?"

„Sie haben ſie ſtets ſo ſorgfältig gepflegt, daß es dieſer Säuberung wahrlich nicht bedarf, Herr Gerſtenberg."

„Und dann, ich muß Abſchied nehmen von meinen hohen Gönnern; es iſt eben mein letzter Dienſt, den ich hier leiſte. Wenn ich damit fertig bin, gehen wir auf Ihre Stube, dort werde ich Ihnen mein einziges Geheimniß anvertrauen und Ihnen eine mir werthe Perſon anempfehlen. Sobald dann der Graf nach Hauſe kommt, bitte ich ihn um meine Entlaſſung, und von dieſer Stunde ſind Sie des Grafen einziger Kammerdiener. Haben Sie das Geld gezählt?"

„Ja, Herr Gerſtenberg."

„War es richtig?"

„Achthundert Thaler."

„Recht ſo. Jetzt aber, Herr Püttner, ſeien Sie

so gefällig und überstellen Sie die Leitertreppe, ich denke, ich bin schon zu ermüdet dazu. Ja, ja, es ist Zeit, daß ich zu Rüste gehe. So, nun halten Sie mir gefälligst die Leiter, ich glaube gar, ich bekomme Schwindel."

„Bemühen Sie sich doch nicht länger, Herr Gerstenberg; erlauben Sie mir, daß ich hinauf steige und statt Ihrer die Bilder reinige."

„Nicht doch; jedes Ding muß zu Ende geführt sein. Und siehe da, jetzt kommt ja eben meine liebe gnädige Gräfin an die Reihe. Halten Sie fester. Ja, ja, ich bekomme wieder meinen Schwindel."

Daniel Püttner hielt die Doppelleiter, Gerstenberg stieg behutsam ihre Stufen hinauf und begann sein Werk mit dem Federbüschel.

„Das war gar eine gewaltige Dame, meine theure alte Gräfin. Was sie beschlossen hatte, das mußte durchgeführt sein, — und schweigen konnte sie, schweigen, wie das Grab. Ja, ja, meine gnädige Gräfin, es ist heute eben das letzte Mal, daß der alte Gerstenberg Dero Konterfei vom Staube reiniget; jedes Ding muß sein Ende haben auf Erden; er hat ohnedies lang genug ausgedauert im irdischen Jammerthal. Ei Erlaucht, Dero Antlitz schaut ja gar so huldvoll auf ihren ergebensten Diener, — das ist ja fast wie ein Lächeln, was heute um Dero Mundwinkel spielt. Zu viel, zu

viel Gnade für Gerstenberg. Aber Herr Daniel Püttner, was treiben Sie denn? Sie schütteln ja die Leiter, daß ich schwanke. Ich muß noch höher hinauf, — die Sprossen weichen, — der wilde Birnbaum rauscht, — zieht nicht die Leiter weg — höher — höher — das Vogelnest —"

Er brach zusammen und sank in Püttner's Arme, der hinter ihm die Stufen hinaufgeeilt war.

Daniel Püttner schleppte ihn zum nächsten Divan und riß erschrocken an der Glocke.

Bediente sprangen die Treppe herauf; Alle bemühten sich um den röchelnden Greis.

Es wurde kaltes Wasser gebracht, starke Wohlgerüche wurden ihm vorgehalten; man rieb ihm die Glieder und schlug eine Ader.

Nichts half, er kam nicht mehr zur Besinnung.

Als der Graf in das Schloß zurückkehrte, war Gerstenberg bereits eine Leiche.

Ende des ersten Bandes.

**Verbesserungen.**

Seite 30 Zeile 24 lies Lichtschein statt Lichtschirm.
„ 58 „ 8 „ Nicht-Ich „ nichtig.
„ 157 „ 13 „ Vollzeit „ Tollzeit

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Grafenpfalz.

Ein Roman

von

Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Zweiter Band.

Nordhausen:
Verlag von Adolph Büchting.
1862.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von C. G. Ebert in Prenzlau.

BE-C
FREISEN US

# Zweites Buch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## Siebentes Kapitel.

Der Eindruck, den Gerſtenberg's Tod auf den Grafen machte, war ein außerordentlicher. Die ſchwerſten Ereigniſſe ſeiner Jugend, Erinnerungen, die er längſt abgethan hatte, knüpften ſich an das Leben des alten Mannes und ſtanden wie ernſte Zeugen um ſein Grab. Aber ſchmerzlicher als das Gedächtniß der Vergangenheit drückte den Grafen der Verluſt der kaum gewonnenen Ausſicht in die Zukunft, der mit dem Tode des Greiſes in Verbindung ſtand. Wer ſollte ihm nun über das Daſein des Kindes noch eine Kunde geben? wem auf Erden konnte von dem geliebten Weſen überhaupt noch irgend etwas bekannt ſein?

So lang eine Hoffnung vorhanden war, in ſeinem Nachlaſſe darüber eine Auskunft zu finden, erhielt ſich des Grafen Thätigkeit noch in gewaltſamer Spannung, er unterzog ſich ſelbſt dem Geſchäfte, deſſen Habſeligkeiten zu durchſuchen, insbeſondere las er jedes beſchriebene Stück Papier, das vorhanden war. Aber die

wenigen, die ſich vorfanden, enthielten nicht die geringſte Andeutung über das Geheimniß, kein Blatt, kein Zeichen bezog ſich darauf, nichts gab über das Leben und den Aufenthalt jenes Kindes den geringſten Aufſchluß. Die achthundert Thaler, die Daniel Püttner erhalten hatte, blieben gleichſam das einzige Unterpfand ſeines Daſeins.

Der Graf war von der Anſtrengung des Suchens und der Ungeduld erſchöpft. Die Arbeit war zwar nur eine geringe geweſen, aber ihre Erfolgloſigkeit brach ſeine Kraft. Die Erwartungen, die in der letzten Zeit in ihm erregt wurden, hatten die ſchwer errungene Ruhe früherer Jahre geſtört, jetzt, da ſie ſich nicht erfüllten, konnte er dieſe nicht wieder gewinnen. Es war kaum vorauszuſehen, daß der ſonſt abgeſchloſſene, unerſchütterliche Mann nach ſo reichen Erfahrungen nicht auch dieſe getäuſchte Hoffnung überwinden könne, dennoch verhielt es ſich ſo, ſeine Kraft erlahmte an der letzten Aufgabe ſeines Lebens. Man hat überhaupt in der Jugend mehr Geſchick, Erwünſchtes zu miſſen, Theurem zu entſagen; im reifen Alter begehrt man ſelten mehr etwas mit voller Inbrunſt, dagegen liegt aber für das Entzogene auch kein Erſatz mehr zur Seite. Nur mit Mißtrauen hatte ſich Faramond der Hoffnung ergeben; als er ſie ein Mal gefaßt hatte, hing ſein ganzes Herz daran; jetzt, da er

ihr entſagen ſollte, ſchien ihm die Erfüllung ſeines Lebens zerſtört. Ihn ſelbſt überraſchte die Macht, die dieſem letzten Ereigniſſe über ihn eingeräumt ward. Er glaubte ſich, wie Mithridates an Gift, allmählich an die Gaben des Schmerzes gewöhnt zu haben, und erſtaunte, als er ſich von dieſer letzten Doſis überwältigt ſah.

Dennoch theilte er mit Niemand den Kummer, der ihn niederdrückte. Er zog ſich nur vollends auf ſich ſelbſt zurück; und um die äußere Form dafür nicht zu entbehren, trug er mehr als je den angebornen Stolz des Ariſtokraten zur Schau.

Er lehnte jeden Umgang ab, kaum für Alberich war er noch manch' Mal zugänglich; er irrte wieder Tage lang einſam in den Forſten umher, ein Beſuch in der Schloßruine oder im verfallenen Waldhauſe war ihm an jedem Tage Bedürfniß.

Aber nicht nur die Geſtirne rollen unbekümmert um das Drangſal unſrer Herzen ihre Bahnen, auch unſre nächſte Umgebung wickelt ihre Werkeltaggeſchäfte gleich harmlos ab, mag die Muskel unſres Herzens in Freude ſchwellen oder in Schmerz zerſpringen.

So geſchah es auch, daß mit den erſten Tagen von Faramend's Kummer die Adelsverſammlung zuſammenfiel, die Greifenklau auf ſeinem Landgute veranſtaltet hatte. Sie wurde von den Ritterbürtigen der Umge-

bung zahlreich beſchickt, und der Freiherr war über ihr Zuſtandekommen um ſo entzückter, da er ſich ſelbſt als deren Schöpfer anerkennen durfte. Es wurden dabei eine Menge Vorſchläge gemacht, Vieles berathen, Einiges beſchloſſen. Wenn im Verlaufe der Verſammlung auch noch Manches zu wünſchen übrig blieb, ſo glaubte Greifenklau, daß ſchon die Vereinigung an und für ſich etwas ſehr Erſprießliches ſei, indem der Aſſociation der Maſſen nun auch eine Organiſation des Adels entgegenſtehe, die in die Lage ſetze, augenblicklich, gleichſam durch ein Telegraphennetz, die Parole des Tages unter den Standesgenoſſen zu verbreiten und einträchtiges Vorgehen zu ermöglichen.

Doktor Till erzählte viel von dem Centralcomité und von den zahlreichen Filialen, und verſprach, während Baron Greifenklau durch die faſt einſtimmige Wahl der Gegenwärtigen die Vorſteherſchaft ſeiner jüngſten Schöpfung übernahm, die Verbindung mit der Adelsſippe aller Länder zu vermitteln. Er empfahl Geduld und Verſchwiegenheit, da die Leiter derſelben nur behutſam und faſt mißtrauiſch vorzugehen pflegen.

Am Schluſſe folgte ein großartiges Feſteſſen, in welchem derſelbe Gegenſtand in freierer und annuthiger Weiſe behandelt wurde.

„Die Menſchenrechte,“ declamirte der neue Vorſtand, „hat ſich der Pöbel ſeit dem Jahre 1789 ge-

wonnen, meinetwegen mag er ſich auch die ſocialen erringen, aber die ſociellen, die geſellſchaftlichen verweigern wir ihm in Ewigkeit. Verletzte Eitelkeit ſoll ihn mehr demüthigen, als verletztes Menſchengefühl."

„Gleichwohl," entgegnete Till, „wird die lebende Generation der Cavaliere in der Behandlung Nichtwohlgeborner das Gewünſchte kaum zu leiſten vermögen, weil ſie ſich des vormärzlichen Stils einnehmender Herablaſſung nicht genug zu entäußern vermag. Ich vertraue deſto mehr auf die Kinder des gegenwärtigen Geſchlechtes, dieſe werden durch Anmaßung und Hochmuth das dürftig Begonnene glorreich zu Ende führen und das niedrige Volk in die richtigen Schranken zurückweiſen."

„Nun, nun," rühmte ſich Schnaberl von Löwenmaul, einer der eifrigſten Förderer des jungen Adelsclubs, „ich glaube meinerſeits auch ſchon jetzt ein genügendes Beiſpiel zu geben: ich halte meinem Lieblingshunde einen eigenen Bedienten, der Menſch muß ihm ſeine Knochen in Gallalivrée mit weißen Handſchuhen ſerviren."

Mit lautem Gelächter wurde ihm Beifall gezollt.

„Dennoch iſt die Bemerkung des Doktors eine gegründete," beſtätigte Greifenklau, „und auf die Erziehung unſrer Nachkommen die größte Sorgfalt zu verwenden."

„Ich geſtehe," erklärte ein Dritter, „daß ich dieſe Anſicht nicht theile; wohlgeboren genügt, wozu auch noch wohlerzogen?"

„Verſtehen Sie mich recht," erwiderte Greifenklau, „ich rede ja nicht von der Erziehung im Allgemeinen, ſondern von einer beſonderen, die nur unſrem Stande zukommt. Es verſteht ſich ein für alle Mal, daß ich unter Menſchen uns nicht mitbegreife. Ich verabſcheue die Humanitätskaſernen, ich verlange Parteiſchulen. Das Entſtehen der neuen Erziehungsanſtalten und Collegien haben wir nach des Doktors Mittheilungen der hohen Sorgfalt der ſchon vor unſrer Filiale entſtandenen Adelsverbrüderungen zu verdanken. Es war in der That ſehr widerwärtig, unſre Söhne neben den Kindern gemeiner Leute auf denſelben Schulbänken ſitzen zu ſehen, die Feinheit der Manieren, die Zuverläſſigkeit der Geſinnung mußte in ſolcher Geſellſchaft gefährdet werden. Sie müſſen mir zugeben, daß wir ganz anderer Kenntniſſe und Sitten bedürfen, als die übrigen Leute. Unſere Paſſionen unterſcheiden ſich von denen der Maſſen, wir brauchen alſo eine eigene Moral. Auch der Vortrag für unſre Söhne muß ein anderer ſein, und jede unnütze Anſtrengung auf ihrer Seite vermieden werden. Wir haben Inſtitute nöthig, in denen nicht Menſchen, ſondern vollkommene Cavaliere, große Herren gebildet werden. Man muß den vor-

nehmen Zöglingen die Rechte ihres Standes, ſeine Sitten und Abſichten frühe genug einprägen; die Verbrüderung, die Gemeinſchaftlichkeit des künftigen praktiſchen Lebens ſoll ſchon den jungen Herzen eingepflanzt werden. Welche edle Phalanx gleich Alexander's Unſterblichen, wird aus ſolchen Bildungsanſtalten hervorgehen, welche Freundſchaften nobelſten Stiles. Ausdrücklich oder ſtillſchweigend werden die jungen Cavaliere vor ihrem Austritte übereinkommen, in ihren künftigen Lebensſtellungen nur ſich unter einander, nur ihre Standes- und Geſinnungs-Genoſſen zu begünſtigen und zu fördern. In ſolcher Weiſe wird die folgende Generation des Adels alle beſten Stellen in Staat, Kirche und Heer für ſich mit Beſchlag zu belegen im Stande ſein."

„Es fragt ſich nur," bemerkte Herr Schnaberl von Löwenmaul, „ob wir nicht im Kriege unſer edles Blut ſchonen ſollen? Der Berſerkermuth des Adels hat das Ausſterben vieler Familien nach ſich gezogen."

„Ich," entgegnete ein Dritter, „hege mehr Bedenken gegen das ſitzende als gegen das ſtehende Heer; ſollen ſich unſre Söhne der gemeinen Schreibſtubenordnung fügen, und ihre edle Zeit mit Actenſudeleien vergeuden?"

„Nicht doch," tröſtete der Doktor, „ſie ſollen nur die vergoldeten Spitzen der Beamtenmiſère darſtellen.

Es giebt jederzeit und überall genug ſubalterne Geiſter, die ſich die Laſt des Arbeitens zur Ehre rechnen, dieſe ſollen das Materielle des Geſchäftes fortſchleppen, die Junker repräſentiren nur. Sie zeigen ſich perſönlich, wo Jene ſich ungeſehen abgemüht haben, ſie ernten, wo jene pflügten und ſäeten. Ein gutes Bureau ſollte eigentlich wie eine Zuckerplantage organiſirt ſein, der Adel führe nur den Bambus. Ihre Herren Söhne brauchen weder Talent noch Fleiß zum Geſchäfte; glauben Sie mir, ihr nobles Auftreten allein iſt ſchon erſprießlicher, als die Tage lange Mühe in dürftigen Schreiberärmeln. Sie fahren in glänzender Equipage vor, Bediente reißen vor ihnen die Thüren auf, der Gefeierte lispelt dann ein paar Klappwörter, und das Publikum jauchzt entzückt und begreift augenblicklich wem es den guten Gang der Staatsmaſchine zu verdanken hat. Sie glauben kaum, was für ein herrenſeliges Ding der Menſch iſt. Endlich haben wir die allgemeine ausgleichende Bildung auch ſchon ſo weit gebracht, daß Jeder für jede Stelle taugt, ein Zugreifen ohne Vorkenntniſſe iſt vom alten Schlendrian am entfernteſten und hat auf Genialität den meiſten Anſpruch."

„Sie entzücken uns in der That durch Ihre Darlegung der entſtehenden Neubildungen."

„Was ich Ihnen heute von den hohen Vorzügen

des Adels ſagte," fuhr Till fort, „iſt durchaus nicht eine Erfindung der Neuzeit oder eine Eigenthümlichkeit der ſogenannten Culturvölker, es liegt vielmehr im Kerne des Menſchenthumes eingeſchachtelt, alle Zeiten und alle Völker anerkennen es. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch ein paar überſehene Züge aus der Naturgeſchichte des Adels mittheile. Schon die Inka von Peru ſpuckten nach uralter Sitte nie auf den Boden, ſondern ſtets in die Hand einer Dame ihrer Umgebung. Das blaue Blut erzielt bei den Kalmücken noch heut zu Tage viel tiefer gehende phyſiologiſche Wirkungen als bei uns: der Stand der Wohlgebornen unter ihnen nimmt ausſchließlich für ſich weiße Knochen in Anſpruch und zählt die gemeinen Leute zu den ſchwarzen Knochen. Wenn Solches Barbaren einſehen und thun, wozu ſind in dieſer Richtung gebildete Völker berufen?"

Der durchgreifende Unterſchied des Geblütes wurde in dieſer Verſammlung allgemein anerkannt und nur bedauert, daß in weiteren Kreiſen dagegen noch Widerſprüche erhoben werden.

„Beharren Sie immerhin bei Ihren Beſtrebungen," ermahnte Till, „und Sie werden dieſe Zweifel bald verſchwinden ſehen. Conſequenz reſtaurirt das Vergangene, und das Modernde wird oft am leichteſten wieder modern. Glauben Sie mir, der Menſch gleicht

dem Zeiger an der Uhr, er kehrt nach einer gewissen Periode stets zur selben Stunde zurück; er ist der Esel in der gesellschaftlichen Mühle und kommt immer wieder auf den alten Fleck. Ihnen liegt nur ob, ihn zu stacheln, auf daß es schneller geschehe. Die Zeichen der Zeit sind dazu günstig, selbst die Naturkräfte der Neuzeit scheinen mit Ihnen im Bunde zu stehen, dessen unter Anderen sogar die Cholera ein Zeugniß giebt; sie erwies sich stets als eine wahrhaft noble Krankheit und wüthete größtentheils nur unter den gemeinen Leuten."

„Sie sprechen sehr tröstlich," meinte Herr von Schnuckert, „Sie verdienen nobilitirt zu werden."

„Mir wurde in der That schon ein Mal für ein Concert auf der Maultrommel der Ritterschlag zugesichert."

Diese Mittheilung erfreute die Versammlung, es wurden Till von mehren Seiten die Hände geschüttelt und endlich sogar ein Toast auf ihn ausgebracht.

„Um unserem Stande die ihm gebührende Verehrung zu sichern," wurde von einem der Anwesenden bemerkt, „dürfen auch wir selbst nie die achtungsvollen Rücksichten vergessen, welche wir allen Mitgliedern desselben schuldig sind. Mag einer unsrer Standesgenossen auch noch so herabgekommen sein, das eingeborne Merkmal des Adels kann durch nichts ausgetilgt wer-

den, mag ihm Verſtand, Geld und Anmuth der Erſcheinung mangeln, er behält nichts deſto weniger alle Vorrechte ſeines Standes. Ueberſehen Sie, wenn Sie ihm begegnen, Reichthum, Schönheit und Talent der Plebejer, eilen Sie auf ihn los und faſſen Sie brüderlich nach ſeinen Händen, vergeſſen Sie nie, die ſchicklichen Pflichtbeſuche bei bankerotten Junkern und veralteten Stiftfräulein zu machen, das Volk muß begreifen, daß der angeborne Adel durch nichts erſetzt werden kann und ſeinen Rang unabhängig von allen Verhältniſſen bewahrt."

„Sie haben Recht," beſtätigte ein Dritter, „wir müſſen eine ſtehende Parteiparade im Gange erhalten."

„Uebrigens iſt eine Verarmung unſres Standes durchaus nicht zu beſorgen," bemerkte Greifenklau, „aus der Vergangenheit beſitzt er Majorate, und die gegenſtändliche Weltwirkſamkeit, die ihm die Gegenwart eröffnet, iſt faſt noch erſprießlicher als jene. Wir ſtellen uns an die Spitze der großen induſtriellen Unternehmungen, wir bringen die Romantik zur Induſtrie. Der Adel bethätiget ſich dadurch auch als der Pfeiler des materiellen Fortſchrittes, er zeigt ſeinen ſegensreichen Einfluß auf die Entwickelung der Maſſen, und, indem er nichts als ſeine großen Namen herleiht, iſt er in der Lage, den Löwentheil des Gewinnes für ſich vorzu-

behalten. Wenn die Actien der unter unserm Schutze gegründeten Gesellschaften am höchsten stehen, schlagen wir sie los, wir verschmähen es nicht, durch Unterhändler die Schwankungen der Börse klug zu benützen, und vermitteln unsren Standesgenossen ausgedehnte Credite. Die Eisenbahnen lassen wir über unsre Besitzungen bauen, neben unsren Schlössern werden die günstigsten Haltplätze vermittelt, und da wir die sichersten Bürgschaften bieten, werden uns auch die vortheilhaftesten Lieferungen zugeschlagen. So gewinnt der Adel seine alten Reichthümer wieder."

„Recht so," billigte Doktor Till, „Kopernikus und Galilei waren schädliche Neuerer, kehren Sie zum Fürsten Ptolemäus zurück, und die ganze Welt wird wieder um das adelige Ich rotiren."

In einem Punkte kamen alle Anwesenden überein, man könne die Sonderung des Adels von den übrigen Volksschichten nicht eifrig genug betreiben, der Riß zwischen selben müsse ein schroffer, unausfüllbarer werden. Man müsse aus der Gemeinde, aus dem Bezirke ausscheiden; am besten wäre es, wenn man sich auch aus dem Staate gleichsam als Mediatisirte, als historisch politische Individualitäten ablösen könnte.

Um aber schon von allem Anfange an auch bestimmte einzelne Pläne aufzustellen und durchzuführen, machte Baron Greifenklau auf die Unzukömmlichkeit

aufmerksam, welcher Graf Faramond den Adel der Landschaft aufsetzte, indem er sich beikommen ließ, einen Abenteurer, wie Alberich, der auf keinen Titel als höchstens auf den eines Gelehrten Anspruch machen konnte, ihrer Gesellschaft aufzudrängen. Wie gering aber selbst dessen Ansprüche auf wahre Gelehrsamkeit sein müßten, gehe daraus hervor, daß keiner der vielen Fürsten ihn zu seinem Hofgelehrten ernannt oder auch nur sonst mit einem Range oder irgend einer Anerkennung begnadigt habe. Alberich mache auch weder Gelegenheitsverse, noch sei er Prinzenerzieher gewesen. Seine Selbstgenügsamkeit sei überdies unleidlich, er scheine das Glück vornehmen Umganges kaum zu würdigen, und was der Felonie nahe stehe — er erfreche sich sogar, seine Augen bis zu Prinzessin Ginevra zu erheben. Würde der Redner einigermaßen an Liebestränke und derlei Zaubermittel glauben, fügte er bei, so hätte er keinen Zweifel, daß der Plebejer der hohen Dame etwas davon beigebracht habe; denn anders lasse sich ihre Vorliebe für den Zudringling kaum erklären.

Die Zuhörer murrten hörbar; die Blüthe des deutschen Adels erwog im Stillen seine Vernichtung.

Man müsse den so bedenklichen Fall, meinte der Baron, höheren Ortes in delikatester Weise insinuiren, um jede Möglichkeit eines Schadens zu entfernen. Es ließe sich wahrscheinlich irgend ein Anknüpfpunkt

in den Revolutionsjahren auffinden, um mit Beseitigung jeder Beziehung auf die Prinzessin gegen den Menschen vorzugehen und seine künftige Unschädlichkeit durch eine mehrjährige Zuchthausstrafe zu vergewissern.

Diese Abkunft erschien der Versammlung als die zuverlässigste, und der Kammerherr versprach sein feinstes Einschreiten.

Nach so ersprießlichen Berathungen trennte sich die Gesellschaft mit großer Befriedigung, und Greifenklau that sich nicht wenig darauf zu gut, sich als den Mittelpunkt des Junkerthums dieser Gegenden ansehen zu können.

An dem Tage, an welchem sich dieses im Schlosse des Freiherrn zutrug, war der Magister in der Schulmeisterei endlich mit seinem Hauswesen in Ordnung gekommen und hatte auch schon die erste Schulstunde gehalten. Nachdem er sein halbes Hundert Kinder durch Auslegung des Abc in die Vorhalle aller Wissenschaften eingeführt hatte, konnte er es sich nicht versagen, ihnen die Wichtigkeit dieses Beginnens mit einigen Schlußbemerkungen darzulegen.

„Sie haben heute, meine Hochansehnlichen," ließ er sich vernehmen, „auf der Leiter der Wissenschaft die erste Stufe betreten, deren letzte sich in der Uebersetzung des Properz zur Anschauung bringen wird. Ein glück-

licher Zufall hat Sie in meine Hände geliefert; ich werde Sie Alles lehren, denn ich weiß Alles. Wir wollen gemeinſchaftlich mit der Wiſſenſchaft ringen, wie Telemach mit dem ſich verwandelnden Meergreiſe, damit wir des göttlichen Möglichkeitspunktes im Menſchen eheſtens habhaft werden. Ich werde Sie zu Denkkünſtlern und Bildnern des Wortes heranziehen, und an Ihnen die Freude erleben, daß Sie ſelbſt den Properz überſetzen, oder doch dereinſt auf meine Ueberſetzung des Properz pränumeriren werden. Was die Kritik und das Publikum dazu ſagen, ſei Ihnen vollkommen gleichgiltig, bleiben Sie, ungeachtet des Treibens um Sie, nur ſelbſt der hohen Kunſt ergeben und treu wie der göttliche Sauhirt Eumäos. Schon die Epidaurier, wie uns Pauſanias erzählt, behaupteten, der Schlaf ſei ein den Muſen innigſt befreundeter Gott, Sie dürfen ſich alſo nicht verwundern, wenn die Leute bei unſren poetiſchen Erzeugniſſen einzuſchlummern belieben. Aber wir ſchaffen nur im Drange eigener Begeiſterung, und können auch vor leeren Bänken ſpielen. Unſer Volk wird uns erſt erkennen, wenn es uns die Todtencitrone in die Hand geſteckt hat, und wenn wir uns vor ſeiner Huldigung bereits unter den Küraß des Grabes zurückgezogen haben. Es hat ſein Gutes, daß die Saat der Zeit, die in die Furchen unſrer Stirnen geſäet wurde, erſt zu-

gleich mit dem Unkraute auf unſren Gräbern empor-ſprießt, denn die Welt verkehrt und iſt es. Schwer-lich wird uns eine unſerer gelehrten Akademien zu ih-rem Mitgliede ernennen, aber darum werden wir nicht minder harmlos der Verweſung entgegenreifen. Laſ-ſen Sie uns nur immer rüſtig ſtreben, und alle Weh-muth und Sentimentalität ein für alle Mal abthun. Schwärmerei iſt der mißgeſtaltete Homunkulus, der den echten Menſchen in uns auffrißt und den Schwin-gen unſeres Genius die Federn ausreißt, daß er aus-ſieht, als ob er ſich mauſe. Und ſomit wollen wir die erſte Stunde für beendet halten; über die drei er-ſten Buchſtaben wären wir hinaus, damit iſt viel ge-wonnen, denn der Anfang iſt ſtets das Schwerſte."

Der Magiſter entließ ſeine Schüler. Der Kopf war ihnen während ſeines Vortrages blöd geworden, als hätten ſie in jedem Ohrläppchen eine Oſterglocke als Gehänge getragen. Der Magiſter aber ſchritt ſee-lenvergnügt über den Dorfplatz. Ihn erhob der Ge-danke, wieder ein Mal Großes geleiſtet zu haben. Die Schulbehörde hatte ihn ſchon vor vielen Jahren mit dem Tollhauſe bedroht, er hatte ſich damals des Ver-hängniſſes mannhaft erwehrt. Später, da es ihm ein Mal recht ſchlecht ging, ergriff er den Wanderſtab und meldete ſich ſelbſt für Bedlam. Er konnte aber die Pfründe darin nicht mehr erreichen, und wurde für

verſtändig genug erklärt, um nach wie vor im Amte belaſſen zu werden.

Der Magiſter trat bald, nachdem er heute die Schule verlaſſen hatte, in die Wohnung, die er eben erſt bezogen hatte. Sie bot einen traulichen Anblick, der das Walten der Ordnung und eines Schönheitsſinnes verrieth, die man dem Manne mit der knöchernen Stirne nicht zutrauen konnte.

Die geringen Einrichtungsſtücke waren verſtändig vertheilt. Vor der Bank mit Lehne ſtand ein großer eichener Tiſch und nahe dem grünen Kachelofen der alte Sorgenſtuhl, deſſen Lederüberzug mit blanken Meſſingknöpfen beſetzt war; an der friſch getünchten Wand hing die Uhr mit dem Stundenkuckuke und an den kleinen Fenſtern blühten Blumen in irdenen Töpfen, während ſie von außen Blätter des Weinſtocks umrankten. Nahe daran befand ſich ein Tiſchchen mit abgegriffenem grünen Tuche überdeckt, es war des Magiſters Schreibtiſch und darüber ſchwebte auf Schnüren das Bücherbrett, von dem vor Allem einige Ausgaben des Properz hernieder ſahen. Die Dielen des Zimmers waren friſch geſäubert, ſchneeweiße Vorhänge ſchmückten die offenen Fenſter, und ein lieblicher Sonnenſtrahl hob den anmuthigen Eindruck des heimlichen Stilllebens.

Auf dem Tiſche dampfte eine Milchſchüſſel und da-

neben lag ein Stück Weißbrod. Die kleine Hausordnung schien bereits in geregeltem Gange. Der Magister setzte sich behaglich zu seinem Frühstücke. Aber kaum hatte er das Brod gebrochen, als es: „Properz, Properz!“ ihm dawben vom Tische zurief. Der Magister blickte zufrieden empor; ein alter Rabe hatte ihm den Gruß entgegengekrächzt und erhielt zur Belohnung ein Stückchen Brod. Gleich darauf flatterte es um den Kopf des Magisters, und schrie in nicht minder verständlichen Lauten: „Properz, Properz!“ Der Sprechende war ein Staar. Aber auch vom Boden rief ihm eine Elster „Properz, Properz!“ entgegen. Ueber das Antlitz des Alten fiel ein Strahl des Vergnügens, der mit dem Sonnenscheine in der Stube zu wetteifern schien; er war auch der Pädagog dieser geflügelten Schüler gewesen, und hatte ihre geschwätzigen Zungen mindestens den Namen seines Dichters aussprechen gelehrt. Zur Belohnung ihres Kunststückchens fütterte er sie jetzt, sie aber krächzten: „Properz, Properz!“ bis er sein Frühstücksbrod unter sie vertheilt hatte. Er trank die Milch, nachdem er den bessern Theil seiner Mahlzeit an die schmeichelnden Schwätzer überlassen hatte.

Jetzt erst erinnerte er sich daran, daß er sich heute noch ein Geschäft vorgenommen hatte. Er kraute dem Raben noch ein Mal hinter den Ohren, und vertauschte

dann ſein Schulkleid mit dem ſchwarzen fadenſcheinigen Bratenrocke, den er ſchon als Candidat getragen hatte, nahm ſein kupferbeſchlagenes ſpaniſches Rohr und ſetzte den kahlen Cylinder auf die flatternden grauen Haare.

In dieſer Ausſchmückung konnte er ſelbſt vor den Gewaltigen der Erde erſcheinen; ſollte ihn aber heute eines ſeiner neuen Schulkinder in dem Feiertagsſtaate erblicken, ſo mußte deſſen Meinung von dem neuen Schullehrer in's Unbegränzte gemehrt werden.

Bevor er ging, ſtreckte er ſeinen Kopf durch's Fenſter, und rief: „lebe wohl Philomene, ich gehe auf das Schloß.“

Er hatte das Mädchen ſchon ſeit einer Weile vor den Fenſtern im kleinen Anger erblickt. Die Neuigkeit, daß er auf das Schloß gehe, ſchien auf das liebliche Kind geringen Eindruck zu machen, es erwiderte den Gruß und fuhr fort mit ſeinen fröhlichen Beſchäftigungen.

Der grüne Platz, der vor der Schulmeiſterwohnung lag, und, wie der umlaufende Zaun beſtätigte, zu ihr gehörte, war aber auch gar ſchön und anmuthig. Zuerſt ſtanden neben den Rebenſtöcken, die das Häuschen von außen umfingen, ein paar verwilderte Blumenbeete mit Nelken und Rauten, Levkoyen und Rosmarin, dann folgte ein grüner Wiesfleck, mit blühenden Obſtbäumen beſetzt, vom klarſten Bächlein durchſchnit-

ten. Auf einem Apfelbaume ſang eine Grasmücke, über dem Garten zogen die Frühlingswolken, und köſtliche Frühlingsnebel lagen auch noch in der Seele des Mädchens, deren Buſen mit den Seufzern des Schmerzes noch nicht vertraut war.

In einem Winkel des Gartens, gerade neben dem Bache, befand ſich eine Laube, und das holde Kind war damit beſchäftigt, die Flugthüren einiger Bienenſtöcke zu öffnen, die ſie eben erſt aufgeſtellt zu haben ſchien.

Sie fühlte ſich hier ſchon in den erſten Tagen ſo glücklich, weit glücklicher, als in dem fernen, unfreundlichen Aufenthalte in der ſandigen Ebene.

Kaum waren die engen Pforten geöffnet, als zuerſt ein vorwitziges Bienchen den braunen Kopf prüfend hervorſtreckte. Der Sonnenſtrahl leuchtete und lockte, es flog heraus und hinter ihm Biene auf Biene. Bald ſummte ein goldener Schwarm im Sonnenlichte und zerſtreute ſich in die Apfelblüthen und über das Blumenbeet. Ihre kleine, liebliche Wirthſchaft war bald im vollen Gange, und den Ausfliegenden begegneten bereits Heimkehrende mit ſüßer Beute.

Philomene lehnte ihr Köpfchen an's Gebüſch, daß ſich die dunklen Locken mit den weißblühenden Schlehdornranken vermiſchten; ſie hielt die Hände über der Bruſt und lauſchte dem lieblichen Bienengeſumme.

Dabei dufteten die Apfelblüthen, der Bach liſpelte,

und das Vöglein ſang. Durch die Zweige ſpielten goldgrüne Sonnenſtrahlen, weißer Blüthenſchnee fiel aus den Baumkronen. Philomene ſchien ganz in dem harmloſen Anblicke verſunken; ſie bemerkte den Mann nicht, der ſchon ſeit einer Weile draußen vor dem Hage ſtand, und mit ihr zugleich die Bienen betrachtete, nebenbei ſich aber auch am Anblicke der holden Bienenwirthin zu erquicken ſchien.

Es war Graf Faramond, der, von einem Spaziergange nach Hauſe gehend, vom lieblichen Bilde gebannt wurde.

Als ſie ſeiner gewahr werdend, ihn freundlich grüßte, fragte er die unbekannte Schöne um ihren Namen.

„Ich bin Philomene, des neuen Schulmeiſters Tochter," war die Antwort.

Ein kurzes Geſpräch über ihre kleine Bienenzucht folgte dieſem Anfange.

Bald darauf entfernte ſich der Graf. Es war zu verwundern, daß dies ländliche Bild ihn mitten in ſeinem Schmerze angeregt hatte. Aber es trug etwas ſo Liebliches an ſich, und als er es genauer betrachtete, rührte es ihn noch überdies mit vertrauter Heimlichkeit. Er hatte ſchon ein Mal vor vielen, vielen Jahren ein Mädchen bei einem Bienenſtocke kennen gelernt, nur waren es damals wilde Bienen geweſen, die deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatten.

Als er nach Hauſe ging, trat ihm die Erinnerung an jene Scene auf der einſamen Bergwieſe, wo er Florette kennen gelernt hatte, lebhaft vor die Seele, die Aehnlichkeit mit der eben erlebten gewann der Schulmeiſterstochter ſeinen Antheil, und ſeine Rührung verklang endlich in dem lebhaften Wunſche, daß der Unterſchied der zahmen mit jenen wilden Bienen für Philomene's Leben eine erſprießliche Vorbedeutung enthalten möge.

## Achtes Kapitel.

Der Magiſter trat in das Schloß. Ungeachtet der Würde, die er als Pädagog und Gelehrter ſich ſelbſt zuerkannte, fühlte er ſich an dieſer Stätte des Reichthums und der Herrlichkeit doch einigermaßen befangen. Er war ſeit Jahren in dem Erdwinkel, in dem er ſich aufgehalten hatte, irdiſcher Größe nicht nahe gekommen. Auf Neulinge verfehlt ſie ſelten den Eindruck. Er bewunderte die Pracht der Säulenhalle, trat neugierig zu den fremdländiſchen Gewächſen und Blumen, die den Aufgang ſchmückten und bewegte ſich unſicher auf den geſchliffenen Marmorplatten des Stiegenhauſes.

„Jetzt mein lieber Magiſter," ſprach er zu ſich ſelbſt, „iſt es an der Zeit, ſich ganz in die Stimmung zu verſetzen, mit der Properz die zweite Elegie ſeines zweiten Buches beginnt:

Steig' aus niederem Lied', o Seele! Muſen erhebt euch.
Kühn und ſtolzeren Muths ſchafft das erhabene Werk!

Ich habe den Properz überſetzt, was kann mir Hoheit und Reichthum weiter anhaben? Vorwärts Magiſter!

Fragſt Du, warum ſo ſpät ich komm'? In goldener Halle
Weilt ich des Sonnengotts —

und ſo weiter, und ſo weiter. Du kannſt Dich alſo über mein verzögertes Erſcheinen nicht verwundern, mein Criſpus.

Gaſtfreund, was Du hier ſiehſt, die ganze ewige Roma
War zu Aeneas' Zeit Hügel mit Kräutern beſetzt.
Wo ſich der gold'ne Palaſt erhebt des Phöbos-Apollon,
Lag einſt Evander's Ochs in unmündlichem Gras —

und ſo weiter, und ſo weiter — zu leſen in der erſten Elegie des vierten Buches ibidem. Ich ſuche die Höhlen, in welche die indiſche Ameiſe das Gold trug . . .

Und wer immer zerſtreut Gebein auf etruskiſchen Bergen
Findet, der wiſſe, es iſt, ach! mir verwandtes Gebein.

Aber nicht das des Gallus, wie die vierte Elegie des erſten Buches beſagt, ſondern das meines alten Freundes Gerſtenberg, der indiſchen Ameiſe. Wir wollen doch ſehen, wo er ſein Gold für mich aufbewahrt hat."

In dieſem Augenblicke kam ihm Jean die Treppe herab entgegen.

Der Magiſter zog vor dem reich gekleideten Be-

dienten den Hut; einen desto geringeren Eindruck machte auf diesen der schäbige Rock des Gelehrten.

„Wollen Sie so gefällig sein, und mir ein Zwiegespräch mit dem Grafen vermitteln?"

„Der Herr Graf liebt die rührenden Dialoge nicht," lautete die Antwort des aufgeblasenen Dieners, der eine Bettelei voraussetzte.

„Welchen Geschlechts, und woher mir die Eltern stammen, mein Tullus.
Fragst Du begierig, um unsre Freundschaft besorgt —"

„O wehe, mein guter Freund," unterbrach ihn lachend der Bediente, „die poetischen Hungerleider sind beim Herrn Grafen am wenigsten beliebt. In der That, ich besorge auch für unsre Freundschaft."

Der Ton und der Inhalt der Reden des Bedienten verriethen dem Magister, ungeachtet seines klassischen Schwunges, nur zu bald, wofür er von ihm gehalten wurde. Er hatte in seinem Leben voll Entbehrungen nie fremde Hilfe angefleht, die Voraussetzung, daß es heute geschehe, entrüstete ihn und trug ihn alsbald in das prosaische Leben.

„Wenn ich je Hunger leide, guter Freund, so geschieht es in meiner eigenen Haut und auf meine eigene Rechnung, ich allein trage davon die Kosten," erwiderte er mit lautem entschiedenen Tone. Er hatte seinen Hut wieder auf den Kopf gesetzt und stieß mit

dem ſpaniſchen Rohre in den Boden. Dieſe entſchiedene Haltung verwirrte einigermaßen den Bedienten, dem die menſchenfreundliche Geſinnung des Grafen nicht unbekannt war.

„Und da Sie, wie ich aus Ihren Treſſen entnehme, der Diener Ihres Herrn ſind, ſo frage ich Sie, wo iſt der Herr Graf? weiter habe ich mit der Livrée nichts zu ſchaffen. Von Properz verſtehen Sie ohnedies nichts.“

Jean, im Innern empört, äußerlich aber unſicher geworden, ſtotterte etwas von des Grafen Abweſenheit.

„Thut mir leid. Gott befohlen!“

Der Magiſter ſchickte ſich an, die Treppe wieder hinab zu ſteigen. Aber ſchon nach einigen Stufen wendete er ſich noch ein Mal um. „Nicht wahr, Gerſtenberg iſt hier auf dem Schloſſe geſtorben?“

Bevor Jean, den noch der Aerger würgte, antworten konnte, war aus einer Thüre des Mittelgeſchoſſes ein freundlicher Mann im ſchwarzen Fracke getreten. Es war Daniel Püttner. Seit Herr Gerſtenberg geſtorben war, hatte ſich Püttner die Aufgabe geſtellt, jeden geringſten Vorgang in der Umgebung ſeines Herrn zu überwachen und im Schloſſe gleichſam allgegenwärtig zu ſein. So war es geſchehen, daß er auch jetzt das Geſpräch zwiſchen dem Fremden und Jean

belauſcht hatte. Er hatte es nicht nöthig gefunden einzuſchreiten, erſt als er dabei Gerſtenberg's erwähnen hörte, erregte es ſeinen Antheil. Er nahte ſich in gefälliger Weiſe dem Fremden, und führte ihn, ſobald er deſſen Namen hörte, in ſein Zimmer.

Der Magiſter ſchien ihn zuerſt für den Grafen ſelbſt zu halten. Püttner verſtand es, dieſen Irrthum ohne ausdrückliche Widerlegung zu beſeitigen.

„Sie ſind wohl des Grafen Secretair?" fragte hierauf der Schulmeiſter.

„Auch das nicht," entgegnete Daniel Püttner, „ich bin nur der Nachfolger des würdigen Mannes, um deſſen mich ſo ſehr betrübenden Tod Sie ſich vorher erkundigten."

„Gerſtenberg's? Alſo ſind Sie des Herrn Grafen Kammerdiener?"

„Der zu ſein, habe ich die Ehre, und bin auch das, abgeſehen von der Güte des erlauchten Herrn Grafen, nur durch die Verwendung des vortrefflichen, uns Allen zu früh entriſſenen Mannes."

„Sie ſind alſo ein guter Bekannter Gerſtenberg's geweſen?" fragte der Schulmeiſter, durch die Mittheilung über den Stand Püttner's und durch ſeine Zuvorkommenheit wieder in ſeine behagliche Ruhe verſetzt.

„Ich darf mich nach meiner Geſinnung, ſowie nach der Anerkennung, die mir der treffliche Mann, als er

Leute, zu Theil werden ließ, seinen wahren und dankbaren Freund nennen."

„Da kam ich also zufällig gleich an die rechte Stelle."

„Sagen Sie mir, mein Verehrter, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Hat Gerstenberg ein Testament hinterlassen?"

„Nein."

„Oder doch sonst irgend eine mich betreffende Verfügung?"

„Ebenfalls nicht, Herr Magister."

„Wurde bei seinem Ableben ein Vermögen vorgefunden?"

Daniel Püttner zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Er wünschte jedoch vom Magister Dasjenige zu erfahren, was dieser allenfalls über den Verstorbenen wußte, und zu diesem Zwecke schien ihm auch seinerseits einiges Vertrauen unerläßlich. Er bejahete also die Frage.

„Und hat er darüber keine Bestimmung zu meinen Gunsten gemacht?"

„Ich muß dies leider verneinen. Sind Sie sein Verwandter?"

„Meine verstorbene Frau war es. Aber ich frage nicht darum, weil ich gerne etwas von Gerstenberg erhalten möchte. Ich habe wenig, und brauche noch we-

niger. Es handelt ſich um Jemand Anderen, den, wie ich vorausſetzte, Gerſtenberg nicht vergeſſen haben würde."

„Seien Sie überzeugt, daß ich gerne Alles dazu beitragen werde, um Perſonen zu dienen, die meinem verſtorbenen Freunde und Wohlthäter ſo nahe geſtanden ſind. Gerſtenberg hat in der That ein hübſches Stück Geld hinterlaſſen, und wer weiß, wie ſich die Sache weiter führen ließe, wenn Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren wollten?"

„Die Sache iſt eine verlorne, wenn Gerſtenberg keine bezügliche Anordnung hinterlaſſen hat. Die Gerichte können ſich mit Romantik nicht beſchäftigen," fügte er nach einer Pauſe hinzu.

„Sagen Sie mir, vortrefflicher Herr," einlenkte Daniel Püttner, deſſen Neugierde ſchon beim Beginne des Geſpräches erregt worden war, „hat ſich denn etwas ereignet, das, außer dem Wirkungskreiſe der Gerichte liegend, bezüglich des Nachlaſſes meines verehrten Freundes von entſcheidendem Einfluſſe ſein könnte?"

„Ja wohl hat ſich etwas ereignet," antwortete der Schulmeiſter und fuhr ſich mit der Hand über Stirne und Augen, „aber ich weiß ſelbſt kaum mehr, was daran Wirklichkeit, was nur Zuſatz meiner Einbildungskraft iſt."

„Lieber Herr, ich weiß es allerdings nicht anzufangen, daß Sie zu mir, einem Fremden, dem ſie heute das erſte Mal begegnen, Vertrauen gewinnen ſollten, es geſchehe denn durch Mittheilung der Thatſache, daß ich das Ihres verſtorbenen Verwandten in vorzüglichem Grade beſeſſen habe. Sehen Sie, hier in meiner Schublade liegt ein Sack mit Thalern, den mir Gerſtenberg kurz vor ſeinem Hinſcheiden übergeben hat. Er wollte mir Anweiſungen über deſſen Verwendung ertheilen, aber ſein unvermutheter Tod hat ihn daran verhindert."

„Es war Gottes Wille, daß ſie das Geld nicht bekommen ſollte," ſprach der Magiſter mit einiger Aufregung vor ſich hin, „ſo bleibt das Geheimniß deſto gewiſſer für immer bewahrt."

„Ich wiederhole Ihnen, daß er es mir mittheilen wollte, und daß nur der plötzliche Tod ſeinen Mund vorzeitig verſiegelte. Ich verwahre jetzt das Geld, ohne zu wiſſen, was ich damit anfangen ſollte."

„Seltſam, ſeltſam! Geld macht aber auch nicht glücklich."

„So dürften Sie ſagen, wenn es ſich darum handelte, Ihrerſeits ſeinem Beſitze zu entſagen. Sie haben aber bereits verrathen, daß auf das Geld nicht Sie, ſondern eine dritte Perſon Anſprüche erheben könnte."

„Sie haben Recht, wird ſie dem Gelde nie einen

größeren Werth beilegen, als ich? Wird ſie es entbehren können, auch dann, wenn ich einſt nicht mehr lebe?" Es hatte ſich des alten Mannes eine Regung von Zärtlichkeit bemächtiget, die man ihm, obwohl er den Liebesdichter Properz in vortrefflichen Diſtichen überſetzte, kaum zugemuthet hätte.

„Ich glaube, Sie dürfen für Andere keinen Anſpruch aufgeben."

„Gerſtenberg iſt todt," ſprach der Magiſter, wie zu ſich ſelbſt, „auch mein Weib iſt längſt geſtorben, über ihre Gräber wird meine Verpflichtung zur Verſchwiegenheit wohl nicht reichen."

„Schenken Sie mir getroſt Ihr Vertrauen," ermuthigte Daniel Puttner, deſſen Neugierde einen hohen Grad erreicht hatte; „Sie ergänzen damit nur jenen Theil, den Gerſtenberg's Tod gegen ſeinen Willen zurückgehalten hat."

„So hören Sie denn. Mein Weib war eine Verwandte Gerſtenberg's. Nachdem unſere Ehe mehre Jahre kinderlos geblieben, genas ſie endlich eines Mädchens. Dieſes Ereigniß erſchien ihr als der Höhepunkt des Glückes in ihrem ganzen Leben. Es war tief im Winter; wir wohnten am Ende eines Dorfes in einem abgelegenen Häuschen. Es war die dritte Nacht nach der Geburt des Kindes, da träumte mir, es flöge der Alp über den Wald und käme in unſer Haus. Er

ſetzte ſich zuerſt auf meine Bruſt und drückte und bedrängte mich; dann flog er auf das Bett meiner Ehegattin; ich hörte ſie ächzen und ſtöhnen und konnte ihr nicht helfen, es lag mir ſelbſt noch bleiſchwer in den Gliedern. Endlich verließ mich das Gefühl der Ohnmacht; ich erwachte. Noch in der Angſt des Traumes eilte ich an das Bett der Wöchnerin. Der Schein des Nachtlichts fiel auf die ruhig Schlafende. Ich ſah auch nach dem Kinde, ſein Geſichtchen ſchimmerte bleich wie Wachs. Ich horchte nach ſeinem Athemzuge, nach ſeinem Herzſchlage, beide ſtockten. Mich überkam das wüſte Gefühl meines Traumes, in tödtlicher Angſt legte ich mein Ohr lauſchend an die Bruſt des kleinen unſchuldigen Weſens. Kein Hauch regte ſich. Ich hob es aus dem Bette; Kopf und Arme entſanken ihm. Mochte es die Mutter zufällig erdrückt haben, oder ſonſt ein Unfall eingetreten ſein, es war todt. Vor Angſt klapperten mir die Zähne, die kleine Leiche hing von meinem Arme; die Mutter ſchlief noch daneben. Es war entſetzlich, ſie aus dem ſüßen Schlummer zu erwecken. Dennoch mußte es ſein.

In dieſem Augenblicke klopfte es von außen an die Scheiben. In troſtloſer Lage erwarten wir von jedem äußeren Ereigniſſe Linderung. Ich ſprang an's Fenſter. Gerſtenberg befahl mir, leiſe zu öffnen. Ich eilte an's Hausthor und ſchloß auf. Er ſchüttelte den

friſchen Schnee von Hut und Mantel. Als er dann auch dieſen aufſchlug, lag ein neugebornes Kind in ſeinem Arme. Auch ich hatte die Kindesleiche mit mir hinausgetragen. Die Situation war eine höchſt ſeltſame. Sie erklärte ſich bald. Ich theilte ihm mit, was ſich zugetragen. Er erzählte mir, daß das Mädchen, das er bei ſich trug, um jeden Preis allen Nachforſchungen entzogen werden müſſe. Ueber ſeinem Daſein ſchwebe ein ſchweres Schickſal, das er mir nicht mittheilen dürfe.

Hier ſchien der Finger Gottes zu walten. Ich gab ihm die kleine Leiche, er legte das lebendige Kind in meine Hände. Ich ſchlich in's Zimmer. Die arme Mutter ſchlief noch ebenſo feſt wie vorher, als ich ſie verlaſſen hatte. Ich ſchob das friſche Kind an ihre Seite und ging wieder zu Gerſtenberg. Wir verließen zuſammen das Haus. Bald darauf lautete ich zur Frühmette. Gerſtenberg entfernte ſich mit der Leiche meines kleinen Töchterchens."

„Weſſen Kind war das Mädchen, das er Ihnen brachte?" fragte der Kammerdiener in großer Spannung.

„Das hat er mir nie geſagt, und ich habe es niemals erfahren. Von Zeit zu Zeit ſchickte er mir ſeitdem Geld, und ich habe die arme Waiſe auferzogen."

„Wo iſt ſie jetzt?"

„Sie ſind meine Tochter Philomene. Weder ſie noch mein armes Weib haben jemals von der Verwechſelung erfahren. Dieſe betrachtete und liebte ſie als ihre Tochter, ſie iſt in dem Irrthume dahingefahren und wird mir jenſeits die ſchuldloſe Täuſchung verzeihen. Jene blüht und erfreut ſich des goldnen Sonnenlichtes, während mein Töchterchen irgendwo vermodert iſt.“

Der Magiſter ſchwieg, im Ernſte der Erinnerung war ihm ſein Kopf auf die Bruſt geſunken.

„Und Sie vermuthen nicht ein Mal, weſſen Kind Sie auferzogen haben?“ fragte Püttner.

„Ich habe darüber keine Vermuthung.“

„Der Fall iſt ein ganz außerordentlicher.“

„Sie werden nun einſehen, warum ich mich um Oberſtenberg's Nachlaß erkundigt habe.“

„Vollkommen. Empfangen Sie nochmals die Verſicherung, daß ich Alles aufbieten werde, um in der Sache Aufklärung zu verſchaffen. Ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird, Ihnen zum Beſitze des von Oberſtenberg hinterlaſſenen Geldes zu verhelfen.“

Die beiden Männer verſprachen ſich noch das vollſtändigſte Stillſchweigen über den Inhalt ihres Geſpräches, und der Magiſter entfernte ſich dann mit Daniel Püttner's wiederholten Freundſchaftsverſicherungen.

Als der Magiſter fortgegangen war, hätte der Kammerdiener vor Freude aufjauchzen mögen, daß ihm der Zufall ſo unerwartet die Löſung eines Räthſels in die Hand geſpielt hatte, an der dem Grafen, in deſſen Dienſten er ſtand, ſo unendlich viel gelegen war. Er kannte ſeine Großmuth und beſchloß daher, ihm Alles, was er erfahren hatte, rückhaltlos mitzutheilen.

Der Graf hatte heute einen Vormittagsausflug in Geſellſchaft unternommen. Das Geheimniß, in deſſen Beſitz Daniel Puttner ſoeben gekommen war, ſchien ſo koſtbar, daß er es ſeinem Herrn keinen Augenblick vorenthalten wollte. Er eilte daher, den Grafen aufzuſuchen.

Am Morgen dieſes Tages waren ein paar Wagen durch den herrlichen Buchenwald hinaus nach dem Jagdſchlößchen gefahren. Prinzeſſin Ginevra befand ſich mit ihrer Oberhofmeiſterin in dem einen, der Graf und Alberich folgten, im dritten ſaßen einige Bekannte des nächſten Umgangskreiſes.

Der Wald ſauſelte von jungem Buchengrün, auf den Aeſten ſchlugen die Finken, und in der Ferne tönte Maiengeläute. An einem Tage wie der heutige ſtieg einſt Venus-Anadyomene aus der Meeresfluth.

Die Wagen fuhren von Frühlingsluft umwittert;

das Menſchenherz, vermochte heute nicht dem Gefühle unaufhaltſamer Freude zu widerſtehen. Ginevra vor allen befand ſich in edler Erregung, ſie war froh wie ein Sonnenſtrahl. Ein ſchönes Antlitz iſt der Mikrokosmus der Welt.

Das Schlößchen lag im tiefſten Buſche. Die Stelle, an der man Platz nahm, befand ſich unter einem mächtigen Felsblocke, die verſchiedenſten Mooſe krochen daran empor, lange Sträuße blauer Glocken hingen hernieder.

Man hatte ſich zum Frühſtücke bald traulich eingerichtet. Das Geſpräch wechſelte in lebendig heiterer Weiſe.

Einer der Herren hatte ſoeben über den neueſten Fortgang der Abſchaffung der Leibeigenſchaft in Rußland berichtet. Dies lenkte die Unterhaltung für einige Zeit auf dieſes Reich. Man billigte, daß dort innere Entwickelung und äußere Abſichten immer gleichzeitig gefördert werden, und bemerkte dabei, daß Rußland den Doppeladler ſchon längſt gleichſam als Sinnbild ſeiner niemals aufgegebenen Anſprüche auf Oſtrom in ſein Wappen aufgenommen habe.

„Ich lobe an den ruſſiſchen Reformen aller Zeiten," fügte Graf Faramond bei, „daß ſie die idealiſtiſche Richtung entſchieden ablehnen und das Material, das umgebildet werden ſoll, nie aus dem Auge ver-

lieren. Dadurch ſchreitet der Bau dieſes Staates organiſch weiter und von innen heraus, und ſelbſt die Aneignung fremder äußerer Beſtandtheile wird nachhaltiger vermittelt."

„Eines iſt gewiß," ergänzte Alberich, „der Ruſſe iſt der beſte Coloniſt, ja vielleicht der einzige, der den Ureinwohner neben ſich beſtehen läßt, der es verſteht, nicht bloß den Grund und Boden ſich zuzueignen und auszubeuten, ſondern auch dem beſiegten Barbaren den Anſtoß zur Cultur mitzutheilen und ihm den Fortſchritt, wenn auch nur einen mäßigen, zu ermöglichen und zu geſtatten. Es iſt dies ohne Zweifel der langſamere, mühſamere Weg, aber ſo wird Kalmücke und Kirgiſe, Lappe und Eskimo endlich zum Ruſſen."

„Sollte diesfalls nicht die normänniſch-angelſächſiſche Race das Meiſte geleiſtet haben?" wurde gefragt.

„Ohne Zweifel, wenn man nur das Land der fremden Welttheile in Anſchlag bringt, — am wenigſten, wenn man auch deren Ureinwohner berückſichtigt. Die angelſächſiſche Race iſt unnachſichtig und von ſo gewaltſamer Folgerichtigkeit, daß ihre Zöglinge in der harten Schule zu Grunde gehen, ſtatt etwas zu erlernen. Sie iſt unduldſam und ſtreng, zähe und verachtend, ſie vertilgt, aber ſie bildet nicht. Selbſt die Stämme der pyrenäiſchen Halbinſel haben ſich als

Träger der Humanität milder und ersprießlicher erwiesen als sie. Nachdem ein Mal die Grausamkeiten der Eroberung verübt waren, erwies sich Spanier und Portugiese viel menschenfreundlicher als der Brite gegen die braunen Häute Amerika's. Er vertrug sich mit ihnen auf derselben Scholle, er lehrte sie seine Vorzüge und seine Fehler, und vermischte sogar sein hidalgostolzes Blut mit dem ihren. Er erzeugte den eigentlichen Kreolen. In grausamer Unnahbarkeit tritt dagegen der normannisirte Angelsachse den Indianer zu Boden. Höchstens die äußere Form wahrt er bei seinem unerbittlichen Vorgehen; das Gebiet der Union, versicherte uns Buchanan, wird nur durch ehrlichen Kauf vergrößert; aber der Kaufpreis wird in Tonnen Branntwein ausbezahlt, und die arme kupferfarbne Race wird noch frühe genug im Säuferwahnsinn dahinfahren, um nicht in der Zange zerquetscht zu werden, die das alte Gebiet der Vereinigten Staaten und Kalifornien um sie zusammendrücken. John Bull und Jonathan verachten gleichmäßig, was in Gewerb und Handel ihnen nicht ebenbürtig ist; sie boxen gleichsam mit ihrer selbstsüchtigen Cultur die verlornen Kinder der Natur zu Boden und nennen es einen Welttheil der Civilisation gewinnen, wenn sie dessen Einwohner vertilgt und ihn ausschließend mit Einwanderern aus dem Mutterlande bevölkert haben. Sie möchten das-

ſelbe auch in China und Indien durchführen, wirkte das Opium umfaſſender unter den Söhnen des himmliſchen Reiches und vermöchten die Kanonen ganze Völkergruppen auf ein Mal hinwegzublaſen. Zu ihrem Leidweſen iſt dies aber nicht möglich. Sie unterſagen alſo den Fortſchritt innerhalb des eigenen Bildungskreiſes der aſiatiſchen Völker, mißbrauchen ſie als Kärrner und Palankinträger und konfiniren ſie in den Sarg längſt ausgelebter Zuſtände."

Dieſe Schilderung machte auf alle Anweſenden einen peinlichen Eindruck. Man war froh, die Erörterung als beendet betrachten zu können und ging zu erwünſchteren Gegenſtänden über.

Es war Graf Faramond, der endlich ſein Behagen an wahrhaft gebildetem Umgange ausſprach. Die gewöhnlichen Nippſachen der Converſation könnten dem Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes unmöglich genügen; es ſei ſehr traurig, ſeine beſten Gedanken im geſelligen Verkehre verſchweigen zu müſſen und die Macht der Sprache in gehaltloſem Wortgeplätſcher zu vergeuden. Die leere Form, wenn ſie auch noch ſo fein ausgebildet werde, könne den Mangel des bedeutenden Inhaltes keineswegs erſetzen. Schlechte Angewöhnung, zum Theil ſogar falſche geſellige Schicklichkeitsbegriffe ſeien an der Verkommenheit des geſellſchaftlichen Verkehrs nicht weniger Schuld, als wirklicher Mangel an

Kenntniſſen und Gedanken. Unſre Geſellſchaftslehre bedürfe einer durchgreifenden Umbildung.

„Ich theile in dieſer Beziehung ganz die Anſichten des Grafen," bemerkte Ginevra, „wie oft habe ich mitten in unſrer beſten Geſellſchaft nach gebildetem Umgange gedürſtet und gehungert. Ich ſah nur Leute, keine Menſchen, jeder vertrat mit vielem Anſtande die Maske, zu der er ſich bekannt hatte, aber die Sterne, die auf mancher Bruſt funkelten, waren nur ein Zeichen, daß es darunter dunkle Nacht ſei."

„Ich meinerſeits geſtehe," erwiderte Eitelfritz von Zollern, „daß ich mich bei unſrem geſellſchaftlichen Jargon ganz wohlbefinde."

„Ich aber," unterbrach ihn die Prinzeſſin mit Wärme, „bin unſrem Grafen ganz vorzüglich dankbar, daß er vor Allen bemüht iſt, ein Stück Natur und Wahrheit zu unſrem Umgange heranzuziehen und die ewigen Vorwürfe des menſchlichen Geiſtes für unſer Geſpräch in Anſchlag zu bringen. Die Menſchenherzen liegen ohnedies faſt wie ferne einſame Thäler auseinander, aus denen die Glocken nur ſelten zu einander herüberklingen."

Ginevra erröthete im Gefühle der Aufregung, die ſich ihrer bemächtigt hatte.

Damit war ein neuer Ton des Geſpräches angeſchlagen. Die Oberhofmeiſterin, die ſich in den freien

Verkehr der Geſellſchaft nur mühſam einſchickte, fand jetzt Gelegenheit eine allgemeine Bemerkung über Gefühle zu machen.

„Sind die Menſchen," meinte Alberich nach einer Weile, „nicht vielleicht die Gefühlsmaſchinen des Univerſums und vorzugsweiſe dazu beſtimmt, das aufgeſpeicherte Material von Empfindungen zu verarbeiten? Jedenfalls iſt ihnen auferlegt, ſich all' ihre Tage viel mit den Imponderabilien: Freude, Schmerz und Liebe zu beſchäftigen."

„Und dennoch müſſen ſie oft das Beſte davon für die andere Welt verſchieben."

„Rührend und ſchön iſt das Liebesgeräuſch der Jugend," bemerkte Faramond und ſchien dabei in weitergehende Gedanken verloren, die er nicht ausſprechen mochte, „aber nur zu bald kommen wir an die Seufzerbrücke, die aus der träumeriſchen Jugend in's eigentliche Leben führt. Wir denken zuletzt an unſre Gefühle, wie an Bücher, die wir einſt in der Jugend geleſen, und — Sie haben Recht, viel, ſehr viel davon bleibt für die zweite Welt aufgeſpart."

„Die Romantik," fügte Doktor Till bei, „gilt ſelbſt in der Poeſie nicht mehr; kein Wunder, daß der Vogelfänger Verſtand eine Nachtigall nach der andern in's Garn lockt und für die Mittagstafel brät."

„Und doch," meinte Faramond, „möchte man dem

Elfenlieder der Liebe, wie jener Mönch dem Paradiesvogel, durch ein Jahrhundert zuhorchen, und dann alt ſein und dahingehen."

„Schade, daß wir in die andere Welt im Reiſekoffer der Todtenruhe abgehen müſſen," unterbrach ihn der Doktor, „wir machen geringen Vortheil bei der koſtſpieligen Reiſe."

„Dennoch," ſagte die Prinzeſſin, „zeigt unſer Herz, wie die Magnetnadel nach Norden, immer nach jener zweiten Welt, und ſelbſt den Glücklichſten befriedigen weder die irdiſchen Verhältniſſe noch ſelbſt die Vollkommenheiten dieſer Erde."

„Meine Prinzeſſin," fügte die Hofdame in galanter Zärtlichkeit bei, „beſitzt allerdings ein Auge, dem man das Heimweh nach dem Himmel nur zu oft anſieht."

„Ueber Erdentugend und Erdenweisheit," ſagte Alberich, „giebt es in der That etwas Höheres: Welttugend, Weltweisheit. Die geahnten Grundſätze höherer Welten machen unſre hieſigen zu armen Kinderregeln."

Unter dieſen Geſprächen waren die Morgenſtunden vorübergegangen. Man hatte noch eine Fahrt auf dem großen Weiher nach der Inſel beſchloſſen und ging jetzt zu Fuß durch den herrlichen Buchenwald. Die Lichter, die über den Waldpfad fielen, trieben ein lieb-

liches Spiel, an Schattenplätzchen blühten noch Märzveilchen, und der Waldboden zeigte allenthalben eigenthümliche Reize.

Mit Ginevra's sonnigen Locken spielte die Frühlingsluft. In ihrem Herzen lag die Liebe zart wie ein Gedicht. Nach und nach war sie sich ihres Gefühls bewußt geworden: wohin es führen sollte, hatte sie allerdings noch nicht ergründet. Uneigennützig und weltvergessen pflegte sie die tiefgeheime Regung und dachte kaum an die ernste Gegnerschaft der Verhältnisse.

Man war endlich zum großen Teiche gekommen. Zwei Kähne mit Ruderern standen bereit. Der kleinere war für Ginevra, den Grafen und Alberich bestimmt, der größere nahm den übrigen Theil der Gesellschaft auf. Der letztere stieß zuerst vom Lande, und verschwand bald hinter dem Schilfe das an dieser Seite das Ufer bedeckte.

Faramond hatte die Prinzessin bereits zu ihrem Sitze geführt und mit Alberich im Nachen Platz genommen, als sein Kammerdiener am Ufer erschien und eine dringende Botschaft ankündigte.

Wir kennen bereits ihren Inhalt, der dem Gespräche mit dem Magister entnommen ist.

Der Graf entschuldigte sich bei der Prinzessin und stieg noch ein Mal an's Land. Aber die Nachricht, die

er jetzt erhielt, erschütterte sein ganzes Wesen. Er horchte in höchster Spannung und hatte immer noch eine Frage an Daniel Püttner zu stellen. Er säumte weit länger am Ufer, als er vorausgesetzt hatte.

Unterdessen warteten die Prinzessin und Alberich im Nachen. Die zwei Ruderer standen am Vordertheile und schauten nach der Entenbrut im Rohre. Ueber den Wasserspiegel zog kräuselnd ein Lüftchen, goldene Zitterlichter schwankten darüber, und das Schilf flüsterte leise. Es war ein gar heimlicher Augenblick.

Viele Gegenstände und Bilder in der Natur entsprechen unsren innern Stimmungen und Zuständen; selbst wo wir es am wenigsten vermuthen, stoßen wir nicht selten auf überraschende Gleichnisse und Sympathien für die Empfindungen unseres Herzens. So stimmt das Wasser am besten zu dem Gefühle unermüdlicher, ängstlicher Liebe. Die sanften Linien der Thäler, die ruhigen großen Massen der Gebirge bedrängen das menschliche Herz in seiner Erregtheit, während es der ewig wechselnde und doch so harmonische Anblick des Wassers erquickt und ermuthigt. Seine Oberfläche, wenn auch noch so bewegt, kehrt doch stets zum Frieden zurück, seine Farben, schillernd und schimmernd, fließen wieder so wohlthuend ineinander und entwickeln sich aus demselben lieblichen Grund-

tone. Beſonders befriedigt der Blick in ſeine kryſtallene Tiefe ein erregtes Gemüth. Die reizenden Mährchen von verſunkenen Städten und Meerfräulein gaukeln um uns; die tiefe Ruhe, die wie eine Waſſerlilie aus dem bewegten Abgrunde herauffproßt, erfüllt uns mit wehmüthiger Sehnſucht; dies ewige Steigen und Sinken, das Unaufhaltſame, nie Endende des Wellenſpiels übt eine bethörende Kraft auf unſre Gefühle. Der Anblick des Waſſers hat dabei aber auch etwas Gefährliches, nur die Oberfläche unſerer Empfindungen beſänftigt er, die Tiefe des Gefühls, ſeine Intenſität und Gewalt findet Nahrung in der verwandten Erſcheinung.

Ginevra ſtarrte faſt geblendet in das blaue Waſſer des Weihers, das den Bug des Kahnes umkräuſelte. Es war, als läge unten das lieblichſte Waſſermährchen vor ihr aufgedeckt. Ihr gegenüber ſaß Alberich; er ſah nur in ihr Antlitz und war in den Anblick ihrer dunklen feuchten Augen verloren. Die Prinzeſſin tauchte endlich ihre Hand in das Waſſer, es ſchien, als ſuchte ſie Kühlung.

„Wie friſch und lieblich!“ rief ſie und bot die naſſe Hand dem Freunde.

Alberich ergriff ſie, und verblendet von der unerwarteten Gunſt drückte er ſie im überwallenden Gefühle an Mund und Augen.

Ginevra erhob ſich, als wollte ſie nach dem Grafen am Ufer ausblicken. Aber in unaufhaltſamer Leidenſchaft bog ſie ſich zu Alberich und ihre Lippen ſenkten ſich auf die ſeinen.

Der Augenblick aus Elyſium war ſchnell vorüber. Schwanenleiſe glitt ſie auf ihren Sitz zurück; auch der Graf erſchien jetzt am Waſſerrande.

Er entſchuldigte die Verzögerung und ſtieg in den Kahn. Pfeilſchnell ſchoß dieſer über den Weiher. Die drei Menſchen, die er trug, waren ſo aufgeregt, daß ſie nicht Zeit fanden, einander zu beobachten.

In Ginevra's Augen bebten zwei große Thränen. Die Freude machte ſie weinen.

Alberich ſaß mit nach innen gekehrtem Blicke, er war in ſeine eigenen Gedanken und Gefühle völlig verſunken.

Aber auch das Herz des ſonſt ſo maßvollen Grafen vermochte ſich heute nicht zu faſſen.

Er konnte ſich nach dem Geſpräche mit Daniel Püttner der Ueberzeugung nicht erwehren, daß ſein Kind noch lebte. Er war Florette's lieblicher Tochter ſchon begegnet, ſie war für ihn nicht mehr ein bloßes Spiel der Phantaſie, er hatte ſie geſehen, ihre Stimme gehört; ſie konnte für ihn nicht mehr in die Nebel der Täuſchung zerfließen.

Nicht umſonſt hatte ihn ein Grauen der Ahnung

ergriffen, als er im Mondenſcheine jenes Lied in der Ruine ſingen hörte; nicht ohne Grund hatte die holde Jungfrau bei den Bienenſtöcken ſeinen Antheil in ſo überwältigender Weiſe erregt; es war der Zug des Herzens, die Stimme der Natur, die dem Vater ſein Kind kennzeichnete und verrieth.

Er trug nicht den mindeſten Zweifel, daß er diesmal nicht getäuſcht werde; ſein eigenes Herz übernahm die Bürgſchaft dafür. Aber dennoch konnte er ſelbſt in der erſten Stunde der Freude den Wunſch nicht unterdrücken, auch einen äußeren beſtätigenden Beweis dafür zu erwerben, daß Philomene wirklich ſeine Tochter ſei. Mit dieſem Wunſche hielt der Entſchluß gleichen Schritt, ſie dann als ſolche vor der ganzen Welt anzuerkennen, und in dem Geſtändniſſe ſeiner Schuld, in dem vollen Glücke ſeiner Tochter den Fehler ſeiner Jugend zu ſühnen.

In völligem Schweigen war der Kahn bei der Inſel angekommen. Er wurde mit einigen Vorwürfen über langes Ausbleiben empfangen; die Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin zeigte ein grämliches Geſicht, Eitelfritz ließ ſich zu einem faſt trivialen Witze verleiten.

Die Ankömmlinge nahmen davon geringe Kenntniß; Graf Faramond bekannte ſich als die Veranlaſſung der Verzögerung.

Man beſah die reizende Lage der Inſel. Die Un-

terhaltung wollte jedoch nicht mehr recht in Fluß gerathen; endlich ſchickte man ſich zur Rückkehr an. Die drei Menſchen, von den Gefühlen des eigenen Herzens bedrängt, waren froh, ſich ſelbſt überlaſſen zu werden.

## Neuntes Kapitel.

Am folgenden Morgen, noch zu früher Stunde trafen ſich der Graf und Alberich auf einem Vorwerke. Sie kehrten von dort mit einander zum Schloſſe zurück.

Der Frühling iſt reizend, wo immer man ihn anfaßt.

Am Rückwege kamen ſie an den Teichen vorüber. Der alte Müller war eben damit beſchäftigt, die Schleuſe zu öffnen. Er grüßte freundlich, doch nicht demüthig; obwohl es nicht nöthig war, halfen ſie ihm bei der Arbeit. Er ließ es gewähren. Sein Antlitz wies jene charakteriſtiſchen Züge, welche genügen, um beim erſten Anblicke den Menſchen zu kennzeichnen. Die reichlichen Haare waren ihm ſchon völlig ergraut, dennoch zeigte ſich die gedrungene Geſtalt noch ſtark und kräftig. Sie erſchien wie ein Stamm aus lauter Muskeln.

Dies Geſpräch ging nur mühſam weiter, nicht als

ob der Müller durch die Gegenwart des Grafen befangen geworden wäre, ſondern aus dem einfachen Grunde, weil er taub war.

Sobald die Arbeit verrichtet war, dankte der Müller und entfernte ſich.

„Das iſt ein gar ſeltſamer Kauz,“ bemerkte der Graf und hielt Alberich abſichtlich noch am Teiche zurück, um über den Bauer zu reden. Seit dem Jahre 1848 heißt er der Galgenmüller.“

„Ein vortrefflicher Name für eine Dorfgeſchichte.“

„Er trägt ihn nicht umſonſt. Er fuhr zu jener Zeit ein Mal weit in's Land, um Getreide einzukaufen, und kam an einen Ort, wo die Lynchjuſtiz wegen einer ſchweren Anſchuldigung eben einen Zigeuner gehängt hatte. Unſer Müller ſah wohl ein, daß ſein Wort, wenn er es auch zu Gunſten des Uebelthäters erhöbe, in der Fremde wenig Eindruck machen würde. Er hielt ſich alſo ruhig und wartete, bis ſich der Haufen verliefe. Dies geſchah nachdem der Rachedurſt befriedigt war. Jetzt hatte unſer Freund nichts ſchneller zu thun, als zum Galgen zu eilen und den Strick abzuſchneiden. Bald darauf fing der Zigeuner wieder zu zappeln an, der Müller lud ihn unter die Säcke auf ſeinen Wagen und fuhr auf und davon. Um ihn den Verfolgungen zu entziehen, wurde die Nacht zum Fahren benutzt. Unſer Müller mochte ein wenig ein-

geſchlummert ſein, als er durch eine Bewegung hinter ſich aufgeweckt wurde. Er wendete ſich zurück und gewahrte, wie ſein Schützling, der unter den Säcken herausgekrochen war, ihm eben ein Meſſer in den Rücken rennen wollte. Eine raſche Bewegung des kräftigen Mannes vereitelte den Stoß. Er wurde nur ganz leicht an der Schulter verwundet; der Zigeuner hatte ihm bereits den Geldgürtel abgelöſt. Unſer Müller packte ihn jetzt ohne weiteres im Genicke, nahm den Strick, den er als ſparſamer Landwirth nicht am Galgen zurückgelaſſen hatte, und ein paar Augenblicke ſpäter hing der Strolch am nächſten Baume, und hoffentlich feſter, als das erſte Mal. Der Galgenmüller aber fuhr, mit ſeinem Tagewerke zufrieden, nach Hauſe."

Ungeachtet des tragiſchen Ausganges der Geſchichte lag das Lachen näher als das Bedauern.

Als ſie den Teich verließen, erblickte Alberich eine ſtarke eiſerne Kette, die der Galgenmüller dort am Boden zurückgelaſſen hatte. Er glaubte ſie beim Sperrwerke nöthig, dies war nicht der Fall; und als er dann nach Hauſe ging, hatte er darauf vergeſſen. Alberich nahm ſie und trug ſie mit ſich, um ſie dem Müller, der ſo ſtreng auf Juſtiz hielt, zurückzuſtellen und einem möglichen Diebſtahle vorzubeugen.

Die That des Galgenmüllers leitete das Geſpräch auf die Vorgänge und auf die Folgen jener Revolution.

„Sie war in der That der mausgebärende Berg,“ ſagte der Graf, „und die Burgen der Proletarier, die Barrikaden, zerfielen über Nacht, ohne auch nur, wie die unſren, eine Ruine hinter ſich zu laſſen.“

„Ungeachtet ihrer jämmerlichen Unfertigkeit blieb ſie doch nicht ohne Einfluß auf das Zeitgefüge. Die ſocialen Aufgaben der Gegenwart liegen jetzt in beſſeren Händen. Die Zerſetzung der Stände ſchreitet rüſtig weiter. Der Zunftzwang wird gelöſt, der Verkehr jeder Art in großartigem Stile geöffnet, und ſelbſt die wieder begonnene maßloſe Reaction der Privilegien befördert am Ende ihre völlige Einebnung am nachhaltigſten. Selbſt der dämmerungsfrohe deutſche Geiſt arbeitet jetzt mit rothglühend gemachter Vernunft, und zukunftſicher können wir die Nachſchütterungen jener Tage ertragen.“

„Die Verpuppung und Entpuppung der Nationen iſt eine langſame Metamorphoſe. Obwohl kein Freund der allgemeinen Ausgleichungstheorie, verurtheile ich den ausebnenden Geiſt der modernen Revolutionen nicht unbedingt. Ich haſſe die Wechſelnichtigkeit beider Extreme. Mit Verachtung erfüllt mich vollends der politiſche Köhlerglaube mehrer meiner Standesgenoſſen, die wie jene Theriaki am Opium der Erinnerung kauen, bis ſie von nichts als mittelalterlichen Träumen umgaukelt werden.“

„Nicht, wo die Sonne unterging," ſagte Alberich nach einer Weile, „muß man ihren Wiederaufgang erwarten, ſondern an der entgegengeſetzten Seite."

„Ich bin zu müde," bemerkte Faramond, „um an den Welthändeln noch Theil zu nehmen; ich lebe in der Stunde des Abendrothes, und werde den Sonnenaufgang nicht abwarten."

„Auch ich bin zum Werke nicht berufen, und jedes Vordrängen iſt ſelbſt für die gute Sache gefährlich. Verwundern Sie ſich nicht, Herr Graf, wenn ich Ihnen eheſtens entſchwinde. Ich fühle wieder ein Mal Heimweh nach den Bergen, Sehnſucht nach der Schweiz, wo einem, ungefragt um Glauben und Ueberzeugungen, ſich ſelbſt und der Natur zu leben gegönnt iſt."

Der Graf trennte ſich von ſeinem Gefährten. Alberich trug noch immer die Eiſenkette des Müllers.

Er ging nach Grafenpfalz und ſetzte ſich auf die Terraſſe des Schloſſes und ſchaute hinaus in die Frühlingslandſchaft. Die breiten Kronen der alte Bäume boten einen anmuthigen Anblick.

Bald darauf erſchien auch Eitelfritz auf der Terraſſe. Dieſe Begegnung war Alberich heute vorzugsweiſe läſtig. Er blieb einſilbig und beſchloß, ſich bald darauf zu entfernen. Die Rückgabe der Kette bot ihm hierzu einen geeigneten Vorwand.

Aber Eitelfritz wurde durch ſeine Zurückhaltung

nicht abgeſchreckt. Er ſchien vielmehr in mittheilender, neckender Laune zu ſein, und ſuchte mehre Gegenſtände des Geſpräches vorzubringen. Wer ihn genauer kannte, mochte vermuthen, daß irgend eine Abſicht im Hintergrunde laure, oder daß er wohl gar einen Ausfall gegen Alberich vorhabe.

Dieſer blieb zerſtreut und rückhaltend; und bevor er den Entſchluß, ſich zu entfernen, ausführen konnte, begann der Baron in der That mit ſeinen Neckereien.

„Sie ſind heute ſehr ſchweigſam, als hätte die Waſſernixe es Ihnen geſtern angethan.“

„Ich habe mich in meinem Leben zu lange der Naturkunde gewidmet, um an derlei Wunder zu glauben. Auf meinen Reiſen ſind mir nirgends Sirenen begegnet und unter dem Mikroſkope und im Niederſchlage chemiſcher Verſuche hat ſich mir noch niemals ein Atom einer Nixe gezeigt.“

„Sehr gelehrt, mein Herr. Sollten Sie aber bei guter Gelegenheit nie in der Romantik gearbeitet haben? Dies Studium mag mitunter doch auch verlockend ſein.“

„Es taugt mehr für Cavaliere, wie Sie, die ihrem eigenen Weſen nach der Romantik angehören.“

„Ich würde mich der Verlockung nicht entzogen haben,“ erwiderte Eitelfritz mit Gereiztheit, „aber die

Nixe von geſtern that gegen mich ſehr ſpröde, und gab dem gelehrten Herrn entſchieden den Vorzug."

„Und wem theilen Sie die Rolle der Nixe zu?" fragte mit ſtolzem Ernſte Alberich, der erſt jetzt die Abſichtlichkeit des Freiherrn zu argwohnen anfing.

„Sie wiſſen, die Nixen tragen Kronen," antwortete Eitelfritz mit boshaftem Lächeln.

„Herr, ich verbiete Ihnen, die geringſte unpaſſende Anſpielung auf eine Dame zu machen, der wir unbegrenzte Verehrung ſchuldig ſind." Alberich ſaß hoch aufgerichtet, ſeine Hand ſpielte mit der Eiſenkette, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Sein Antlitz war vor Zorn hochroth aufgeglüht.

„Ho, ho, Sie wollen dem Hofjunker Sitte lehren!" rief der Baron höhniſch mit lautem Lachen.

„Jedem, der ihrer bedarf."

„Sie fallen aus Ihrer Rolle, Herr, und bringen uns in ſchiefe Stellung gegen einander. Ich hätte faſt Luſt, Ihnen die Ehre eines Duells zu erweiſen."

„Aber ich werde Ihnen dieſe Ehre nicht erzeigen."

„Wie, mein Herr, Sie inſultiren? Jetzt müſſen Sie!"

„Ich muß nichts, was nicht meine Pflicht iſt."

„Wiſſen Sie, wer ein Duell zurückweiſt, iſt nach

den Geſetzen der Ehre, die glücklicher Weiſe noch gelten, ein —"

Alberich hatte in ſchärfſter Spannung zugehört; ehe der Satz vollendet war, knackte die Kette in ſeiner Hand; er hatte in der Aufregung einige ihrer Glieder zerriſſen.

Eitelfritz von Zollern ſah, durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, auf den Tiſch. Es ſchien unglaublich, daß ein Mann die gewaltigen Eiſenringe mit freier Hand abſprengen könne. Der Baron vollendete nicht den begonnenen Satz. Alberich warf die Trümmer der Kette auf den Tiſch und ſtand auf.

Es folgte eine kurze Pauſe, in der ſich die zwei Männer ſchweigend gegenüber ſtanden. Die Wogen ihrer Aufregung gingen noch hoch, aber die äußere Faſſung fing an, zurückzukehren.

Alberich begann zuerſt zu ſprechen, der Ton ſeiner Rede war ernſt, faſt feierlich.

„Wollen Sie ſich durchaus mit mir duelliren, gut, ſo hören Sie meinen Vorſchlag: Drüben im Gebirge wüthet das Nervenfieber; es beſteht dort faſt kein Haus, das von der anſteckenden Krankheit nicht heimgeſucht wurde. Das Volk iſt arm, die Pflege gering, die Scheu vor dem tödtlichen Fieber allgemein. Gehen wir hin und pflegen die Kranken; Gott mag dann zwiſchen uns entſcheiden. Es iſt Ausſicht genug vor-

handen, daß wir Beide umkommen, jedenfalls zeigen wir, daß wir den Tod nicht fürchten. Wollen Sie auf meinen Vorſchlag eingehen?"

„Gewiß nicht," antwortete Eitelfritz, der ſchon wieder zu lachen vermochte. „Sie ſind ein ſeltſamer Menſch, ich ſehe ſchon, ich paſſe nicht zu Ihnen. In Ihrem Umgange müßte ich mir andere Anſichten und Begriffe, ja neue Namen für Dinge angewöhnen, mit denen längſt vertraut zu ſein ich mir bisher geſchmeichelt habe. Ich müßte alle meine Ueberzeugungen einer Reviſion unterwerfen."

„Ja wohl haben wir andere Anſichten," beſtätigte Alberich in ernſter Ruhe, faſt als ob er mit ſich ſelbſt ſpräche. „Die uralte Lüge der feinen Sitte und Lebensart, der Ehre und Schicklichkeit und die Werthſchätzungen ſo vieler Dinge müſſen allerdings einer großen, gewiſſenhaften Reviſion unterzogen werden."

Bald darauf entfernte er ſich langſam mit einem ſchweigenden Gruße.

Faramond hatte es unterdeſſen in die Nähe ſeiner endlich aufgefundenen Tochter getrieben. Er hatte ſeinem Kammerdiener völliges Stillſchweigen über dieſen Gegenſtand aufgetragen, und beſchloß ſeinerſeits das Mädchen kennen zu lernen, deſſen Wohlergehen von nun an das Ziel ſeines Lebens ſein ſollte. Was den Eltern ſonſt von der Stunde der Geburt ihres Kin-

des an gegönnt iſt, wollte er jetzt nachtragen und nach der ſo gewonnenen Kenntniß das Glück Philomene's begründen. Während einem anderen Vater vom erſten Lallen ſeines Kindes die allmählichen Regungen des Geiſtes und Herzens zu belauſchen vergönnt iſt, war es dem Grafen vorbehalten, jetzt mit einem Male das Ergebniß ſo vieler Jahre im Ganzen vor ſich zu ſehen. So ſehr auch jenes langſame Werden und Heranbilden das Vaterherz erfreuen mag: nicht minder reizend konnte der plötzliche Gewinn eines fertigen geliebten Weſens ſein. Es mußte ſich eine Fülle köſtlicher Ueberraſchungen ergeben, die volle Pracht der Jugend mußte die lieblichen Wandlungen, die ihr vorausgingen, reichlich erſetzen. Daß er aber ein werthvolles Daſein in die nächſten Beziehungen zu ſich heranziehen werde, dafür gaben ihm ſchon die erſten Begegnungen Bürgſchaft. Wie in einem myſtiſchen Nebelbilde erſchienen ihm wieder einzelne Erinnerungen an ſeine holde, erſte Liebe, dazwiſchen ſchwankten Anklänge ſeines eigenen innerſten Gemüthes, ein Zug der Sympathie, der ihm dieſes Weſen als verwandt und theuer vor Allen bezeichnete. Nicht bloß die Möglichkeit, eine Pflicht zu erfüllen, nicht nur die Ausſicht, Florette's unſchuldige Liebe jetzt an ihrem Kinde zu vergelten, hob ſeine Stimmung in ſo ſchwungvoller Weiſe, ſondern ihn überkam auch noch ein Mal in ſeinem Leben die Allgewalt der Liebe,

einer hohen, geläuterten, die das Glück des geliebten Weſens über das eigene ſtellt, und zu jedem Werke, zu jedem Opfer bereit iſt. Das Morgenroth ſeines Lebens war nur ein kurzes geweſen; in der Wetterluft der Ereigniſſe war es ſchnell verglommen, und ein trüber, grauer Tag war gefolgt; das Abendroth verſprach klarer und dauernder zu werden. Wie groß auch immer der Werth der irdiſchen Dinge ſein mag, Glückſeligkeit gewährt nur eines, und dieſes eine iſt die Liebe.

Faramond kam faſt unwillkürlich in die Nähe des Häuschens, in dem der Magiſter wohnte. Auf der Straße und im Gärtchen ſah er mehre Schulkinder, die eifrig etwas Verlorenes zu ſuchen ſchienen. Bald kam ihm auch der Schulmeiſter ſelbſt entgegen. Er recitirte:

„Alſo biſt du, Beſitz, Urſache beſorgteren Lebens,
Auf gefahrvollem Weg' führſt du uns ſelbſt in den Tod;
Menſchlichen Fehlern das Thor eröffneſt du grauſamen Hohnes,
Aller Beſorgniſſe Saat ſtreut die Begierde nach dir."

Der Graf fragte nach der Urſache der Verwirrung, der Magiſter fuhr fort:

„Thätig, Ihr Kinder, jetzt, und drängt das Schiff in die Meerfluth,
D'rauf gleichmäßigen Schlag's führe das Ruder die Hand!
Knüpft die Fäden des Glück's geſchickt an äußerſtes Unglück,
Denn die Götter ſind günſtig dem menſchlichen Fleiß."

„Aber lieber Magiſter," unterbrach ihn der Graf ungeduldig, „ſagen Sie mir nur, was hier die Kinder beginnen?"

„Welchem Geſchlecht ich entſprang und welches Geſchick mir, o Tullus,
Ziel, ſo fragſt Du, mein Freund.“ . . . .

„Ich achte Ihren Properz ganz ungemein,“ verſetzte der Graf, „aber laſſen wir heute gefälligſt die Verſe. Sagen Sie mir ganz einfach: was ſuchen die Kinder?“

„Alſo Proſa wollen Sie, nun gut, auch damit kann ich aufwarten: meine Tochter hat ein Geſchmeide, ein Kleinod möcht' ich ſagen, verloren, und ich habe die Schulkinder ausgeſchickt, um es zu ſuchen.“

Sie waren unterdeſſen zur Wohnung gekommen. Der Schulmeiſter lud den Grafen ein, einzutreten, was dieſer gern annahm.

Philomene ſchien über den Verluſt in der That bekümmert; ihre Augen zeigten Thränenſpuren. Sie hatte ein goldenes Herzchen, das ſie ſtets an einer ſchwarzen Schnur um den Hals zu tragen pflegte, plötzlich vermißt, es mochte ihr bei der Arbeit abgefallen ſein; und obwohl ſie das Bereich des Häuschens und der nächſten Umgebung heute nicht verlaſſen hatte, war es bisher doch nirgends aufzufinden.

Ihre Verwirrung war ſehr reizend. Der Schmerz, den ſie zu fühlen ſchien, ſteigerte die Holdſeligkeit ihres Weſens.

Der Graf erquickte ſich an dem lieben Anblicke, und deutete an, wie ſehr es ihn freuen würde, wenn es ihm gegönnt wäre, den Verluſt zu erſetzen.

Sie dankte ablehnend und fügte bei, daß ſie den kleinen Zierrath leicht vermiſſen würde, wenn er nicht von ihrer Mutter herrührte.

Wie ein elektriſcher Funke zündete dies Wort beim Grafen. Ihre Mutter! wie inhaltſchwer war dies Wort für ihn; und obgleich ſie darunter ein anderes Weſen verſtand als der Graf, ſo erfüllte ihn doch dieſes Wort aus ihrem Munde mit tiefer Rührung, es war gleichſam die Parole zu ihrem innigſten Verſtändniſſe, die Zauberformel, die ihm ein Recht auf das liebliche Mädchen gab, die es bald und für immer in ſeine Arme führen ſollte.

Faſt erwünſcht war es, daß die beiderſeitige Aufregung durch die Geſchwätzigkeit des Magiſters geſtört wurde. Er rief ſeine Späher, wie er ſie nannte, durch das offene Fenſter, und ein Kind nach dem andern kam und erſtattete den Bericht, daß es nichts gefunden habe. Der Schulmeiſter ſchalt ihr Ungeſchick und dazwiſchen die Unaufmerkſamkeit der Tochter, die den Verluſt veranlaßt habe. Es fehlte nicht an Citaten aus ſeinem Lieblingspoeten, und als nun die Ausſicht, das Geſchmeide zu finden, vorläufig verſchwunden ſchien, ſo rief er, gleichſam um ſich und die Anweſenden zu tröſten oder doch zu zerſtreuen, ſeine Vögel herbei. Bald erſchienen ſie und Staar und Dohle ſchrieen um die Wette: „Properz, Properz!“ Der Magiſter kraute ihnen

kefriedigt den Hals und nannte ſie mit zärtlichen Namen.

„Aber was hat denn mein alter Rabe,“ rief der Magiſter, „daß er allein kein Wort des Troſtes für mich bereit hat, und ſogar die Aetzung verſchmäht?“ Dazwiſchen ſtreute er freigebig Futter, und ſchnalzte aufmunternd mit dem Finger.

Der ſchwarze Burſche hüpfte unruhig vor ſeinem Herrn auf und ab und blickte mit den liſtigen Augen bald zu ihm empor, bald auf die reichlichen Broſamen. Er pickte aber nicht davon und trieb auch keines ſeiner Redekunſtſtückchen.

„Jetzt ſehe ich wahrhaftig,“ begann der Magiſter, „daß das liebe Vieh Verſtand genug beſitzt, um unſre Niedergeſchlagenheit zu begreifen. Er kann uns nicht helfen, darum hüpft es ſo beſorgt umher, und will uns durch ſeine Unruhe ſein Mitgefühl zu erkennen geben. Komm alter Burſche, und ruf wieder: Properz Properz!“

Aber der Rabe blieb ſtumm und ſprang unſtät wie bisher.

„Wo können wir denn gewiſſer Tröſtung ſchöpfen, als gerade bei unſrem trefflichen Klaſſiker? Ruf' nur immerhin: Properz, Properz!“

Der Rabe ſchien zu dieſem Lieblingsworte auszuholen, er bog den Hals, ſträubte die Federn, aber ob-

wohl man es ihm anſah, daß er gerne geplappert hätte, kam doch nur ein unverſtändliches Gurgeln zum Vorſcheine.

„So ruf doch mir zu Liebe wieder ein Mal Dein fröhliches: Properz, Properz!“

Diesmal konnte der Rabe der Verſuchung nicht mehr widerſtehen und ſchrie aus vollem Halſe: „Properz, Properz!

Graf Faramond hatte, um ſein Gefühl zu beruhigen, dem Verkehre des Magiſters mit dem Raben zugeſehen.

Als der Rabe jetzt aufkrächzte, bemerkte er, daß etwas Glänzendes aus ſeinem Schnabel fiel. Der Rabe fuhr darnach, aber Faramond hatte es noch früher als der verſchmitzte Vogel aufgeleſen.

Der Graf hielt jetzt ohne Zweifel das verlorene Kleinod Philomene's in der Hand.

Er warf einen Blick darauf; es war ein goldenes Herzchen mit einem eingelegten kleinen Rubinſteine. Faramond zuckte zuſammen; er drückte am Steine, die Kapſel ſprang auf, es lagen noch ſeine Haare darin.

Es war daſſelbe Herzchen, das er einſt Florette geſchenkt hatte. Auch das äußere Wahrzeichen, daß Philomene ſeine Tochter war, lag jetzt in ſeinen Händen.

Er zitterte und konnte nicht ſprechen, als er es ihr

hinreichte. Er hätte ſie am liebſten gleich jetzt als ſeine Tochter ausgerufen, aber die Rückſicht für ihr eigenes Glück rieth vielmehr, mit dieſer Kunde noch zurückzuhalten.

Mit einem Aufſchrei der Freude empfing ſie ihr liebes Kleinod. Die Freude ſtand ihr ſo ſchön.

Der Magiſter wurde erſt jetzt auf den Vorgang aufmerkſam, und fing ſeinen alten Raben zu preiſen an, den er für den geſchickten Finder der verlorenen Schmuckſache erklärte.

Philomene beſchuldigte den Vogel im Gegentheile des Diebſtahls.

Der Magiſter vertheidigte ihn, und der Rabe ſelbſt ſchrie ein Mal über das andere: „Properz, Properz!“

In dieſer Verwirrung hatten die Bewohner der kleinen Stube nicht Zeit den Grafen zu beobachten. Sein leuchtendes Auge, das Beben ſeiner Hände, das Roth der Freude, das ſeine Wangen färbte, blieb unbemerkt.

Der vielgeprüfte Mann fand in ſolcher Weiſe Zeit ſich zu ſammeln und entfernte ſich dann mit einem Glückwunſche zum erfreulichen Funde. Philomene dankte mit allem Reize der wiedergekehrten Freude.

Die kurze Scene hatte ſie ſchnell mit dem Grafen vertraut gemacht. Daß er ſelbſt ſoeben das koſtbarſte Kleinod ſeines Lebens gefunden hatte, ahnten ſie und der Magiſter freilich nicht.

Seit dieſem Augenblicke erging eine durchgreifende Veränderung über den Grafen. Die Inſchrift auf dem leeren Sarge in ſeiner Familiengruft ſchien nicht mehr die Deviſe ſeines Lebens zu ſein. Er konnte es nicht länger als ein verlorenes betrachten, ſeit er Florette's Tochter gefunden hatte, ſeit es in ſeine Macht gegeben war, dieſe ſo glücklich zu machen, als es ein Menſch auf Erden zu werden vermag.

Nächſt dem eigenen iſt die Beförderung des fremden Glückes die lohnendſte Aufgabe unſres Daſeins; ja die Freude über fremdes Glück, das wir begründen, iſt noch reiner, dauernder, als die über das eigene.

Die innere Abſicht des Grafen gewann jetzt ohne Zögern auch äußere Bedeutung und wurde mit der vollen Raſchheit eines kräftigen, wohlwollenden Herzens der Ausführung zugeleitet.

Graf Faramond beſtimmte ohne Zögern in ſeinem Palaſte in der Reſidenz und auf ſeinem Landſchloſſe die Zimmer für Philomene, es waren die am lieblichſten gelegenen. In aller Eile wurden Arbeiter gerufen, um ſie für die künftige Bewohnerin auszuſchmücken. Der Graf prüfte ſelbſt Tapeten und Plafondſtücke. Er beſtellte Einrichtung, Teppiche und anderen Zierrath vom edlem Stile und koſtbarem Geſchmacke. Die Auswahl irgend eines Geräthes nahm oft längere Zeit in Anſpruch, als man bei einem Manne von ſo ern-

ſten Richtungen vorausgeſetzt hätte. Schöne Gemälde, reizende Bronze und Vaſen wurden auserleſen, und zahlreiche allerliebſte Nippſachen beigegeben. Alles was Reichthum und feiner Geſchmack vermögen, ſollte in dem künftigen Aufenthalte ſeiner Tochter vereinigt werden.

Seine väterliche Sorgfalt vergaß aber auch nicht die übrigen Bedürfniſſe eines jungen Mädchens. Er beſtellte die feinſte Wäſche, eleganteſte Kleidung und Putzwaaren nach der neueſten Mode. Dazu kaufte er Schmuckſachen, wie ſie bei vornehmen Damen beliebt ſind. Das Funkeln der edlen Steine erfreute ihn mehr als jemals, weil ſie beſtimmt waren, bald die Reize des vielgeliebteſten Weſens zu erhöhen. Auch nach einem Damenreitpferde und nach einer neuen Equipage ließ er Nachfrage halten. Sogar für die Dienerſchaft ſeiner Tochter wurde bereits Sorge getragen, und ſich nach einer ſchicklichen Geſellſchafterin und um paſſende Kammermädchen erkundigt.

Was dabei die Freude des Grafen noch erhöhte, war die Perſönlichkeit ſeiner endlich gefundenen Tochter. Sie war nicht nur allein eines der reizendſten Mädchen, ſondern der kurze Umgang mit ihr ließ viele Bildungsfähigkeit vorausſetzen, ſowie ſich auch ſchon wirklich erworbene Kenntniſſe darſtellten. Der alte Magiſter hatte diesfalls das Beſte geleiſtet, das überhaupt in ſeinen Kräften lag. Allerdings wurde die

Ausbildung des schönen Kindes etwas jünglingsmäßig in Angriff genommen, sie war dafür um so gründlicher erfolgt, und die letzte feine Glättung erheischte nur noch geringe Anstrengung. Philomene wußte in Geschichte, Naturwissenschaften und Erdbeschreibung weit mehr als die vornehmsten Damen, sie mußte sogar die lateinische Sprache erlernen, und der Magister hatte dem Grafen schon bei der ersten Begegnung seine Befriedigung darüber ausgedrückt, daß Philomene ein lateinisches Distichon tadellos zusammenzustellen vermochte. Sie besaß eine wundervolle Stimme für den Gesang und hatte die Anfangsgründe der Musik erlernt. Ihre Art der Conversation besaß zwar nicht den gleißenden Schliff der eleganten Gesellschaft, war aber verständig, anmuthig und geistreich. Die glatten Phrasen, auf die man in der vornehmen Welt übereingekommen ist, waren ihr nicht geläufig, ja kaum bekannt, ihr Gespräch hatte aber Inhalt und Wärme und verfehlte selten Antheil zu erregen. Ihre Bildung war eine ursprüngliche, eigenthümliche und überraschte durch Vielseitigkeit. Schon jetzt gab sie keine naive Blöße, eine geringe Nachhülfe ließ erwarten, daß sie sich selbst in jenem Gesellschaftskreise, der sich gerne den ersten nennt, Geltung verschaffen werde, und daß seine raffinirten Praktiken, wenn sie selbe nicht allenfalls verachtend beseitigte, ihr bald ganz geläufig sein würden.

Dazu kam, daß dieſes edelſchöne Antlitz für ein zartliches, großmüthiges Herz Bürgſchaft leiſtete. Dieſe klaren Augen, der Schwung der Brauen darüber waren mit Kleinmeiſterei und trivialer Geſinnung ganz unverträglich; um ihre reizenden Lippen ſchwebte der lieblichſte Zug des Frohſinns und tiefen Gefühls, unter dieſem griechiſch kargen Buſen konnte das edle Geſetz maßvoller Begrenzung nie in Vergeſſenheit kommen.

Faramond pries ſich glücklich, daß er nicht nur allein ſeine Tochter aufgefunden hatte, ſondern daß er an ihr ein Weſen gewann, das auch, abgeſehen von der Beziehung zu ihm, ſeiner vollſten Achtung und der Anerkennung Aller ſo würdig war.

Dieſe Ueberzeugung von dem Werthe Philomene's beſtärkte ihn in dem Plane, ihr auch in den Augen der Welt in jeder Beziehung jenen Platz zu verſchaffen, der ihr als ſeiner Tochter gebührte. Sie ſollte nicht bloß der Liebling ſeines Herzens ſein, ſondern auch den äußeren Rang ſeiner Tochter einnehmen.

Er fragte bei dem ihm ſo nahe befreundeten Hofe an, ohne ſich vorläufig in weitere Auseinanderſetzungen einzulaſſen. Man zeigte ſich nicht abgeneigt, eine bezügliche Verfügung des Grafen anzuerkennen, und auf ein Wahlkind auch den erlauchten Namen, der mit ihm zu erlöſchen drohte, zu übertragen.

Mochte dann immerhin an seine Lehensvettern jener Theil der Güter fallen, auf den sie irgend Anspruch erheben konnten, der freie Rest seines Vermögens blieb noch immer ansehnlich genug, um der Grafenkrone seines Kindes den gebührenden Glanz zu verschaffen, und ihre Hand für einen standesmäßigen Bräutigam wünschenswerth erscheinen zu lassen. Zum ersten Male musterte jetzt Faramond die Reihe der jungen Cavaliere mit dem prüfenden Auge eines Vaters, der einem von ihnen sein kostbarstes Kleinod, seine einzige Tochter überlassen wollte. Es fand sich zwar noch keiner, gegen den nicht Bedenken erhoben werden konnten, aber diese Vorsorge lag noch nicht so nahe, und er tröstete sich mit der Aussicht, daß zur rechten Zeit auch der rechte Mann erscheinen werde. Jedenfalls nahm er sich vor, über das Wohl seines Kindes sorgfaltig und unermüdet zu wachen.

Unter solchen Vorbereitungen und Aussichten beschloß Faramond das Geheimniß über die Auffindung seiner Tochter vorlaufig noch gegen Jedermann, auch gegen diese selbst zu bewahren. Es sollten erst alle Zurüstungen für ihre Aufnahme in Grafenpfalz beendet sein, ehe er sie in ihren neuen Aufenthalt einführen wollte; ihre Ueberraschung sollte eine volle, unverkümmerte werden, er wollte ihr den ganzen Glanz ihres neuen Daseins mit einem Male vor Augen legen.

Es fiel ihm schwer, die eigene Ungeduld noch diese kurze Zeit zu bewältigen, und er hätte dies kaum zu leisten vermocht, wenn ihn nicht die Rücksicht auf das Wohl seiner Tochter hierin bestärkt hätte. Er wollte keine namenlose Waise in sein Haus einführen; kein Augenblick der Ungewißheit sollte die Stunde des Jubels verkümmern, darum mußte vorher auch noch die Anerkennung des Hofes erwirkt werden. Philomene sollte das Schloß seiner Väter schon als Gräfin betreten.

Die Zurüstungen zu diesem Empfange, das Anbahnen der fürstlichen Beistimmung nahm manche Zeit in Anspruch. Im Eifer solcher Thätigkeit verstrichen dem Grafen die Stunden. Geschäfte halfen ihm über die Tage der Erwartung und Ungeduld. Dazwischen zogen liebliche Träume künftigen Glückes und versprachen die Erfüllung längst erstorbener Wünsche. Wie wohl that Faramond nach dem Mumienfrieden verlorner Jahre diese glückliche Aufregung voll Hoffnung und Freude. Die Veränderung in seinem Innern konnte von seiner Umgebung nicht übersehen werden, obwohl ihr der Schlüssel zur Lösung versagt war.

Im Drange seines vollen Herzens eilte Faramond zum verfallenen Waldhause hinaus. Die Reste der Mauern standen noch zwischen wüstem Gebüsche, der ganze Grundriß eines eng begrenzten Lebens war noch

ſichtbar. Hier hatte einſt Florette gewaltet, um dieſe Stelle ſchwebte der Genius ſeiner Jugend und ſeiner erſten Liebe. Hochwüchſiges Unkraut wucherte an der Stätte, wo einſt ihr Fuß gewandelt. Der Graf ſetzte ſich auf die Mauerbrüſtung, die in dieſem Stillleben damals als Herd gedient hatte. Die Macht der Erinnerung überwältigte ihn; aus ſeinem tiefſten Leben ſtieg die längſt verſiegte Quelle der Thränen auf. Wilde Tauben girrten auf der Ulme, die daneben ſtand.

Baramond gelobte in dieſer Einſamkeit, das Kind ſeiner Geliebten nach allen ſeinen Kräften glücklich zu machen.

## Zehntes Kapitel.

Der Bergzug, der das Thal begrenzte, in welchem ſich Grafenpfalz befand, war eine vulkaniſche Erhebung. Zwiſchen dem ſaftigen Grün, das ihn bekleidete, brach hier und dort röthlicher Trachyt zu Tage, der die Tinten der Landſchaft belebte und beſonders der Abendbeleuchtung einen eigenthümlichen Reiz verlieh.

Wenn man am Kamme dieſes Berggeländes hinging, ſo hatte man, je nach der Windung des Weges, in zwei Thalflächen die Ausſicht. In der einen ſchmäleren bildete Grafenpfalz mit ſeinen Gebäuden, Weihern und Parke den bedeutſamen Mittelpunkt; die auf der entgegengeſetzten Seite gelegene weitere Ebene ſchmückte ein fürſtliches Luſtſchloß. Alte Lindenalleen führten zur geringen Anhöhe, die es mit ſeinen Flügeln bedeckte. Ziergärten im franzöſiſchen Stile lagen davor. Mitten in ſelben befand ſich ein prachtvoller Springbrunnen, der aus dem nahen Gebirge reichlich geſpeiſt wurde. Eine gewaltige Waſſermenge wurde bis in beträchtliche

Höhe aufgetrieben, dann theilte ſie ſich wie ein dichter Schleier nach allen Seiten und fiel in halber Höhe in eine breite marmorne Muſchel, aus der das Waſſer endlich in zahlreichen Rinnen und Strahlen in das Becken am Boden herunterlief. Dieſe Waſſerkünſte waren von lieblicher Wirkung, ſie hießen die fontaine des fées.

Prinzeſſin Ginevra bewohnte dies fürſtliche Luſtſchloß.

Demſelben faſt gegenüber machte die Bergwand in der Höhe einen gewaltigen Ausbug. Die darüber gelegene Plateforme von mäßiger Ausdehnung war mit prächtigen Eriken bedeckt und mit Hängebirken umſäumt; man genoß von dort aus die herrlichſte Ausſicht auf Schloß und Thal. Die Unbilde der Zeiten hatte den vorſpringenden Felſen allmählich unterhöhlt; jetzt ſchwebte er vermöge der unerforſchten Mechanik der Natur in ſchwindelnder Höhe über dem Thale. Sein Anblick erſchien vorzüglich aus der Tiefe überraſchend und unheilvoll. Das Volk nannte ihn den hängenden Stein.

In ſpäter Nachmittagsſtunde lag heute Alberich auf dem hängenden Steine. Moos und Heidekraut diente ihm zum Lager, ſein Kopf war auf einen uralten, verwitterten Felsblock aufgelehnt.

Ueber dem Thale glühte bereits die Färbung des nahenden Abends, am Himmel war kein Wölkchen zu

ſehen, drüben vor dem Fürſtenſchloſſe blitzte und funkelte der Zentbrunnen im Sonnenſchein.

Alberich lag in Gedanken verſunken. Stunde und Umgebung laden zum Sinnen über Vergangenheit und Zukunft ein.

Alberich hatte ſich vor ungefähr zehn Jahren im Zenithe der Jugend befunden. Glückliche Verhältniſſe hatten jede Sorge von ihm fern gehalten; er lernte viel und gründlich, ohne Abſicht auf Erwerb, lediglich aus Bedürfniß des Wiſſens, aus Durſt nach Erkenntniß. Seine Eltern waren ihm ſo frühe geſtorben, daß ihm ſogar der Schmerz über den Verluſt erſpart wurde; ſeine Kindheit ward von Fremden verſtändig und wohlwollend geleitet. Empfindelei war ihm fern geblieben, aber nichts deſto weniger bewahrte er ſich ein tiefes Gemüth. Sein Charakter bildete ſich edel und ſelbſtſtändig; die Räder deſſelben liefen gleichſam in Diamanten.

So vorbereitet hatten ihn die Jahre der Umwälzung getroffen. Er glaubte ſeine Ideale im Geleite der Zukunft zu erblicken und ergab ſich der Bewegung ohne Rückhalt.

Alberich befand ſich damals zugleich in der Sturmperiode der erſten Liebe. Bei einer Natur wie die ſeine kann man an deren Heftigkeit nicht zweifeln. Zwei Springfluthen hatten ſein Herz zugleich gefaßt und ſchleuderten es zwiſchen Himmel und Abgrund. Die

Dame, die er liebte, war aus harmloſerem Stoffe. Sie war dem feurigen Jünglinge von Herzen gut und wollte ihn ehestens heirathen, aber ſeine Begeiſterung für die Freiheit war dem ſchönen Kinde gleichgiltig, die Ausbrüche ſeiner Erregtheit verwirrend und läſtig. Er ſollte nur ſie lieben und darüber die Welt vergeſſen.

An dieſer Einſeitigkeit des Gefühls ſcheiterte ſeine Liebe. Sie konnte ihm nicht genügen, er vermochte es nicht, ihr ſein volles Leben zu opfern. Er riß ſich los und ſtürzte ſich kopfüber in die Brandung jener Zeiten.

Nichts, was er damals gethan hatte, reute ihn heute. Aber allmählich waren die Beſtrebungen der handelnden Parteien andere geworden, als von denen ſie ausgegangen — andere als jene, denen er ſein ganzes Daſein ſo gern aufgeopfert hätte.

Eine zweite Enttäuſchung folgte raſch auf die erſte, und abermals blieb ihm nichts übrig, als ſich loszureißen und abzuwenden.

Dieſes Mal trieb ihn der Ekel an der Verkommenheit der Leute in die Verbannung. Selbſt der Nachhall des ſinnloſen Getümmels war ihm unerträglich; er entfloh in die Wüſte. Jahrelang trieb er ſich außer Europa umher, er durchſchweifte die halbe Welt und erſtarkte endlich wieder an den Brüſten der Natur.

Als er nach Europa zurückkehrte, war der Welt-

theil und er anders geworden. Es hatten ſich allenthalben wieder dauernde Zuſtände angeſetzt und im Schlamme der Revolutionen wucherte die Vegetation der Ruhe.

Alberich hatte die Träume der Jugend aufgegeben. Er begriff, daß ein Volk ſeine Lebensſtufen nach Jahrhunderten, nicht nach Tagen zählen muß, und daß der Einzelne, der die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit mit erleben wollte, in thörichter Haſt das eigene Daſein vergeuden würde, ohne das Wohl der Menſchheit zu befördern. Dem Einzelweſen muß es genügen, einen Bauſtein, vielleicht, wie der Dichter ſagt, nur ein Sandkorn zum Baue der Ewigkeiten zu liefern. Die rollende Woge der Geſchichte trägt die Völker langſam aber zuverläſſig an den Hafen, in dem ſie dereinſt landen ſollen.

Er bekannte ſich jetzt zur Politik des Erreichbaren, in deren Ausführung ihm jedoch das Schickſal auch keine Stelle geſtattete. Er überließ ſie ohne Neid an andere Hände und wünſchte ſehnſüchtig, daß es beſſere ſein möchten, als die ſeinen. Er erkannte, daß es vorzüglich die Fürſten dieſer Erde ſeien, die den Fortſchritt der Menſchheit befördern oder hemmen, und flehte um den Segen des Himmels für ihr Walten. In der Klarheit, mit der er die Verhältniſſe auffaßte, fand er Beruhigung. Er war ein Entſagender, aber kein Unglücklicher.

In ſolcher Stimmung hatte er zuletzt abermals Europa durchreiſt und endlich den Grafen Faramond zufällig wieder getroffen, den er früher unter anderem Himmelsſtriche kennen gelernt hatte. Beide Charaktere, ja ſogar ihre Schickſale hatten einige Aehnlichkeit, dies mochte die erſte Veranlaſſung gegeben haben, daß ſie ſich angezogen fühlten. Im Geſpräche ſtieß Einer beim Andern auf Erfahrungen und Kenntniſſe, die ihm ſelbſt theuer waren; im Handeln achteten ſie gegenſeitig ein freies, wahrhaft edles Benehmen.

Alberich hatte ſich viel in der großen Welt herumgetrieben, aber die kleinlebigen Leute darin waren ihm ſtets widerwärtig geblieben. Er beſchäftigte ſich mit den großen Intereſſen der Menſchheit und war betroffen, wenn die gebildete Geſellſchaft nur Erbärmlichkeiten verhandelte. Ihre Meinungen ohne Geſinnung, ihre Unterredungen ohne Inhalt ekelten ihn an, er bedauerte, wenn ſelbſt die Geiſtreichſten einen Gedanken unter dem Blumenwurfe poetiſcher Bilder erſchlugen. Er mußte ſich von Zeit zu Zeit in die einſamen Gebirge, an das große, kühne Meer hinausflüchten.

Es that ihm wohl, in Faramond endlich ein Mal wieder einen vollwichtigen Menſchen gefunden zu haben; daßer zugleich ein Graf war, war ihm um ſo willkommener, denn er liebte bei innerer Gediegenheit die ge-

gültige Form, die in vornehmen Lebenskreiſen leichter und ſicherer erworben wird.

Seine Behaglichkeit wurde dadurch nicht geſtört, daß in der Umgebung des Grafen ſich auch eine Auswahl wunderlicher Perſönlichkeiten befand, welche die Thorheiten des menſchlichen Geſchlechtes auf eigene Rechnung im Großen betrieben. Mephiſto iſt jedes Menſchen Schatten; bei ſo reicher Gelegenheit ſchüttelte der Schalk in luſtigem Uebermuthe die Schellen. Solche Verkehrtheiten gaben Alberich und dem Grafen reichen Stoff zu beſonderen Studien und ergötzlichem Mummenſchanze.

Ob dies Alles genügt hätte, den Unſtäten ſo lange an einem Orte zu feſſeln, bezweifeln wir dennoch und dürfen dem Einfluſſe, den die Prinzeſſin allmählich über ihn gewonnen hatte, den Antheil daran nicht abſprechen.

Ginevra war von der Natur mit ſeltenen Vorzügen ausgeſtattet. Ihre Erſcheinung war edelſchön, ihr Geiſt geläutert, ihre Herz voll idealen Schwunges. Ihre Anſichten und Ueberzeugungen erquickten durch abgeklärte Reinheit und Frieden; mochten Ereigniſſe und Meinungen ſich noch ſo verwirrt an ſie herandrängen, das Getümmel erreichte ſie nicht, ſie ſchwebte immer ruhig über den Sturmwogen. Dabei machte ihr harmloſer Frohſinn den lieblichſten Eindruck. Die Welt regte ſie an, und ſie verſtand es, ihre Gaben zu genießen. Wie

ſie eine unerſchütterliche Freundin des Wahren und Guten war, ſo ſuchte ſie auch auf allen Wegen nach dem Schönen und erfreute ſich, wenn ſie ſeiner habhaft wurde. Sie verſtand es, zum edlen Inhalte die reizende Form zu finden. Wenn ſie ſich in willkommener Geſellſchaft in voller Unbefangenheit gehen ließ, ſo konnte ihre Laune die hinreißende Wirkung kaum verfehlen. Dabei gab ihr die geſellſchaftliche Stellung einen eigenthümlichen Glanz, der, weit davon entfernt beſchwerlich zu fallen oder zu verletzen, den innern Gehalt noch zu heben vermochte. Ginevra war ein Weſen, welches Wohlwollen zu erwecken, das zu entzücken berufen ſchien.

Alberich hatte ihren Werth keinen Augenblick verkannt. Die Neugierde, die ihm die blendende Erſcheinung beim erſten Begegnen eingeflößt hatte, ſteigerte ſich bald zu dauerndem Antheile. Es erwachte der Wunſch, alle Seiten dieſes reichen Daſeins kennen zu lernen; ſie glich einem feingeſchliffenen Diamanten; jede neue entzückte ihn. Es folgte die Sehnſucht, ſich auch in die Geheimniſſe ihres Herzens zu vertiefen. In glücklichen Stunden glaubte er darunter eines zu entdecken, das alle Pulſe ſeines Lebens in heftigſte Aufregung verſetzte. Er ahnte, daß er Ginevra nicht gleichgiltig ſei. Er aber liebte ſie bereits mit der ganzen Macht eines ſtarken männlichen Herzens.

So war jenes wunderbare Gefühl der Liebe denn wieder über ihn gekommen. Leiſe wie der Frühling war es herangeſchlichen. Er hatte ſein Herz für immer im Eiſe des Lebens erkaltet gehalten; aber ein Sonnenſtrahl nach dem andern fiel auf die kryſtallene Fläche, bald rieſelten lebendige Tropfen; ein Hauch des Himmels ſtrich über alte Wünſche und Hoffnungen, dann ſpiegelte ſich wieder die Sonne des Glückes in der blauen beweglichen Fläche. Ach, er liebte Ginevra, er mußte ſie lieben, innig und unabweisbar.

Alberich hatte das Leben und die Welt zu genau kennen gelernt, um über das Schickſal ſeiner Liebe in Zweifel zu bleiben. Sie war edel und heilig, aber auf dieſer Erde gab es keinen Raum für ſie. Dies begriff er, dies wußte er. Seine Liebe war von der Hand der Entſagung geweiht. Eben weil er entſagte, durfte er lieben. Weil er kein Glück verlangte, traf ihn auch keine Schuld.

In der Stunde, in der wir ihn am hängenden Steine trafen, überkam ihn die volle Erkenntniß ſeiner Lage, ſie verſetzte ihn in eine hohe feierliche Stimmung. Sein Entſchluß ſtand feſt, dieſe werthe Gegend eheſtens für immer zu verlaſſen. So mochte dem römiſchen Dictator Decius Mus zu Muthe geweſen ſein, als er ſich dem Tode weihte.

Drüben hinter den Baumkronen lagen die Giebel

des fürſtlichen Schloſſes, die Fenſter funkelten im Glanze der tiefer gehenden Sonne, der Feenbrunnen glich einer Girandole von Sonnenſtrahlen. Alberich's Blicke hafteten auf dem reizenden Lichtſpiele. Die Bitterkeit des nahen Abſchiedes überkam ihn. Er ſeufzte.

In dieſem Augenblicke legte ſich eine zarte Hand auf ſeine Stirne. Ein ſüßer, magnetiſcher Hauch ſchien der warmen Berührung zu entſtrömen; er ergab ſich dem wohlthuenden Einfluſſe und mochte nicht ſogleich aufſehen.

„Sie ſeufzen?" ſprach eine Stimme, die hier auf der Bergeinſamkeit noch lieblicher klang, als unten im Thale.

Es war Ginevra's Stimme. Alberich wollte aufſpringen.

Ihre Hand, die noch immer auf ſeiner Stirne lag, hielt ihn mit leiſem Drucke.

„O nicht doch, bleiben Sie; ich will mich zu Ihnen ſetzen. Ich bin meiner Oberhofmeiſterin entſchlüpft, hierher in dieſe ſchwindelnde Höhe wird ſie mich nicht verfolgen. Laſſen Sie mich fünf Minuten freie Luft an Ihrer Seite genießen."

Sie ſetzte ſich auf das bemooſte Felsſtück, an das ſich Alberich kurz vorher gelehnt hatte. Er ſaß nun gleichſam zu ihren Füßen und hielt ſein Haupt zu ihr aufgebogen.

Das einfache Kleid, das Ginevra trug, ſtand ihr höchſt anmuthig. Ihren Hals umfing eine Reihe großer Perlen. Sie ſchimmerten dämmerig, als wären ſie Thränen der Venus.

Sie war heute unſäglich ſchön, der Liebreiz ihres Antlitzes war noch durch den ſchalkhaften Ausdruck ſchuldloſer Fröhlichkeit gehoben. Alberich blieb in ihrem Anblicke verloren; unter ihnen lag das Thal im vollen Glanze des Abends, in den Lüften war das letzte Schweben der Vögel ſichtbar. Er vermochte nicht, ein Geſpräch zu eröffnen.

„Was ſinnen Sie?“ fragte die Prinzeſſin mit der ganzen Milde ihrer Stimme. „Haben Sie mir aus dem Zuge Ihrer Gedanken nichts mitzutheilen? Vergeſſen Sie nicht, Alberich, daß uns eine heimliche Stunde, wie dieſe, ſo bald nicht wieder vergönnt iſt.“

Der junge Mann ſtarrte in ihr Angeſicht, als würden ihm ſelige Viſionen zu Theil, aber er blieb ſtumm wie früher.

„Faſſen Sie Vertrauen zu mir, Alberich! Es giebt Augenblicke, die kaum jemals wiederkehren: ſolche Augenblicke ſind es, in denen ſich die Menſchen verſtändigen müſſen. Sind ſie ein Mal unbenützt verfloſſen, ſo gehen Herzen, für einander beſtimmt, unwiederbringlich auseinander, und unſere Anweiſung auf Glückſeligkeit bleibt ein weißes Blatt, mindeſtens für dieſes Leben.“

Ein hoher Ernſt war über ſie gekommen, ihr Antlitz war blaß geworden wie Sternenlicht. Alberich ſchwieg noch immer.

„Sie mögen Recht haben," begann ſie von Neuem, „daß Sie die Verantwortung zu reden mir überlaſſen wollen; ich übernehme ſie auch, denn, ſeit ich weiß, was geſtern meinetwegen zwiſchen Ihnen und dem Baron vorgefallen iſt, bin ich meiner Sache gewiß, Alberich, Sie lieben mich!"

Er war leiſe aufgefahren, ſie winkte ihm Ruhe.

„Laſſen Sie mich reden, Alberich. Sie lieben mich, aber auch ich liebe Sie — unſäglich!"

Länger vermochte ſich der junge Mann nicht zu halten. Er war auf die Kniee geſunken und umfing ihre Füße mit ſeinen Armen. Leiſe neigte ſie ſich zu ihm hernieder und drückte einen Kuß auf ſeine Stirne.

„Ich tadle Sie nicht," begann ſie nach einer Pauſe, die für Worte zu hochgeſtimmt war, „ich tadle Sie nicht, daß Sie das Bekenntniß der Liebe zuerſt aus meinem Munde vernehmen wollten. Unſere Lage iſt eine eigenthümliche und rechtfertigt Ihren Stolz und Ihre Demuth. Nun wohl, ich habe Ihnen Genüge geleiſtet; wir ſind uns klar, jetzt laſſen Sie uns gemeinſchaftlich erwägen und handeln."

Alberich war aufgeſprungen. Die letzten Worte der Prinzeſſin hatten den Zauber gelöſt, wie eine ſüße

Betäubung entſank es ſeinen Gliedern. Alberich hatte das Bewußtſein wieder gewonnen, die Welt lag wieder in nüchterner Dunkelheit vor ihm.

„Sie ſind ſehr gütig, Prinzeſſin, daß Sie mir geſtatten, an einſamer Stelle von Ihnen Abſchied zu nehmen. Sie wußten, daß mir die Sitte der Geſellſchaft nicht geläufig iſt, und daß mein Herz noch zu lebhaft ſchlägt, um die Gegenwart einer Göttin maßvoll zu ertragen und zu — verlaſſen.“

„Soll ich an Ihnen irre werden, Alberich?“ entgegnete Ginevra. „Der Augenblick iſt zu einzig in ſeiner Art, um das, was ich begonnen, halb gethan aufzugeben. Ich habe Ihnen ſo viel geſtanden, um auch von Ihnen Wahrheit verlangen zu können. Sagen Sie mir: lieben Sie mich?“

Alberich ſtand tief erſchüttert und ſchweigend vor ihr.

„Sagen Sie mir, lieben Sie mich und ſind Sie bereit, dieſer Liebe jedes Opfer zu bringen?“

„Das bin ich,“ rief jetzt Alberich mit Begeiſterung, „eben weil ich Sie über Alles liebe!“

„Wie Ihr Männer doch ſeid,“ entgegnete Ginevra und wieder ſchwebte ein minnereizendes Lächeln über ihr Geſicht; „Ihr verſteht das Leben nur in hohem Pathos aufzufaſſen, oder Ihr verachtet es. Die Mittellagen überlaßt Ihr ausſchließend an uns Frauen;

da müſſen wir prüfen, Auswege erſinnen und nach Mitteln und Wegen forſchen. Daß Ihre Geliebte eine Prinzeſſin iſt, das genügt, um Ihnen die extremſten Löſungen vorſchweben zu laſſen. Sie ſind ein Philoſoph, und dennoch verblüfft Sie das Bischen irdiſcher Hoheit."

„Mich nicht, Ginevra," erwiderte er ernſt; „mein Stammbaum, wie der Ihre, verläuft in der gleichen Aſche der Gräber. Auf mich macht der Glanz des Fürſtenhutes keinen Eindruck, aber neben mir ſtehen ja Sie und — die Welt."

„Mit mir verſuchen Sie es immerhin, Alberich," unterbrach ihn lächelnd die Prinzeſſin. „Vielleicht hatten Sie von mir bisher eine zu geringe Meinung."

„Glauben Sie, daß Ihr Bruder mich jemals bis zu ſeinem Fürſtenſtuhle emporzuheben geneigt wäre?"

„Das gewiß nicht, und Sie verlangen es wohl auch nicht. Aber fiel Ihnen keine andere Löſung ein?"

„Sie wollten alſo zu mir herabſteigen?" fuhr Alberich mit kaum bewältigter Erſchütterung fort. „Sollen wir in irgend einem Winkel Deutſchlands die Idylle von der fürſtlichen Schäferin abſpielen und den vornehmen Kreiſen und dem Volke als Mährchen leben?"

„Giebt es kein Land, in dem Maskenfreiheit im Leben gilt?" fragte Ginevra in erwachender Aengſtlichkeit.

„Sie meinen Amerika. Nicht doch, ich kenne es. Die Rolle der fahrenden Dame ist nicht für Sie, Ginevra; Ihr Nervengewebe ist zu fein, um die Unbilden des bösen Wetters zu ertragen, Amerika aber ist zu roh, um den Preis der Entsagung zu bieten."

„So gäbe es kein Land auf der Erde, wo ein Herz, das nicht Glanz, nicht Anerkennung, das nur Frieden und Liebe will, eine Zufluchtsstätte fände?"

„Keines!" erwiderte Alberich ohne Zögern, aber mit Bitterkeit. „Glauben Sie mir, Prinzessin, zu großen Entschlüssen ist der Mensch fähig, aber kleine Durchführungen ermüden und werden unerträglich. Eine Krone und selbst das Leben können wir in Begeisterung freudig von uns werfen, wer aber vermag die Last schiefer Stellungen, die tägliche Pein der Lächerlichkeit zu ertragen? Diese würden Sie in den Augen der Welt auf sich laden, wenn Sie Ihrem bevorzugten Stande einem Abenteurer zu Liebe entsagen würden. Die Welt ist noch lange nicht auf dem Standpunkte angelangt, um menschliche Verhältnisse menschlich zu beurtheilen; und sogar wir selbst haben nicht die unbefangene Selbstständigkeit erreicht, um die Verwerfung und den Hohn von Unseresgleichen zu ertragen. Ich kann, ich darf Ihr Opfer nicht gestatten, Ginevra! Zu welcher Höhe sich auch Ihr Geist erschwungen hat, Sie können eigenes Vorurtheil überwinden,

jedoch am fremden müßten Sie zu Grunde gehen. Täglich würden Sie neue Kränkungen erfahren; Sie würden ſie mir verbergen, ich aber würde ſie errathen; ſelbſt wo Ihnen keine widerfuhren, würde ich ſie vermuthen und für Sie empfinden. Sie müßten unglücklich werden, Ginevra, aber noch unſeliger würde ich ſelbſt ſein."

Er ſchwieg; auch Ginevra blieb eine Weile ſtumm. Dann fragte ſie mit ängſtlicher Trauer: „Und wo ſoll unſerer Liebe Erfüllung werden?"

„Jenſeit der Gräber!" rief Alberich mit düſterer Ruhe.

„Jenſeit der Gräber?" wiederholte Ginevra mit nervendurchzuckten Zügen; in auflodernder Begeiſterung warf ſie ſich an ſeine Bruſt und bedeckte ſein Geſicht mit glühenden Küſſen. „Nun wohl, jenſeit der Gräber? ich bebe nicht vor dem dunklen Lande, in das Du mich rufſt; wohl Geliebter, laß uns Arm in Arm hinübereilen!"

Sie hatte ihn mit dem einen Arme umſchlungen und wies mit dem andern in die Tiefe, die zu ihren Füßen lag. Unwillkürlich war er ihrem Antriebe gefolgt; ſie ſtanden am Abgrunde, und, ſeine Worte mißverſtehend, wollte ſich Ginevra mit ihm hinunterſtürzen.

„Nun wohl, Du einzig Geliebter! jenſeit der Gräber!"

Mit ſtarkem Arme hielt ſie Alberich am ſchwindelnden Felſen zurück.

„Nicht ſo, Ginevra!“ begann er in feierlicher Stimmung. „Wir haben nicht das Recht, den Vorhang vor jener Zukunft eigenwillig zu zerreißen. Das Leichentuch wird uns werden, unausbleiblich, früher oder ſpäter, aber wehe dem, der ſich voreilig in ſeine Windeln birgt. Es iſt uns für dieſe Erde eine größere Beſtimmung geworden, als allvergeſſend nur unſerer Liebe zu leben. Erfüllen wir jene und laſſen Sie uns dieſer entſagen, weil das Schickſal ſie verbietet. In dieſem Falle ſtehen wir, Prinzeſſin. Für unſere Liebe giebt es hier keine Zuflucht, unſer Stelldichein liegt jenſeit der Gräber! Blicken Sie zum ewigen Himmel empor, und Sie werden den Muth verlieren, ſich ſelbſt zu tödten, — Sie werden den Muth gewinnen, zu leben. Möglich, daß Ihnen dies Leben noch lange auferlegt iſt, daß Ihnen erſt mit grauen Haaren die ſüße Zufluchtsſtätte des Grabes gegönnt iſt. O, bewahren Sie mir Ihre junge Liebe auch für dieſen Fall, und Gott verleihe Ihnen Stärke und ſegne Sie auf all' Ihren Wegen. Leben Sie wohl, Ginevra, ich weiß es, daß Sie die Kraft zu leben beſitzen; vergeſſen Sie nicht unſer Stelldichein jenſeit der Gräber!“

Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen und ent-

fernte ſich langſam, aber entſchieden auf dem ſchmalen Pfade vom hängenden Steine.

Am Schluſſe ſeiner Rede waren Ginevra's Arme langſam von ihm herabgeglitten; ſie ließ es faſt bewußtlos geſchehen, daß er ſie küßte, und ſtarrte jetzt ſtill und gebrochen auf die Stelle, wo er verſchwunden war.

Unterdeſſen war es Abend geworden, das Thal wurde dunkler; purpurner Duft lag auf der Bergkuppe, auf der ſich die zwei Menſchen getrennt hatten. In der Tiefe des Himmels fingen die erſten Sterne zu funkeln an, als hätten ſie telegraphiſche Zeichen aus der Ewigkeit zu beſtellen.

Ginevra ſtand noch lange auf dem hängenden Steine und ſtarrte in den Nachthimmel. Die Gedanken und Gefühle jener Stunde hat ſie Niemand mitgetheilt, nur die Engel waren die Zeugen derſelben.

Als ſie herniederſtieg, lag Berg und Thal ſchon im blauen Mondglanze, ſchlafende Blumen nickten zu ihren Füßen.

Ihr Herz war aus der Erſchütterung dieſes Tages geläutert hervorgegangen, ihre Seele hatte an Kraft und Erfahrung gewonnen.

Unten im Dorfe hatte ſich unterdeſſen eine fröhlichere Begegnung abgeſpielt.

Philomene hatte in kurzer Zeit das Schulmeiſter-

haus in wohnliche Ordnung gebracht. Die Reinlichkeit der Stuben haben wir ſchon früher ein Mal betrachtet; mittlerweile hatte ſie aber auch für den äußeren Hausſtand geſorgt.

Im Garten ſtanden die Bienenkörbe in Reihe, ein paar junge Lämmer weideten das Gras unter den Bäumen, und bei den Dacherkern flogen die Tauben aus und ein. Auch ein Hanshahn und ein paar Hühner bevölkerten bereits den Hof und hatten mit den gelehrten Thieren des Magiſters Freundſchaft geſchloſſen.

Das helle Geſchrei des Hahnes gefiel dem Schulmeiſter vorzüglich wohl, und er ſtellte an Philomene in allem Ernſte das Anſinnen, ihm den Namen Properz krähen zu lehren.

Aber ſeine Wünſche nahmen auch irdiſchere Richtungen; er hätte es nämlich ganz erſprießlich gefunden, wenn in dem leerſtehenden Stalle auch ein paar Kühe Quartier genommen hätten.

Ihm kam jetzt die ſiebente Elegie des vierten Buches ſeines Lieblingsautors nicht aus dem Sinne: wie nämlich der Hirt Cacus am aventiniſchen Berge die Rinder des Herkules nächtlicher Weile von der Weide raubt:

Dort wohnt Cacus, der Hirt, ein Räuber, in ſchrecklicher Höhle
Dreifach gewundenen Schlund's öffnet ſich dreifach das Thor.
Dorthin, damit kein' Zeichen den Raub verrathe, kein Fußtritt,
Zog er rücklings am Schwanz liſtig die Rinder hinein.

Die plötzlich erwachte Luſt des Magiſters an der

Landwirthſchaft ließ ihm den Vorgang des lateiniſchen Diebes in ſehr gemildertem Lichte erſcheinen.

Aber auch ohne die brüllenden Rinder fühlte er ſich in der neuen Schulmeiſterei ganz behaglich.

War (wie Properzius ſagt) mit tänariſchem Stein auch ſein Haus auf Säulen erbaut nicht.
Noch die Kammer mit Gold zwiſchen den Cedern geſchmückt.
Blieb es doch wahr: es zerfällt ſelbſt die Pyramide, obwohl ſie faſt den Himmel erreicht, ſo wie der Tempel des Zeus.

Sein Häuschen bot am Ende des Dörfchens in der That einen freundlichen Anblick, wie es ſo zwiſchen Baumgarten und Felde dalag und den Uebergang von der Häuſerreihe in die Flur vermittelte. Das gewaltige Storchneſt auf dem Firſte erweckte ein Gefühl der Heimath und der Ruhe, und der Magiſter hatte nur auszuſtellen, daß nicht auch der bedächtige Storch, der daneben Wache hielt, und der Hahn im Hofe den Namen ſeines gefeierten Properzius triumphirend der Welt verkündeten.

Philomene machte heute eine kleine Entdeckungsreiſe durch die anliegende Gegend. Sie war zuerſt dem klaren murmelnden Bache gefolgt, war durch blumenreiche Wieſen gegangen und endlich in eine Aue gerathen. Neben dieſer erhob ſich ein ſanft gegen Süden verlaufender Hügel mit prächtigen Getreidefeldern.

Der ſchmale Pfad durch den goldenen wallenden Weizen war von eigenthümlichem Reize. Purpurmohn

und Kornblumen blühten dazwiſchen, und ein Duft wie von künftigem Brode erfüllte die Luft. Philomene ging den Hügel hinan. Gediegener Sonnenſchein lag auf den Rainen, einzelne Vögel zogen im wolkenloſen Himmel, die Poeſie des Sommers war über die Landſchaft ausgegoſſen.

Philomene ſchritt langſam weiter, ſie ergab ſich jenem gemächlichen Sinnen, wozu Wärme und Sonnenglanz einladen. Sie war nicht minder als der Magiſter mit dem neuen Aufenthalte zufrieden. Dennoch ſchweiften ihre Gedanken öfter als die ſeinen nach jenen blaſſen Bergfernen, hinter denen ihr früherer Wohnſitz gelegen war. Der Magiſter hatte in die neue Umgebung aber auch ſeinen ganzen Schatz, ſeinen Properz in ſämmtlichen Ausgaben, mit allen Gloſſen und Noten herübergetragen, während das Herz eines Mädchens an ſo Manchem hängt, das ſich nicht in Kiſten und Schränke verpacken läßt. An derlei Kleinode ihres jugendlichen Herzens, die ſie zurücklaſſen mußte, mochte jetzt Philomene denken, während ſie den ſanften Rain im neuen Thale hinanſtieg. Sie ſeufzte leiſe und der einzige Thau in der ganzen Gegend, den die Sonne heute noch nicht aufgeküßt hatte, hing in ihren Augen. Dennoch war ſie nicht traurig. In ihre Sehnſucht miſchte ſich eine Zuverläſſigkeit, ein Vertrauen, das keinen Zweifel zurückließ. Das ſchöne Kind in voller

Lebensherrlichkeit war nicht für Schmerz und Kummer geboren, lächelnde Horen mußten berufen sein, ihr Blumen zu streuen, und die Pforten zur Glückseligkeit konnten nicht verschlossen bleiben, wo ihr roseblühender Finger anpochen wollte.

Von Zeit zu Zeit hielt sie an in ihrer ziellosen Wanderung und blickte hinter sich auf die Landschaft. Alles um sie war von gefallendem Ausdrucke, sie selbst aber blieb doch der Mittelpunkt der Schönheit im anmuthigen Bilde. Gesund und kräftig, vollendet und dennoch sehnsuchtsvoll glich sie der bunten Nymphe des Sommers. Der Strauß von Feldblumen auf dem runden abgebogenen Strohhütchen ergänzte die liebliche Deutung.

Philomene war zufrieden, daß der beginnende Hag einigen Schatten gewährte. Schlehdorn und Rosen waren zwar verblüht, aber die Beeren rötheten sich bereits, und zwischen den Dornen zwitscherten kleine Singvögel.

Die geringe Höhe war jetzt erreicht. Felder in Sonnengold getränkt lagen um sie, der fahrbare Richtweg nach dem Dorfe lief quer über den Hügel, in der Ferne zogen ein paar einsame Wanderer.

Wie emporgewachsen aus den Empfindungen, die Philomene in dieser Stunde erfüllten, stand eine gothische Mauerblende mit einem uralten Steinbilde vor ihr.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Sie legte den Kranz von ihrem Hute vor das Heiligenbild und ſank betend auf die Kniee.

Die Lerchen ſangen über ihr, die Grillen zirpten daneben im Graſe, die wunderbare Stunde des Abends begann. Das Gebet ihres Herzens war ſchuldlos wie die Natur um ſie. Gefühle des Dankes ſtiegen aus ihrer Bruſt gen Himmel; Wünſche und Hoffnungen wurden laut, aber ohne Haſt und Ungeduld und wie erfüllt vom Segen der Gewährung. Faſt in ſeliger Verzückung ſchien ihr Blick hinter jene Bergfernen zu dringen, und was ihr Liebes dort zurückgeblieben ſtieg in zuverläſſiger Treue aus der Vergangenheit empor. Sie wußte, daß ſie durch die Trennung nichts verloren, und daß die Entfernung die Gefühle ihres Herzens nur noch läuterte und verklärte.

In der Inbrunſt ihrer Andacht hatte ſie nicht bemerkt, daß unterdeſſen ein Wanderer den Hügel heraufgekommen war und ſich neben ſie, ein wenig nach rückwärts, niedergekniet hatte.

Als ſie nun endete, wurde ſie ſeiner gewahr. Sie ſtand haſtig auf und wandte ſich nach ihm.

„Aurel, o mein Aurel!“ rief ſie und ſtürzte in ſeine Arme, und weinte und jauchzte vor Freude. „Wie kommſt Du hierher, Aurel?“

„Stille, ſtille! Davon ſpäter,“ rief der junge Mann, „jetzt in der Stunde des Wiederſehens ſei

mir gegrüßt, Philomene und nichts als gegrüßt und willkommen! Gegrüßt ſei mir Dein ſchönes Augenpaar, der Glanz meines Lebens, der Ausſchnitt in die Glorie des Himmels! Gegrüßt Deine Wangen, die Morgenröthe meines Glückes! Gegrüßt Dein holder Mund, der Born der Huld und Minne! Gegrüßt ſei mir Dein reiner Leib und Dein Herz und Deine Seele! Gegrüßt ſeiſt Du mir, Philomene, Du ſeliges Weib, Du meine einzig Geliebte, meine für ewig Erkorene!“

In der Begeiſterung des Wiederſehens hatte er ſie umſchlungen und mit tauſend Küſſen bedeckt. Ihre Blicke loderten ineinander, Jubel und Seufzer verhauchten unter Küſſen; die Pulſe des jungen Paares ſchlugen fröhlich gleich Hochzeitsglocken.

Aurel war ſchön, wie der Erſtgeborene der Schöpfung. Von ſeiner prächtigen Stirne leuchtete der volle Adel der Männlichkeit, ſeine Augen funkelten Kraft und Entſchluß, ſein Mund lächelte, Wonne gewährend und verlangend. Zur kräftigen jugendlichen Erſcheinung paßte ſein Anzug auf das Trefflichſte. Es war der eines Bergmannes. Die unterbundenen Bauſchärmel des ſchwarzen Wammſes, der Ledergurt, der den ſchlanken Wuchs hervorhob, die Spangen vorne an der Bruſt und das Barett ohne Schirm hatten etwas Schwunghaftes, Ideales, dem aber die praktiſche Brauchbarkeit jeden Vorwurf phantaſtiſcher Willkür be-

nahm. Es läßt ſich nicht leugnen, das Bergmanns-kleid iſt die ſchönſte Tracht des Mannes.

„Wie kommſt Du hierher, Aurel?“ fragte das Mädchen wieder nach einer langen Pauſe, die nur dem Gefühle vorbehalten blieb.

„Wie ich hier herkomme, Philomene! Hab' ich's denn ertragen können ohne Dich, dort im einſamen Bergthale oder unten im dämmernden Schachte? Zuerſt, wenn mich die Sehnſucht nach Dir überkam, griff ich raſch nach Grubenlicht und Hammer, und ſtieg hinunter in die ewige Teufe, wo die Geſteine wachſen und die Metalle funkeln. Das half anfangs. Ich ſchlug und hämmerte wie der gröbſte Arbeiter in Stein und Kryſtalle; aber bald ward es mir unerträglich eng und bang in den Stollen und Geklüften, in endloſen Windungen ſchienen mir die Gänge in die ewige Nacht zu verlaufen, und der Berg dröhnte über mir, als wollt' er mich in ſeinem Sturze begraben. Mir blieb der Athem aus und haſtig eilt' ich zu Tage und mochte nicht mehr niederſteigen zu den tückiſchen Gnomen. Ich nahm den Bergſtock und eilte auf die freien ſonnigen Höhen. Mir war dort wohler, denn ich konnte in die Ferne ſchauen, und in der Ferne warſt ja Du! Ich irrte Tage lang im Hochwalde umher, die wilden Tauben girrten über mir, ich ſcheuchte das Birkhuhn auf und das Reh entſprang vor mir in's Dickicht. Unter

mir zogen die Nebel, ich badete mein Haupt im Thau und Sonnenglanz. Mich überkam ein köſtliches Gefühl der Freiheit, aber es vermochte nicht, mir die Liebe im Herzen zu ſtillen. Den Tag über ſchweifte ich im Gebirge, die Nacht verbrachte ich bei Köhlern oder Hirten. In einer Felſenhöhle am Grat des Gebirges überfiel mich ein Gewitter. Der Sturm brauſte, dann goß der Regen, als wären die Schleuſen des Himmels gebrochen, die Blitze fuhren um mich und die Donner rollten neben mir. Es war ein fürchterlich ſchönes Naturſpiel. Eine Nacht bannte es mich in meine Grotte; am Morgen ballten ſich die Wolken in einzelne Klumpen; ich ſtieg hernieder. Das Leben des Waſſers im Gebirge entzückte mich. Es troff aus den Wipfeln, es lief über Weg und Steg, hier und dort ward es zum Waldbach; es rann und brauſte auf allen Seiten um mich. Bald ſprudelte es zwiſchen Felſen, bald wollte es mir den Pfad verſperren, dann trieb es das Rad einer einſamen Bergmühle, endlich ſtürzte es ſich als Waſſerfall in die Tiefe. Ich horchte und lauſchte dem muthwilligen Treiben und verbrauchte faſt den ganzen Tag im Niederſteigen. Erſt gegen Abend kam ich zum Thale und hielt auf dem letzten Hügel. Das Wetter war unterdeſſen ganz ſchön geworden: blauer Himmel ſtand über mir, die Eichen waren von wunderlieblichem Grün. Das reizende Spiel des Waſſers hatte

mich auch hier noch nicht verlaſſen. Vom kaum erſt geſtillten Regen floſſen unzählige Quellen und Waſſer über den Abhang, unter dem Mooſe, durch das hohe üppige Gras rauſchte und rieſelte es unſichtbar. Vögel ſangen, ich war allein, mich ergriff eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach Dir.

Ich rief Deinen Namen durch den Wald, ein ſüßes Beben erſchütterte mein Herz bei den Tonſchwingungen Deines Namens. Ich rief ihn wieder, und — war verloren! Ohne Echo verklang er endlich; Philomene, Du warſt fern, und ich konnte die Trennung nicht mehr ertragen.

Am nächſten Morgen hatte ich mein Bündel geſchnürt; ich lief ein paar Tage quer durch Berg und Thal, jetzt bin ich wieder bei Dir, Philomene, und geh' nicht wieder, ach, und lieg' an Deinem Herzen!"

„Ei, Du wilder Menſch!" ſchmollte das Mädchen, „wie konnteſt Du die ſichere Stelle verlaſſen, die Dir dort verliehen war. Du ſagſt, Du liebeſt mich, Du denkſt auch wohl daran, daß wir uns heirathen ſollen, und läufſt nun toll und leichtſinnig aus dem guten Dienſte. Du warſt ſchon Hutmann, wäreſt auch noch mehr geworden, und dann hätten wir ein Paar werden können, ſagte der Vater, und nun —"

Es traten ihr faſt die Thränen in die Augen.

„So ſeid Ihr alle, Mädchen und Frauen," unter-

brach Aurel ſie lächelnd, „mitten im Fluge der Begeiſterung denkt Ihr an Topf und Schüſſel. Aber ſei getroſt, meine holde künftige Hauswirthin, Gold iſt ja nichts als verkaufte Arbeit; ich habe deſſen die Hülle und Fülle in meinen Armen. Und trag' ich nicht vom Gold den Namen, ſprüht und funkelt es nicht ſchon in meinem bloßen Namen zu Tage? Sei getroſt, Philomene, ſelbſt in Deiner Nähe winkten mir ſchon vertraut die Gnomen. Ich müßte mich ſehr irren, oder es glitzern dort auf den Hügeln mächtige Steinkohlenlager aus dem Geſteine. Ich habe Meißel und Picke mit, bald wirſt Du mich hämmern und pochen hören, Philomene; gewiß, ich erſchließ' uns hier den frohen Bergſegen, und dann Glück auf, Philomene!"

Das Mädchen blickte wieder lächelnd zum Geliebten empor. Sie hegte ja alles Vertrauen zu ihm, und die Gluth der Liebe hatte die aufdämmernden Thränen, noch ehe ſie an den Wimpern zitterten, ſchon wieder getrocknet.

„Aurel, Du biſt ein echter Bergmann!" rief ſie lachend, „noch ehe Du Dein Liebchen geküßt, haſt Du in ihrer Nähe ſchon im Geſtein gewittert und nach Mineralien geſchürft und gebrochen."

„Du haſt Recht, mein Liebchen, ohne meine Kunſt und Wiſſenſchaft gäb's kein rechtes Leben für mich. Nach Dir iſt mein Gewerbe mir das Liebſte auf Er-

den, und ich vermag kaum Berg und Thal anzublicken, ohne ſein in Luſt und Liebe zu gedenken. Erinnerſt Du Dich noch, wie ich Dir einſt eine Schmelzhütte zeigte, da man gerade das glühende Erz aus dem Ofen ſchießen ließ. Es loderte in weißer Gluth und Flammen züngelten um ſeinen Fluß. Als es in ſeine Mulde gelaufen war, goſſen die Schmelzleute Waſſer darüber, daß es ziſchte und Blaſen warf. Aber bald verkühlte ſeine oberſte Schicht und kruſtige Schlacken hoben ſich. Siehe, Philomene, ſo denk' ich mir, haben die Cyklopen dereinſt unſere Erde behandelt, ſie ſchütteten die Wolkenbrüche über den brennenden Stern, daß er ziſchte und brodelte; allmählich erſtarrte die Schlackenrinde und ward kalt und trocken. D'runter aber liegen die Adern der edlen Metalle, und wir Menſchen graben uns jetzt zu ihnen hinunter und wiederholen dann bei ihrer Bereitung den klugen Proceß des erſten Schöpfungstages."

Philomene vertiefte ſich in das großartige Bild, das der Geliebte vor ihr aufgerollt hatte.

Die Erde lag jetzt in der That im Dunkel der Dämmerung wie kalte Schlacken zu ihren Füßen, aber im Nachthimmel über ihnen brannten zahlloſe Sterne.

Sie ſtanden froh und ſchön, wie das erſte Menſchenpaar unter ihrem Geſunkel, — zwei reine ſchuldloſe Weſen, geſchaffen für alle Glückſeligkeit dieſer Erde.

berufen für ſie und ſehnſuchtsvoll nach ihr. Die Geſchlechter, die von ihnen abſtammen ſollten, mußten zahlreich werden, und kräftig und ſchön, wie ſie.

Von dieſem Wiederſehen hatte Graf Faramond allerdings keine Ahnung. Die Gemächer, die er für Philomene beſtimmt hatte, waren faſt ſchon hergeſtellt, mit jedem Tage kamen neue Einrichtungsſtücke und Zierwerke an, auch der gewährende Erlaß des Fürſten mußte bald erſcheinen. Wie freute ſich Faramond auf die nahe Stunde, in der ihm gegönnt ſein ſollte, Philomene in ſeine Paläſte zu führen und ſie vor aller Welt als ſeine Tochter, als die Erbin ſeines ſtolzen Namens zu verkünden.

## Elftes Kapitel.

Greifenklau hatte ſeine Adelskette wieder ein Mal verſammelt.

Der Gegenſtand, den er zuerſt zum Vortrage brachte, war das jetzt erwieſen vorliegende Verhältniß Alberich's zur Prinzeſſin. Die hohe Dame wurde von der Verſammlung von jeder Schuld freigeſprochen und ſelbe im vollen Maße Alberich zugetheilt. Man vernahm daher mit großer Befriedigung die Mittheilung des Kammerherrn, daß ſeine in delikater Weiſe erſtattete Anzeige bereits Erfolg gehabt, und daß man eheſtens die Verhaftung des gelehrten Reiſenden zu erwarten habe. Es wurde von einer Seite die Verwunderung geäußert, daß die Oberhofmeiſterin ſolche Anzettelungen unter ihren Augen geduldet habe.

Sie wurde durch die Betrachtung entſchuldigt, daß ſie zuerſt einen ganz andern Verlauf der Vorliebe der Prinzeſſin für den jungen Mann vermuthet haben mochte. Man könne hohen Zöglingen doch nicht jeden

heimlichen Zeitvertreib verſchließen, wurde bemerkt, und ähnliche Launen gewährleiſten gewöhnlich das tiefſte Geheimniß.

„Für die untadelige Geſinnung der Oberhofmeiſterin verbürge ich mich,“ rief der Kammerherr. „Ich ſah ſie in den Trauerwagen beim Leichenfeſte ihres eigenen Sohnes einſteigen, ſelbſt da vergaß ſie nicht, was ſie der Etikette ſchuldig war.“

Herr Schnaberl von Löwenmaul kündigte an, daß er in dieſer Gegend einen Erbauungsconventikel für den Adel der Landſchaft vorbereitet habe. Es waren bereits ein paar Prediger verſchrieben worden, die ihre Reden nur vor ſtiftsmäßigen Zuhörern zu halten hatten. Erſt nach beigebrachter Ahnenprobe ſollte der Zutritt geſtattet werden und jeder Zugelaſſene ſich dann bei ſeinem Eintritte durch ſeine Viſitenkarte legitimiren. Ein geſchmücktes Bethaus mit Fußteppichen und comfortablen Fauteuils und die Abweſenheit des gemeinen Volkes, deſſen Nähe unleidlich ſei, würden die gehobene Stimmung kräftigen.

„Das iſt ein vortrefflicher Gedanken,“ bemerkte ein Anderer, „und ich vermuthe, daß uns das Wort Gottes dabei auch mit der gehörigen Artigkeit vorgetragen wird. Das fromme Poltern mancher Eiferer iſt unerträglich, wer mag ſich über ſeine noblen Paſſionen rückſichtslos dem Tadel bloßgeſtellt ſehen?“

„Gewiß; es iſt doch eine ganz andere Sache," unterbrach ihn ein Dritter, „wenn Unſereiner Schulden macht, als wenn gemeine Leute ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Wir müſſen Aufwand machen, wir müſſen repräſentiren, und ſchlecht genug, wenn uns der Staat hierzu die Mittel nicht in anderer Weiſe an die Hand giebt."

„Natürlich," ergänzte Till, „es giebt keine Regel ohne Ausnahme. Das Geſetz und die Moral gilt für die Maſſe, die Ausnahme gehört unter die Vorrechte des Adels. Ihn ehrt Verſchwendung und Luxus, die Hoffarth iſt die ihm zuſtändige Sitte, ſein Stolz iſt berechtigt, ſein Hochmuth nur Selbſtgefühl. Der gemeine Mann muß ſich mit einem Weibe begnügen, er kann dieſes und ſeine Brut kaum ernähren; dem Junker gezieren die Damen mit den Camelien, dieſe allerliebſten kleinen Dinger, die ihm das Leben verſüßen, und denen auch er es angenehm macht. Schon vor der Reformation war auch in dieſer Richtung der Unterſchied der Stände anerkannt und wurde in Stein und Marmor verherrlicht. Sehen ſie die Fronte des Domes zu Ferrara an und ſeine bedeutungsvollen Basreliefs: Gott Vater ſitzt in der Mitte auf einem Thronſeſſel und faltet ſein Gewand vorne gleichſam zu Abraham's Schooße, darin aber befinden ſich nur Könige und Fürſten, Biſchöfe und Aebte. Daneben

ſteht ein rieſiger Teufel in Marmor ausgehauen und fegt mit ſeinem Beſen alles gemeine Geſindel unerbittlich in die Hölle."

„Welche tiefe Einſicht in den Lauf der Dinge hatten doch ſchon die naiven Meiſter jener frühen Zeiten."

„Dann ſagt wieder Luther ſelbſt: ein Fürſt hat einen viel größeren, ſtärkeren Engel, als ein Graf, einen größeren, ſtärkeren Engel, denn ein anderer gemeinerer Mann. Je höheren Stand und größeres Geſchäft einer hat, je größeren ſtärkeren Engel hat er auch, der ihn ſchützet, ihm hilft und dem Teufel wehret."

„Selbſt eigene Aerzte ſollte die Ariſtokratie beſitzen," fuhr Doktor Till fort; „es handelt ſich nicht ſo ſehr um feines Benehmen, als um das Studium, um die Praxis in noblen Krankheiten. Sollten Gänſeleberpaſtete und Kartoffelfäule dieſelben Gebrechen zu Tage fördern? Iſt der Schweiß bei vornehmen Sports und bei der täglichen Arbeit aus den gleichen Atomen zuſammengeſetzt? Ich bin entſchieden der entgegengeſetzten Anſicht."

Greifenklau beantragte zum Schluſſe, es ſollte verſucht werden, auch den Reichsgrafen Zimbelin für dieſe Adelskette zu gewinnen. Obgleich man gegen die volle Klarheit ſeines Verſtandes einige Bedenken kaum beſeitigen könne, ſo würde doch ſein Name allein der Verbindung zu unberechenbarem Vortheile gereichen.

Der Doktor übernahm die bezügliche Einleitung. Da er über Weisung des Reichsgrafen einigen von dessen Leuten Lectionen gab, um Minister zu werden, so befand er sich in der Lage, selbe mit Erfolg zu Ende zu führen.

„Ich habe dermalen um so mehr Aussicht auf die Bereitwilligkeit des Reichsgrafen," fügte Till hinzu, „weil es mir gegönnt sein wird, ihm einen wesentlichen Gegendienst zu erweisen."

„So, und worin besteht der?" fragte man von allen Seiten.

„Seine Erlaucht ist seit einiger Zeit gesonnen, sich nach dem Vorbilde seiner erhabenen Vettern, unter die er auch die beiden vorletzten Ludwige des alten Frankreichs zählt, eine Maitresse beizulegen, und befindet sich bezüglich der Verwirklichung dieses Wunsches in einiger Verlegenheit. Ich bestellte also unter der Hand eine neue Wachsfigur in Paris und werde seine Erlaucht ehestens mit der kleinen Pompadour überraschen."

„Vortrefflich ausgedacht," lobte Greifenklau, „Doktor Sie sind ein subtiler Kopf; gewiß es wird Ihnen gelingen, den Reichsgrafen für meine Adelskette zu gewinnen."

„Betrachten Sie das Geschäft als abgethan," versicherte Till.

Es wurde die Frage angeregt, ob denn Zimbelin,

der ſich nie vermählt hatte, auch niemals verliebt geweſen ſei?

„Ein einziges Mal," erzählte ein Herr, der in den Hofgeſchichten ſehr erfahren war. „Als junger Mann war der Reichsgraf auf ſeinen Reiſen auch nach Rom gekommen. Da traf es ſich, daß er ein Mal am ſpaniſchen Platze im Mondſchein luſtwandelte und in einem Palaſte den prächtigſten Sopran ſingen hörte. Die Nacht war lau, Orangenblüthen dufteten von den Balconen des Palaſtes. Die Thüre zu einem ſtand offen, und aus dieſer drang die hohe, wundervolle Stimme. Zimbelin fühlte ſein Herz gerührt und wandelte unten am ſpaniſchen Platze bis die Stimme verklang und die Lichter des Salon's verloſchen. Er hatte die ſingende Dame nicht geſehen, aber dennoch hatte ſie ſeine erſte Liebe erobert. Er träumte den Reſt der Nacht von ihr und erſchien am nächſten Abende wieder am ſpaniſchen Platze. Aber wie oft er dies auch wiederholte, die unbekannte Schöne blieb unſichtbar. Deſto herrlicher erſcholl in jeder Nacht ihr Geſang. Sie entledigte ſich der ſchwierigſten Arien mit ſeltener Bravour. Flog ihre Stimme jetzt wie ein Springbrunnen in ſchwindelnde Höhen, ſo wußte ſie ihren Tönen dann wieder einen Schmelz zu verleihen, der den Grafen vollends bezauberte. Zimbelin hatte die Sängerin noch niemals geſehen, war in ſie aber bereits bis über die

Ohren verliebt. Der ungeſtüme Anbeter konnte ſich mit dieſem platoniſchen Verkehre unmöglich länger begnügen und ſpähte an den Stufen des Palaſtes nach irgend einem vermittelnden Weſen. Endlich erſchien ein Mal die Duenna; geſchah es zufällig oder abſichtlich, das war dem feurigen Liebhaber gleichgiltig. Sie zu ſehen und zu ihr zu ſtürzen, war für den Reichsgrafen das Werk eines Augenblicks. Jetzt aber ergab ſich erſt das Peinliche der gegenſeitigen Situation. Die Duenna ſprach nur wälſch und Zimbelin verſtand dieſe Sprache nicht. Sie redeten und deuteten eine Weile erfolglos mit einander; zuletzt fiel dem Reichsgrafen der beſte Ausweg ein, er zog ſeine Börſe hervor und ſchob ihr ein paar Zechinen in die Hand. Jetzt ſchien es der Duenna wie Schuppen von den Augen zu fallen, ſie drückte ſeine Hände, verdrehte die Augen und bejahte ohne Unterlaß. Wie ſollte ihr ſeine Abſicht auch nicht klar werden, ſchmetterte doch oben ihre Gebieterin die reizendſten Rouladen und der Graf wies mit leuchtenden Blicken zum Balcone.

Genug, ſie verſtanden ſich von dieſem Augenblicke an. Zimbelin erſchien wie bisher jede Nacht vor dem Palaſte, dann ermangelte auch die Duenna nicht, ſich einzuſtellen und brachte ihm eine Blume, ein Band oder wohl gar ein geſchriebenes Liebeswort. Leider blieb jedoch die Sängerin noch immer unſichtbar.

Aber auch dieſer Uebelſtand ſollte ſich beheben. In einer Nacht hörte ſie plötzlich zu ſingen auf und ſchien im Gemache zu promeniren. Vor dem Balcone hing wie gewöhnlich ein weißer Vorhang; ſo oft ſie vorüber kam, erſchien der Schattenriß des Geſichtes auf ſelbem. Zimbelin war von ihrer ſichtbaren Nähe begeiſtert und warf unzählige Küſſe nach dem Balcone. Es beunruhigte ihn nicht, daß die Naſe ſich am Vorhange etwas lang abſpiegelte, hatte er den heroiſchen Schwung dieſes Körpertheils doch bereits als eine Eigenthümlichkeit römiſcher Geſichter kennen gelernt. Er wünſchte nur Eines, daß ſie endlich ein Mal auf den Balcon heraustreten und ihm ſelbſt ein Liebeszeichen hernieder winken möchte.

Seine Sehnſucht wurde endlich bei einem nächtlichen Stelldichein erfüllt. Die Luft war in dieſer Nacht von unerträglicher Schwüle, plötzlich verließ die Sängerin das Pianoforte, riß den Vorhang vom Balcone und trat heraus, um ſich an der Kühle der Nacht zu erfriſchen.

An der Identität konnte kein Zweifel ſein, denn noch auf dem Balcone wurde der letzte Triller des Liedes zum Sternenhimmel geſchleudert. Wer aber beſchreibt das Entſetzen des Reichsgrafen, als ſtatt der Sängerin ein Mann im Schlafrocke mit dröhnenden Stiefelabſätzen auf dem Balcone daherſchritt. Das

Räthſel fand bald ſeine Löſung, die bezaubernde Stimme gehörte dem erſten Caſtraten der ſixtiniſchen Capelle."

Man ſaß bereits bei Tafel, das Gelächter war allgemein.

„Dieſe Hiſtorie," bemerkte Till, „erinnert mich faſt an das Verhängniß unſerer gefeierten Dichterin **, die zu ihrem vortrefflichen Gedichte „An die Nachtigall" begeiſtert wurde, während unter den Linden ein wälſcher Scheerenſchleifer den Geſang dieſes Vogels mit einer Blechpfeife nachahmte."

Die ergebene Vorſorge, welche ſich der Junkerclub für die Prinzeſſin erlaubte, trug bald Früchte.

Die Oberhofmeiſterin hüllte ſich in die ganze ſteife Würde ihres Amtes; obwohl ſie die hohe Rückſicht, welche ſie der Prinzeſſin ſchuldig war, keinen Augenblick außer Acht ſetzte, ſteigerte ſie andererſeits ihre Obſorge für ſie bis zu einem Grade, der ebenſo ſehr die bisherige Uebung übertraf, als er einem jungen, lebhaften Temperamente läſtig fallen mußte. Die Ausflüge wurden beſchränkt, Beſuche nur innerhalb der Grenzen der ſtrengſten Etikette empfangen, und ſelbſt das Geſpräch bei ermüdenden Allgemeinheiten zurückgehalten. Es lag am Tage, die alte Dame handelte nicht ohne höhere Inſpiration.

Ginevra hatte ſich unterdeſſen bei ihrem Bruder, dem regierenden Fürſten in geeigneter Weiſe über die

Aufnahme erkundigt, die ihr etwaiger Entſchluß zu einer Mißheirath zu erwarten hätte.

Die Antwort kam ſchnell und lautete beſtimmt: eine ſolche würde unter keiner Bedingung genehmigt werden; man würde die Prinzeſſin lieber todt in der Fürſtengruft wiſſen, als verloren im gemeinen bürgerlichen Kreiſe.

Die Loſung: „Jenſeit der Gräber!“ klang ihr abermals entgegen.

Dieſe doppelte Fortweiſung aus dem Leben mochte auf das erregbare Gemüth Ginevra's nicht ohne tiefen Eindruck geblieben ſein. Sie erwies ſich jetzt verſchloſſener als jemals, eine tiefe Trauer hatte ſich ihrer bemächtigt, dennoch ſchien ihre Phantaſie einer geheimen Thätigkeit überliefert zu ſein. Aufregung und Abſpannungen wechſelten raſch mit einander, Nervenanfälle folgten, ihre Geſundheit zeigte ſich ſchwankend und angegriffen.

Sie ſelbſt nahm gegen die Oberhofmeiſterin einen hohen würdevollen Ton an und wies alle Zerſtreuungen und Beſuche zurück. Graf Faramond und der Arzt wurden allein von dieſer Maßregel ausgenommen; die Verſchwägerung mit dem fürſtlichen Hauſe mochte für den Erſteren ſprechen, die Gegenwart des Zweiten wurde durch das zunehmende Unwohlſein der Prinzeſſin gefordert. Durch den Grafen wurde als berathen-

der Arzt auch Doktor Till empfohlen und von der Kranken angenommen. Seine Auffaſſung ihres Leidens war keineswegs eine völlig beruhigende.

Der Verkehr mit ſo gebildeten Männern ſchien ihr einige Zerſtreuung zu verſchaffen; ſie verweilten ſtundenlang bei ihr und das Geſpräch bemächtigte ſich der verſchiedenſten Gegenſtände von allgemeinem edlem Intereſſe.

Die Vorliebe Ginevra's für die engliſche Sprache kam während ihres Unwohlſeins wieder zu beſonderer Geltung. Die alten Meiſterwerke der Briten, ſowie ihre jüngſte Literatur lagen vor dem Sopha der Kranken, es wurde daraus vorgeleſen und darüber verhandelt. Wie unwillkürlich ſchlich ſich bei dieſer Converſation die engliſche Sprache ein, und wurde endlich zwiſchen Ginevra, dem Grafen und dem Gelehrten häufiger gebraucht, als es der Oberhofmeiſterin gefallen mochte.

Die alte Dame erlaubte ſich, der Prinzeſſin darüber eine Bemerkung zu machen.

„Wie, Sie verſtehen nicht engliſch?“ erwiderte Ginevra, „das hab' ich nicht gedacht; da müſſen Sie es lernen. Sie finden in meinen Bücherſchränken die beſten Anweiſungen dazu, und werden durch unſere gelegentlichen Uebungen zugleich praktiſch in die Sprache eingeführt. Sie nehmen im Deutſchen den Buchſtaben

r nicht deutlich, das wird Ihnen im Engliſchen zu Statten kommen. Ihre Ausſprache wird in Kurzem nichts zu wünſchen übrig laſſen."

Die Oberhofmeiſterin wußte nicht, wie viel ſie von dieſer Antwort als Ernſt, wie viel ſie als Spott zu nehmen habe. Es ließ ſich dagegen aber mit gutem Grunde nichts einwenden, und die engliſche Sprache blieb nach wie vor bei der Converſation der Prinzeſſin in häufigem Gebrauche. Ja die alte Dame, um den Schein des Anſtandes zu retten, warf ſich jetzt ſelbſt zu ihrer Lobrednerin auf; ſie hatte engliſche Sprachbücher vor ſich aufgeſchlagen, und gab ſich bald den Anſchein, die Unterhaltung der Anderen bereits zu verſtehen.

Das gänzliche Zurückziehen der Prinzeſſin auf ihr Schloß erregte die Aufmerkſamkeit des Publikums, das an ihre ſchöne und fröhliche Erſcheinung gewöhnt war. Bald verbreitete ſich die Kunde ihrer Erkrankung, mit welcher ungewiſſe Gerüchte von leidenſchaftlichen Auftritten in Verbindung geſetzt wurden. Man flüſterte auch von der unglücklichen Liebe der hohen Dame, und unterſtellte bald dieſen, bald jenen Begünſtigten. Ihre Krankheit wurde als gefährlich bezeichnet, ſo daß bereits auswärtige Aerzte zugezogen werden müßten. Depeſchen ſollten in raſcher Folge zwiſchen dem Hofe und dem Landſitze der Prinzeſſin gewechſelt worden

ſein, die Oeffentlichkeit aber abſichtlich mit der Nachricht von einer geringfügigen Unpäßlichkeit abgefertigt werden. Eingeweihte wollten mit Beſtimmtheit das Gegentheil wiſſen, ſogar die Sage von einem Selbſtmordverſuche Ginevra's kam in Umlauf, und der große Haufen behauptete, daß ſich im Schloſſe wieder die weiße Dame ſehen ließe, die jederzeit einen Todesfall in der fürſtlichen Familie vorausverkünde.

Graf Faramond fuhr eben vom Landſitze der Prinzeſſin nach Hauſe. Sie hatte ihm in den letzten Tagen ſo manche Eröffnungen gemacht und ſeinen Rath in Anſpruch genommen, ſo daß ſeine Gedanken in dieſem Augenblicke vorzugsweiſe mit ihr beſchäftigt waren. Die Verhältniſſe, die vorlagen, waren ſchwer und verwickelt, jede Wahl verhängnißvoll und die Zukunft jedenfalls unſicher und bedenklich. Nichts deſto weniger fühlte er ſich verpflichtet, ſich dem holden Weſen, das zu jedem Aeußerſten entſchloſſen war, völlig zur Verfügung zu ſtellen; Ginevra ſollte über die Macht ſeines Einfluſſes, ſeines Vermögens nach Gutdünken verfügen.

Er hatte den Bergflügel, auf dem ſich der hängende Stein befand, endlich umfahren und näherte ſich jetzt ſeinem eigenen Schloſſe. Mit dem Wechſel der Landſchaft waren allmählich auch die fremden Sorgen verſchwunden, das Gefühl der eigenen ſicheren und

durch ein nahes Ereigniß beglückten Lage kehrte zurück. Der Antheil für fremde Bedrängniſſe konnte den Vollgenuß des eigenen Glückes nicht verkümmern. Faramond empfand die ganze Wonne der Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches.

Er verließ wie gewöhnlich den Wagen und wollte den Reſt des Weges zu Fuße zurücklegen; dazu trieb die Abſicht, an dem Häuschen des Magiſters vorüberzugehen, und der ſtille Wunſch, Philomene an dieſem Tage noch zu ſehen.

Er ſchlug den Weg durch die Felder ein, und kam bald in die Markungen des Dorfes; die Straße war einſam, denn die Leute arbeiteten draußen auf Acker und Wieſe.

Er war jedoch nicht lange gegangen, ſo kam ihm der Magiſter entgegen, heute mit dem Schritte eines Triumphators. Er hielt zwei Papiere in den Händen, in jeder eines; ſie waren geöffnet, und er las abwechſelnd bald in dem einen, bald in dem anderen. Seine Züge ſtrahlten vor Freude; es lag wie eine ewige Jugend im greiſen Antlitze.

„Ja, Unſterblichkeit giebt's und Alles endet der Tod nicht,
Lethe's Quelle verwiſcht nicht das erhab'ne Gedicht —"

recitirte der Magiſter; ſobald er aber des Grafen anſichtig wurde, winkte er ihm ſtolz mit den beiden Papierblättern.

„Hören Sie, hören Sie, mein edler Graf!“

„Was ſoll ich hören?“

„Nein, da ſehen Sie!“

„Was ſoll ich ſehen?“

„Sehen und hören ſollen Sie. Nicht bloß im Nekrologe der Deutſchen wird man des armen Magiſters gedenken; nein, ſchon bei ſeinen Lebzeiten wird ſein Name durch den beſten Preßbengel Deutſchlands geradezu der Unſterblichkeit überliefert werden. Vernehmen Sie!“

Er hielt das Papier, das er in der rechten Hand trug, gegen den Grafen und las nun aus ſelbem:

„Euer Wohlgeboren,

„die gelehrte Geſellſchaft von Upſala hat mich auf Ihre Ueberſetzung des Sextus Aurelius Properzius aufmerkſam gemacht. Begierig, meinen Verlag mit Ihrem ſo berühmten Werke zu bereichern, erlaube ich mir, Sie um ſchleunigſte Uebermittelung des Manuſcriptes zu erſuchen, und indem ich Ihnen im voraus die Bewilligung des Honorars, das Sie fordern werden, zuſichere, habe ich die Ehre zu zeichnen

Euer Wohlgeboren

ergebenſter

Stuttgart und Tübingen. J. G. v. Cotta.

„Honorar — Upſala — begreifen Sie, daß dieſe koſtbaren Schlagwörter im Gehirne eines deutſchen

Magiſters kaum Platz finden können. Der Baron bekommt aber auch in der That ein Manuſcript, wie noch keines dageweſen iſt. Zu jeder Elegie habe ich ſo viele Lesarten aufgefunden, als Monate im Jahre — welche liebliche Abwechſelung! ſo viele Noten, als Tage im Jahre — und gäbe es ſelbſt ein Schaltjahr — welche reizende Vertiefung in den Gegenſtand! Und dann erſt meine Ueberſetzung, bald ſtolz auf dem Diſtichengeſpanne daher brauſend, bald ſüß fließend wie Syrup. Ei ja, der Baron hat da einen prächtigen Fang im Auge. Er verdient ihn aber auch. Er iſt ein feiner Kenner, und was der Mann für einen anmuthigen Stil ſchreibt, und dann ſeine neunundneunzig Heerpauker, die harfenirend und poſaunend vor jedem Verlagsartikel einher tanzen, wie die Iſraeliten vor dem goldenen Kalbe, und dazu einen Höllenlärm anſtimmen, als gält' es den Mauern von Jericho. Er ſoll ihn haben meinen Properz, der Treffliche. Er oder Keiner verdient ihn.

Aber fahren Sie fort zu erſtaunen, Herr Graf!

Ritter Mäcen, entſprungen dem Blut hetruſkiſcher Fürſten.
Will mich ſeinem Geſchick gnädig geſellen als Gaſt.
Großes zu leiſten, in's Meer beruft er mich kühnen Beginnen's.
Iſt mein Segel, Mäcen! tauglich für ſolchen Beruf?

Ja, es iſt dazu tauglich! mein Genius ſagt es mir. Amt giebt Verſtand! Das erſtere halt' ich aber auch bereits hier in meiner andern Hand, der Reichsgraf

Zimbelin ernannte mich zu ſeinem Hofpädagogen; und der Verſtand

Rieſelt mir in das Gehirn, ſüß wie ambroſiſcher Thau.

Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich ſo ſchnell abbreche, aber ich muß zu Hofe und dann dem Freiherrn antworten."

Graf Faramond unterdrückte das Lachen und brachte ſeine Glückwünſche. Doch der glückliche alte Mann erſchien faſt ebenſo rührend als lächerlich. Seine Freude gab dem Grafen wahre Befriedigung, mochte deren Grund dritte Perſonen auch zu einiger Heiterkeit berechtigen, er bereute nicht, daß er ſelbſt es war, der die Ereigniſſe, die den Magiſter beſeligten, veranlaßt hatte.

Sobald ſich der Schulmeiſter entfernt hatte, konnte Faramond dem Drange nicht widerſtehen, ſich nach Philomene umzuſehen. Er überblickte den kleinen Garten, und als er gewahrte, daß ſie nicht darin ſei, gab er ſich den Anſchein, als feſſ'le das Summen des Bienenſchwarms ſeine Aufmerkſamkeit. Er fand dabei Gelegenheit, durch die offenen Fenſter in die Zimmer zu blicken, es regte ſich aber Niemand in ſelben. Da der Magiſter das Hausthor hinter ſich geſchloſſen hatte, ſo konnte er bei der völligen Stille, die im Häuschen herrſchte, nicht länger zweifeln, daß auch Philomene nicht darin ſei.

Dieſe Entdeckung berührte ihn unangenehm; ein Blick von ihr hätte ihm genügt; jetzt, da er ihm nicht gegönnt war, ergriff ihn eine wahre Sehnſucht nach dem lieben Mädchen.

Ein Diener, den er mit dem Angelzeuge zu den Teichen hinaus beſtellt hatte, kam vorüber. Der Graf nahm die Fiſchſchnur und entließ ihn. Es fiel ihm ein, daß er als Knabe manchmal im Bache, der durch das Dorf lief, Forellen gefangen habe. Seinen Rand verdeckte in der Nähe heimliches Weidengebüſch, ein abgehauener Stamm bot einen Sitz, und bald hatte ſich der Graf im kühlen Schatten zum Angeln eingerichtet. Der Vortheil, daß er von hier aus das Haus des Schulmeiſters ungeſtört überblicken konnte, daß die Laube des Gartens ganz nahe an ſeinem Verſtecke lag, entſchied für die Wahl des Platzes. Das helle Waſſer des Baches rieſelte murmelnd über blinkenden Kieſelſand, Vergißmeinnichtſträußchen hingen über ſeinem Spiegel und Libellen hoben und ſenkten ſich. Die kühle Ruhe des Ortes that dem Grafen wohl; er ließ die Wellen mit ſeiner Angel ſpielen und verſenkte ſich in Gedanken und Träume. Der Anblick des rinnenden Waſſers erregt die Gefühle der Sehnſucht in uns, aber er benimmt ihnen zugleich den herben Stachel. Faramond hoffte mit jedem Augenblicke auf Philomene's Erſcheinen und überlegte dazwiſchen

ſeine Pläne mit ihr und baute Luftſchlöſſer der Zukunft.

Das Häuschen, das ſie bewohnte, lag ſo ſtill und heimlich in der Grüne, das Rebenlaub umgitterte die Fenſter, als ſollte dort nichts Fremdes, Störendes mehr Einlaß finden.

Wie anders aber war das Schickſal, das der Graf ſeiner Tochter vorbereitete. Ein Palaſt ſollte bald ihr Wohnſitz ſein, die dürftige Idylle in der Pracht des reichen Lebens verlaufen.

Ein jubelnder Liederklang flog jetzt durch die Gebüſche: es war Philomene's Stimme. Leiſe ſenkte ſich die Angelruthe, der Graf horchte in freudiger Erregung. Sie kam richtig über die Wieſe geſprungen, ſchön und fröhlich, wie die Nymphe des Frühlings. Aber hinter ihr folgte ein junger Mann in Bergmannstracht; ſein Auge blitzte, dunkle Locken flatterten um ſein freudig erregtes Geſicht; er ſchien ſie haſchen zu wollen.

Der Graf hatte den jungen Menſchen noch nie geſehen; ſeine Gegenwart berührte ihn unangenehm.

Wie zwei Sommervögel jagten ſich die zwei jungen Leute über die Wieſe; hier und dort rafften ſie Blumen im Laufe und bewarfen ſich damit. Endlich zog ſich Philomene in die Laube zurück und begann

aus den Feldblumen, die ſie gelegentlich in der Schürze geſammelt hatte, einen Kranz zu flechten.

Aurel, — die Leſer wiſſen bereits, daß er der dem Grafen fremde Bergmann war, — hatte nicht bemerkt, wohin ſie entflohen war, er ſuchte ſie zuerſt im Hauſe, dann im nahen Wirthſchaftsgebäude. Als er endlich entdeckte, daß ſie ſich in der Laube verborgen hielt, beſchlich er ſie und lauſchte hinter ihrem Rücken, bis ſie den Kranz faſt beendet hatte. Dann griff er in ihren Schooß nach dem Kranze und ſetzte ihn auf ihre Stirn. Sie aber lehnte ſich an die Gartenbank und bog ſich in anmuthiger Nachläſſigkeit nach rückwärts zum Geliebten. Aurel neigte ſich über die Lehne nach ihr und drückte einen Kuß auf die reizenden Lippen.

Canova hat ein Mal Amor und Pſyche in ähnlicher Gruppe dargeſtellt; es iſt eines ſeiner Jugendwerke und nicht ohne Fehler. Aber der Anblick deſſelben treibt die Pulſe raſcher, und die Erinnerung an die ſchönſte Stunde des Lebens und die Sehnſucht nach ihr erfüllen das Herz des Beſchauers.

Der Graf hatte genug geſehen.

Der fremde Bergmann griff wie ein ſtörender Dämon in ſeine theuerſten Pläne.

Faramond zog die Angel aus dem Waſſer und verließ damit ſein Verſteck.

Philomene ſprang beim erſten Geräuſche, das ſie vernahm, von ihrem Sitze; mit funkelndem Auge ſchaute Aurel auf den Lauſcher. Die Angelruthe in der Hand des Grafen erklärte ſein Erſcheinen und entſchuldigte es; dennoch vermochte Aurel kaum, den an Philomene gerichteten Gruß zu erwidern. Trotzig hielt er die Hand des Mädchens und hob herausfordernd ſein Haupt. Philomene trug noch den Kranz auf ihren Locken und ſtand in holdeſter Verwirrung.

Aber der Graf ſchritt ernſt und langſam an dem Paare vorüber und richtete ſeine Schritte gegen Grafenpfalz. Er hatte die Züge des Bergmannes kaum aufgefaßt, und dennoch empfand er bereits heftigen Widerwillen gegen ihn. Er begriff, daß es einen Kampf um ſeine Tochter galt, daß der Fremdling die kaum erſt Gefundene ihm entziehen, daß er ihn um das theuerſte Kleinod berauben wolle.

Der Vater war erſchreckt, der vornehme Mann entrüſtet über die Keckheit des Eindringlings; er mußte abgewieſen werden, ſonſt wurden durch ihn die liebſten Pläne des Grafen vernichtet.

Im Schloſſe angekommen, begab er ſich in die Zimmer, die zum Empfange Philomene's bereitet waren; raſchen Schrittes ging er auf den Parketten und Teppichen auf und ab und überlegte, wie er ſeine Tochter dem unwillkommenen Fremdlinge abwendig machen könne.

Wie zum Hohne dieſer Stunde lief eben ein fürſtliches Schreiben ein, das auf die Wünſche des Grafen die Zuſage enthielt. Die freudige Wallung, die es erregte, war mit neuen Kümmerniſſen gemiſcht. Eines ſtand feſt im Entſchluſſe des Grafen, der Bergmann mußte vertrieben werden; die großen Hilfsmittel, die Rang und Reichthum bieten, ließen eine erwünſchte Löſung erwarten, aber die Verzögerung und Verwickelung, die in den Weg trat, verdüſterte gleichwohl die Stimmung des Grafen.

Er ließ den gewandten Kammerdiener rufen und theilte ihm ſo viel von der Lage mit, als für ſeine Zwecke nöthig erſchien. Der ſchlaue Diener errieth ebenſo ſchnell, was ihm verſchwiegen wurde. Vor Allem ſollte erfahren werden, wer der Bergmann ſei und was ihn herbeigeführt habe; dann aber mußte er für immer entfernt werden. Jede nöthige Geldſumme wurde dem Unterhändler zur Verfügung geſtellt; überdies wurde eine glänzende Belohnung verſprochen, wenn er den Fremden zum freiwilligen Abzuge bewegen könnte. Als minder erwünſcht wurde die Mitwirkung des Magiſters bezeichnet; Philomene endlich ſollte nur im äußerſten Falle, wenn kein anderes Mittel anſchlagen würde, in den Kreis der Verwickelung gezogen werden.

Daniel Püttner machte die zuverläſſigſten Zuſagen;

wenn ihm die nöthigen Geldſummen zu Gebote ſtünden, wolle er mit der Armuth des Bergmannes ſchon fertig werden; er möge nach Auſtralien gehen, dort ſei das wahre Land für Leute ſeines Gewerbes. In Gedanken erwog er bereits, welchen Gewinn dieſer neue Auftrag auch für ihn ſelbſt abwerfen werde und entfernte ſich mit lächelnder Zuverſicht.

Der Graf war in den letzten Jahren nicht mehr gewohnt geweſen, einen ſeiner Pläne vereitelt zu ſehen. Der Gedanke erſchien ihm ganz unerträglich, ſein Kind an den gemeinen fremden Menſchen zu verlieren. Seine Aufregung legte ſich erſt allmählich nach den Verſprechungen, die ihm ſein Leibdiener gemacht hatte.

Unterdeß gewann das Gerücht von der ernſtlichen Erkrankung der Prinzeſſin immer mehr Boden, und man erzählte ſich auch in entfernten Kreiſen bedenkliche Einzelheiten darüber. Ihr Landſitz vereinſamte nach und nach, es fuhren nur noch Equipagen vor, um ihrem Befinden nachzufragen, und nur die Aerzte und Faramond hatten bei der Prinzeſſin ſelbſt Zutritt.

Die Nachrichten, welche Alberich über ihr Befinden erhielt, ſchienen zwar nicht ſo beunruhigender Art zu ſein, als diejenigen, welche im Volke verbreitet waren, mindeſtens zeigte ſich an ihm nicht jene Auf-

regung, die von ernſtlichen Beſorgniſſen für ihre Geſundheit bei ſeinem Antheile für ſie vorausgeſetzt werden mußte.' Dennoch veranlaßten ihn die Zweifel über ſelbe, ſeine Abreiſe, die er bereits feſtgeſetzt hatte, wieder zu verſchieben.

Es überraſchte ihn, als er gerade jetzt in namenloſen Briefen Warnungen vor Gefahren erhielt, die ihn bedrohen ſollten. Bei ſeinem furchtloſen Charakter machten ſie keinen Eindruck auf ihn, ja er mußte darüber faſt lächeln, da er ſich keines Grundes zu irgend einer Gegnerſchaft bewußt war.

Deſto mehr überraſchte es ihn, als endlich auch Graf Faramond zur Abreiſe rieth und, auf ſeine Frage um den Grund, auf Verdächtigungen, die gegen ihn bei Hofe erhoben ſeien, hinwies. Eine genauere Auseinanderſetzung wurde verſchoben, bis der Graf ſelbſt in der Sache zuverläſſige Erkundigungen eingezogen haben würde. Faramond ſtellte überhaupt längere wichtige Mittheilungen in Ausſicht. Alberich begriff bald, was die Quelle dieſer Anfeindung ſein mochte; bei ſeinem feſten Entſchluſſe der Entſagung erweckte dieſe Entdeckung nur ein bitteres Lächeln. Selbſt die Mittheilungen, auf welche Faramond hinwies, erregten ſeine Neugierde in minderem Grade; er wußte, worauf ſie ſich beziehen konnten, und war über den Weg, den er zu wandeln hatte, bereits klar geworden. Die

innerliche Aufregung, in die der Graf ſelbſt gerathen war, verzögerte jedoch die angekündigte Verſtändigung.

Doktor Till kehrte eben von einem Beſuche auf dem Schloſſe der Prinzeſſin zurück und las einen Brief, der ihm beim Austritte aus ſelbem übergeben worden war. Der Inhalt ſchien ſeinen Antheil in hohem Grade zu feſſeln, er las ihn wiederholt, änderte dann die Richtung ſeiner Schritte und eilte gegen den Wald. An ſeinem Saume ſtand ein Wagen, der ihn zu erwarten ſchien, er ſtieg ein und befahl, ſo ſchnell als möglich nach der Stadt zu fahren.

Alberich hatte den Tag ſeiner Abreiſe endlich dennoch anberaumt; es war der heutige. Er wollte vorher noch ein Mal nach dem Thale wandern, das Ginevra bewohnte. Er wußte, daß ihm ihr Anblick nicht mehr gegönnt ſein werde, aber ihn trieb die Sehnſucht, noch ein Mal nach ihren Fenſtern aufzublicken und dem lieblichen Plätſchern des Feenbrunnens zu horchen, das ihr noch ſo oft den Wandel alles Irdiſchen und Vergeſſen der Vergangenheit predigen werde. Er beſuchte zuerſt den hängenden Stein, auf dem ihm das Räthſel ſeines Lebens gelöſt worden war; in einem Gefühle, das zwiſchen Bitterkeit und Freude ſchwankte, gedachte er jener Stunde aus Elyſium; er ſchaute hinunter zum Schloſſe Ginevra's und rang die Hände hinaus nach dem Unerreichbaren und ſegnete ſie für ihr irdiſches

Daſein. „Jenſeit des Grabes!“ rief er nicht ohne Thränen und wußte, daß ſeine Rechnung der Freude für dieſes Leben abgeſchloſſen ſei.

Lang' vermochte er nicht, ſich von der theuren Stelle zu trennen. Endlich ſtieg er hinunter und wanderte quer durch das Thal.

Er war aber noch nicht lange gegangen, als zwei Landjäger gegen ihn herbeieilten.

Sie hatten ihn ſchon am frühen Morgen in ſeiner Wohnung in der Stadt geſucht, und da ſie ihn dort nicht gefunden, waren ſie ausgezogen, um auf dem Schloſſe des Grafen nach ihm zu forſchen. Ein Zufall ſpielte ihn auf dem Heimwege in ihre Hände. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurden, verwandelte ſich ihr Schlendern in den Dienſtſchritt, ſie zogen ihre Gewehre an und eilten auf Alberich zu.

Dieſer war viel zu ſehr mit den eigenen Gedanken beſchäftigt, als daß die zwei Wachmänner ſeine Aufmerkſamkeit im geringſten erregt hätten. Er ſchenkte ſie ihnen erſt dann, als ſie vor ihm ſtanden und ihm anzuhalten befahlen.

Verwundert antwortete er; ſie aber erklärten ihm, daß er ihr Gefangener ſei und zeigten ihm auf ſein Verlangen den Haftbefehl.

Er war in Ordnung; Alberich folgte ohne Widerrede, ſobald er ihn geleſen hatte. Seine innere Aufre-

gung war ohnedies zu groß, als daß dieſer Zwiſchenfall ihn vorzüglich beirren konnte. Zu ſeinen tieferen Empfindungen geſellte ſich nur noch Ueberraſchung und Neugierde.

Die Landjäger nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn auf einem abkürzenden Fußweg über den Hügel nach der Stadt.

Die drei Leute ſchwiegen, da ſich keiner von ihnen zum Geſpräche veranlaßt fand.

Als ſie in der Nähe der Stadt wieder auf die Hauptſtraße einlenkten, folgte ihnen ein Wagen in raſchem Laufe. Das Fenſter wurde niedergelaſſen, und ein Mann ſchaute mit ſteigender Aufmerkſamkeit auf die wandernde Gruppe.

Der Wagen holte ſie bald ein und hielt auf Befehl des Fahrenden vor den Landjägern.

„Habt Ihr ihn endlich gefunden?“ rief Doktor Till und öffnete den Schlag.

Verwundert ſalutirten die Landjäger; Alberich ſchaute nicht minder betreten auf ſeinen Bekannten.

„Ihr kennt mich doch?“ fragte Till die Wachtleute.

Sie blickten einander ungewiß an.

„Geheimer Agent,“ rief der Doktor mit Würde.

Es wurde abermals ſalutirt.

„Der Polizeimeiſter hat mich Euch mit dem Wagen entgegengeſchickt; er will, daß in der Stadt jedes

Aufſehen vermieden werde. Steigen Sie zu mir in den Wagen, mein Herr," fuhr Till nach einer kurzen Pauſe fort, indem er ſich an Alberich wendete. „So, und einer von Euch ſetzt ſich zu uns, der andere auf den Kutſchenbock."

Es geſchah nach ſeiner Anordnung. Alberich ſchwieg, aber ein Blick tiefer Verachtung traf den Doktor.

Gleich darauf rollte der Wagen gegen die Stadt.

Die Geſellſchaft, die ihn benützte, fühlte nicht die geringſte Luſt zu gegenſeitigen Mittheilungen; auch der goldene Schimmer des Abends, der in die geſchloſſenen Fenſter fiel, blieb unbeachtet. Alle blieben ſtumm und überließen ſich ihren eigenen Gedanken.

Alberich vermochte den Grund ſeiner Verhaftung nicht zu errathen; ſein Bewußtſein war rein; wenn nicht ein bloßes Mißverſtändniß zum Grunde lag, ſo konnten nur erbärmliche Ränke dieſen Gewaltſchritt veranlaßt haben. Allerdings war ſeine Ueberzeugung eine ſolche, die Vieles von dem Beſtehenden tadelte; auch hatte er damit nicht eben furchtſam zurückgehalten; aber er hatte ſich nie unberufen zu äußeren Thaten herbeigelaſſen, und die Weltauffaſſung des einſamen Denkers konnte den Machthabenden gleichgiltig ſein. Nach ſeiner Meinung genügte gar Vieles in der Welt nicht, aber er fügte bei, daß man ſich damit begnügen müſſe. Oder ſollte ſeine Verhaftnug durch ſein

Verhältniß zu Ginevra veranlaßt worden ſein? Wie lieb ihm das holde Weſen geworden ſei, vermochten ſie, die ihn jetzt vielleicht um ihrer willen verfolgten, nicht ein Mal zu faſſen: und dennoch hatte er auch über dies hohe Gefühl bereits geſiegt, und ihr auf immer entſagt. Jenſeit der Gräber! war die Loſung ſeines Abſchieds geweſen, und um dieſer Liebe ohne Makel und ohne Hoffnung ſollten jetzt die Gewaltigen noch mit Spieß und Stangen gegen ihn ausziehen!

Es iſt eines der ſchwerſten Gebote des Lebens, ein theures, geliebtes Weſen aufgeben zu müſſen; dieſer Tod vor dem Ende unſerer irdiſchen Tage iſt bitterer, als der natürliche aus Krankheit. Glücklich Derjenige, der dabei unerſchüttert am Wiederſehen jenſeit der Gräber feſtzuhalten vermag. Aber wo iſt das Geſetz der Ewigkeit zu finden, das uns für dieſes Wiederfinden eine Bürgſchaft leiſtet?

Der Wagen mit dem Gefangenen hatte unterdeſſen die Vorſtadt erreicht; über die niederen Häuſer erhob ſich das thurmartige Gebäude der Frohnveſte.

Doktor Till ließ den Landjäger vorn am Wagen abſitzen und ſchickte ihn an den Vorſteher des Gefängniſſes mit dem Auftrage, für einen wichtigen, politiſchen Gefangenen die Aufnahme vorzubereiten. Dieſer ſelbſt ſollte zum Verhöre auf das Amt gebracht werden.

Alberich konnte ein leichtes Lächeln ſtolzer Verach-

tung nicht unterdrücken, als er ſich in ſolcher Weiſe ſignaliſiren hörte. Die Erfahrungen ſeines Lebens hatten ihm von den Leuten eben keine hohe Meinung aufgedrungen; er achtete die Menſchheit, aber er mißtraute dem einzelnen Menſchen. Dennoch hatte er hinter dem Doktor, mit dem er ſo oft und rückhaltlos verkehrt hatte, den Spion und Polizeimäkler nicht vermuthet. Es überkam ihn ein Ekel vor dem jämmerlichen Wichte.

Auf des Doktors Anordnung fuhr der Wagen zum Polizeimeiſter; da der einzige Landjäger, der ihn jetzt noch begleitete, im Wagen ſaß, war jedes Aufſehen vermieden.

Da man vor das Amt gekommen war, ließ Till ſtillhalten und befahl dem Landjäger, die Ankunft des Gefangenen melden zu gehen und um die ferneren Weiſungen des Chefs anzufragen.

Der Diener gehorchte.

Sobald er den Wagen verlaſſen hatte, wendete ſich Doktor Till haſtig an Alberich: „Sie müſſen eiligſt fort, mein Freund, ohne Ihre Wohnung noch ein Mal zu beſuchen. Hier haben Sie Geld und was Sie zunächſt zum Fortkommen brauchen; auch die Nachricht finden Sie, wo man Sie erwarten wird.“ Er ſchob dem Erſtaunten ein Päckchen in die Hand. „Fort, fort, ohne Dank und Abſchied! Hinter dem Schloßgarten ſteht

ein Wagen, der Sie Ihren Verfolgern entrücken wird. Steigen Sie aus, und seien Sie um mich unbesorgt!"

Ein kurzer Händedruck folgte, und beide Männer verließen zu gleicher Zeit den Wagen. Alberich verschwand in der angedeuteten Richtung. Doktor Till bog rasch in ein Seitengäßchen.

## Zwölftes Kapitel.

Die Verhaftung Alberich's und seine Flucht machten im Ländchen außerordentliches Aufsehen. Man sprach von gefährlichen Anzettelungen im Fürstenthume, denen man auf die Spur gekommen sei; Andere erzählten von einer Entführung Ginevra's, welche der kecke Abenteurer beabsichtigt habe.

Am übelsten erging es dabei den beiden Landjägern; sie beriefen sich zu ihrer Rechtfertigung auf Befehle eines geheimen Agenten und konnten ihn doch nicht namhaft machen.

Endlich gelang es, aus ihren Aussagen zu ermitteln, daß die Person, welche sich in die Verhaftung Alberich's eingemengt habe, kein Anderer als Doktor Till gewesen sei, der, um sich die Bereitwilligkeit der Landjäger zu verschaffen, sich den Schein eines Polizeimannes beigelegt habe.

Sobald dies am Tage lag, beschloß man gegen den Doktor, der so lange Anhänglichkeit und treue

Geſinnung geheuchelt hatte, mit aller Strenge vorzugehen. In geheimer Berathung wurde ſeine Verhaftung beſchloſſen und die Politiker des Fürſtenthums flüſterten ſich von hochnothpeinlichem Verfahren und von Feſtungsſtrafe in die Ohren. Galeeren oder ein Pfeffereiland beſaß das Binnenland leider noch nicht.

Um ganz ſicher zu gehen, brachte der Polizeimeiſter die nächtliche Verhaftung des Doktors in Vorſchlag und verſprach den Ueberfall in eigener Perſon zu leiten.

Alle Landjäger des Ortes wurden für die Handlung aufgeboten, in dunkler Nacht die anoſtßenden Gaſſen beſetzt, endlich das Haus umſtellt und zuletzt die Oeffnung des Thores geräuſchlos bewerkſtelligt. Man ſchlich über Flur und Gänge; an der Spitze des Zuges befand ſich der Polizeimeiſter; in einer Hand trug er die Blendlaterne, in der andern ein Drehpiſtol.

Ein ſo wichtiger Staatsſtreich hatte ſich im Fürſtenthume ſeit Menſchengedenken nicht ereignet.

Ohne Hinderniß war man im Hauſe bis zur Wohnung des Doktors vorgedrungen; der Polizeimeiſter flüſterte ſeine letzten Befehle und pochte nun energiſch an die Thüre. Lautloſe Stille herrſchte jetzt vor ſelber, aber auch im Zimmer erfolgte weder Antwort noch Bewegung.

„Im Namen des Geſetzes, öffnen Sie!“ befahl der Polizeimeiſter und richtete Laterne und Piſtolenlauf gegen die Thüre.

Alles blieb ſtill.

„Es nützt Ihnen nichts, uns nicht aufzuſchließen; wir haben uns vorgeſehen und nahmen einen Schloſſer mit uns.“

Als die Thüre gleichwohl nicht geöffnet wurde, winkte der Polizeimeiſter den Handwerker mit ſiegreichem Lächeln herbei.

Seine Arbeit war kurz und vom Erfolge gekrönt. Die Thüre ging auf.

„Vorwärts!“ ſchrie der Polizeimeiſter und zog ſich zurück.

Es waren unterdeſſen mehre Lichter herbeigebracht worden; jetzt wurde in das Zimmer eingedrungen, während zwei Landjäger mit gekreuzter blanker Waffe den Ausgang verſtellten.

Es wurde Niemand in ſelbem gefunden, eben ſowenig im zweiten. Schränke und Bett wurden durchſucht, letzteres war in dieſer Nacht offenbar unbenützt geblieben, im erſteren fanden ſich wenige Gegenſtände von geringem Werthe. Auf dem Schreibtiſche ſtand eine ausgeſtopfte Eule, ein zerbrochener Spiegel lag ſtatt der Mappe daneben.

Nachdem ſich der Polizeimeiſter überzeugt hatte,

daß Doktor Till in seiner Wohnung nicht gegenwärtig war, schritt er zur Untersuchung seiner Papiere. Im Schreibtische fanden sich keine vor; mit seltenem Scharfsinne durchstöberte er alle Räumlichkeiten, wo selbe verborgen sein konnten.

„Endlich haben wir sie!“ rief er mit Befriedigung, indem er den Deckel vom Papierkorbe aufhob.

Papierschnitzel und Briefumschläge quollen daraus hervor; er verschloß Alles mit seinem Amtssiegel.

Aber noch ein Gegenstand zog alsbald seine Aufmerksamkeit in vorzüglichem Grade auf sich; vor dem Schreibtische, zum Theile auf dem Sessel vor selbem lag ein Häuflein Asche.

Der Polizeimeister beroch und besah sie, er ließ davon beim Lichte durch seine Finger gleiten, schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe und erklärte sie als ein sehr bedenkliches corpus delicti.

Nachdem in der Wohnung nichts Wichtiges mehr zu entdecken war, wurde sie amtlich geschlossen und man begab sich von dannen.

Der Polizeimeister schrieb in dieser Nacht noch stundenlang an dem Berichte über den Vorgang, vertiefte sich dabei in immer verwickeltere Unterstellungen und schüttelte bedenklich den Kopf.

Je mehr er nachsann, desto außerordentlicher stellte sich ihm der Fall heraus. Sein polizeilicher Scharf-

ſinn gelangte zu Entdeckungen von unabſehbarer Tragweite. Um den Schlaf dieſer Nacht war es gethan. Mit dem Früheſten eilte er zu dem Hofmedikus, mit dem er in den freundſchaftlichſten Beziehungen ſtand und theilte ihm ſeine Muthmaßungen in der Angelegenheit mit.

Der Leibarzt, ein erleuchteter Forſcher und hochgelehrter Mann, nahm ſie mit dem ganzen Intereſſe der Wiſſenſchaft entgegen und begab ſich ungeachtet ſeines Alters und des Zipperleins, das ihn eben plagte, mit dem Polizeimeiſter an den Ort der Frage.

Auch er war über die Aſche, die vor dem Schreibtiſche lag, erſtaunt; er prüfte und unterſuchte ihren Inhalt und verwendete Reagentien.

„Hum, hum, die Aſche iſt feucht und ſtinkt brenzlich," bemerkte er, „die Wände zeigen Spuren von ſchwarzem Ruſſe."

Erſt nach längerer Zeit rief er endlich zu ſeinem Freunde, der ihm mit geſpannter Erwartung zugeſehen hatte: „Verehrteſter, Sie haben Recht, es liegt ein Fall vor, der in Leben und Wiſſenſchaft in den weiteſten Kreiſen zu außerordentlicher Geltung gelangen wird. Hier das gänzlich niedergebrannte Licht, dort die leere Spiritusflaſche! es bleibt kein Zweifel übrig, wir haben es mit dem ſchönſten Beiſpiele von Selbſtentzündung zu thun. Doktor Till war offenbar dem

Branntweintrinken ergeben, ſein Körper mit Alkohol imprägnirt, die Unthätigkeit ſeiner Muskulatur beförderte die Entwickelung von Phosphorwaſſerſtoffgas in ungewöhnlicher Menge. Die Einwirkung der äußeren Elektricität, ja ſelbſt der atmoſphäriſchen Luft genügt, um dieſes Gas zu entzünden. Plötzlich erſcheint an irgend einem Theile des Körpers eine lebhafte, bewegliche Flamme, bläulich, wie die des Weingeiſtes, durch Waſſer unvertilgbar. Schnell greift ſie um ſich und in kürzeſter Zeit iſt der ganze Menſch verkohlt und eingeäſchert. Ohne Zweifel: er ward ein Opfer ſolcher Selbſtverbrennung, incidendii spontanei. Leſen Sie Green's Naturlehre oder noch beſſer das, was ich ſelbſt über unſern Fall ſchreiben werde."

„Nun ſage noch Jemand, daß wir hier in unſrem Lande nicht alle berühmten Fälle der Polizeikunſt und der Sanitätswiſſenſchaft durchmachen."

„Alle, alle, Verehrteſter," beſtätigte der Hofmedikus und nahm aus ſeiner goldenen Doſe eine gewaltige Priſe. „In den Zeiten der Unwiſſenheit und der Verfinſterung hätte man geſagt: der Doktor Till ſei wie Elias im feurigen Wagen gen Himmel gefahren, oder es habe ihn der Teufel geholt, heutzutage weiß man, daß hier eine Selbſtentzündung Statt hatte."

„Ja gewiß, er liebte die Spirituoſen, meine Vertrauten hinterbrachten mir ſchon ſeit einiger

Zeit Reden, die er nur im Rauſche von ſich geben konnte."

„Liebte die Spirituoſa, und kam zuletzt mit der brennenden Kerze ſeinem Rachen zu nahe. Sein Hauch fing Feuer und in einem Augenblicke war der arme Teufel zu Aſche verbrannt. Hier liegen all' ſeine irdiſchen Ueberreſte vor uns."

Der Doktor ſammelte die Aſche ſorgfältig in ein Behältniß, verſprach eine gelehrte Abhandlung über den Fall und entfernte ſich, um alſogleich bei Hofe darüber zu berichten.

Ein Gleiches nahm ſich der Polizeimeiſter vor, der ſich nicht wenig darauf zu gute that, daß er auch den mediciniſchen Sachverhalt zuerſt ausgeſtöbert hatte.

Dieſes Ereigniß hätte im Ländchen noch mehr Aufſehen gemacht, wenn nicht ein zweites den Antheil der Leute in noch höherem Grade in Anſpruch genommen hätte; es war dies die Krankheit der allgemein beliebten Prinzeſſin, deren Gefährlichkeit in letzter Zeit kein Geheimniß mehr war.

Ungeachtet der Entfernung ihres Landaufenthaltes von der Reſidenz, hatte der Fürſt ihr alſogleich den Hofmedikus, den wir eben kennen gelernt haben, zur Verfügung geſtellt; er wurde aber von Ginevra auf das Entſchiedenſte abgelehnt. Ihr genügte ihr eigener Leibarzt, der ſie auch auf früheren Reiſen begleitet hatte

und deſſen Geſchicklichkeit und Anhänglichkeit an ihre Perſon erprobt war.

Der Hof hatte ſie beim Beginne der Krankheit einige Male beſucht; die entſchiedene Abneigung des Fürſten gegen Krankheiten machte dieſen Beſuchen aber bald ein Ende.

Es wurde nun täglich durch einen eigenen Hofboten nachgefragt. Die Nachrichten lauteten immer bedenklicher, und bald gewöhnte man ſich an den Gedanken, daß der Hof durch den Tod der Prinzeſſin in Trauer verſetzt werden würde.

Die vertraute Dame Ginevra's übernahm mit dem Leibarzte der Kranken die nächſte Pflege; die Beſuche der Oberhofmeiſterin wurden nach dem Willen der Prinzeſſin auf die von der Etikette vorgeſchriebenen beſchränkt.

Die Oberhofmeiſterin war mit der Krankheit der Prinzeſſin nicht völlig im Klaren; dieſe ſchien allerdings erſchöpft und leidend, die alte Dame mochte jedoch, ungeachtet der ärztlichen Winke, an eine eigentliche Gefahr nicht glauben.

Eines Tages hieß es: die Prinzeſſin befinde ſich vorzüglich krank, und ſelbſt der gewohnte Morgenbeſuch der Oberhofmeiſterin wurde abgelehnt. Die alte Dame hatte in allen Hofereigniſſen viele Erfahrung, ein gleicher Fall war ihr jedoch noch nicht vorgekommen. Man ſchien ihre Stellung nicht genügend zu würdi-

gen, und sie beschloß, am nächsten Tage bei Hofe selbst entscheidend einzuschreiten.

Auch zwei spätere Anfragen der Oberhofmeisterin wurden abgewiesen. Sie schickte noch spät einen reitenden Boten in die Residenz und zog sich dann in ihr Schlafgemach zurück, entschlossen, heute das letzte Mal von der Leitung des Krankenzimmers entfernt geblieben zu sein.

Die alte Dame mochte aber kaum ein paar Stunden geschlafen haben, als ihre Kammerfrau sie mit der Nachricht aufweckte, daß sich der Zustand der Prinzessin unerwartet verschlimmert habe. Ihr Leibarzt habe noch spät bei der Kranken einen Besuch gemacht und sei wegen bedenklicher Anzeichen am Krankenbette wach geblieben. Seit einer Viertelstunde sei aber in dem Schloßflügel, den die Prinzessin bewohne, ungewöhnliche Bewegung entstanden; Lichter erschienen und verschwanden in den Zimmern und soeben sei die Meldung herüber gekommen, daß man auf einen plötzlichen üblen Ausgang gefaßt sein müsse. Die Kammerfrau hatte geglaubt, diese Nachricht der Oberhofmeisterin nicht vorenthalten zu dürfen.

Die alte Dame nahm zuerst einige stärkende Tropfen, dann verließ sie das Bett und ließ sich ankleiden.

Sollte das Befinden der Prinzessin in der That übler gewesen sein, als sie bisher zu besorgen geneigt

war? aber ſollte nur dem Hofe, aus einem Grunde, der ſich allenfalls vermuthen ließ, eine Scene geſpielt werden? Auch ein Selbſtmord lag nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit; junge Damen ſind in der Leidenſchaft zu jedem Unternehmen fähig.

Solche Gedanken beſchäftigten die würdige Dame, während ſie ſich ihre Seidenrobe anziehen und die Perrücke aufſetzen ließ. Sie klappte noch ihr falſches Gebiß in die Goldfedern und verließ dann ihre Wohnung.

Zwiſchen ihren Zimmern und denen der Prinzeſſin lag ein langer Corridor, der an unbewohnten Gemächern und an der Schloßkapelle vorüber führte. Die alte Dame ſchritt, ſo ſchnell ſie vermochte, über die Flieſen des Ganges und ließ ſich dabei durch ihre Kammerfrau vorleuchten.

Die Nacht war eben nicht freundlich; der Wind pfiff draußen durch die Schornſteine und drohte ſelbſt das Licht der Zofe auszuloſchen, ſo daß ſie es mit der vorgehaltenen Hand dagegen ſchützen mußte. Ueber den Himmel jagten Wolkenzüge und verdeckten und enthüllten abwechſelnd das Mondlicht. So geſchah es, daß der Gang vor den beiden Frauen bald ganz dunkel lag, bald wieder wie von ſchwebenden Lichtſtreifen belebt war.

Dies Spiel der Dämmerung erſchien unheimlich; die Kammerzofe war für derlei Eindrücke vorzüglich

empfänglich. Sie hielt ſich nahe an ihre Dame und ſchritt nur langſam vorwärts, während ihre Blicke vorſichtig die Länge des Ganges durchmaßen.

Plötzlich hielt ſie an und drängte ſich ängſtlich zur Oberhofmeiſterin zurück; mit dem Schrei: „um Gotteswillen, die weiße Frau!“ ließ ſie gleich darauf den Leuchter fallen und ergriff krampfhaft den Arm der Gräfin.

Das Licht war ausgelöſcht, nur der Mondenſchein zitterte abwechſelnd durch die Fenſter des Corridors. Die Frauen hielten ſich furchtſam umfaßt; beide ſtarrten entſetzt in die unheimliche Perſpective.

Eine hohe weiße Geſtalt bewegte ſich vor ihnen durch das Dunkel; gewiß, es konnte keine Täuſchung ſein: ein langer Schleier umhüllte ſie, das Mondenlicht ſchien faſt den Nebel ihrer Umriſſe zu durchdringen.

Es war entſetzlich: ſie ſchwebte leiſe und langſam auf ſie los. Den beiden Frauen verſagte die Stimme zum Hilferuf; ſie zitterten, enge an die Wand gedrückt. Der Oberhofmeiſterin klapperten die Elfenbeinzähne im Munde.

Jetzt hielt die weiße Frau an, erhob die Hand und drohte drei Mal mit dem ſchneeweißen Arme. Dann verſchwand ſie gerade vor der Kapellenthüre.

Es ſchlug zwölf Uhr vom Schloßthurme.

Eine ſchwere Wolkenſchicht zog ſich gerade über

den Mond; tiefes Dunkel verhüllte vor den Lebenden jede Aussicht. Als der Schimmer des Mondes wieder durch die Fenster schien, war nichts Unheimliches mehr zu sehen.

Die beiden Frauen eilten in das Schlafzimmer der Oberhofmeisterin zurück. Zum Glücke hatten sie dort die Lampe brennen lassen, ihre Helle versprach den nächtlichen Spuk fern zu halten.

„Es geschieht ein Unglück, Agathe," flüsterte die alte Dame endlich aus dem Lehnstuhle, in den sie sich geworfen hatte, „es geschieht ein Unglück, sonst wäre die weiße Frau nicht erschienen."

Die Zofe hatte sich zu ihren Füßen niedergekniet und verbarg bei der unheimlichen Erwähnung ihr Gesicht in den Schooß ihrer Gebieterin.

Erst allmählich erholten sich die beiden Frauen. An einen Besuch bei der Prinzessin war in der Nacht nicht mehr zu denken. Der Bediente schlief im Erdgeschosse. Die Oberhofmeisterin fühlte sich übel und besorgte Krämpfe zu bekommen. Agathen ging es fast noch schlimmer, sie konnte den Schreck nicht aus ihren Gliedern bringen.

Die alte Dame stieg wieder zu Bette, behielt jedoch gegen ihre Gewohnheit Gebiß und Perrücke. Agathe wärmte Thee auf einer Spiritusflamme und reichte ihn dann der Gebieterin. In aufwallender Theilnahme überließ ihr diese auch eine Tasse.

Agathe wachte die Nacht im Lehnſtuhle an der Seite der Gräfin, gegen Morgen überkam Beide ein tiefer Schlaf.

Als ſie erwachten, leuchtete ſchon die Sonne in das Gemach.

Bald darauf kam Nachricht aus dem andern Schloßflügel: Ginevra war geſtorben.

Die Oberhofmeiſterin bekam nun in der That ihre Krämpfe.

Während dieſer Ereigniſſe auf dem Schloſſe der Prinzeſſin hatte Daniel Püttner den Auftrag, den ihm ſein Herr ertheilt hatte, eifrig in die Hand genommen.

Er ſuchte Aurel's Bekanntſchaft. Da er ſich bei ihm als Haushofmeiſter des Grafen bezeichnete, fand er leicht Aufnahme, umſomehr, da Aurel bald erfahren hatte, daß Faramond weitläufige Güter, Bergbau, Hüttenwerke beſitze, die ihm vielleicht eine entſprechende Unterkunft eröffnen konnten.

Die beiden neuen Bekannten verkehrten viel mit einander. Aurel geſtand Daniel Püttner, daß er einen paſſenden Dienſtplatz ſuche und machte auf die Kohlenflötze aufmerkſam, die im nahen Gebirge anfaßen und deren Eröffnung reichen Gewinn in Ausſicht ſtellte. Daneben lägen die herrlichſten Holzſchläge, deren Betrieb das Erträgniß der unterirdiſchen Schätze noch überbieten würde. Daniel Püttner hörte ihm mit vie-

ler Aufmerkſamkeit zu, ſprach dann aber ſein Bedauern aus, daß der Graf ſchon ſeit Jahren den Beſchluß gefaßt habe, ſich in keine größere Unternehmung mehr einzulaſſen. Der Kammerdiener bemerkte hiebei mit Befriedigung, daß der Reichthum ſeines Herrn bereits ein ſo anſehnlicher ſei, daß er keinen Zuwachs anzuſtreben brauche; auch liebe der Graf nach den vielen Erfahrungen eines bewegten Lebens die ungeſtörte Ruhe zu ſehr, um ſie durch weitausgehende Pläne, Verſuche und Erfolge beeinträchtigen zu laſſen. Endlich billige es der Graf nicht, wenn vornehme Herren um des Gelderwerbes willen mit den Induſtriellen in die Schranken treten und ſich auf einem Wege zu bereichern ſuchen, der ſich zu ihrem Range und zu ihrer Lebensſtellung nicht wohl ſchicke. Die jüngſten Beſtrebungen ſeiner Standesgenoſſen, ſich bei Actiengeſellſchaften, Banken und Bauführungen zu betheiligen und dadurch den leeren Seckel ihrer Ahnen wieder zu füllen, ſchienen ihm des echten Edelmannes unwürdig; er habe ſich ihnen ſtets fern gehalten und ſeine Mißbilligung laut ausgeſprochen. In der praktiſchen Durchführung derſelben wäre er gerne ſo weit gegangen, die übernommenen induſtriellen Etabliſſements auf ſeinen Gütern aufzuheben, wenn er zu deren Erhaltung nicht ſeinen Lehnsvettern gegenüber verpflichtet geweſen wäre. Auf die Errichtung eines neuen ließe ſich bei ihm keineswegs denken.

Aurel belächelte die vornehme Grille, die die Ausbeutung der Schätze und der Kräfte der Natur für eine unwürdige That zu halten vermochte und ließ ſich in ſeinen eigenen Forſchungen und Plänen dadurch nicht ſtören. Mit dem Grauen des Morgens ſtieg er oft ſchon in den Hochwald und erfreute ſich, wenn er bei ſeinen Wanderungen Rothwild und Birkhahn beim Aetzen überraſchte; dann prüfte er mit Berghammer und Stahlmeiſel Fels und Geſtein, und raſtete endlich im Moose, das Schwämme und Beeren auf's Lieblichſte ausſchmückten. In den Bäumen über ihm ſprangen die Eichkätzchen, die großen Waldameiſen ſchleppten daneben gewaltige Erdhaufen zuſammen, und aus Stein und Felſengeklüfte ſchienen ihn oft die liſtigen Gnomen zu necken.

Aurel war voll Hoffnung und Thatendurſt, er haßte die Stimmung der Schwächlichen, die mit verdrehten Augen Alles dem himmliſchen Vater anheimſtellen. Sein Wahlſpruch war: Menſch hilf Dir ſelbſt! Zur Durchführung dieſer Aufgabe fühlte er Luſt und Kraft, er hatte tüchtige Studien gemacht und Erfahrungen geſammelt und war nun voll freudiger Zuverſicht, daß es ihm gelingen werde, für ſich und Philomene bald eine entſprechende Stellung zu erringen.

Unter ſolchem Zeitvertreibe kündete Püttner eines Tages an, daß er jetzt für ſeinen neuen Freund den

paſſenden Platz gefunden zu haben glaube. Aurel habe ſich gegen ihn mit erregter Theilnahme über die Goldſchätze der neuen Welt ausgeſprochen und daß ſich dort bisher noch ganz ungeahnte Ergebniſſe erzielen ließen, wenn ſtatt des habſüchtig umherwühlenden Sachens ein wiſſenſchaftlich geordneter Bergbau eingeleitet würde. Eine ſolide Geſellſchaft deutſcher Capitaliſten wolle jetzt dort einen ſolchen Plan durchführen und ſuche einen Werkdirektor unter den günſtigſten Bedingungen. Die Beſoldung ſei hoch, die Anſtellung laſſe überhaupt nichts zu wünſchen übrig; nebenbei erhalte der Gewählte gleich bei der Abreiſe zehntauſend Thaler und ebenſo viel, wenn die zehn Jahre, um die es ſich vorerſt handle, vorüber ſein würden. Durch einen günſtigen Zufall ſei er in der Lage, dieſe vortheilhafte und höchſt intereſſante Stelle ſeinem jungen Freunde zu verſchaffen. Es handle ſich nur darum, daß er ungeſäumt nach Hamburg abreiſe; das Schiff, das ihn und mehre angeworbene Bergleute nach Auſtralien überführen ſolle, liege dort ſchon bereit, er habe nur den Vertrag zu unterfertigen, um, ſobald die Anker gelichtet würden, vom Bevollmächtigten der Geſellſchaft das reiche Angeld in Empfang zu nehmen.

Aurel's Augen funkelten bei dieſen Mittheilungen, man ſah, daß er mit ganzer Seele Bergmann war und daß die Ausſicht, in ſo günſtiger Stellung im

Lande des Goldes die Kunſt zu betreiben, ſeine Neigungen auf das Reizendſte umſtrickte.

Aber bald verlor ſich der Blitz der Freude aus ſeinen Augen, und mit befangenem Lächeln lehnte er den lockenden Antrag ab. Es habe allerdings eine Zeit gegeben, wo ihm die Ausſicht, jenen Welttheil und ſeine Goldſchätze zu ſehen, und dort die Kenntniſſe, die er ſich verſchafft habe, zu verwerthen, unter ſeine ſchönſten Träume und Wünſche gehört habe, ja noch vor einem Jahre würde er einem ſolchen Rufe mit Freuden gefolgt ſein. Jetzt könne und wolle er es nicht mehr. Deutſchland ſei groß und ſchön genug, um ſeine Söhne glücklich zu machen. Er werde im Lande bleiben und ſich redlich ernähren.

Daniel Püttner bedauerte, daß er ſeinen Geſchmack nicht getroffen habe, ſicherte aber ſeine fernere Vermittelung zu. Für diss Mal gab er es aber auf, ihn zur Annahme zu drängen; die Ablehnung war zu entſchieden geweſen, als daß deren Zurücknahme erwartet werden durfte. Obwohl Aurel ihm von ſeiner Liebe zu Philomene und von den Hoffnungen und Wünſchen derſelben nie ein Wort erzählt hatte, war es dem Kammerdiener des Grafen doch klar, daß dieſe auf das Mißlingen ſeines Planes entſcheidenden Einfluß hatte.

Er ſann daher neuen Ränken nach, und indem er ſeinem Herrn den ſchlechten Erfolg des erſten Verſu-

ches mittheilte, fügte er ſeine Zuverſicht auf das künftige Gelingen bei.

Paramond war aber nichts deſto weniger in hohem Grade mißmuthig und ungeduldig. Der Graf hatte zwar viele Vorurtheile ſeines Standes abgelegt, aber manche waren in ſeinem geläuterten Geiſte noch zurückgeblieben. So war er auch ein Feind heftiger ungeſchliffener Menſchen, und ſetzte voraus, daß ſie in den niederen Ständen, ungeachtet des Zugeſtändniſſes des gleichen Menſchenthums viel häufiger vorkommen, als in der höhern Geſellſchaft. Aurel insbeſondere ſtand ſeit ihrer erſten Begegnung bei ihm im Verdachte leidenſchaftlicher Rückſichtsloſigkeit.

Schon nach wenigen Tagen machte Daniel Püttner ſeinem jungen Freunde einen neuen Antrag. Er fügte gleich anfangs bei, daß er dies Mal nicht zweifle, deſſen eigene Neigung völlig getroffen zu haben. Es handelte ſich um eine Bedienſtung im Rieſengebirge. Die Aufgabe entſprach der Vorbildung des jungen Bergmannes; es ſollte eine neue techniſche Manipulation in einem Grubenwerke eingeführt werden, von deren Vortrefflichkeit Aurel ſelbſt völlig überzeugt war; auch die Größe der Beſoldung ließ nichts zu wünſchen übrig; Aurel drückte ſeine Befriedigung aus und wollte in überwallendem Danke ſeinen Gönner in die Arme ſchließen.

„Halt, mein lieber junger Freund,“ begann Daniel Püttner und wehrte ihn lächelnd ab, „mein Antrag iſt noch nicht völlig zu Ende, hören Sie noch eine kleine Bedingung, die der eigenſinnige Eigenthümer jenes berühmten Hüttenwerkes als unerläßlich beifügt. Ich nenne ſie eine kleine, unbedeutende Bedingung, zuerſt weil ſie, ſo viel ich nach Ihren Mittheilungen vorausſetze, vielleicht mit ihren eigenen Abſichten vorläufig nicht im Widerſpruche ſteht, dann, weil ich ihre Erfüllung für die nächſte Zukunft meines jungen Freundes vielmehr für erſprießlich halte, und endlich, weil der Dienſt nach drei Jahren ja gekündet werden kann, und Sie dann wieder völlig frei ſind, wenn Sie ſich bis dahin Ihrem Prinzipale nicht unentbehrlich gemacht und den Wegfall der Bedingung nicht ſchon früher erwirkt haben.“

„Sie machen gleichwohl ſo viele Umſchweife,“ bemerkte Aurel etwas ernüchtert, „daß ich die Bedingung vorläufig nicht für ſo ganz gleichgiltig und unverfänglich zu halten vermag. Ich bitte, laſſen Sie mich dieſe Bedingung hören.“

„Der Beſitzer jenes Bergbaues iſt ein Sonderling, der ſelbſt im Gebirge lebt und auf den Umgang ſeiner Werkbeamten rechnet, er iſt ein Hageſtolz und haßt die Weiber, und ſo verlangt er denn auch von ſeinen Bedienſteten, daß ſie unverheirathet ſind und in ſeinem Dienſte unverheirathet bleiben Aber bei Ihrer

dermaligen Jugend, und da Sie ja doch nach drei Jahren —"

„Halten Sie ein," unterbrach ihn der junge Bergmann mit Hoheit in seiner Haltung, „und verschwenden Sie nicht den Hauch ihres Athems. Die Unterhandlung ist beendet. Sagen Sie Denen, die Sie gesandt haben, ich nehme diese Stelle nicht an. Meine Freiheit, mein Glück, der Vollgehalt meines menschlichen Daseins ist mir nicht feil, nur meine Kraft verkaufe ich den Schwachen, meine Kenntniſſe den Unwiſſenden."

Er wendete ſich entrüſtet ab, und der Kammerdiener des Grafen überzeugte ſich, daß er von ſeinem unmittelbaren Einfluſſe auf den Bergmann nicht viel mehr zu erwarten hatte.

Er ſpann ſeine Fäden daher nach anderer Seite.

Er ging zum Magiſter und knüpfte das Geſpräch an jenen Punkt an, den dieſer ſelbſt bei ihrer erſten Zuſammenkunft berührt hatte. Er ſprach ſeine Geneigtheit aus, dem ehrenhaften Schulmanne jene achthundert Thaler auszufolgen, welche ihm Gerſtenberg zur Aufbewahrung übergeben habe und betheuerte, daß es ihm ſehr viel Freude gewähren würde, wenn ihm dies gegönnt ſein ſollte. Die Verhältniſſe ſeien aber, ſo wie er ſie ſeit ihrer damaligen Zuſammenkunft ermittelt habe, verwickelt, er werde ihm eheſtens, was er davon wiſſe, mittheilen, heute könne er ihm nur ſo

viel anvertrauen, daß die Uebergabe jener achthundert Thaler lediglich von der Bereitwilligkeit abhänge, mit welcher der Magiſter in den Plan mächtiger Gönner eingehe. Es ſei nämlich unerläßlich, daß er das Verhältniß Philomene's zu dem Bergmanne Aurel auflöſe, und dieſen für immer aus ihrer Nähe weiſe. So wie bezüglich Philomene's nach des Magiſters Mittheilung ein Geheimniß beſtehe, ſo walte auch hierin eines, das er ihm ſpäter nicht vorenthalten werde. Heute genüge zu ſagen, daß Philomene und Aurel nie ein Paar werden dürften.

„Wie, ich ſoll dieſe Liebe bedrängen?“ rief betreten der Magiſter.

Stören ſoll ich die Luſt ſo froher, ſchuldloſer Liebe?
Müßte nicht dreifaches Erz decken die grauſame Bruſt?
Heilig iſt im Olymp und heilig auf Erden die Liebe;
Wer ſie beleidigt, den trifft bald der zermalmende Blitz.

Mich ſoll er nicht treffen. Properz iſt der Sänger der Liebe, ich, ſein Ueberſetzer, darf alſo nicht an ihr freveln.“

„Properz, das iſt es ja eben!“ erwiderte Daniel Püttner, und dieſe Wendung des Geſpräches machte ihn auf eine wirkſame Waffe gegen den armen Schulmann aufmerkſam, der er ſich nach kurzem Bedenken zu bedienen beſchloß; „Properz, Properz — Sie wünſchen doch, daß Ihre berühmte Ueberſetzung des Properzius bei Cotta gedruckt werde?“

„Ob ich es wünſche! Wir ſind mit dem edlen Freiherrn darüber auch ſchon einig.“

„Nun denn, ſo hören Sie: ich verlange im Namen des Barons, daß Sie Aurel Philomene's Hand verſagen, daß Sie das Band zwiſchen den zwei jungen Leuten noch zur Stunde löſen.“

„Wie?“

„Ja; daß Sie den kecken Bergmann ohne Zögern aus Ihrer Nähe verbannen.“

„Was?“

„Daß Sie auf die Wünſche der beiden Liebenden ein für alle Mal mit einem entſchiedenen Nein antworten.“

„Warum?“

„Sehen Sie, darin liegen eben die Verwickelungen, auf welche ich Sie vorher hinwies.“

„Was ſollte dem Freiherrn von Cotta daran gelegen ſein, ob meine Nichte den jungen Bergmann heirathet oder nicht?“

„Das bleibt vor der Hand noch Geheimniß.“

„Er hat doch nicht ſelbſt Abſichten auf ihre Hand?“

„Wohl möglich.“

„Oder beſtimmt er ſie für einen ſeiner freiherrlichen Söhne oder Neffen?“

„Noch möglicher.“

„Meinen Sie im Ernſte?“

„Stille, ſtille! es genüge Ihnen vor der Hand zu

wiſſen, daß, wenn Sie ſeinem Befehle nicht gehorchen, und den verwegenen jungen Mann nicht ohne weiteres abweiſen, Baron Cotta den Verlag der Ueberſetzung des Properz ablehnt und Ihr Manuſcript alſogleich zurückſchickt."

„Wie? was? Cotta wollte meinen Properz nicht drucken?"

„Gewiß nicht, wenn Sie ſeine Bedingung nicht erfüllen."

„Die gelehrte und ungelehrte Welt ſollte die Herausgabe dieſes unſchätzbaren Buches entbehren müſſen?"

„So iſt es, wenn Sie ſich ſeinem Willen nicht fügen wollen."

„Ob ich es werde! Wiſſen Sie, es handelt ſich nicht um meine eigene Freude an der Herausgabe des Buches, ſondern es handelt ſich um den Schaden, den das Publikum erleiden würde, wenn ſein Erſcheinen unterbliebe. Schreiben Sie gefälligſt an den verlegenden Freiherrn, daß mir ſein Wunſch Befehl iſt, daß ich Philomene den weiteren Umgang mit Aurel unterſagen, daß ich dieſen ſelbſt zu allen Kakodaimonen ſenden werde. Er möge nur alſogleich mit dem Drucke beginnen, ich ſelbſt beſorge die Correctur!"

## Dreizehntes Kapitel.

Der Feenbrunnen plätſcherte luſtig und in tauſend Funken im Sonnenſchein.

Droben im Schloſſe, das ſonſt die Prinzeſſin bewohnt hatte, ging es aber ſtill und traurig her. Der Prunkſaal war ſchwarz ausgeſchlagen, ſeine Fenſter geſchloſſen; hohe Leuchter mit brennenden Wachskerzen erhellten ſeine weiten Räume; in ihrer Mitte ſtand ein Katafalk auf Stufen. Wappenſchilde und Blumengewinde ſchmückten ſeine Seiten, der ſchwarze Sammet funkelte von geſtickten Fürſtenkronen. Auf dem Paradebette lag die Leiche Ginevra's.

Die Oberhofmeiſterin trug eine außerordentliche Scheu vor geſtorbenen Menſchen, auch die übrigen Damen theilten dieſe Abneigung: ſo geſchah es, daß, ſeit ſich die Nachricht vom Tode der Prinzeſſin verbreitet hatte, nur noch die vertraute Kammerfrau, ihr Arzt und einige untergeordnete Diener in ihren Gemächern erſchienen waren. Die beiden Erſteren ließen

es ſich nicht nehmen, der Prinzeſſin die letzten Liebesdienſte zu erzeigen und hatten ſie ſelbſt auf das Schaugerüſte zwiſchen den Blumen aufgebahrt.

Die Oberhofmeiſterin dagegen verſammelte in ihren Appartements die Damen der Prinzeſſin und veranſtaltete dort fromme Betrachtungen und Gebete. Der Hof hatte der Etikette genug gethan und einen feierlichen Umzug durch den Todtenſaal abgehalten. Dagegen verweilte Harmond länger im Schloſſe und ſchien die Leitung einiger Aeußerlichkeiten übernommen zu haben.

So war man bis über den Mittag des zweiten Tages gekommen.

Da erſchien plötzlich Zimbelin im Schloſſe der Prinzeſſin. Er war mit der fürſtlichen Familie verwandt, ſein Beſuch konnte alſo nicht auffallen. Die Dienerſchaft bekümmerte ſich wenig um den alten närriſchen Reichsgrafen. Er eilte über die Treppe und kam in den Trauerſaal. Zufälliger Weiſe war dort ſonſt Niemand zugegen.

Der Leichenprunk ſchien einigen Eindruck auf ihn zu machen. Ernſter als gewöhnlich überblickte er die ſchwarzen Vorhänge und die hellen Wachslichter, er betaſtete die Goldſtickereien und die ſchweren Blumenkränze. Zuletzt ſtand er mit verſchränkten Armen vor dem Trauergerüſte und ſein Auge haftete auf dem bleichen Antlitze der Leiche. Seiner ernſten Stirne

konnte man anſehen, daß er die Situation vollkommen begreife.

Er ſtieg langſam die ſchwarzbedeckten Stufen empor und betrachtete die Todte in nächſter Nähe. Faſt hätte man, als er jetzt die Hand leiſe auf ihre Stirne legte, in ſeinen Zügen einen Anflug von Trauer entdecken mögen, wenn nicht der Humor der Narrheit noch immer ſichtbar um ſeine Mundwinkel geſpielt hätte.

„Ei, ſo ſieh' mich noch ein Mal an, Ginevra," ſprach er dann wie in ſcherzhaftem Koſen zur Geſtorbenen, „ſchlag' Dein Auge, nicht mehr blöde vom Erdenſtaub, noch ein Mal auf, und ſchüttle die Opiumwolke des Todes aus Deinen Locken. — Du bleibſt ſtille. — Du willſt nicht?" fuhr er faſt kleinmüthig fort, „und doch möchte Dein alter Freund noch ein Mal in die ſanfte Bläue Deiner Augen ſchauen. O ſchließ' ſie auf, und ſieh' mich noch ein Mal an!"

Er hatte während des Schluſſes ſeiner Rede ſeine Fingerſpitzen an die Augenlider der Leiche gelegt und verſuchte ſie zu öffnen.

Es erregte ſeine Ungeduld, daß ſie dem ſanften Druck nicht nachgeben wollten und verſuchte es mit einem ſtärkeren.

Plötzlich brach ſein Zeigefinger in die Hirnſchale der Prinzeſſin ein. Bei all' ſeiner Thorheit erſchreckte

er und zog die Hand mit ſolcher Eile zurück, als hätte ihn eine Viper geſtochen.

Dennoch war er auf der Höhe des Katafalkes ſtehen geblieben, und heftete ſeine Blicke, wie von unſichtbaren Gewalten gebannt, auf das Leichengeſicht.

Als er ſo hinſtarrte, entdeckte er, wie unter der Spur ſeiner Finger ein Loch in den Schädel der Todten geöffnet war.

Ungeachtet ſeines Blödſinns blickte er immer ſchärfer hin und brach endlich in helles Gelächter aus: „Wie, erſtreckt ſich das Reich der Phraſe auch noch jenſeit der Markungen des Grabes, und vermag die Knochenhand des Todes nicht die Larve des Scheines von uns abzuſtreifen? Alſo Betrug und Täuſchung legt ſich mit uns auch noch in den Sarg, und ſelbſt unſer Todtenſchädel iſt nichts als eine Wachsmaske! Nur dem Zimbelin, dem alten Thoren, mißgönnen ſie die Spielbude ſeiner Neigungen und Gefühle, und die Erwählten ſeines Herzens ſind doch ſo harmlos und unverfänglich, wie wenige unter ihnen. Auch Du, Ginevra, Stern der Wahrheit, Du mein Augapfel, warſt nichts als eine elende Puppe! Pfui, über Dich, ſchäme Dich, daß Du ſo lange geheuchelt haſt.“

Er ſchien in Wuth zu gerathen, und ſtieß mit der geballten Fauſt in das Antlitz der Todten. Es zerſplitterte in unſcheinbare Scherben.

Zimbelin aber lachte auf in toller Begeiſterung: „Lüge und Täuſchung iſt Alles um uns, Schein von Schein, Schatten von Schatten. Nicht Menſchengeſichter glotzen uns an, nur Larven. Automaten ſind ſie ſelbander, Wachsfiguren und Marionetten! Juchhei, der Doctor Till hat Recht; noch heute verſchreibe ich mir eine Maitreſſe aus Paris.“

Er war über die Stufen herabgeſprungen und rannte aus dem Saale.

Graf Jaramond und der Arzt begegneten ihm. Ein Augenblick genügte, um ihnen zu verrathen, was geſchehen war.

Jaramond bemächtigte ſich des alten Blödſinnigen und fuhr bald darauf mit ihm aus dem Schloßhofe.

Der Arzt und die Kammerfrau beeilten ſich, die Ueberreſte vom Katafalke zu nehmen und legten ſie in die Todtentruhe, die ſchon bereitet war. Der Arzt warnte vor der Gefahr der Anſteckung und blieb zugegen, bis der metallene Sarg verlöthet war.

Am folgenden Tage ging der feierliche Zug in die Fürſtengruft.

Die Oberhofmeiſterin aſſiſtirte wieder; keine der gewöhnlichen Ceremonien ward dabei verſäumt.

Ginevra's Tod bildete noch einige Zeit den Gegenſtand des Geſpräches in vornehmen Kreiſen. Dann war ſie vergeſſen.

An dem Tage, an welchem Zimbelin ſeinen Spuk im Todtenſaale getrieben hatte, zogen Philomene und Aurel an der Villa der Prinzeſſin vorüber. Das Paar war zu lebensfreudig, um ſich um den Leichenprunk oben im Schloſſe weiter zu bekümmern.

Das runde abgebogene Strohhütchen ſtand dem lieben Kinde außerordentlich reizend; der Bergmann trug eine Zither an der Seite. Sie wandelten zuerſt durch die Wieſen, die den höchſten Schmuck des Sommers erreicht hatten. Auf einigen derſelben waren bereits die Senſen in voller Arbeit, und Mägde breiteten dahinter mit dem Rechen die fallenden Gräſer und Blumen in der Sonne; daneben ſtand ein Erntewagen, auf dem, was ſchon getrocknet war, unter Scherzen und Singen aufgeladen wurde. Schwere goldene Weizenfelder umſäumten die duftige Heumahd.

Die zwei verliebten jungen Leute ſchritten in der Fülle des Lebens und des Glückes durch den ſommerlangen Tag.

Allmählich hob ſich der Weg, es folgte das minder fruchtbare Hügelland. Auch das hatte ſeine Reize, und Philomene ſchlug vergnügt in die Hände, als abſeits ein Hirte eine einfache Weiſe auf dem Dudelſack anzuſtimmen begann.

Bald darauf umfing ſie der Kieferwald. Sie prieſen den Schatten, der ſie dem Brande der Sonne ent-

zog, und Aurel lud zu kurzer Waldraſt. Sie hatten unter hohen Bäumen einen Platz an einer Quelle ausgeſucht. Aurel nahm die Zither vor ſich und ſpielte und ſang und Philomene's Stimme begleitete ihn und ſtieg jubelnd durch die Wipfel. Der Wald hatte eben noch zu ſchlummern geſchienen; aber wie geweckt vom Minnelied erwachte alsbald das Lüftchen und das Blättergeſäuſel, die Quelle rieſelte und kleine Waldvögel fingen zu pfeifen an. Pan erhob ſich aus ſeiner Ruhe und lauſchte im Gebüſche.

Nachdem ſie ſich vom raſchen Gange abgekühlt und die Waldfreude genoſſen hatten, ſtiegen ſie höher in den Berg. Das Wandern wurde mühſamer, aber neue Reize geſellten ſich dazu. Der Wald war hier dichter, dennoch ſah der blaue Himmel und der gelbe Sonnenſtrahl herein, und hier und dort bot ſich ein Ausblick in das weite Land. Die verſchiedenen Gattungen der Gebüſche wechſelten, ſpäte Blüthen ſtanden neben Beeren, die ſich füllten und zu färben begannen. Pilze ſtiegen gnomenhaft aus dem Boden, von den Bäumen hingen Streifen verwitterten Mooſes und einzelne Waldblumenſträuße ſchwankten in der Wildniß. Man kam jetzt in eine einſame Waldecke, die verſteckt im Bergſchatten lag. Ein Bauernhof mit Haferfeldern und Kartoffelpflanzungen ſtand am Gehänge, der hohe Wald umſchloß ihn von allen Seiten. Der

Bauer hieß der Fuchs im Eck. Er war vor Zeiten ein verwegener Wildschütz geweſen, der ein paar Mal abgeſtraft wurde, aber unzählig oft Hahn und Rothwild abgepaßt hatte, ohne daß man gegen ihn einen Beweis aufbringen konnte. Endlich hatte der Eigenthümer der Jagd ihn zu ſeinem Wildheger ernannt, und ſiehe da, der Bann war gelöſt, das Wild ſicher, es gab von dieſer Stunde an keinen treueren Jäger, als den Fuchs im Eck.

Aurel und Philomene ſtiegen aber noch höher; es war heute Johannestag, ſie wollten ihn auf der Zinne des Berges feiern.

Als ſie dort ankamen, neigte ſich die Sonne bereits zum Untergange; der Abendſtern lag wie ein prachtvoller Edelſtein in ihrem flüſſigen Golde. Sie ſetzten ſich auf einen moosbedeckten Felſen und ſchauten in das feierliche Walten des Abends. Alles Gold aus dem Strome der Kindheit, alles Gold aus dem Flugſande des Lebens ſchien vor ihnen in einen einzigen breiten Guß geronnen. Aurel weckte wie im Traume von Zeit zu Zeit einzelne Töne der Zither, die ſich faſt unwillkürlich zu irgend einem alten Liede aneinander reihten.

Plötzlich ſtand er auf und eilte zu einem Hagroſenſtrauche, der abſeits nicht weit von ihnen blühte. Er pflückte die ſchönſten Roſen und Knoſpen und ſchlang

ſie als Kranz um ein Kryſtallglas, das er aus ſeiner Wandertaſche hervorzog. Darauf kam auch eine umflochtene Flaſche zum Vorſcheine, aus der er das Glas bis zum Rande mit funkelndem Weine füllte.

Philomene ſchaute mit feurigem Lächeln auf ſein Treiben. Jetzt trat er an ſie heran und lud ſie ein, mit ihm Johannesminne zu trinken. Ihre Augen funkelten, ihre Herzen ſchlugen hoch in der Begeiſterung der Liebe.

„So lebe hoch, Du Königin der Liebe!“ rief er, „Dir und der Liebe und dem Glücke bring ich dieſes Glas. Daß wir uns ewig lieben, das wiſſen wir, aber ebenſo gewiß iſt es, daß dieſe Liebe ſchon auf Erden eine glückliche ſein wird. Weg mit jeder Thräne aus Deinem Auge, die nicht der Seligkeit fließt, fort mit dem Schmerze der Sehnſucht, mit dem Kummer der Trennung! Zwei Glückliche ſind's, die hier den Minnetrank theilen. Hoch, Philomene, hoch unſere Liebe, hoch unſere Glückſeligkeit!“

Er hatte ſeine Geliebte in die Arme geſchloſſen und ſchwang den roſenumkränzten Becher zur Dithyrambe der Liebe.

Beide tranken aus demſelben Glaſe; dann goß er die Neige des Weines über den Boden und ſchleuderte das Glas an den Felſen.

„So! auch die Gnomen, die Unterirdiſchen, mögen

ſich am Wein' erquicken! Aus dieſem Becher aber trinke keine irdiſche Lippe mehr, denn eine glücklichere, als die unſere, würde ſie doch nie wieder berühren!"

Die Liebenden hielten ſich umſchlungen.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Am mondloſen Himmel ſtiegen die Sterne herauf; die fernen Berghöhen ragten in's blaſſe Aetherblau.

Den beiden Liebenden waren alle Zeiten in den einen ſeligen Augenblick zerronnen. Wer könnte die hohen Gedanken und Gefühle, die wunderbaren Hymnen, die ſie dabei umrauſchten, wieder erzählen und verrathen? Die Liebe iſt eben auch ein Myſterium, deſſen Inhalt keine irdiſche Zunge zu verkünden vermag.

Mit der einbrechenden Nacht fingen nahe und fern auf allen Bergen und Hügeln die Johannesfeuer zu lodern an und bezeugten, daß allenthalben fromme, glückliche Menſchen das Feſt der Mitt-Sommernacht begingen. Auch Aurel hatte ein Feuer angezündet, und er und Philomene waren bemüht, es durch zugetragenes Holz recht lebhaft zu erhalten. Sie ſchauten in ſeliger Freude in das luſtige Gepraſſel der Flammen. Daneben ſchwebten die Leuchtkäfer, und d'rüber funkelten die ewigen Sterne.

Spät erſt kam das ſchuldloſe Paar nach Hauſe, und noch in ſeinen Träumen dichtete es fort an dem hohen Liede der Liebe.

Aurel und Philomene ahnten nicht, daß ſchon mit dem nächſten Tage Bedrängniſſe beginnen ſollten. Der Samen, den Daniel Püttner ausgeſtreut hatte, wuchs raſch empor. Der Magiſter verkündete Philomene am folgenden Morgen, daß ſie vom Bergmanne ablaſſen müſſe. Er ſei ein ungeſtümer, haltloſer Menſch, der es kaum jemals zu einem geſicherten Erwerbe bringen werde, mit einem Worte, er tauge nicht für ſie, und der Magiſter werde ihre Verbindung mit ihm niemals zugeben. Aurel unterſagte er weitere Beſuche in ſeinem Hauſe und verbot ihm den Umgang mit ſeiner Tochter. Als ihn dieſer um die Urſache der plötzlichen Aenderung befragte, ſtockte der Alte in ſeiner Antwort und berief ſich endlich polternd auf ſeinen Willen und die väterliche Gewalt.

Aurel lachte ihm laut in das Geſicht; ſeine erſte Beſtürzung hatte bald dem Gefühle der Kraft und der Wallung des Hohnes Platz gemacht.

„Willen gegen Willen, alter Herr! Sie verweigern mir die Hand Ihrer Tochter; ich aber ſage Ihnen, daß ſie die meine wird und müßte ich mir meine Geliebte aus dem Mittelpunkte der Erde herauf holen.“

Er verließ ihn ſtolz und muthig. Kopfſchüttelnd ſah ihm der Magiſter nach. Solche Härte lag ſchon im Allgemeinen nicht in ſeinem Weſen; überdies war er dem jungen Bergmanne im Innern keineswegs ab-

geneigt. Er zuckte mit den Achseln; was wollte er thun; dem Freiherrn von Cotta beliebte diese Heirath nun ein Mal nicht; es blieb ihm nichts übrig, als den grausamen Vater zu spielen. Um sein Herz zu verhärten, rief er alle seine redenden Thiere zusammen und fütterte sie freigebig, so daß sie ein Mal über das andere: „Properz, Properz!“ riefen.

Dadurch erstarkte sein Herz, er schnitt ein grimmiges Gesicht und übersah die Thränen Philomene's.

„Die Herausgabe eines Buches,“ philosophirte er mit sich selbst, „ist doch keine so leichte Sache; jeder großen That gehen ihre Geburtswehen voraus.

Aber guter Properz, Dir opfre ich Leben und Alles!
Cotta soll Dich mit Dampf drucken auf weißes Papier.
Lederrücken umfange Dich und leuchtender Goldschnitt.
Und dem Deinen gesellt prange mein Name im Buch!
Philomenen schenk' ich ein Exemplar dann zum Lohne.
Dem der Freiherr vielleicht noch einen Neffen gesellt.“

Das Gewissen des Magisters war in dieser Weise beruhigt, und seine Heiterkeit kehrte in verstärktem Grade zurück, als er nun bald den ersten Correcturbogen aus der Officin des Barons erhielt. Ein Liebesbrief für Philomene lag allerdings nicht bei, aber was kümmerte es in diesem Augenblicke den glücklichen Schriftsteller, der das erste Mal sein eigenes Werk von so berühmten Pressen behandelt sah.

Er wies die Blätter in voller Freude Philomene, die daran nicht den geringſten Antheil nahm, ſondern mit ihrem Schmollen fortfuhr; er trug ſie in die Schule und erſtaunte nicht minder, als auch die hoffnungsvolle Jugend das Ereigniß nicht zu würdigen verſtand. Er zürnte über ihre offenen ſtupiden Mäuler und hob in der Bedrängtheit ſeines Schriftſtellerthums die Schule auf. Jetzt erſt kam ein allgemeines Jauchzen zum Durchbruche und der Magiſter dankte gerührt für dieſes, wenn auch verſpätete Zeichen des Antheiles und Verſtändniſſes. Er zog ſich hierauf in ſeine Stube zurück und las vor Rabe, Staar und Elſter den Probebogen unter dem geſchwätzigen Chorgeſang dieſer Beſtien, die das Wort Properz, das einzige, das ſie plappern konnten, unverdroſſen dazwiſchen riefen.

Aber ein holderes Lied war ſeit einiger Zeit im Schulhauſe verſtummt, das Lied Philomene's. Traurig und ſtumm verrichtete ſie ihre häuslichen Geſchäfte und ließ dabei ihr Köpfchen hängen. Im Garten draußen erſchien ſie nur ſelten. Ihre fröhliche Stimme erklang nicht mehr in Haus und Flur, ſelbſt ihr Geſpräch beſchränkte ſie auf den nothwendigſten Verkehr.

Es ging nun gar trüb und ſtille her. Der alte Magiſter vermißte ungern die Heiterkeit ſeiner Tochter, er hätte unter dieſem Drucke noch weit mehr gelitten,

wenn nicht von Zeit zu Zeit wieder ein weiterer Aushängebogen ſeines unſterblichen Werkes den früheren gefolgt wäre.

„Noch Jemand nahm den wärmſten Antheil an dem Trübſinne, der in's Schulhaus eingekehrt war: Graf Jaxamond. Es war ihm bereits zum Bedürfniſſe geworden, jeden Tag, ſo oft es ausführbar erſchien, am Schulhauſe vorüberzugehen. Der Anblick Philomene's, ſei's im Gärtchen oder auch nur durch's Fenſter, that ihm wohl, ja er fühlte ſeine Laune gehoben, wenn er auch nur ihre Stimme im Hauſe erſchallen hörte. Er blieb zwar überzeugt, daß ſein Einmiſchen in das Stillleben des Mädchens für ihr künftiges Glück unerläßlich ſei, aber er bedauerte, daß ſein erſtes Auftreten zu ihrem Beſten für ſie mit ſolcher Bitterkeit begleitet ſein mußte. Er fühlte einen unabwendbaren Schmerz in ſeinem Herzen, wenn ſie jetzt, blaſſer als ſonſt, an ihm vorüber ging, und ſeinen Gruß nur mit ſchweigendem Ernſte erwiderte. Er wurde durch die Nothwendigkeit ſeines Handelns umſomehr bedrängt, als er im Allgemeinen auch Aurel ſeine Achtung nicht entziehen konnte. Er hatte in ihm bereits den Ehrenmann und den tüchtigen Bergverſtändigen erkannt und bedauerte, daß gerade Aurel es ſein mußte, der in einem unabänderlichen Punkte ſeine Pläne zu durchkreuzen beſtimmt war. Hier nachzugeben wäre

Schwäche geweſen, deren Folgen Philomene's ganzes künftiges Leben überſchattet hätten.

Der Graf ſtreifte ein Mal durch den Wald, als er Philomene auf dem Betſchemel knieend traf, den die ländliche Frömmigkeit vor einem Marienbilde, das an einer alten Eiche hing, gezimmert hatte. Er hielt ſich unbemerkt von ihr in der Ferne. In den Blumenkrügen an der Seite des Bildes ſtanden Feldblumenſträuße, um die Madonna ſelbſt war eine Krone aus ſpäten Roſen gewunden. Beides mochte von Philomene herrühren. Sie ſelbſt aber kniete in Andacht verloren vor der Heiligen. Sie erſchien ſchön und rührend zugleich, ein Bild der Liebe und der Schmerzen. Dieſe ſelbſt hatten ihrem Antlitze jenen letzten Reiz verliehen, den das Glück kaum zu gewähren vermag. In ihren Augen waren die Spuren von Thränen kennbar; ihr Gebet ſchien inbrünſtig und von Kummer gehoben.

Faramond zog ſich, bevor er von ihr bemerkt werden konnte, in den Wald zurück. Er fühlte ein lebhaftes Wehe in der Bruſt, daß eben er dazu auserleſen ſein mußte, die Liebe des ihm ſo theueren Mädchens zu bedrängen, umſomehr, da dieſe Liebe keine Aufwallung des Augenblickes zu ſein ſchien, ſondern die Wurzeln in die Tiefe ihres Weſens eingeſchlagen haben mochte. Ein Fuchs begegnete ihm auf einem verwachſenen Waldpfade; hätte er ein Gewehr bei ſich ge-

habt, er hätte ihn gerne niedergeſchoſſen; es war ihm, als ob das liſtige Raubthier Philomene umſchleiche und ihr Unheil oder Gefahr verkünde.

Er verlor ſich tiefer in den Forſt; ein Waldhorn, das irgendwo ein Jägerjunge blaſen mochte, rührte ihn und beſänftigte ſeine Stimmung.

War es Zufall oder Verabredung: Philomene traf am Heimgange mit Aurel zuſammen. Sie flogen einander in die Arme; das Unglück trieb Philomene noch inniger an den Mann ihrer Liebe. Wie anders war es ſeit dem ſchönen Johannesabende geworden. Eine Liebe, die ſich ſchuldlos und die Welt ohne Harm glaubte, war plötzlich mit dem Banne belegt und bedroht worden, eine Liebe, die zu ihrer Erfüllung nichts als Zeit zu brauchen glaubte, ſah jetzt ungeahnte Hinderniſſe gegen ſich zu Felde ziehen. Vieles, Alles um ſie hatte ſich geändert, ſie ſelbſt war unwandelbar und ſich gleich geblieben. Nur in ſich fand ſie noch Troſt; Hilfe konnte ſie nirgends als bei ſich ſelbſt ſuchen. Die Lage hob noch das gegenſeitige Vertrauen der zwei jungen Leute und ſteigerte den Grad der gegenſeitigen Anhänglichkeit. Als ſie ſich heute ſo umſchlungen hielten, war es ihnen klar, daß nur ihre Treue und Ausdauer endlich noch den Sieg erringen könne.

Auch die nächſte Umgebung von heute war von jener des Johannestages ſehr verſchieden. Nicht nur daß

die Jahreszeit ſeitdem vorgerückt war und derbere, entſchiedenere Formen und Farben wies, auch das Wetter war ein vollkommen anderes. Damals dämmerte ein klarer, heiterer Abend, heute lag der Himmel in Wolken, durch die Eichenkronen brauſte der Wind und ein Gewitter zog heran.

Nur die Sicherheit der eigenen Herzen beruhigte ſie. Mit dem feſten Entſchluſſe, niemals von ihr zu laſſen, ſie allen feindſeligen Gewalten abzuringen, hielt Aurel Philomene umſchlungen. Nicht minder feſt ſtand der Wille des Mädchens, und in ihrem Kuſſe loderte die Begeiſterung entſchloſſener Liebe.

So ſtanden ſie im Sturme, eine herrliche Gruppe. Philomene's Locken flatterten im Winde, aber ihre Energie gewann dabei einen um ſo vollendeteren Ausdruck, und der Schatten, den die ziehenden Wolken über ihre edlen Züge warfen, hob den Ernſt ihres Antlitzes. Auch Aurel war prächtig anzuſchauen; Muth und Liebe flammten aus ſeinen Blicken.

Vom Gebirge rollte der Donner nieder, bei ihrem Kuſſe leuchteten die Blitze des ausbrechenden Gewitters; mögen es pythiſche, glückbringende Blitze ſein!

## Vierzehntes Kapitel.

Zu den Bedrängniſſen, die Philomene umgaben, kam noch die weitere, daß der Freiherr von Zoll ſie mit Aufmerkſamkeiten zu verfolgen begann. Es geſchah vielleicht nicht ohne Abſicht, daß Daniel Püttner, ſein früherer Diener, den Baron auf die reizende Tochter des Schulmeiſters aufmerkſam machte. Der Fingerzeig genügte, um den leichtſinnigen Junker auf die edle Beute zu hetzen. Es koſtete ihm wenig Mühe, ſich beim Magiſter einzuführen; er hatte bald ſeine Schwachheiten ausgeſpürt und erwarb ſich durch deren kluge Benützung ſeine Zuneigung. Er kraute dem alten Raben den Hals, reizte die Elſter zum zornigen Spiele und ließ ſich ſogar Verſe aus Properz vorleſen. In kurzer Zeit war er der Liebling nicht nur der Vögelzucht im Schulmeiſterhauſe, ſondern auch des alten Herrn ſelbſt. Wenn der Magiſter aus dem Muſentempel der Schuljugend nach Hauſe kam, rechnete er ſicher auf den Beſuch des Barons, und kam in üble Laune, wenn er ſich in ſei-

nen Erwartungen getäuſcht fand. Der kecke Edelmann behandelte ihn faſt wie ſeine Vögel, er trieb ihn an und neckte ihn, hatte dann aber auch wieder die größte Geduld mit allen ſeinen Schwächen und vertiefte ſich in ſeine Launen und Sonderbarkeiten. Die Gegenwart Philomene's belohnte ihn allerdings für ſeine Nachſicht gegen den Alten. Eitelfritz, der beim Beginne der Bekanntſchaft immer mit dem Magiſter zugleich in das Schulhaus eingetreten war, kam bald, wie zufällig, etwas vor ihm, und allmählich immer früher. Die erſten Male ſetzte er ſich nach wenigen Worten an den Tiſch, und fing ſein gewohntes Spiel mit den Vögeln an, oder ſpielte wie zum eigenen Zeitvertreibe auf der Zither. Nach einiger Zeit aber brachte er bald nach ſeinem Kommen ein Geſpräch mit Philomene in Gang, die dem freundlichen Beſucher nicht abgeneigt ſchien.

Eitelfritz hatte zu viel Erfahrungen mit Weibern gemacht, als daß er nicht vom Anfange an begriffen hätte, daß er mit ihr nicht wie bei den gewöhnlichen ihres Geſchlechtes vorgehen dürfe. Durch anſcheinende Beſcheidenheit mußte er zuerſt ihr Zutrauen gewinnen. In den Lebenskreiſen, denen Philomene angehörte, hat der unbewachte Verkehr eines Mädchens mit einem Manne überhaupt nichts Auffallendes. Da ſie ſich dem Zuge des Grames nicht ergab, ſondern ungeachtet aller Hinderniſſe in friſcher Hoffnung erhalten wollte, ſo

war ihr der Beſuch des lebensluſtigen Junkers nicht unwillkommen; ſie fand in ſeinem aufgeweckten Umgange ein Mittel gegen die Schwermuth.

Eitelfritz glaubte das Täubchen bereits kirre gemacht zu haben und erlaubte ſich ein Mal den gewöhnlichen Ungeſtüm ſeiner Liebeswerbungen. Er wurde durch die Entrüſtung des armen Kindes überraſcht, ja wie es blaß mit gekreuzten Armen vor ihm ſtand, hätte die Erſcheinung beinahe den Eindruck der Rührung auf ihn hervorgebracht. Er erwehrte ſich beider Regungen noch zu rechter Zeit, um ſich hinter den Schein eines derben Scherzes zurückzuziehen; gleich darauf trat der Magiſter ein und Philomene entfernte ſich, ſo daß er im Augenblicke nicht wußte, ob ihm ſein Umwenden gelungen ſei.

Er ſollte darüber nicht lang' im Zweifel bleiben. Philomene vermied es ſeitdem mit ihm allein zu ſein, und zeigte, wenn es dennoch geſchah, kalte Zurückhaltung.

Der Baron änderte nun ſeinen Plan und erwies ſich als zärtlichen Verehrer, ohne damit das Geringſte zu gewinnen.

Faſt mußte er lachen, als ihm das harmloſe Kind bald darauf erklärte, ihn nicht lieben zu können, und jedes bezügliche Wort als eine Zudringlichkeit ablehnte.

Er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, und wollte nichts deſto weniger um jeden Preis Erfolge gewinnen.

Die Kälte, ja der Trotz des ſchönen Mädchens reizte ihn nur noch mehr; zum Vorhaben ſeines Leichtſinnes geſellte ſich endlich faſt die Wallung eines tieferen Gefühles. Der hinkende Teufel drohte zum Gotte der Liebe zu werden. Er beſchloß, durch Kühnheit zu erringen, was den nach ſeiner Anſicht zarten Liebeswerbungen bisher nicht gelungen war, und ſann auf Gewalt und Entführung. Büttner's Andeutungen über das Mädchen beſtärkten ihn darin.

Er hatte bei ſeinem Vorhaben ein leichtes Spiel, da er des Vertrauen und die Zuneigung des Magiſters im vollen Umfange beſaß. In der Gegenwart des Alten hatte er allerdings jene Grenze, die dieſer im Umgange mit Frauenzimmern als die zukömmliche erachtete, nie überſchritten. Wenn ſich Philemene gleichwohl über ſeine Zudringlichkeiten beklagte, ſo zankte der Magiſter mit dem Mädchen und ſchob ihre üble Laune auf den Verdruß, den ſie über die Entfernung des Bergmannes empfinden mochte. Es wäre ihm recht geweſen, wenn ſich der Baron in ſeiner Gegenwart ſogar etwas unternehmender gezeigt hätte; er glaubte in deſſen Anſchließen ein Mittel entdeckt zu haben, dem Mädchen Aurel aus dem Kopfe zu treiben. Welchen Ausgang dann die Bewerbungen des Freiherrn nehmen ſollten, daran dachte er eigentlich kaum; geſchah es aber auch vorübergehend, ſo dünkte ihm das Mädchen

ſchön genug, um ihren Beſitz ſelbſt einem Baron wünſchenswerth zu machen.

Auch Graf Jaramund kam bald in Kenntniß der Werbungen des Freiherrn von Zoll. Dieſer war zwar nicht Derjenige, den er für ſeine Tochter beſtimmen mochte, aber auch er hoffte durch ihn eine Zerſtreuung für Philomene erwarten zu dürfen. Es ſchien jedenfalls ein Gewinn, wenn der gemeine Bergmann durch den Junker verdrängt würde, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß dann dieſer Letztere die Beute gegen Plan und Vorausbeſtimmung für ſich ſelbſt gewönne. Mindeſtens fand der Graf im gegenwärtigen Stande der Sachen keinen Grund, zur Vertreibung des Barons mitzuwirken.

Deſto entſchiedener aber reifte die Abneigung in Philomene's Herzen. Der Beſuch des Barons war jetzt das Zeichen zu ihrer Entfernung; ſie verſtand es, ihm auch in Haus und Hof ihre Gegenwart zu entziehen; er fand kaum mehr jemals die Gelegenheit, ihr ein Wort der Zärtlichkeit oder des Vorwurfes zuzuflüſtern.

Unter ſolchen Umſtänden reifte im tollen Freiherrn der Entſchluß, ſich mit Gewalt in irgend einer Weiſe des Mädchens zu bemächtigen; vielleicht war all' ihr Sprödethum nur Schein und Angewöhnung und ſie wäre noch am Ende froh, wenn ſie gezwungen würde, ſie abzulegen. Die Kenntniß, daß er einen Nebenbuhler beſitze, ſtachelte ſein Begehren noch mehr; ſein ro-

des Gemüth hatte von der unſchuldigen Liebe zweier junger Herzen kaum einen Begriff und ſetzte voraus, daß ein Anderer die Bevorzugung genieße, von der er eigenſinnig ausgeſchloſſen werde.

Er ließ das Mädchen von ſeinem Reitknechte umlauern.

Eines Tages meldete ihm dieſer, Philomene ſei ſoeben gegen den Wald gegangen. Die Stunde für eine ſolche Promenade war eine ungewöhnliche; vielleicht galt es eine Beſtellung mit ſeinem Nebenbuhler? Sein Entſchluß war bald gefaßt. Der Diener mußte auf Umwegen in den Wald reiten; er ſelbſt eilte, durch die Hügel gedeckt, hinter Philomene dahin.

Bald entdeckte er ſie vor ſich, hielt ſich aber verborgen, um in ihr keinen Verdacht zu erregen.

Erſt als ſie ſchon einige Zeit im Eichenkamp verſchwunden war, ſchlug er raſch denſelben Pfad ein. Sie konnte ihm jetzt nicht mehr entgehen.

Er hatte recht berechnet; bald erreichte er ſie im dichten Walde.

Philomene erſchrak heftig, da ſie ihn herneilen ſah.

Sie vermochte ſich kaum zu faſſen, als er ſie jetzt eingeholt hatte und anredete.

„O mein Waldfräulein, ich bin glücklich, mich Ihnen in der Einſamkeit als Wegweiſer anbieten zu können.“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, meine Wege ſind mir ſelbſt wohl bekannt.“

„Verzeihen Sie, daß auch ich ſie kennen zu lernen begierig bin,“ erwiderte Eitelfritz mit einem Lächeln, das faſt wie Hohn klang.

Philomene ſah ihn entrüſtet an.

„Ja, mein ſchönes Kind, ich hege in der That Verdacht, daß Sie heute nicht nach den Waldlilien ausgingen, und daß eheſtens irgend ein jugendlicher Faun mit Hörn und Bocksfüßen aus dem Gebüſche ſpringen wird, um Ihre Waldeinſamkeit zu verſüßen.“

Tiefe Röthe bedeckte Philomene's Geſicht; ſie hielt betreten an.

„Ach, ſehen Sie, Sie erröthen. Wiſſen Sie, daß darin ein halbes Eingeſtändniß liegt.

Er umſchlang ſie zutraulich.

Entrüſtet ſtieß ſie ihn von ſich.

„Sei nicht ſo ſpröde, ſchönes Kind; es läuft am Ende doch auf Eines hinaus, ob ich oder ein Dritter Deinem Zeitvertreibe hier zu Dienſten ſtehe. Vor Allem gieb mir ein Küßchen auf Abſchlag.“

Philomene wollte entfliehen; der Baron hatte ſie aber bald eingeholt, faßte ſie in ſeine Arme und trug ſie zu dem Mooslager unter einem uralten Eichenbaume.

Ihre Anſtrengungen, ſich von ihm zu befreien, waren vergebens; ſie weinte vor Zorn und Schreck;

als er ſie jetzt aber wirklich küßte und in der Erregung der Leidenſchaft und des Ringens in die Arme ſchloß, ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus.

Ein Jäger ſprang in dieſem Augenblicke aus einem Seitenpfade mit vorgeſtrecktem Gewehre und hielt in höchſter Ueberraſchung vor dem Paare.

„Du biſt es, Faramund,“ rief Eitelfritz, halb lachend, halb in übler Laune, ohne den Arm Philomene's loszulaſſen, „bei Gott, zu ungelegenerer Stunde konnteſt Du das edle Waidwerk in dieſem Reviere nicht betreiben.“

„Laß los, oder ich ſchieße Dich nieder!“ ſchrie der Graf nach kurzer Pauſe, in der ihm die Lage klar geworden war.

„Oho! oho! nur nicht ſo heftig! Was geht es Dich an, wenn ich mich hier mit der Mamſell beluſtige.“

„Fort, Bube, oder Dein letzter Augenblick hat geſchlagen!“

Faramund hatte das Gewehr zum Anſchlage gehoben; der Baron ließ die Hand des Mädchens.

„Teufel, was fährt in Dich, einem Standesgenoſſen einer Dirne wegen ſo elend zu begegnen?“

„Wage das Mädchen noch ein Mal zu beläſtigen, und Du biſt des Todes, Burſche.“

„Ja ſo, jetzt verſtehe ich!“ entgegnete Eitelfritz mit

einem Zuge des Spottes um die Lippen, dem bald ein freches Lachen folgte. „Verzeihe meinen Unverſtand; wie konnt' ich auch wiſſen, daß ich da in gräfliches Gehege gerathen war. Leben Sie wohl, Mamſell, ich höre meinen Rappen wiehern. Nun, fröhliche Birſche, das Wild iſt trefflich eingerichtet."

Mit dieſen Worten war er in's Gebüſch geſprungen und verſchwand. Bald darauf hörte man am Waldboden im leichten Galop davonſprengen.

Sein Reitknecht mit den Pferden mußte ihn ganz in der Nähe erwartet haben.

Joramond ſchien erſt jetzt zur vollen Beſinnung gekommen zu ſein. Ohne ein Wort zu ſprechen, hatte ſich unterdeſſen auch Philomene entfernt.

Der Graf eilte ihr nach: „Ich ſchätze mich glücklich, Sie aus den Händen des Wildfangs befreit zu haben."

„Auch bin ich dafür dankbar; entſchuldigen Sie, Herr Graf, daß ich Ihnen meinen Dank auszuſprechen vergeſſen habe."

„Erlauben Sie, Philomene, daß ich Sie nach Hauſe begleite?" fragte er nicht ohne einen Anflug von Zartlichkeit.

„Bemühen Sie ſich nicht, Herr Graf," entgegnete ſie und ſchaute ihm zweifelnd in das Geſicht. „Seit Jener fort iſt, habe ich nichts mehr zu fürchten."

„Da Sie mir ſoeben zugeſtanden, daß ich Sie einer Gefahr, mindeſtens einer Verlegenheit entzogen habe, ſo werden Sie meine Begleitung gewiß nicht verſchmähen."

„Ich danke," erwiderte das Mädchen mit abwehrender Hand und ſtolzer Entſchiedenheit. Des Freiherrn letzte Worte und die durchbrechende Rührung in der Rede des Grafen machte ſie auch gegen ihn mißtrauiſch, mindeſtens unſicher. „Ich danke," wiederholte ſie dann mit wärmerem Ausdrucke und ſchaute ſtrahlenden Blickes vor ſich gegen den Saum des Waldes, „ich danke, jetzt bedarf ich keiner fremden Begleitung mehr. Dort kommt Derjenige, den ich hier erwartet hatte."

Raſchen Schrittes enteilte ſie.

Der Graf hatte Aurel auf den erſten Blick erkannt, er kam ihr vom Rande des Waldes ſchnellen Schrittes entgegen.

Dem Grafen that es wehe, ſich von ſeiner Tochter zurückgewieſen zu ſehen. Er hing die Büchſe über die Achſel und ging immer tiefer in den Wald. Er war traurig und voll Unruhe.

Als der Abend ſeine rothen Lichter durch die Baumkronen warf, kam er auf einen freien Platz hinaus. Vor ihm lag das zerfallene Einödehaus, das einſt Florette bewohnt hatte. Es konnte ſchwer geſagt werden, ob er zufällig hierher gerathen ſei, oder ob Abſicht ſeine Schritte gelenkt hatte.

Er ging langsam über den kleinen Wiesenplan, bog das aufwuchernde Gebüsch zur Seite, das ihm den Weg versperren zu wollen schien, und trat in die Ruine. Er setzte sich auf die Trümmer der vordern Mauer, die schon völlig niedergestürzt war und die Aussicht über die Waldwiese und in den Forst offen ließ. Ein Hollunderbusch war im Laufe der Jahre aus der Ecke des einstigen Zimmers emporgewachsen, am Boden breiteten sich über dem Steinwerke Nesseln und Dorngestrüppe.

Mittlerweile sanken die Schatten des Abends auf das traurige Bild. Ueber die einsame Grüne legte sich ein niederer Nebelstreif, am Saume des Waldes sang noch eine verspätete Amsel und seine Kronen ragten finster in den Nachthimmel. Allmählich dämmerte aber ein Stern nach dem andern in seiner Tiefe auf; sie gaben die rechte Beleuchtung für diese Scene wonnevoller und trauriger Erinnerungen.

Dem Grafen war es, als säß' er, wie einst, in Florette's kleinem Zimmer und sie stände vor ihm in aller Pracht der Jugend und der ersten Liebe. Sein Herz schlug mit Ungestüm wie damals, er streckte die Hände nach ihr und noch keine der Wonnen des Lebens schien für ihn verloren. Die zwanzig Jahre, die dazwischen lagen, dünkten ihm nur ein wüster Traum, der ihn unter'm Hollunderbusche beschlichen, den die

böſen Elfen in der Zaubernacht über ihn geſendet hatten.

Florette, Florette! Geliebte ſeines Herzens, reich' ihm die Hand, lächelnd in hoher Seligkeit, ſei jetzt die Seine, und werdet glücklich zuſammen, ſo ſehr als es die Menſchen hienieden zu ſein vermögen! — Du zögerſt, Florette! hegſt Du irgend ein Gefühl des Grolls gegen ihn, weil er die Stunde der Prüfung nicht rein und ſiegend beſtanden hat, wie Du, Florette? — Nein, Du zürneſt nicht! Aber dennoch bleibſt Du ſtill und traurig und ſtürzeſt nicht in ſeine Arme? Ah ſo! ich hab' es vergeſſen, daß Du längſt auf dem Friedhofe des Bergdörfchens zu Staub zerfallen biſt, und der liebliche Schatten, der in den Trümmern des Waldhäuschens um Faramond flattert, zart wie Elfengeſpinnſt, iſt nichts weiter, als das Geſpenſt der Erinnerung, als der geſchiedene Geiſt ſeiner erſten Liebe. Wie Geiſternähe ſchüttelte es kalt durch Faramond's Glieder, das Gefühl des verlorenen Lebens ergreift ihn wieder, und wie die Traurigkeit des Todes überfällt es ihn.

Aber hat er nicht gelobt, ihre Tochter glücklich zu machen? Bei ſeiner ewigen Seligkeit: das Leben Philomene's ſollte kein verlorenes ſein! Hält er nicht mehr treu und unerſchütterlich an ſeinem Schwure?

Das Antlitz Florette's bleibt blaß und traurig;

jetzt zerfließt es völlig in den Nebeln der Nacht! War's nicht, als hätte ſie ihm zuletzt leiſe, leiſe mit dem Finger gedroht.

Des Grafen Geſicht ſank in ſeine Hände! Aus dem Walde klang das große, unheimliche Rauſchen der Nacht.

Da ſprang er plötzlich mit einem lauten Schrei in die Höhe. Wollte er nicht eben an ſeiner einzigen Tochter denſelben Frevel begehen, mit dem man ihn einſt um die Glückſeligkeit des Lebens betrogen hatte?

Wie konnte er ſo lange ſo verblendet ſein? War er im Stande, ihrem jungen Herzen mit den Gütern der Erde ihre erſte Liebe auszukaufen, ihren Beruf auf Glückſeligkeit? O nein, nein! gewiß nicht! er hatte es ja ſelbſt erlebt und erfahren: die Liebe iſt kein Wahn, mit ihrem Scheiden iſt aller Glanz vom Leben genommen und verwiſcht; was hätte er Philomene dafür zu bieten? Ein prächtiges Schloß, ſchöne Gewänder und Reichthum — auch einen ſtolzen Namen und einen vornehmen Gemahl, einen Gemahl, den ſie — nicht lieben wird.

Und um dieſen Flitter ſoll ein Herz, ein Menſchenleben feil ſtehen? Seine Liebe hatte man gemordet, jetzt ſollte er der Mörder der Liebe ſeines einzigen Kindes werden! Nimmermehr, nimmermehr! Philomene mußte ja glücklich werden.

Mit Haſt ſprang er über das Steingerölle und ſchritt dann über den Wieſenring nach dem Walde. Sein Entſchluß ſtand feſt und unerſchütterlich.

In gehobener Stimmung ging er durch den Wald. Der kaum erſt abnehmende Mond ſtieg in ſilberner Pracht über den Hügelkamm und goß ſeine reizenden Lichter in die Kronen des Eichenkamps.

Faramond fühlte ſich frei und ſtark, wie ſeit Langem nicht. Mit ſeinem Entſchluſſe war ihm jedes Bedenken, jeder Zweifel abgenommen.

Auch Florette hielt er ſich in dieſem Augenblicke erſt völlig verſöhnt.

Es war ein prächtiger Heimgang durch die thauige Nacht im Mondenſcheine.

Zuletzt kam er auch noch an der Ruine von Grafenpfalz vorüber. Ueber ſeinen Kopf ſtrich der leiſe breite Flug eines Schuhu's. Er ſchien, aufgeſchreckt durch den raſchen Schritt des Grafen, ſich in's alte Gemäuer zu flüchten.

## Fünfzehntes Kapitel.

Der Wille der Vornehmen und Reichen der Erde iſt von mächtiger Nachwirkung. So war es auch dies Mal der Fall mit dem Entſchluſſe des Grafen Faramond. Die ganze Welt um Aurel und Philomene ſchien ſich ſeit der letzten Nacht zu ändern, nur ihre Liebe blieb unverrückt. Zuerſt wurde der Magiſter durch Daniel Püttner in Kenntniß geſetzt, daß der Baron Cotta der Verbindung Philomene's mit Aurel nicht nur allein kein Hinderniß mehr in den Weg lege, ſondern ſelbe vielmehr geradezu wünſche. Es gebe auch ſonſt gar keinen verſtändigen Grund gegen ſelbe, und auch Herr Gerſtenberg, wenn er noch lebte, würde ſie ohne Zweifel gebilligt haben. Daniel Püttner theilte dem Schulmeiſter mit, daß er des Verſtorbenen Papiere noch ein Mal genau durchgegangen und aus einer Aufſchreibung erſehen habe, daß die baar hinterlaſſenen achthundert Thaler nicht für Philomene, ſondern für den Magiſter ſelbſt als Geſchenk für die treue Pflege

des Kindes mit der einzigen Verpflichtung bestimmt worden seien, daß er auch fernerhin weder Philomene, noch sonst einem Menschen entdecken solle, daß sie nicht seine Tochter sei. Für das Mädchen aber habe sich eine weit größere und an und für sich bedeutende Aussteuer an sichergestelltem Kapitale nachträglich vorgefunden, in deren Besitz sie an ihrem Hochzeitstage gelangen solle.

Man kann sich denken, welchen freudigen Eindruck diese Mittheilungen auf den Alten machten. Er liebte Philomene wie eine Tochter und war auch dem Bergmanne wohlgewogen; da die Rolle des hartherzigen Vaters seiner Natur überhaupt nicht zusagte, so fühlte er die Brust von einer schweren Last befreit, als er Philomene die frohe Nachricht überbringen konnte, daß die Gründe, die ihrem Umgange mit Aurel im Wege standen, gehoben seien.

Er hatte an diesem Tage den letzten Druckbogen seines Properz erhalten und vergaß den Dichter der Liebe fast über dem Liebesglücke des theuern Mädchens.

Einen größern Beweis seiner Neigung für dasselbe und seines Antheils an dessen Glücke konnte vom alten Pädagogen nicht erwartet werden.

Wie gerufen erschien Aurel, noch bevor er von diesen Aenderungen verständigt wurde, im Schulhause. Auch er hatte frohe Nachrichten zu bringen.

Der nahe Steinkohlenbauverein hatte ihn ganz unerwartet ſoeben unter den vortheilhafteſten Bedingniſſen zum Leiter des höchſt ausgedehnten Geſchäftes ernannt. Sogar ein Antheil am Eigenthume deſſelben wurde ihm zugeſchrieben.

Die Auszeichnung, die dadurch ſeiner Tüchtigkeit zu Theil wurde, erfüllte ihn mit hoher Freude, die nur durch das Entzücken über die frohe Ausſicht, die zugleich ſeiner Liebe ſich eröffnete, überboten werden konnte.

Die zwei jungen Leute ſtürzten ſich in der vollen Begeiſterung der Liebe in die Arme; der Magiſter ſegnete ſie und frohlockte mit ihnen in der Freude ſeines Herzens.

Eheſtens ſollte jetzt Hochzeit gehalten werden, und zwar die ſchönſte, frühlichſte. Es gab kein Bedenken mehr, es ſei denn die Sorge den Glanz des Feſtes zu erhöhen; auf die Liebe der zwei jungen Leute fiel kein Schatten, als der von blühenden Myrthen.

Aurel übernahm ohne Zögern ſein neues Amt, er betrieb die Rüſtungen zur Hochzeit mit Freude und hohem Muthe. Nicht minder glücklich war Philomene.

Wenn Graf Faramond jetzt am Schulhauſe vorüber ging, tönte wieder ihr froher Geſang aus dem ſtillen Gehege und erfreute ſein Herz.

So war der Hochzeitstag des jungen Paares herangekommen.

Die entschiedenen Farben des Herbstes lagen über der Landschaft. Auf den Feldern reiften die zweiten Früchte der Ernte entgegen, die Wiesen standen üppig grün, aber fast ohne Blumen, und in den Buchen- und Eichenbäumen rötheten sich und welkten einzelne Laubstücke.

Vor dem Schulhause waren viele Leute versammelt. Die Bergleute der Steinkohlengewerkschaft zogen in ihrem Sonntagsstaate auf und hatten ihre Pfeifer mitgebracht; auch die Schulkinder erschienen in den besten Gewändern, und aus dem Dorfe und der Umgegend hatte sich vieles Volk herbeigedrängt. Im Hochzeitshause selbst verkehrten geladene Gäste in Festkleidern; sein Eingang war mit einer Ehrenpforte aus Tannenreisern geschmückt, an den Fenstern prangten Kränzlein von Rosmarin und Herbstblumen.

Jetzt tönten die Hochzeitsglocken von der Kirche herüber; der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Zuerst flatterte die Fahne der Bergleute, dahinter schritten die kräftigen Gestalten der Steiger und Knappen in ihrem phantastischen Grubenkleide. Jeder von ihnen hielt an elfernem Stile ein brennendes Lämpchen in der Hand; ihre Spielleute fiedelten und bliesen ein lustiges Bergmannslied. Dahinter reihten sich die Schulkinder zu ihren Kirchenfahnen. Zuerst gingen die Buben, dann

folgten die Mädchen. Ein halbwüchsiges Kind im weißen Kleide, mit einem Rosmarinkranze im Haare trug eine Marienfahne voll schuldlosen Bewußtseins der eigenen Würde. Auch die zwei letzten Mädchen erschienen weiß gekleidet mit Blumenkronen. Sie waren Philomene's Brautjungfern.

Hinter ihnen kam das Brautpaar.

Auf Aurel's Stirne leuchtete Muth und Freude, aus seinen Augen funkelte der Glanz der Liebe.

Schön aber, wie der Frühling und wie die Liebe, war heute Philomene. In ihrem Antlitze lag neben dem Entzücken des Glückes der feierliche Zug der Unschuld.

Sie trug ihren Brautkranz stolz wie eine Königskrone.

Langsam und feierlich schritt das Paar über den Wiesengrund. Hinter diesem ging der Magister, an ihn schloß sich der ganze, frohe, theilnehmende Schwarm der Begleiter.

Nach der Gewohnheit des Dorfes bewegte sich der Brautzug zuerst zur Waldkapelle, dann erst wendete er zur Kirche. An den Wiesenrainen neben dem Zuge zirpten die Grillen; in den blauen Lüften darüber wirbelte Lerchenklang.

Im Gebüsche abseits stand Graf Faramond und blickte auf den Hochzeitszug. Sobald dieser näher kam

verſchwand er im Walde, um das feſtliche Geleite nicht zu ſtören.

Er ſchritt raſch im Forſte weiter; allmählich verhallten die Kirchenglocken hinter ihm in den Wipfeln.

Es war heute gar feierlich im Walde.

Der Graf ſchlug den Weg zum Einödhauſe ein.

Bald ſtand er wieder vor ſeinen zerfallenen Mauern und trat durch's gebrochene Thor in ſeinen heiligen Bezirk.

Die Gewalt der Erinnerung und die Macht der Stunde überwältigten ihn. Er hatte dem Glücke ſeiner Tochter das größte Opfer gebracht, das von ihm verlangt werden konnte: er hatte ihr entſagt.

Es war ihm in der letzten Zeit klar geworden, daß das Geheimniß ihrer Geburt, wenn es ihr je bekannt würde, ihre Unbefangenheit, ihre Zuverſicht untergraben müßte. Sie durfte alſo nie erfahren, daß er ihr Vater ſei, der Magiſter ſollte ihr in Zukunft wie bisher als ſolcher erſcheinen. Er wußte es, daß er damit auch dem Anſpruche auf ihre Liebe, ja ſelbſt auf ihren nähern Umgang entſage; mochte es ſein: nur um dieſen Preis konnte ſie ganz glücklich werden.

Graf Faramond ſank an der Stelle ſeiner erſten Liebe auf die Kniee. Er ſtreckte die Arme aus und rief Florette's Namen, ſehnſüchtig, als ſollte ihm ihr Geiſt erſcheinen. Heute, das fühlte er, hatte er für

ſeine Schuld an ihr Sühne gebracht, er war ihrer Liebe wieder würdig, weil er ſeine Liebe für ihre Tochter rein von jeder Selbſtſucht erwieſen hatte.

Nach vielen Jahren floſſen heute das erſte Mal wieder Thränen über ſeine Wangen.

Tief im Walde blies irgendwo ein Waldgeſelle auf dem Waldhorne.

## Sechzehntes Kapitel.

Es war um die früheſte Stunde eines wolkenloſen Herbſttages. In der Ferne dämmerten die großartigen Züge des Hochgebirges, darüber lag der blaſſe Morgenhimmel; aus den Thälern unten wich kaum erſt die Nacht, aber über den gewundenen Felſenpfad, der am Berggelände aufwärts führte, zogen doch ſchon zerſtreute Wandergruppen. Sie waren von der Höhe aus reizend anzuſchauen. Dort ſchritt haſtig ein junger Menſch in der Reiſeblouſe mit dem Tragſacke am Rücken, und war beſtrebt, den Ausſichtspunkt noch vor Sonnenaufgang zu erreichen, aus der Schlucht wand ſich mühſam ein Bankwagen empor und auf den einzelnen Straßenwindungen erſchienen auf Mäulern und Saumpferden einzelne Reiterinnen in mehr oder minder zahlreicher Begleitung.

Neben dem Pfade ſtürzten über die Felſen ein paar Waſſerfälle in die Tiefe des Thales, und hier und dort flatterten köſtliche Morgennebel über den Saumweg.

Auf der Höhe ſelbſt konnte man noch die volle Stille der Morgenſtunde genießen. Gerade gegenüber, weit über Thälern und Seen trat der prachtvolle Alpenzug des Oberlandes allmählich aus den Dämmerungen: der Finſteraarhorn, die Jungfrau, die Schreckhörner; den Oſten begrenzte der Säntis, weiter unten lag der Dödi, der Urirothſtock, der Gotthard; und dort in der Tiefe des Südweſtens mochte der Montblanc aufdämmern. Die Luft, die den Wanderer hier begrüßte, war rein vom Dampfe der Niederungen, ſie ſchien unmittelbar aus den Himmeln hernieder zu wehen.

Aber nicht blos dieſe an den Gletſchern geborene Luft iſt es, die dem Ankömmlinge in der Schweiz einen vollen Lebensathemzug gewährt, mehr noch als die chemiſch nachweisbaren Beſtandtheile derſelben iſt es der Hauch der Freiheit, der ihn auf ihren Höhen ſtärkt und ermuthigt.

Es iſt doch ſchön, daß mitten zwiſchen vieler Herren Ländern die gewaltige Alpen-Akropolis ſich erhebt, zu der der Flüchtling aus unſeren ſocialen Zuſtanden, wenn ihn nur ſonſt keine Schuld bedrückt, ſeine Schritte wenden darf, wo der Ausgeſtoßene unſerer Cultur und Verfeinerung ein Aſyl und die Ruhe wiederfinden kann.

Die Lüfte wurden nach und nach heller, die Nebel rollten in die Schluchten und in die Thalmulden hin-

unter, und die Umriſſe der fernen Gebirge traten deutlicher hervor.

Jetzt hauchte es wie ein Roſenglanz um ihre Gipfel; dann ſchimmerte Morgenröthe auf dem ewigen Schnee; die Alpen glühten. Weit, weit in unabſehbarer Ferne lag es ſtill und groß wie das Morgenroth der ewigen Welt.

Heerdeglocken erklangen im Gehänge, unfern blies ein Hirt die Schalmei.

Nur ein paar Wanderer erſt hatten die Höhe in dieſem Augenblicke erreicht. Als die Purpurflammen an den Gletſchern loderten, drang ein Ausruf der Entzückung aus dem Munde der jungen Dame, die ſich an den Arm ihres Begleiters ſchmiegte. Beide waren in Reiſekleidern, ihr Führer und die Saumroſſe hielten abſeits an der Wendung des Weges.

Jetzt ſtieg die Sonne auf, und die prachtvolle Landſchaft lag in der Klarheit des Morgens vor den Augen des Paares aufgerollt. Ueber grünen Thälern erhoben ſich, gleich verſteinerten Wogen des erſten Schöpfungstages, die Häupter der Gebirge, Seen funkelten aus ihren Schluchten und tief im Süden lag die eisumgürtete Alpenburg.

„O mein Alberich! welche Wonne verdanke ich Dir!“

„Nicht mir, ſondern Deiner hohen Entſchloſſenheit, Ginevra!“

„Wie die letzten Todeswindeln einer Mumie ſank es heute hinter mir hinunter. Ich bin eine Neue, eine Wiedergeborene, Dir und dem Glücke, mein Alberich!“

„Du haſt vollbracht, was ich ſelbſt dem ſtarken Mädchen nicht zumuthen konnte. Die Prinzeſſin ruht fern im Erbbegräbniſſe, hier auf der Berghöhe liegt nur noch das liebende, das glückliche Weib in meinen Armen.“

„O Alberich, Alberich, wie unendlich glücklich bin ich, ſeit mir die Krone wie ein ſchwerer Traum aus den Locken entfallen. Jetzt erſt athme ich voll und frei, das reine Gefühl meines menſchlichen Daſeins berauſcht mich.“

Er küßte ſie leiſe aber zärtlich auf die Stirne.

„Sei mir hier noch ein Mal gegrüßt, mein Weib, und geſegnet. Möge Deine Einſicht und Tugend ſtets fortſchreiten und Dein Glück nie minder werden! Deine Liebe dauere aber ewig und unvergänglich wie die meine! Mit dieſem Kuſſe weih' ich Dich dem Glücke, Ginevra! Und jetzt hinab mit mir in's neue Leben!“

Ende des zweiten und letzten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN